This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

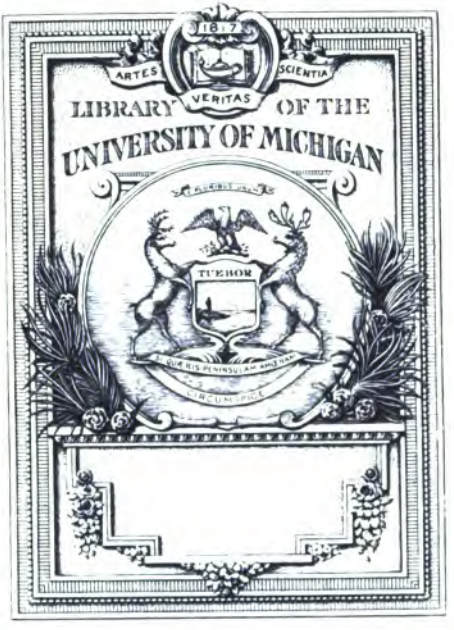
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

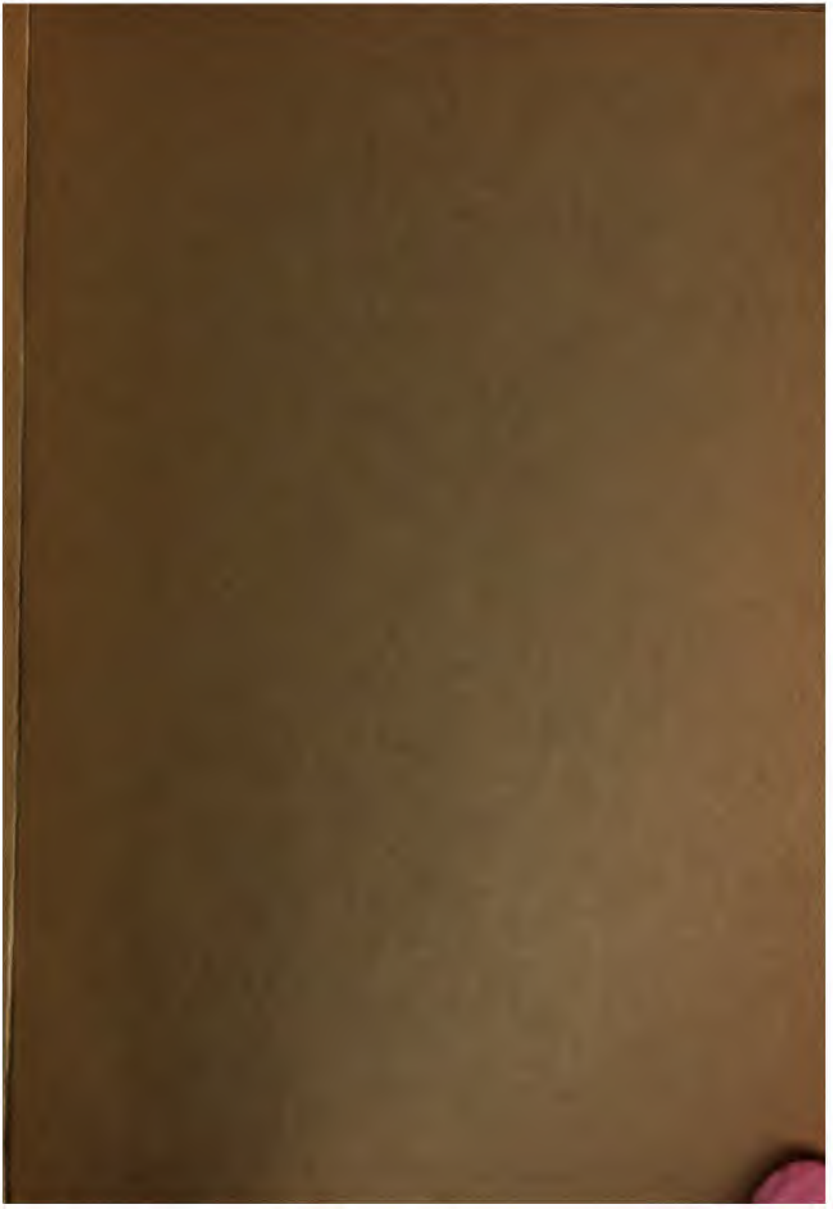
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 437921


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

LB
621
.S52



Peſtalozzi's

ſämmtliche Werke.

Geſichtet, vervollſtändigt und mit erläuternden Einleitungen verſehen

von

L. W. Seyffarth,
Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

Neue Ausgabe.

Erſter Band.

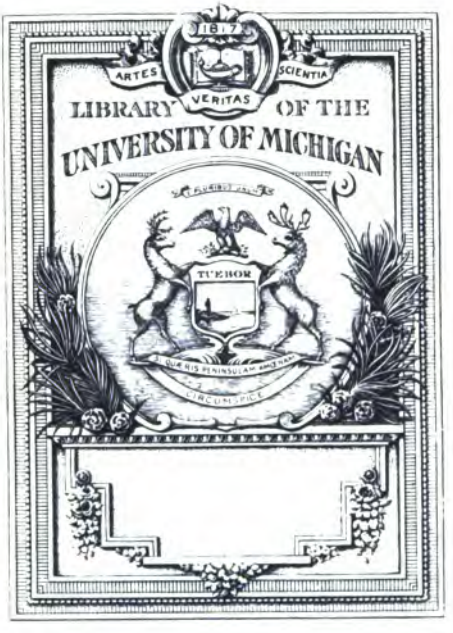
Brandenburg a. H.
Druck und Verlag von Adolph Müller.
1873.

Einleitung.

Jeder ursprüngliche und eigenthümliche schöpferische Geist muß seinem innern Wesen nach hauptsächlich aus sich selbst erklärt werden. Soweit er eine neue Entwickelung in dem geistigen Leben der Völker angebahnt, eine neue Epoche der Kultur begründet hat, kann er der Hauptsache nach nur aus sich selbst, sowie aus der durch ihn angebahnten Entwickelung und ihren Früchten recht erfaßt und begriffen werden. Zu wissen aber, wie er dazu gekommen, der Begründer einer geistigen Richtung zu werden, dazu müssen wir die Faktoren kennen, die auf seine eigene Entwickelung eingewirkt und die in ihm schlummernde Kraft geweckt und entfaltet haben, sowie es auch zum Verständniß seiner Bedeutung geboten erscheint, die bisherige Entwickelung, der er entweder entgegen trat oder die er tiefer erfaßte und begründete, und die Verhältnisse, unter denen er lebte und wirkte, kennen zu lernen.

Pestalozzi ist ein solcher eigenthümlicher und ursprünglicher schöpferischer Geist und zwar hat er eine neue Entwickelung angebahnt auf einem Gebiete, das von dem allgemeinsten Interesse ist, auf dem Gebiete der Erziehung und Bildung der Jugend. Man bezeichnet ihn mit Recht als den Vater der modernen Pädagogik.

Der Hauptsache und seinem wahren Wesen nach kann er nur aus sich selbst erklärt werden und aus der durch ihn hervorgerufenen Entwickelung der deutschen Pädagogik, da eben das, was er angebahnt, etwas Neues ist. Aber zur eingehenderen Beurtheilung, zur Erkenntniß der treibenden Motive, zur rechten Würdigung seiner Bestrebungen, des ewig Wahren, wie des Vergänglichen, weil Verfehlten in denselben, ist die Kenntniß seiner Verhältnisse, wie seiner Zeit und seiner Zeitgenossen nothwendig.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

L.B.
6.2.1

Peſtalozzi's
ſämmtliche Werke.

Geſichtet, vervollſtändigt und mit erläuternden Einleitungen verſehen

von

L. W. Seyffarth,
Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

GENERAL LIBRARY
University of
MICHIGAN

Neue Ausgabe.

Erſter Band.

Brandenburg a. H.
Druck und Verlag von Adolph Müller.
1873.

Repräsentations- oder Petitionsrecht, (Art. VII: de faire de telles représentations qu'ils jugeront convenables au bien de l'état), das sich jedoch als illusorisch erwies, als man davon Gebrauch machen wollte.

Im Jahre 1762 verdammte der Rath der Republik Genf, in Nachahmung des Pariser Parlaments, Rousseau's „Emil" und dessen „gesellschaftlichen Vertrag" als „vermessen, Aergerniß gebend, ruchlos, auf den Sturz der christlichen Religion und aller Regierungen abzielend" zum Feuer. Man verurtheilte Rousseau selbst zum Gefängniß und antwortete den Verwandten desselben, die um Mittheilung dieses Urtheils baten, geringschätzig und vornehm: Il n'y a pas lieu! — Das Urtheil war auch formell nichtig, da es gegen die damaligen Gesetze verstieß, insofern Rousseau erst vom Consistorium hätte verwarnt werden müssen.

Als die Bürgerschaft gegen dieses Urtheil eine Petition einreichte und es für formell und materiell unbegründet erklärte, wurde sie abgewiesen, und als dieselbe eine solche Handhabung der Mediation sich nicht gefallen lassen wollte, rief der Rath „um das Vaterland zu retten", die Hülfe von Bern, Zürich und Frankreich an. Die Gesandten dieser Staaten erschienen 1766 in Genf und arbeiteten eine neue Mediation aus, die aber, weil sie dem Volke gar keine Rechte einräumte, von der Bürgerschaft abgelehnt wurde. Die Gesandten reisten wieder ab, unverrichteter Sache.

Es war natürlich, daß dieses „Genfer Geschäft", wie es in der Geschichte genannt wird, in den Staaten, welche zu Hilfe gerufen waren, die Gemüther heftig bewegte; das Volk stand auf Seite der Genfer Bürgerschaft, der Rath auf der des Magistrates.

In Zürich war es Bodmer, der sich im Rathssaale der Volkssache mit aller Entschiedenheit annahm und zugleich für Rousseau eintrat. Er fand aber wenig Zustimmung bei den Herren, auch Hirzel und Geßner, (wie Bodmer, durch die deutsche Nationalliteratur bekannte Männer), lachten nur bei seinen Ausführungen. Bodmer schreibt hierüber an Sulzer (einen Schweizer, damals in Berlin): „Die Forde-

rungen der Bürger zu Genf sind durch ihre Schriften so ins Licht gesetzt, daß die Mediation auf die Probe gesetzt ist, den jetzt Lebenden und der Nachwelt ein Merkmal zu geben, wie viel Macht in unsern Tagen der Wahrheit und der guten Sache über Interesse, Herrschaft und falsche Politik geblieben ist."

Wir verlassen jetzt dieses Genfer Geschäft, um später auf die durch dasselbe angeregten Vorfälle in Zürich wieder zurück zu kommen und deren Einfluß auch auf Pestalozzi nachzuweisen.

Sowie in der Schweiz, so waren die Verhältnisse in Deutschland überhaupt: im ganzen Reiche lastete der größte politische Druck auf den Gemüthern, ja in den meisten Ländern waren die Zustände geradezu entsetzlich. Die Höfe erlaubten sich oft die schreiendsten Ungerechtigkeiten, um ihren von Tag zu Tag steigenden Bedürfnissen die nöthigen Geldmittel zu verschaffen. Man erinnere sich nur an den Menschenhandel, den der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Anspach-Baireuth und andere Fürsten trieben, welche ganze Regimenter an die Engländer verkauften, um sie gegen die Amerikaner zu verwenden. Durch den Abschluß des westphälischen Friedens hatten die Fürsten fast unbeschränkte Souveränitätsrechte erhalten, Deutschland war, in viele Theile zerrissen und ohne einheitliche starke Leitung, der Spielball des Auslandes geworden, die Deutschen verloren immer mehr ihre innere Kraft, ihr eigenes, nationales Wesen. Dieses mußte erst wieder innerlich neu geboren und gekräftigt werden, ehe die Deutschen nicht blos das fremdländische Joch abschütteln, sondern auch im politischen Leben die ihrem innern Wesen entsprechenden äußern Formen schaffen konnten.

In geistiger Beziehung war Deutschland ganz unselbstständig geworden, vorzüglich aber waren es die kirchlichen Verhältnisse, die den nachtheiligsten Einfluß auf den deutschen Geist ausübten, der im Protestantismus durch die Formeln einer in fremden Ländern und in fernen Zeiten entsprungenen Orthodoxie, die ihren Ausdruck in der Concordienformel gefunden hatte, und im Katholizismus durch den Ultramon-

tanismus, den Einfluß der romanischen Nationalität unter dem Deckmantel der Religion, dessen Blüthe der Jesuitismus war, niedergehalten wurde. Diese Bestrebungen hatten einen natürlichen Verbündeten am Feudalismus, so daß das Volk durch diese socialen und politisch-kirchlichen Fesseln an der Bethätigung seines Eigenlebens vollständig verhindert war.

Friedrich der Große war es, der durch seine Kriege, wie durch seine Schriften, und durch die Begünstigung der wissenschaftlichen Richtung zunächst die geistlichen Fesseln brach und die Macht des Ultramontanismus durch Besiegung Oestreichs und Frankreichs erschütterte. Der feudale Druck blieb jedoch auf den Ländern, denn, wenn er auch sonst sehr freisinnig dachte, so gestattete er doch nicht, über politische Verhältnisse zu reden oder zu schreiben.

Der Feudalismus ist, abgesehen von den verwerflichen Ausschreitungen, nicht für einen Nachtheil, sondern für einen Gewinn zu achten. Hätte der erwachende Strom des sich aus sich selbst neu gebärenden geistigen Lebens die Politik zum Zielpunkte genommen, hätte sich der deutsche Geist mit der politischen Gestaltung beschäftigt, so hätte er hier wohl neue Formen schaffen können, aber es wären eben bloß Formen gewesen, denen der wahre innere Gehalt, der belebende Geist und darum auch die Dauer gemangelt hätte. Der Feudalismus verhinderte den Geist, an der Gestaltung der äußern Formen seine Kräfte zu verschwenden und zwang ihn, tiefer in sich selbst zu gehen, sein eignes inneres Wesen wieder zu finden und zu kräftigen und sich an starken Vorbildern, den Alten und den Engländern, aufzurichten. Wer weiß, ob wir eine zweite klassische Periode in unserer Nationalliteratur erlebt hätten, wenn der deutsche Geist durch die politischen und socialen Verhältnisse nicht in sich selbst zurückgehalten wäre. Gerade diese Verhältnisse waren es, die den deutschen Geist auf die Gebiete der Kunst, Wissenschaft und Industrie lenkten, daß er hier seine unsterblichen Schöpfungen erzeugte, die wiederum geeignet waren, ihn aufzuwecken, zu stärken, zu veredeln. Das war jene in der Weltgeschichte einzig dastehende Zeit, wo die Geistesheroen als strahlende

Vorbilder für alle Zeiten auf allen Gebieten des geistigen Lebens auftraten: ein Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Schleiermacher, A. Neander; ein Wilhelm und Alexander von Humboldt; ein Winckelmann, der Schöpfer der deutschen Kunsttheorie; ein Lessing, Klopstock, Wieland, ein Herder, Schiller, Göthe; ein Haydn, Mozart, Beethoven; die Zeit, wo auch in der Malerei, Skulptur und Architectur der deutsche Geist neue Bahnen schuf; die Zeit, wo die Naturwissenschaften nach ihren Gesetzen begründet und die Geschichte nach ihren treibenden Motiven erfaßt wurde, wo auch der Handel, die Industrie und der Ackerbau einen ungeahnten Aufschwung nahmen und die materielle Grundlage für das ideale Leben fest begründeten. Jetzt hatte der Geist seinen wahren innern Gehalt gefunden und mit innerer Nothwendigkeit mußte er an die Neugestaltung auch der äußern rechtlichen und politischen Formen in Gesetzen und Verfassungen gehen, ein geschichtlicher Prozeß, in dessen Entwickelung wir noch jetzt stehen.

Dieselben Verhältnisse waren es, die Pestalozzi — und zwar läßt sich bei ihm der directe Einfluß nachweisen — auf das ihm eigenthümliche Gebiet führten, wo er, wie jene Männer, der Begründer und Anfänger einer neuen lebensvollen Entwickelung werden sollte, so daß sich sein Name würdig den oben genannten anreiht: auf das Gebiet der Volksbildung.

Wir treten damit aus der eng begränzten Sphäre der politisch-socialen Verhältnisse der Schweiz über in die allgemeine Kulturgeschichte, in welcher Zürich und gerade die Kreise, zu denen Pestalozzi gehörte, eine hervorragende Rolle spielte und auf deren Gang es einen weit greifenden Einfluß ausübte.

An der Spitze dieser literaturhistorischen Bewegung stand derselbe Mann, den wir schon oben als den ächten Volksfreund kennen gelernt haben: Johann Jacob Bodmer. Da er auch auf Pestalozzi einen großen Einfluß ausgeübt hat, so müssen wir auf seine literarischen Bestrebungen etwas näher eingehen. Er gehört mit zu denen, welche die zweite

klassische Periode der deutschen Literatur vorbereiteten, wenn auch weniger durch seine eignen Productionen, so doch durch kritische Untersuchung des bisher in Geltung und Ansehn Stehenden und durch Angabe des Weges und Zieles der wahren Kunst, durch die Begründung der Aesthetik.

Die deutsche Literatur, speziell die Poesie befand sich am Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts, wie die deutschen Verhältnisse überhaupt, in einem bejammernswerthen Zustande; die tändelnden, schwülstigen und schlüpfrigen Reimereien der zweiten schlesischen Dichterschule behaupteten lange Zeit die alleinige Herrschaft. Da trat zu Anfange des 18. Jahrhunderts der nach und nach zum Selbstbewußtsein erwachende deutsche Geist dagegen in den Kampf, der hauptsächlich von zwei literarischen Mittelpunkten aus geführt wurde, von Zürich und Leipzig. In beiden Städten bildeten sich fast zugleich literarische Gesellschaften, die den unwahren bombastischen Reimereien der Schlesier entgegen traten und die Kunst zur Einfachheit, Klarheit und Nüchternheit zurück zu führen suchten. An der Spitze dieser Gesellschaften stand in Leipzig Gottsched, in Zürich Bodmer und Breitinger. Die deutschen Geister wandten sich um so eher jenen Männern zu, die Augen der Welt waren um so mehr auf jene Orte gerichtet, je weniger das deutsche Gemüth in den bisherigen Kunstschöpfungen Befriedigung gefunden hatte.

Bodmer und Breitinger waren es zuerst, die die zweite schlesische Dichterschule mit den Waffen des Witzes angriffen. In der von ihnen seit 1721 herausgegebenen Wochenschrift: „Die Discurse der Maler," der sie 1746 den passenderen Titel gaben: „Die Maler der Sitten", eröffneten sie den Kampf. Damit fing zugleich der Journalismus an, sich zu einer geistigen Macht auszubilden. Ihnen folgte Gottsched, der seit 1725 ebenfalls eine Wochenschrift herausgab: „Die vernünftigen Tadlerinnen", die er seit 1827 „Biedermann" nannte.

Sowohl die Züricher, als die Leipziger waren Anhänger der Wolff'schen Philosophie, doch hielt sich Gottsched mehr an die äußerliche Seite derselben, während die Schweizer sie

in ihrer Tiefe erfaßten und auf die Kunst anwendeten. Es ergab sich daraus, daß Gottsched eine mehr verstandesmäßig nüchterne Richtung einschlug, während die Schweizer auf Phantasie und Gemüth mehr Werth legten. Aus diesen verschiedenen Richtungen entspann sich später, als die zweite schlesische Dichterschule überwunden war, der bekannte Streit zwischen Gottsched und den Schweizern, der von dem eiteln Gottsched hervorgerufen wurde, als er sich durch einige Bemerkungen der Schweizer verletzt glaubte, ein Streit, in dem schließlich die Schweizer die Oberhand behielten, indem sich alle jüngere Kräfte ihnen anschlossen, Klopstock nebst dem Hainbunde, Wieland, Kleist, auch der junge Göthe. Beiläufig will ich hier erwähnen, daß Lessing ihnen später entgegen trat, nicht um auf Gottsched's Seite zu treten, sondern weil er das von den Schweizern begonnene Werk weiter führte und die Kunstprinzipien vertiefte. Es erklärt sich daraus eine unten mitgetheilte Stelle aus einem Aufsatze Pestalozzi's aus der Zeit seines Studiums. Lessing läßt übrigens den Schweizern sonst alle Gerechtigkeit widerfahren und verkennt durchaus nicht ihre große Bedeutung für die Entwickelung der deutschen Nationalliteratur.

Es war natürlich, daß jener gegen die Schlesier und gegen Gottsched mit ziemlicher Heftigkeit geführte Kampf nicht blos die Augen der Welt auf Zürich lenkte, sondern auch in jener Stadt selbst die Geister ergriff, welche Bewegung noch dadurch erhöht wurde, daß Klopstock, Wieland und Kleist im gastfreundlichen Hause Bodmers längere Zeit verweilten. Obwohl Pestalozzi damals etwa erst 7 Jahr alt war, so wuchs er doch unter den Einflüssen dieses geistig bewegten Lebens heran, dessen Wogen noch immer hoch gingen, als er schon die höhere Schule besuchte.

Aus den Bestrebungen der Züricher verdient, weil es wichtige Aufschlüsse über Pestalozzi's Geistesrichtung gibt, ganz besonders hervorgehoben zu werden, daß sie durch die Wolff'sche Philosophie auf den Zusammenhang der Kunst mit der Natur hingelenkt waren und daß sie in Folge davon die Kunst als eine Nachahmung der Natur erfaßten.

Wenn sie deshalb auch die Poesie vornämlich als eine Malerei betrachteten, eine Einseitigkeit, die später Lessing aufhob, so behaupteten sie doch ganz richtig im Gegensatz zu Gottsched, daß nicht die Befolgung der von der Vernunft aufgestellten Kunstregeln den Dichter mache, sondern daß der Dichter eine der schöpferischen Kraft der Natur ähnliche Kraft besitzen müsse, als welche sie die frische, unverkünstelte Phantasie und das lebendige Gefühl erkannten. Diese Kraft sei eine von der Vernunft gänzlich unterschiedene Thätigkeit und es ergebe sich daraus, daß die Vernunft die Gesetze der außer ihrem Bereiche liegenden Kunst nicht a priori auffinden könne, vielmehr müßten diese aus den Werken der größten Dichter abgezogen werden, welche einerseits jene schöpferische Kraft im vollsten Maße besessen und andrerseits die Natur, deren Nachahmung ja die beste Aufgabe der Kunst sei, am tiefsten erfaßt hätten.

Es sind das dieselben Grundsätze, welche Pestalozzi in der Pädagogik zur Geltung brachte, wodurch er dieselbe, gegenüber der bisherigen banausischen Praxis, die es nur auf mechanische Dressur abgesehen hatte, zur Kunst und Wissenschaft zugleich erhob. Naturgemäße Erziehung ist einer seiner Hauptgrundsätze, wie denn dem damaligen geschraubten Wesen gegenüber die Natürlichkeit eine der Hauptforderungen jener Zeit wurde. „Die Rückkehr zur Natur, zur Sprache des Herzens, war der schöpferische Gedanke des achtzehnten Jahrhunderts, der den armen Schulmeister Winckelmann aus seiner märkischen Einöde in unaufhaltsamer Sehnsucht dem Anschauen südlicher Natur und Schönheit zuführte, der Herdern begeisterte in der Einsamkeit seiner rigaer Studirstube und im Herzen des in Akten vergrabenen westphälischen Rechtsgelehrten Möser sein Feuer anzündete. Und dieser selbe Gedanke war es, der sich in Lessing seinen mächtigsten Propheten erweckte", sagt der Biograph Lessings*). Die Rückkehr zur Natur, hier zur natürlichen Beschaffenheit des menschlichen Geistes, der ursprünglichen, von Gott geschaffenen

*) A. Stahr: G. E. Lessing. I, 214.

Persönlichkeit des Menschen war es, die auch Pestalozzi zum Reformator auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens machte.

Pestalozzi besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, deren erste Stufen in einer ziemlich schlechten Verfassung sich befunden haben müssen. H. Morf, welcher wiederholt in den Züricher Archiven nach Spezialien in dieser Hinsicht gesucht hat, hat nicht viel gefunden. Er theilte mir brieflich mit, daß es um die niederen Schulen Zürichs zur Zeit Pestalozzi's sehr schlimm gestanden habe. Für die ersten Schuljahre nahm die sogenannte Hausschule die Kinder auf; es war eine ABC-Schule unter unwissenden Tröpfen. Dann folgte die deutsche Schule für gemeine Bürger. Für die Jugend, die sich einem gelehrten Berufe widmen wollte, gab es eine lateinische Klasse bis zum 15. Jahre. Dann folgte das Collegium humanitatis (Pestalozzi kann also nicht, wie Blochmann angibt, erst mit dem 18. Jahre hier eingetreten sein), eine Art Lyceum, wo die Studirenden der Theologie, der Medicin und der Jurisprudenz ihre Studien absolvirten. Lehrer waren die Chorherrn am Gr. Münster. Ein Convict war damit nicht verbunden. Ein solches war im Fraumünster mit fünfzehn Freiplätzen für Theologen; es hieß Collegium alumnorum, oder Zuchthof, oder nur Hof. Den Unterricht aber genossen diese Alumnen oder Höfler auch am Coll. human. — Eine Universität besaß Zürich damals noch nicht; die jetzige besteht erst seit 36 Jahren.

Die Elementarbildung, die Pestalozzi genossen, war also eine sehr dürftige; das hing ihm sein ganzes Leben an, er lernte z. B. nie orthographisch richtig schreiben. Aber gerade dieser Umstand legt Zeugniß für die ursprüngliche Kraft seines Geistes ab, daß er trotz dieser ungenügenden Ausbildung und der für ihn daraus entspringenden Schwierigkeiten doch der Schöpfer einer neuen geistigen Entwickelung werden konnte. Die Unbeholfenheit in dergleichen formellen Fertigkeiten, die sich ja auch in andern Beziehungen kund gibt, macht Vieles in den schriftlichen Darstellungen Pestalozzi's erklärlich: fast überall tritt das Ringen mit der Form auf,

die in den meisten Schriften dem gedankenreichen Inhalte durchaus nicht adäquat ist.

Waren die ersten Grundlagen seiner Ausbildung unsichere, war die geisttödtende Pedanterie seiner frühern Schule ihm nur eine Last gewesen, unter der er seufzte, so daß er selbst von seinen Kameraden wegen seiner geringen Fortschritte mit einem Spottnamen belegt wurde, wurde er, da ihn dieser erste Unterricht in keiner Weise befriedigte, ganz in sich zurückgedrängt, so entfaltete sich seine innere Kraft auf den höhern Stufen des Unterrichts um so mächtiger, je anregender die Lehrer auf seinen Geist einwirkten.

Auf dem Collegium hum. waren seine hauptsächlichsten Lehrer Bodmer und Breitinger; Bodmer war Professor der Geschichte und Politik, Breitinger Professor der Philosophie und der alten Sprachen. Beide übten auf den leicht empfänglichen Pestalozzi den mächtigsten Einfluß aus und dies um so mehr, als man von ihnen rühmt, daß sie sich mit väterlicher Liebe ihrer Zöglinge angenommen.

Neigten jene Männer schon in Folge ihrer wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung zu der Einfachheit und Wahrheit der Natur, so wurde diese sittliche Richtung noch bestärkt durch den Kampf um die idealen Güter, den wir oben berührten. Ein solcher Kampf bringt in edleren Seelen stets eine tiefere Betrachtung des eignen Lebens und einen sittlichen Ernst mit sich, der nicht selten in Askese ausartet. War Letzteres bei jenen Männern nun auch nicht der Fall, so läßt sich doch ihrem Streben eine sittliche Strenge nicht absprechen, in deren Folge Bodmer sogar an dem ungezwungenen, heitern und lebenslustigen Benehmen Klopstocks, des Dichters der Messiade, einigen Anstoß nahm. Aus dieser Richtung erklärt sich in Pestalozzi's Schriften jener tiefe sittliche Ernst, mit dem er das Leben erfaßte, jener unerschütterliche Muth, mit dem er für die Wahrheit eintrat und jene Geringschätzung der äußern Güter, jene selbstlose Hingabe, wo es galt, für die höchsten Interessen der Menschheit einzutreten.

In die Jünglingsjahre Pestalozzi's nun fiel jener Streit zwischen der Bürgerschaft und dem Rathe, den wir oben

kennen gelernt. „Man kann sich leicht denken", sagt Morf, „daß die unter Bodmers Leitung heranwachsende Jugend lebhaft Partei nahm für die Sache der Genfer Bürger. Daß Pestalozzi bei seinem zarten Gefühl für Recht und Wahrheit mit aller Wärme jugendlicher Begeisterung die Volkssache vertheidigte, bedarf keiner besondern Erwähnung." Pestalozzi war zwanzig Jahre alt, als die Gesandten in Genf die neue Mediation ausarbeiteten, die von der Bürgerschaft verworfen wurde.

In den Zeiten des Kampfes schließen sich die Gleichgesinnten näher an einander an; in Folge jener Kämpfe bildete sich auch in Zürich unter Bodmers Leitung eine solche Vereinigung, „die helvetische Gesellschaft zu Gerwe" (Zunfthaus, Zunftstube), welche allgemeine Bildung zu ihrem Zwecke hatte und in der pädagogische, geschichtliche, moralische und politische Abhandlungen vorgelesen und besprochen wurden, wodurch sie freilich Manchem mißliebig wurde. Sie gründeten auch eine eigne Zeitschrift, den „Erinnerer", welcher wöchentlich erschien und in dem auch Aufsätze von Pestalozzi enthalten sind. Die Censur, welche damals sehr streng gehandhabt wurde, litt aber nicht, daß in diesem Blatte die Politik zum Gegenstande der Besprechung gemacht wurde, man beschäftigte sich deshalb nur mit der Lösung unverfänglicher sittlicher und socialer Fragen. Ich würde die Aufsätze Pestalozzi's aus dem Erinnerer gern wiedergeben, aber die Autorschaft derselben im ersten Bande ist schwer fest zu stellen, da die Verfasser nicht angegeben sind; im zweiten Bande hat Pestalozzi mit P. unterzeichnet, das Meiste ist jedoch von nur localem Interesse. Die Hauptsachen von allgemeiner Bedeutung gibt Morf in dem angeführten Werke; ich gebe einige dieser Stellen wieder, weil sie Zeugniß von dem hohen Geistesfluge des Jünglings ablegen und seine Neigung auf eine gründliche Besserung der Volkszustände durch eine bessere Erziehung, die ihn sein ganzes Leben lang trieb, ins klare Licht stellen.

„Ein junger Mensch, der in seinem Vaterland eine so kleine Figur macht, wie ich, darf nicht tadeln, nicht verbessern wollen, denn das ist außer seiner Sphäre. Das sagt man

mir fast alle Tage. Aber wünschen darf ich doch? — Ja, wer wollte mir das verbieten, das übel nehmen können? Ich will also wünschen und meine Wünsche den Leuten gedruckt zu lesen geben, und wer mich mit meinen Wünschen auslacht, dem wünsche ich — gute Besserung!"

Schon in diesem Satze spricht sich die Ueberzeugung von der unbestreitbaren Wahrheit dessen aus, was er in seinem Herzen fühlte. Mit einer feinen ironischen Wendung wünscht er denen, die die Wahrheit seiner Wünsche nicht anerkennen, gute Besserung.

„Daß doch kein großer Geist zu träge wäre oder es für seiner unwürdig hielte, für das gemeine Beste mit unverdrossenem Muthe zu arbeiten, keiner auf die geringern, aber fleißigern und treuern Mitgeschöpfe mit Verachtung herabsähe!" —

So charakterisirt er sein eignes Streben für das Gemeinwohl und gibt seiner Liebe zu dem Niedrigsten im Volke einen ihn selbst ehrenden, erhabenen Ausdruck.

„Daß doch alle anakreontischen Lieder eines Gleims, eines Lessings und eines Uzens, sammt ihres Strafpredigers komischen Erzählungen und allen dergleichen schönen Unflätereien verboten würden! Oder ist es vielleicht noch nicht ausgemacht, daß sie schädlich seien? Ist vielleicht ein Löwe in der Schafshaut kein Löwe? Mich dünkt, der Teufel läuft nicht mehr herum wie ein brüllender Löwe; er geht herum und singt anakreontische Lieder und macht leichtfließende komische Erzählungen."

Ich erwähnte schon oben die sittliche Strenge, die sich hier in einem ungerechten Urtheile ausspricht. Das Urtheil über Lessing mag wohl in dessen Streite mit Bodmer seinen Hauptgrund haben; die „komischen Erzählungen" ihres Strafpredigers beziehen sich wahrscheinlich auf Wieland, dessen komische Erzählungen 1762 erschienen waren und der Uz heftig angegriffen hatte, als er die Ueberschwänglichkeit in den Dichtungen Klopstock's und Bodmers gemißbilligt hatte.

Treffender ist folgende ernste Mahnung:

„Ebenso sehr wünsche ich auch, daß man mehr auf die Kupferstiche, so in unsern Messen feil sind, Acht gäbe; denn ich habe selbst ein ganzes Pack französische Kupferstiche auf offenem Laden liegen sehen, die die allerverfluchtesten Leichtfertigkeiten vorstellen. Der muß in der That schon alle Scham verloren (Pest. sagt: verschämt) haben, der vor dem Anblick derselben nicht mehr erröthet, und doch bemerkte ich, daß Jünglinge sie mit guter Weile durchsahen."

„Daß doch Eltern in der Auswahl der Cameraden und Gespielinnen ihrer Kinder sorgfältiger wären! Denn wer weiß doch nicht, wie allmächtig der Einfluß guter und böser Gesellschaften, insonderheit auf noch junge, weiche Gemüther ist."

Eine treffende Bemerkung, die wie von dem sittlichen Ernste, so von dem feinen pädagogischen Takte des Jünglings Zeugniß gibt.

„Daß doch die elende heftige und schleichende Verleumdungssucht, daß doch alle eitle und neidische Schwatzhaftigkeit aus unsern alltäglichen Herren- und Frauen-Compagnien (die Dinstags- und Donnerstags-Gesellschaften unserer jüngern Frauenzimmer nicht ausgenommen) verbannt sein möchte!"

Eine alte Klage, die ewig neu bleibt!

„Daß man doch die Nachrichten von den guten Eigenschaften, von der Besserung seines Nächsten ebenso geschwind und mit eben dem innigen Wohlgefallen ausbreitete, als man zuvor seine Fehler erzählt! Oder sind wir das unsern gebesserten Nächsten nicht schuldig?"

„Daß doch ein Jeder, der für sich brav ist, bemüht wäre, nur einen einzigen Andern auch so zu machen durch besonderes Beispiel, Aufsicht, Anleitung u. s. w. Alsdann hätten wir noch einmal so viel brave Leute, als jetzt."

Eine witzige Bemerkung, in der sich wiederum ein großer pädagogischer Takt ausspricht. —

Daß doch Herr D. Hirzel oder Zimmermann (ersterer ein geachteter Arzt, durch seine hist. Arbeiten bekannt, letzterer ein Theolog und Lehrer am Coll. hum.) Tissot's Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit ins Kürze zusammenzöge und für das Landvolk noch brauchbarer machte! Und daß dann irgend ein Reicher oder viele Reiche so viel zusammentrügen, daß dies vortreffliche Buch dem Landmann um die Hälfte oder den Drittheil des sonst gewöhnlichen Preises überlassen werden könnte!"

„Dieser Wunsch führt mich auf einen andern. Daß doch Jemand einige Bogen voll einfältiger, guter Grundsätze der Erziehung, die auch für den gemeinsten Bürger oder Bauer verständlich und brauchbar wären, drucken ließe, und daß dann einige großmüthige Personen (mir schweben etliche im Kopf herum, die edeldenkend und vermögend genug wären, das zu thun) verschafften, daß diese sehr wenigen Bogen umsonst oder nur etwa für einen einzigen Schilling an das Publicum überlassen würden; und daß dann alle Geistlichen zu Stadt und Land diese gemeinnützigen Bogen austheilten und beliebten, und daß dann alle Väter und Mütter, denen sie in die Hände kommen würden, diesen vernünftigen und christlichen Erziehungsregeln folgten! Aber ja, das heißt freilich viel auf einmal gewünscht."

„Daß doch manches Frauenzimmer (das vielleicht auch eine Seele haben möchte), welches sich mit einer so innigen Selbstzufriedenheit und stolzer Bewunderung einige Stunden vor dem Spiegel mit ihrem Putze beschäftigen kann, sich selbst klein und verächtlich finden und seine Zeit besser anwenden lernte!"

Daß diese Gesellschaft zu Gerwe, die sich auch die Patrioten nannten und zu der auch der bekannte Lavater gehörte,

in den Kämpfen jener Tage ganz auf Seiten des Volkes stand, läßt sich denken. Es war darum natürlich, daß auch Rousseau bei ihnen in hohen Ehren stand; nicht blos die ungerechte Verurtheilung desselben durch den Rath in Genf, sondern noch mehr seine Polemik gegen alles gemachte Scheinwesen hauptsächlich in der Erziehung und sein Dringen auf Natur machte ihn zu ihrem Lieblinge.

Waren diese „Patrioten" schon durch ihre Tendenz dem Rathe ein Dorn im Auge, so wurden sie es noch mehr, als von ihnen Anklagen gegen ungetreue Beamte in Staat und Kirche erhoben wurden, deren nähere Untersuchung, da die Missethaten der Angeklagten stadt- und landkundig waren, der Rath nicht zurückweisen konnte, was denn auch jedesmal die Bestrafung der Schuldigen nach sich zog.

Auf eine von einem Mitgliede dieser Gesellschaft verfaßte Schrift, welche in Gesprächsform eine Rechtfertigung der Genfer Bürgerschaft enthielt und die ohne Willen ihres Verfassers (Chr. H. Müller, durch Sulzers Vermittelung nach seiner Flucht Lehrer am Joachimsthalischen Gymnasium in Berlin) in die Oeffentlichkeit gedrungen war, ein nach unsern Anschauungen höchst unschuldiges Erzeugniß, machte man verschiedenen Mitgliedern den Prozeß wegen „Hochverrath" (die „getreuen Unterthanen" sprachen schon von Kopfabhauen, Schindanger u. dergl.), ließ von allen Kanzeln, auch der Dörfer, diese „aufrührerische Schandschrift" verdammen und erklärte den Verfasser so ziemlich für vogelfrei, wenigstens wurde er aus der Eidgenossenschaft verbannt, nachdem er sich seiner Verhaftung durch die Flucht entzogen. Die Schrift wurde öffentlich verbrannt, die Patrioten mußten dem Henker drei Klaftern Holz bezahlen, der Erinnerer wurde, trotzdem jenes Bauerngespräch gar nicht in ihm gestanden hatte, überhaupt nicht gedruckt worden war, unterdrückt.

Das geschah in der freien Schweiz im Jahre 1767. Pestalozzi wurde zur Voruntersuchung nebst Dälliker und Vogel mehrere Tage in Arrest gesetzt. Ein Manuscript auf der Stadtbibliothek zu Zürich enthält folgende Bemerkung (Morf S. 97): „NB. Vogel trieb auf dem Rathhaus ein

Gespött und Dälliker und Pestaluzz (so wurde der Name auch geschrieben) spazierten mit einer Pfeife auf der Meisen-Zinne, als man die Schriften verbrannte."

Pestalozzi hatte sich erst der Theologie gewidmet. Sie sollte ihm nicht Lebensberuf werden. Es ist natürlich, daß er bei dem Zuge seines Herzens auf die primitive Wahrheit der Natur sich in der damaligen Orthodoxie, die durch einseitige Verstandesreflexionen die christliche Wahrheit zum knöchernen Lehrgebäude ohne inneres Leben umgeschaffen hatte und die in dieser Form einen erstarrenden Einfluß ausübte, der die edlern Regungen des Herzens nicht nur nicht ausbildete, sondern sogar ertödtete, nicht heimisch fühlen konnte. Als er in einer Predigt stecken blieb, gab er ohne innern Kampf das Studium der Theologie auf und wendete sich der Rechtswissenschaft zu mit dem Vorsatze, ein rechter Anwalt des unterdrückten Volkes zu werden. Aber auch das war nicht das Feld, auf welchem er Befriedigung seines Wesens finden sollte. In Folge angestrengter juristischer und historischer Studien gefährlich erkrankt, riethen ihm die Aerzte, den wissenschaftlichen Arbeiten auf einige Zeit zu entsagen und auf dem Lande Erholung und Stärkung zu suchen. Als nun von den Behörden jene Verfolgungen über das junge Zürich hereinbrachen und Pestalozzi die Ueberzeugung gewann, daß er nie auf eine Anstellung im Staatsdienste werde rechnen dürfen, gab er auch dieses Studium auf und wendete sich der Landwirthschaft zu, nachdem er zuvor noch alle seine Manuscripte verbrannt hatte. Hier glaubte er dem Zuge seines Innern nach der Natur Genüge thun zu können, wie denn auch viele seiner Freunde sich ebenfalls der Landwirthschaft zuwendeten, vorzüglich auch durch Rousseau's Schriften dazu veranlaßt. Es war dieselbe falsche Auffassung der „Natur", die wir bei seinen Lehrern kennen gelernt, als sie die Kunst auf die Nachahmung der Natur gründen wollten. Er sollte auch von dieser oberflächlichen Anschauung geheilt werden.

Sein Freund Lavater empfahl ihn dem berühmten berner Landwirth Tschiffeli, welcher ein Gut mit großem Erfolge

bewirthschaftete. Nachdem er sich mit der Landwirthschaft hinlänglich vertraut glaubte, konnte er sich mit Hilfe des Vermögens seiner Braut und durch eine Geschäftsverbindung mit dem Hause eines seiner Freunde, Schultheß, ein eignes Grundstück kaufen, das er durch Zukäufe umliegender Ländereien immer mehr vergrößerte (1768). Bald führte er auch seine Braut als Gattin heim: dieselbe war früher mit seinem verstorbenen Freunde Bluntschli befreundet gewesen. (Blochmann ist nicht genau in der Darstellung dieses Verhältnisses: Morf setzt dasselbe in ein klares Licht). Seine Grundstücke lagen im Birrfelde (bei dem Dorfe Birr), er selbst hatte sich einstweilen im Dorfe Müligen eingemiethet; bevor er heirathete, leistete ihm seine gute Mutter bei der häuslichen Einrichtung treue Hülfe. Es liegen aus jener Zeit herrliche Ergüsse seines Herzens vor, die er in Briefen oder im Tagebuche seiner Frau niederlegte und aus denen Morf, dem die Originale vorgelegen haben, Bruchstücke veröffentlicht. Ich führe nur eine Stelle aus einem Briefe an seine Braut an, die Zeugniß ablegt für seinen lebhaften Sinn für Naturschönheiten: „Der Ort meines Aufenthaltes (Müligen) hat gewiß viele Reize. Meine Zimmer sind neu, Wände und Dielen geipst; angenehm, zu meinen jetzigen Umständen genugsam. Die Lage geht von der Straße ab, einsam, still. Wir haben in drei Zimmern abwechselnd Abends und Mittags Sonne, alle Morgen ein Gewirr von den schönsten Singvögeln gerade vor unsern Fenstern, Wasser so reines, daß man behauptet, in zehn Stunden von hier kein so reines zu finden, und die gesundeste Luft, die man haben kann. Wir liegen an dem Fuße eines Hügels etwa von der Höhe des Lindenhofes. Wenn man auf dieser Höhe steht, so hat man ein ebenes Bild vor Augen, dessen Größe sechs Stunden in sich faßt; Waldung, Spaziergänge, alles sehr angenehm in der Nähe; die Reuß, die zum Transport der Garance sehr wichtig ist, hart an unserm Dorfe (in Müligen beim Schloß; das Haus, das Pestalozzi gemiethet, war früher Wohnung eines Verwalters) und ein angenehmer Garten an unserm Hause, schattige Bäume selbst in unserm Hofe . . .

das ist das Angenehme." — Gern schriebe ich mehr nieder von den Herzensergüssen aus jener glücklichen Zeit Pestalozzi's, der Raum aber verbietet es; ich verweise die Leser auf Morfs vortreffliche Schrift. Vorzüglich ergreifend ist die tiefe Religiosität beider Gatten, die sich in allen Lagen des Lebens Stärkung und Kraft im Gebete suchen. — Im Jahre 1770 wurde ihm sein erster und einziger Sohn Jacob geboren. 1771 bezog er mit seiner Familie ein eigenes Haus, welches er sich auf seiner Besitzung neu erbaut und Neuhof genannt hatte.

Aber auch die Landwirthschaft war nicht das Feld, auf dem er seine Kräfte verwerthen sollte. Das ökonomische Unternehmen gedieh nicht; er schreibt seine Erfahrungen selbst nieder in seinem Schwanengesange, ich verweise auf diesen. 1775 mußte er dies Unternehmen in diesem Umfange aufgeben, nachdem das befreundete Handelshaus seine Capitalien mit geringem Verluste zurückgezogen hatte und ein großer Theil des Vermögens seiner Frau zugesetzt war. Er klagt sich des „unpraktischen Traumsinns" an; sein Streben nach dem Idealen ließ ihn das Reale zu sehr vernachlässigen; der klar überschauende, ordnende und sichtende Verstand war in ihm nur zu wenig ausgebildet und dieser Fehler lag in den Verhältnissen seiner ersten Lebensjahre, auf die wir deshalb noch etwas näher eingehen müssen.

Sein Vater Johann Baptist, ein geschickter und geachteter Wund- und Augenarzt in Zürich, starb, als Heinrich erst fünf Jahr alt war im Jahre 1751. Die Mutter mußte sich, da sie nur ein geringes Vermögen hatte, sehr einschränken, um ihre drei Kinder — Heinrich hatte noch einen ältern Bruder Baptist, der schon früh starb, und eine jüngere Schwester, Barbara, welche sich später an den Kaufmann Groß in Leipzig verheirathete — mit Hülfe eines treuen Dienstmädchens, Babeli, die auch noch auf Neuhof bei Pestalozzi war, zu ernähren und ihnen eine ihrem Stande angemessene Bildung angedeihen zu lassen.

Die Mutter und Babeli hatten den größten Einfluß auf die innere Richtung des reizbaren und empfänglichen Knaben. Die Aufopferung der Mutter und ihre treue Hingabe an

das Wohl ihrer Kinder hat in Peſtalozzi jene Ehrfurcht und Hochachtung vor dem Mutternamen gepflanzt, die faſt in allen ſeinen Schriften ſich ausſpricht und die ſogar in den Werken des achtzigjährigen Greiſes mit derſelben Gluth noch lodert, wie in ſeinen erſten Schriften. In die Hand der Mutter will er die Erziehung und den erſten Unterricht gelegt wiſſen*): kann es ein ehrenderes Denkmal für die Liebe einer Mutter geben, als dieſe Dankbarkeit eines Sohnes?

Aber es fehlte doch, und dieſer Fehler macht ſich nicht blos in Peſtalozzi's praktiſcher Thätigkeit, ſondern auch in ſeinen Schriften bemerkbar, die väterliche Zucht. Das Gemüth und die Phantaſie wurden beſonders geweckt und erregt und erhielten einen überwiegenden Einfluß über den Verſtand: in ſeinen Schriften finden wir die mächtigſten Ideen, aus der Tiefe des Gemüthes erzeugt, die aber der Verſtand oft nicht ſichten, nicht ordnen, nicht beherrſchen kann und die darum oft in einem ſprachlichen Gewande erſcheinen, deſſen Dunkelheit die Ideen ſelbſt nicht ſelten verhüllt. Dieſer Mangel einer feſten und ſcharfen Denkungsweiſe bereitet ihm auch im Leben oft die größten Schwierigkeiten und den tiefſten Verdruß, er läßt ſich von Gemüthseindrücken leiten in Verhältniſſen, wo das verſtandesmäßige Erfaſſen und der klare Ueberblick die Löſung der Schwierigkeiten, wie z. B. in den traurigen Streitigkeiten zwiſchen ſeinen Mitarbeitern Niederer und Schmid, allein herbeiführen konnten. Wer ſein Gemüth zu gewinnen wußte, und das war dem mehr ſpeculativen Niederer nicht in dem Maße gegeben, wie dem Sohne der Natur, Schmid, der hatte ihn für ſich gewonnen.

Aus dieſem Mangel der väterlichen Erziehung erklärt es ſich auch, daß Peſtalozzi die ſocialen und pädagogiſchen Probleme nicht auf dem Wege der Speculation und durch einen dialectiſchen Prozeß zu löſen vermochte. Was er in dieſer Beziehung geleiſtet hat, iſt von ſehr untergeordnetem

*) Auch Amos Comenius ſetzt als erſte Stufe des Unterrichts die schola materna; freilich in etwas anderer Bedeutung.

Werthe, trotzdem er oft an solchen Arbeiten, wie z. B. an seinen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts“ Jahre lang gearbeitet hat, während die Erfassung des Lebens in seiner Tiefe und Wahrheit, wo sie durch das Gemüth vermittelt wird, ohne Mühe in künstlerischer Gestaltung aus seinem reichen Innern sich ergießt, wie z. B. in Lienhard und Gertrud, dessen ersten Theil er binnen wenigen Wochen vollendete. — Daß er sich an die speculative Bearbeitung seiner Ideen machte, trotzdem seine erste Erziehung ihm die Speculation abhold gemacht hatte, war jedenfalls eine Folge der unter des gelehrten Breitinger's Leitung erfolgten Einführung in die Wolff'sche Philosophie, die aber die Einseitigkeit seiner ersten Bildung nicht aufzuheben vermocht und wenig Frucht in Bezug auf seine dialectische Bildung gebracht hat, da seine Werke, die er in diese Form gekleidet hat, bedeutend hinter denen zurück stehen, die er nicht in philosophischer Form, sondern in volksthümlicher Rede verfaßt hat, wenngleich auch in jenen die tiefen Ideen nicht fehlen.

Andrerseits aber war auch gerade diese einseitige Gemüthsbildung der Grund, daß er nicht blos die Schäden der damaligen Volkszustände sehr tief fühlte und darum auch die tiefgreifendsten Heilmittel fand, er hielt nun auch an den aus der Tiefe des Gemüthes erzeugten Wahrheiten, den ewigen Ideen, mit einer Zähigkeit fest, daß ihm kein Verlust der irdischen Güter, kein Mißlingen seiner praktischen Versuche, kein Spott seiner Feinde und kein Verlassen der Freunde dieselben rauben oder auch nur wankend machen konnte. Was wir mit dem Verstande ergriffen haben, das kann uns leicht wieder entrissen werden, die Ueberzeugung durch den Verstand kann leicht in eine gegentheilige Ueberzeugung umschlagen, eine Erfahrung, die Jeder an sich erlebt hat: er denkt im Alter nicht mehr so, als in der Jugend; was ich aber selbst fühle, was seine Wurzeln im Gemüthe hat, das sitzt unerschütterlich fest und es ist nicht möglich die durch das Gemüth vermittelte Ueberzeugung, die in der Religion sich als Glauben darstellt, durch ein Raisonnement oder

durch die Kunst der Dialektik zu erschüttern. Pestalozzi dachte seine Ideen weniger, als daß er sie lebendig fühlte: daher sein Festhalten an denselben, daher seine Consequenz in der Verfolgung derselben trotz aller fehlgeschlagenen Versuche, trotz so vieler trüben Erfahrungen, an denen sein langes Leben so reich ist.

Was aber noch höher steht, als die Gemüthsbildung, oder vielmehr, was mit ihr in innigstem Zusammenhange steht, was die Spitze derselben bildet: die ungeheuchelte, im Wort und in der That sich bewährende Frömmigkeit der verwittweten Mutter pflanzte in seinem Gemüthe nicht blos eine gleiche Frömmigkeit und sittliche Festigkeit, sondern sie erhob sein Inneres zugleich über das Irdische, in ein ideales Sein, daß er von dieser Höhe das Fleisch beherrschen lernte durch den Geist, daß er lernte, mit dem Herzen und durch Erfahrung lernte, daß das Leben nur dann Werth habe, wenn es eine höhere Richtung nehme, wenn es beseelt sei und getrieben werde durch die sittliche Idee, daß er lernte, dieser sittlichen Idee sein Leben unterzuordnen. Daher seine selbstlose Hingabe, die Aufopferung seines Vermögens, seiner Kräfte, seines ganzen Lebens für die sittliche Idee der Erziehung und Bildung auch der Niedersten im Volke; daher jene wunderbare Kraft in seinen Schriften, die, trotz der oft unbeholfenen äußern Form jedes einfache und noch nicht überreizte Gemüth mächtig ergreifen und erheben muß, wie sich einst die edelste Fürstin, die Königin Luise in ihrer tiefsten Noth dadurch erhoben fühlte, daß sie gern persönlich zu Pestalozzi gefahren wäre, um ihm die Hand zu drücken und daß sie jenes denkwürdige Wort aussprach: „Ja, in der Menschheit Namen dank ich ihm!“

Man hat später Pestalozzi vielfach angegriffen wegen seiner christlichen Ueberzeugung, man hat gefragt, ob er ein Christ war, ja, ob er selig geworden sei: solche — beiläufig gesagt dem Geiste des Christenthums und den klarsten Aussprüchen des Heilandes direct zuwiderlaufenden — Fragen geben höchstens ein Zeugniß ab über die, die sie aufwerfen. Man muß fragen, ob solche unnütze Frager selbst das Wesen

des Chriſtenthums erfaßt haben, oder ob ſie nicht etwa blos bei der äußern Schale, etwa bei dem Bekenntniſſe ſtehen geblieben ſind.

Ohne dieſe tiefe Religioſität, ohne dieſe ſittlichen Ideen, die allerdings durch die Zeitverhältniſſe ſowie ſeine ſpätern Lehrer noch geſtärkt wurden, hätte Peſtalozzi nimmer den nachhaltigen Einfluß ausüben können, den er fort und fort ausübt, denn im geiſtigen Leben der Völker iſt nur das von bleibender Bedeutung, was auf der Höhe der ſittlichen Idee ſteht. Ueber dieſe Unvergänglichkeit der peſtalozziſchen Ideen ſpricht Raumer das herrliche Wort aus (Geſch. der Päd. II. 476): „Tiefſinnige Gedanken, welche eine heilige Liebe unter ſchweren Wehen geboren hat, ſie ſind Gedanken des ewigen Lebens und hören, wie die Liebe, nimmer auf.“

Mit dieſem Worte beſchließen wir zunächſt dieſe allgemeine Einleitung in Peſtalozzi's Schriften, die — ich wiederhole es noch einmal — nicht einen Abriß des geſammten Lebens Peſtalozzi's geben, ſondern nur diejenigen Umſtände hervorheben wollte, welche zur Erklärung ſeiner Schriften und der darin niedergelegten Ideen dienen können. Ich führe aus den vielen über Peſtalozzi erſchienenen Schriften für diejenigen, welche ſich genauer informiren wollen, folgende an, die ich meiſtens ſelbſt in Händen gehabt, theilweiſe aus andern Schriften kennen gelernt habe:

Ith, Joh. (Präſ. d. Erziehgsrth. in Bern) Amtl. Bericht über die P.'ſche Anſtalt. Bern 1802.

Soyaux, A., Peſtalozzi, ſ. Lehrart u. ſ. Anſtalt. Leipzig 1803.

Schwarz, F. H. C., P.'s Methode und ihre Anwendung in der Volksſchule. Bremen 1803.

Gruner, Ant., Briefe aus Burgdorf über P. Hamburg 1804.

Herbart, J. F., Peſtalozzi's Idee eines Abc d. Anſchauung, unterſucht u. wiſſenſch. ausgeführt. Göttingen 1804.

Witte, Carl, Bericht an Sr. Majeſtät von Preußen über das P.'ſche Inſtitut in Burgdorf. Leipzig 1805.

Türk, W. v., Briefe aus München-Buchſee über P. und ſ. Elementar-Bildungsmethode. 2 Thle. Leipzig 1806.

Niemeyer, Aug. Herm., Ueber P.'s Grundſätze u. Methoden. Halle 1810.
Rapport sur l'institut de Mr. Pestalozzi à Yverdun. Fribourg 1810.
Kurze und faßliche Darſtellung der P.'ſchen Methode. Stuttgart 1810.
Niederer, J., das P.'ſche Inſtitut an das Publikum. Mit einem Briefe P.'s als Vorrede. Yfferten 1811.
Henning, Mittheilungen über P.'s Eigenthümlichkeit, Leben und Erziehungsanſtalten. (In Harniſch's „Schulrath an der Oder" 1814. Lieferg. 1.)
Jullien, M. A., Esprit de la méthode d'éducation de Pestalozzi. Milan 1812.
Niederer, J., P.'s Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitcultur. 2 Bde. Stuttgart 1812. 1813.
Bremi, J. H., über d. Schrift: P.'s Erziehungsunternehmungen ꝛc. (ſ. voriges) Zürich 1812.
Mönnich, W. B., J. H. Peſtalozzi nach ihm ſelbſt und Andern geſchildert. (In den „Zeitgenoſſen". Leipzig 1831.)
Fellenberg, Eman., der dreimonatliche Bildungskurs. Bern 1833.
Heußler, D., P.'s Leiſtungen im Erziehungsfache. Baſel 1838.
Ramſauer, J., Kurze Skizze meines pädag. Lebens. Mit beſ. Berückſichtigung P.'s u. ſ. Anſtalten. Oldenburg 1838.
Krüſi, H., Erinnerungen aus m. pädag. Leben. Stuttgart 1840.
Nicolovius, D. A., Denkſchrift auf G. H. L. Nicolovius. Bonn 1841.
Heinrich Peſtalozzi, nach ſ. Gemüth, Streben und Schickſale. Aus d. Franz. überſ. Aarau 1844.
Dieſterweg, Kaliſch, Maßmann, die Feier des 100jährigen Geburtstags P.'s in Berlin. Berlin 1845.
Niederer, Dr. J., Briefe von 1797—1803 an ſeinen Freund Tobler. Genf 1845.
Dieſterweg, A., Heinrich Peſtalozzi. Berlin 1845.

Ackermann, W. H., Erinnerungen a. m. Leben bei Peſtalozzi. Frankfurt a. M. 1846.
Bandlin, D. J. B., der Genius von Vater Peſtalozzi. Zürich 1846.
(Bauer) Peſtalozzi der Revolutionär. Von einem Zöglinge deſſelben. Charlottenburg 1846.
Blochmann, K. J., Heinrich Peſtalozzi. Leipzig 1846.
Burgwardt, Heinr., Heinrich Peſtalozzi. Altona 1846.
Chriſtoffel, R., P.'s Leben und Anſichten. Zürich 1846.
Collmann, C. L., Ein Wort zur Erinnerung an den 100. Geburtstag P.'s. Kaſſel 1846.
(Dieſterweg) Ein Wort über P. und ſeine unſterblichen Verdienſte, für die Kinder u. deren Eltern ꝛc. Berlin 1846.
Kortüm, D. Fried., Rückblick auf P., nebſt etlichen ungedr. Blättern deſſelben. Heidelberg 1846.
Kröger, D., Mittheilungen über Peſtalozzi ꝛc. Hamburg 1846.
Lueger, Fried., Heinrich Peſtalozzi. Hamburg 1846.
Roſenkranz, K., Peſtalozzi. Rede zur Feſtfeier ſ. 100j. Geburtstags. Königsberg 1846.
Scheuenſtuhl, J. P., P.'s Verhältniß z. modernen Leben u. z. mod. Wiſſenſchaft. Ein Vortrag im Lehrerverein zu Nürnberg. Ansbach 1846.
Thaulow D. G., Rede bei der Säcular- u. Geburtstagsfeier P's. Kiel 1846.
Weiß, D. Chr., Vorſchlag zu einem Denkmal P.'s. Merſeburg 1846.
Peſtalozzi. Sein Leben und Wirken einfach und getreu erzählt f. d. Volk. Herausg. v. d. Schulſynode. Zürich 1846.
Peſtalozzi's Idee von der Wohnſtube. Ein Vortrag am 12. Jan. 1846 zu Winterthur ꝛc. Zürich 1846.
Die Feier des Peſtalozzitages vor deutſchen Frauen. Vorträge u. Reden zur Frauenfeier ſeines 100j. Geburtstags. Berlin 1846.
Peſtalozzi-Feier in Dresden. Leipzig 1846.
— — in Hamburg. Hamburg 1846.
— — in Plauen. Plauen 1846.
— — in Bernburg. Bernburg 1846.

Noack, Heinrich Peſtalozzi. Leipzig 1861.
Schenkel, D. Dan., Johann Heinrich Peſtalozzi. Heidelberg 1863.
Morf, G., Zur Biographie Peſtalozzi's. Winterthur 1868. I. Theil. — Das bedeutendſte Werk. —

Von den Schriften, die theilweiſe gegen Peſtalozzi gerichtet ſind, führe ich an:

Bemerkungen gegen Peſtalozzi's Unterrichtsmethode v. J. R. Steinmüller. Zürich 1803.
Beitrag zur Biographie Heinrich Peſtalozzi's von E. Biber. 1827. „Im Urtheil ein non plus ultra von Impietät und Ungerechtigkeit." (Raumer.)
Aufſätze für und gegen die Peſtalozzi'ſche Unterrichtsmethode. 1806.
Beleuchtung der Peſtalozzi'ſchen Großſprechereien. Erfurt 1804.
Verſuch einer Metakritik der Weltverbeſſerung oder ein Wort über Peſtalozzi und Peſtalozzismus. Ulm 1812.
Preußiſches Volksſchulweſen nach Geſchichte und Statiſtik von W. Thilo. Gotha 1867. Vergl. dagegen „Rheiniſche Blätter" 1868 u. 1869.

Endlich erwähne ich noch:

Evangeliſche Pädagogik von Chr. Palmer. Stuttgart 1853. Von Peſtalozzi handelt in der erſten Abtheilung S. 46 ff.
Kirchengeſchichte des 18. u. 19. Jahrhunderts von Hagenbach. II. S. 162 ff.
Geſchichte der Pädagogik von K. v. Raumer. II. Theil. Stuttgart 1857. S. 365 ff.
Dr. K. Schmidt's Geſchichte der Pädagogik (Zweite Auflage herausgegeben von Dr. W. Lange. Cöthen 1867.) Das ausgezeichnete Werk beginnt den vierten Band, der die Geſchichte der Pädagogik der neuſten Zeit enthält, mit Peſtalozzi, dem Schöpfer der modernen Pädagogik, ſelbſt ein herrliches Product der durch Peſtalozzi neu begründeten Wiſſenſchaft der Pädagogik.

Sonſt gibt ja Peſtalozzi in ſeinen Schriften, hauptſächlich im „Schwanengeſange" und in ſeinen „Erlebniſſen" eine

Selbstbiographie, so daß ich bei weiterer Ausdehnung dieser biographischen Skizzen Wiederholungen nicht hätte umgehen können. Was aber sonst noch zur Erklärung der einzelnen Schriften beizubringen ist, das werden die Einleitungen zu den einzelnen Werken enthalten.

Pestalozzi's Schriften sind zuerst einzeln in verschiedenen Städten der Schweiz und Deutschlands erschienen. Die ersten Ausgaben sind sehr selten, doch ist es mir gelungen, die meisten derselben zu erlangen. Schmid, Pestalozzi's Gehülfe veranstaltete die erste und bis jetzt einzige Gesammtausgabe, welche Cotta in Stuttgart übernahm, wie es scheint, so, daß Pestalozzi selbst die Bestellungen übernahm und dies wohl aus dem Grunde, weil die Einnahme zur Begründung eines neuen Erziehungsunternehmens in großartigem Stile verwendet werden sollte. Viele Fürsten betheiligten sich an dem Unternehmen durch bedeutende Zuschüsse, so der Kaiser von Rußland mit 5000 Rubel, der König von Preußen mit 400 Thaler, der König von Baiern mit 700 Gulden u. a. m. Die Herausgabe war also mehr ein speculatives Unternehmen von Seiten Schmid's und man merkt der Ausgabe diesen Zweck leider nur zu sehr an. Das pädagogische Unternehmen selbst glückte nicht und Pestalozzi zog sich zuletzt müde und fast an seinem eigenen Werke verzweifelnd zurück zu seinem Enkel, welcher auf Neuhof wohnte. Er starb am 17. Februar 1827.

Die Gesammtwerke erschienen in 15 Bänden, der erste 1818, der letzte 1826; es hat Manches darin Aufnahme gefunden, was nicht von Pestalozzi herrührt, während andrerseits wichtige Werke von Pestalozzi fehlen. So weit das Fehlende zu erlangen ist — und ich habe das Glück gehabt, schon Mehreres zu erlangen, — soll es in diese neue Ausgabe Aufnahme finden. Außerdem wird aber die jetzige Ausgabe ein bisher noch ungedrucktes Werk enthalten: „der natürliche Schulmeister", dessen Autograph von Pestalozzi's Hand sich in den Händen des Herrn Seminardirector Morf in Winterthur befindet und das mir derselbe in vidimirter Abschrift gütigst übersandt hat.

Außer den schon angegebenen Mängeln der ersten Ausgabe ist aber auch der Text in derselben so uncorrect, daß manche Stellen in dieser Fassung absolut unverständlich sind. Raumer tadelt diese erste Ausgabe (II, S. 499. 500.), auch Blochmann sagt (S. 33), daß Jos. Schmid dieselbe mit einer unverzeihlichen Nachlässigkeit besorgt habe. Außerdem sind aber manche Werke „überarbeitet und durch Einmischung von Ansichten, welche seiner spätern Lebenssphäre angehören, verunstaltet“ (Raum. II, S. 500), der ursprüngliche Text soll deshalb so viel als möglich wiederhergestellt werden. —

Es war natürlich, daß diese Ausgabe, von der man sich gerade Großes und Gediegenes versprach, diese Erwartungen nicht nur nicht erfüllte, sondern auch der Verbreitung der pestalozzi'schen Ideen im Volke selbst hinderlich wurde und der großen und heiligen Sache der Volksbildung mehr schadete, als nützte. Vielleicht erklärt sich auch aus der Beschaffenheit dieser ersten Ausgabe, daß seitdem keine neue erschienen ist, so daß Pestalozzi's Werke jetzt so selten geworden sind, daß ein Exemplar derselben kaum noch auf antiquarischem Wege zu erlangen ist.

Die jetzige Ausgabe wird alles das ausschließen, was nicht von Pestalozzi herrührt, mit genauer Angabe der dieses Verfahren veranlassenden Gründe; sie soll dagegen alle diejenigen Schriften aufnehmen, die die erste Ausgabe nicht enthält, so weit sie zu erlangen sind. Unter diesen wird sich auch das noch ungedruckte Werk: „Der natürliche Schulmeister“ befinden. Die vorhandenen Schriften sollen einer Prüfung unterworfen und da — natürlich mit der Pietät, die den Werken eines solchen Mannes gezollt werden muß — verbessert werden, wo eine Aenderung zum allgemeinen Verständniß absolut erforderlich ist, während allzu breit angelegte und sich wiederholende Stellen auf ihr rechtes Maß zurückgeführt werden sollen, ohne daß dadurch der Zusammenhang gestört wird, noch einer der tiefen Gedanken verloren geht. Am Schlusse jeder Schrift sollen die Aenderungen, sowie das Resultat der Vergleichung mit den ersten Ausgaben angegeben werden.

Es ist möglich, daß noch einige ungedruckte Manuscripte Pestalozzi's auch anderwärts existiren, da Pestalozzi mitunter seine Manuscripte verschenkte. Es würde mich zu sehr großem Danke verpflichten und der durch Pestalozzi angebahnten Entwickelung von großen Nutzen sein, wenn man mir gütigst dergleichen Schriften nach einem gegenseitigen Uebereinkommen zum Abdruck überlassen wollte, damit die neue Ausgabe der Werke Pestalozzi's so vollständig als möglich hergestellt werden könnte. Auch sonstige Notizen und Nachrichten, welche dem Werke förderlich sein könnten, würden von mir mit Dank angenommen werden. Es darf die Ausgabe dieser Werke nicht die Unternehmung eines Einzelnen bleiben, alle, welche in einer vernünftigen, naturgemäßen Erziehung des Volkes die Hauptgrundlage zur Lösung der socialen Frage erkennen, mögen sich an diesem Nationalwerke betheiligen.

In der Zusammenstellung der einzelnen Schriften werde ich mich so viel als möglich nach der Zeitfolge richten, in der die Schriften zuerst erschienen sind. —

Wir beginnen diese neue Sammlung der Schriften Pestalozzi's mit der Vorrede desselben zur Gesammtausgabe, die deswegen nicht fehlen darf, weil sie wichtige Aufschlüsse enthält.

Die Cotta'sche Ausgabe enthält an ihrer Spitze folgende „Zueignung":

„Den Freunden der Menschheit und der Armuth gewidmet und zu Rath und That empfohlen
von dem Verfasser."

Luckenwalde, im Mai 1869.

L. W. Seyffarth.

Vorrede Pestalozzi's

zu den sämmtlichen Werken.

Wenn ein Mann, dessen Mitwelt schon beinahe allgemein im Grabe ist, nach drückenden Täuschungen seines Lebens endlich noch erlebt, daß die Nachwelt, die er fast nicht mehr kennt, noch gern an den Gesinnungen und Bestrebungen seines Lebens Theil nimmt, wenn ferner die Lebensbestrebungen dieses Mannes wichtig waren, wenn sie die Erziehung des Menschengeschlechts, wenn sie die Noth und das Unrechtleiden der Armen, wenn sie die Gefahren, das Recht und das Heil seines Vaterlandes selber betrafen, und Mißverstand und Unbill der Zeit diesen Mann durch sein Leben gleichsam ganz aus dem Kreise derer geworfen, die auf diese Gegenstände wirklichen Einfluß im Lande hatten, wenn seine Bestrebungen den nächsten Umgebungen der Mitwelt immer nur wie eine Lufterscheinung vorkamen, von der sie nichts dachten, nichts fühlten und nichts hofften, als: Sie wird wieder verschwinden — und dieser Mensch dann am Ende seiner Laufbahn doch noch erlebt, daß eine ihm folgende Nachwelt Theil an den Bestrebungen seines Lebens nimmt und die Erhaltung derselben auch hinter seinem Grabe zu befördern sich anstrengt, wenn ein Mensch, der die erste Lieblingspflanze seines Gartens fast immer serben sah, da endlich, wo er auf die weitere Erhaltung ihres Lebens schon fast Verzicht gethan hat, sie plötzlich in eine bessere Erde, und ich möchte sagen, unter einen besseren Himmel versetzt sieht, wie freut sich dieser Mensch, und wie glücklich fühlt er sich! — Edle der Zeit, die ihr meiner Mitwelt nachkommt und eine Nachwelt bildet, in der ich mich nicht mehr kenne: ich bin dieser glückliche Greis, der, nachdem er in den durch sein Leben immer festgehaltenen menschenfreundlichen Versuchen der Ungunst seiner Zeit und seiner Umgebungen fast zu unterliegen schien, auf einmal am Rande seines Grabes wie vom Himmel herab neue Mittel und Kräfte

zur Sicherstellung des Erfolgs seiner Bestrebungen in seine Hand fallen sieht.

Freunde der Menschheit! Das, wofür ich gelebt und das ich als den Zweck meines Lebens ansah, stirbt jetzt nicht, wie ich fürchtete, noch vor mir. Es stirbt jetzt nicht mit mir. Nein, das Grab, das mir gestern noch schwer vorkam, scheint es mir heute nicht mehr. Das Resultat meiner Lebensbestrebungen wird hinter demselben forthin und kraftvoller bestehen, als es je durch mein Leben dastand, — und, Freunde der Menschheit! wenn es mich jetzt schon innig freut, daß die Welt, die ich jetzt schon als die Nachwelt meiner Tage ansehen muß, durch eine höchst seltene Theilnahme an dem Thun meiner Vorzeit, an der neuen Ausgabe meiner zum Theil ein halbes Menschenalter alten Schriften den Ansichten und Bestrebungen meines Lebens eine Aufmerksamkeit erzeigt, die ich seit langem nicht mehr hoffen zu dürfen glaubte, so erhebt es mein Herz noch unendlich mehr, daß diese Aufmerksamkeit sich in einer Handlung ausspricht, die die Fortdauer meiner Bestrebungen auch hinter meinem Grabe zu sichern geeignet. Es muß mein Herz erheben, daß Menschenfreunde auf den Thronen und edle Bürger in stillen Hütten hierzu so vieles beitrugen. Es muß mein Herz erheben, daß Rußlands erhabener Kaiser, der die Herzen der Könige zu einem Weltfrieden und zu der nur durch diesen möglichen Staatengerechtigkeit für den Armen und Schwachen im Lande vereinigt hat, auch das Scherflein meines Lebens zum Dienst der Armen und Schwachen seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und die diesem Dienst geweihte Ausgabe meiner Schriften mit Kaiserlicher Großmuth begünstigt. Es muß mein Herz erheben, daß auch Preußens erhabener Herrscher meine diesfälligen Zwecke Königlich unterstützt, und — sollte ich heute der angebeteten, verewigten Königin vergessen, die schon vor so vielen Jahren den Anfängen meiner Bestrebungen Ihren hohen Beifall ertheilte, und, liebend und glaubend ans Menschenherz, Gutes davon erwartete? Seit dieser Zeit hat Preußens Staat nicht aufgehört, meine Bestrebungen zu unterstützen und durch die Begünstigung der jetzigen Ausgabe meiner Schriften das

Siegel auf das Zutrauen gelegt, das dieser Staat so standhaft und anhaltend meinen Versuchen geschenkt. Auch Baiern, das seit zwanzig Jahren durch die Erhöhung der Volkskraft in der Erhöhung der Staatskraft vorgeschritten, wie in diesem Zeitpunkt kein anderer Staat, und Würtemberg, das die segensvollen Folgen einer hohen, religiösen Volkserhebung seit Jahrhunderten noch heute in sich selbst trägt, haben beide, so wie das Großherzogthum Baden, durch landesherrliche Begünstigung der neuen Ausgabe meiner Schriften ihre Theilnahme an den Mitteln, den Bestrebungen meines Lebens auch hinter meinem Grabe Spielraum zu verschaffen, bekundet und dadurch hohe Ansprüche an den Dank meines Herzens erhalten. Auch mein Vaterland hat mir das Privilegium für den Druck und Verkauf meiner Schriften durch das Organ seiner zwei und zwanzig Regierungen mit hohem Wohlwollen zukommen lassen, und in mehreren unserer Städte, besonders in Freyburg, St. Gallen, Basel und Zürich haben edle Privatmänner die Subscription auf meine Schriften mit großer Thätigkeit begünstigt. Aber herzerhebend ist die in die Tausende gehende Anzahl der edlen, deutschen Männer aus allen Ständen, die der Beförderung meiner Zwecke durch ihre Subscription auf meine Werke gehuldigt haben. Viele deutsche Städte, besonders das meinen Bestrebungen schon so lange günstige Frankfurt a. M. haben sich hierin sehr ausgezeichnet.

Edle Männer! Ihr habt durch eure Handlung nicht mir, ihr habt durch sie eurem eignen Herzen gehuldigt und eure Gabe — ich erkenne jede Subscription auf meine Schriften als eine von der Menschenfreundlichkeit meines Geschlechts für die Armuth, für die Erziehung und für das Volk in meine Hand gelegte Gabe — Freunde der Menschheit! Ihr habt durch eure Gaben nicht mir, ihr habt durch sie eurem eigenen Herzen gehuldigt. Ihr habt durch sie ein Denkmal eurer Liebe zum Volk, eurer Sorgfalt für die heilige Armuth und eurer Theilnahme an der Veredlung unsers Geschlechts auf den Altar der Menschheit gelegt und mich durch sie auf eine erhabene Art in Pflicht genommen, das Aeußerste, was in meinen Kräften ist, zu versuchen, daß

eure menschenfreundliche Handlungsweise wirklich die segensvollen Folgen habe, die ihr davon erwartet.

Menschenfreunde! Ich werde das Aeußerste versuchen, euren Hoffnungen zu entsprechen. Ich kann mir zwar nicht verhehlen, die Verpflichtungen, die ich in meiner Rede vom 12. Jenner übernommen, sind groß, und nach den Schwierigkeiten, die der Ausführung dieser Verpflichtungen vielseitig im Wege stehen, sollte ich mit dem Anfang meiner Armenanstalt wenigstens so lange warten, bis die Capitalsumme, die mir die Subscription auf meine Schriften zusichert, ganz in meiner Hand sein wird. Aber ich darf nicht. Meine Lebenstage sind auf ihrer Neige und mein Grab steht gleichsam offen vor meinen Füßen. Ich muß alles Mögliche thun, um das, was ich in Rücksicht auf meine Bestrebungen persönlich zu leisten im Stande bin, durch mich selbst noch bei meinem Leben zu Stande zu bringen. Ich darf indessen hierin um so mehr mit einiger Zuversicht zu Werke gehen, da die Wahrscheinlichkeit eines sichern Eingangs der für den Anfang meiner Unternehmung nothwendigen Hilfsmittel mit jedem Tage zunimmt und besonders dadurch sicher gestellt wird, daß Herr v. Cotta mein diesfälliges Unternehmen mit fortdauerndem Edelmuth begünstigt und mit mir die Einrichtung getroffen hat, daß die Subscription auf meine Schriften zu Gunsten meiner Unternehmung mit gleichen Vortheilen für die Subscribenten forthin durch mich offen bleibt. Ich bitte in dieser Rücksicht die edlen Männer meines Vaterlandes und Deutschlands, die meine Bestrebungen in dieser Unternehmung so menschenfreundlich befördert haben, diese Subscription forthin mit dauerndem Wohlwollen zu begünstigen und sich diesfalls in ihren weiteren Bemühungen an mich selber zu wenden. Ich werde die Namen der künftigen Subscribenten den folgenden Theilen dieser Ausgabe vordrucken lassen und mir alle mir mögliche Mühe geben, diese neue Ausgabe meiner Schriften durch Zusätze und Verbesserungen so nützlich und angenehm zu machen, als mir immer möglich.

Iferten, den 8. September 1818.

Pestalozzi.

Abendstunde eines Einsiedlers.

Einleitung.

Wir hatten Pestalozzi begleitet bis zu dem Zeitpunkte, wo seine landwirthschaftlichen Unternehmungen gescheitert waren, bis zum Jahre 1775.

Wie es oft nur die äußere Noth ist, die den Menschen in seine eigentlichen Lebensbahnen gebieterisch hinein lenkt, — wir sehen das in dem Leben der meisten großen Männer; wenigstens steht so viel fest, daß ohne gewaltige Kämpfe und mannichfache innere Erfahrungen kein erhabener Geist sich auf seine Höhe hinaufgeschwungen hat —, so wurde auch Pestalozzi in der Noth und durch dieselbe in seine eigentliche Lebensbahn getrieben.

Da er diese Vorgänge selbst ausführlich erzählt in seinem „Schwanengesange", so verweise ich auf diesen und führe hier nur so viel an, als zur Erklärung der Entstehung der „Abendstunde" nöthig ist.

Wegen des Fehlschlagens seiner landwirthschaftlichen Versuche klagt er sich mit rührender Offenheit selbst an als einen Träumer (Idealisten), dem zur Ausführung solcher Pläne nicht blos die technischen Vorkenntnisse, sondern überhaupt alle Kräfte und Fähigkeiten fehlten.

Da kamen ihm seine pädagogischen Ideen, mit denen, wie wir an den Aphorismen aus dem „Erinnerer" gesehen, er sich schon früher getragen, wieder in den Sinn. Er wollte jetzt ein pädagogisch-landwirthschaftliches Institut gründen. Mit der Landwirthschaft wollte er zugleich die Industrie verbinden und dazu arme Kinder heranziehen, die bei ihm Unterricht und Erziehung erhalten, zugleich aber auch die Mittel ihrer Unterhaltung selbst erwerben sollten, im Sommer durch Feldarbeit, im Winter durch Spinnen und Weben. Bei und während der Arbeit sollten die religiösen, sittlichen und intellectuellen Kräfte durch Rede-

übungen, Lesen, Kopfrechnen, Schreiben u. s. w. geübt und zu der Stärke gebracht werden, daß ihr Einfluß auf den Willen vermögend genug sei, die Pflicht in ihrem ganzen Umfange über den Hang in allen seinen Richtungen herrschend zu machen. Der Gedanke, sich auf diese Weise der Armuth annehmen zu können — die gewöhnlichen „Gnaden- und Erbarmungsmittel" schienen ihm nur geeignet, das Uebel zu nähren, anstatt ihm abzuhelfen —, begeisterte ihn und er veröffentlichte einen Plan, von dem ein Zeitgenosse weissagte, daß er einen Fürsten im Gebiete der Erziehung verkünde. Trotz seiner frühern mißlungenen Versuche fand er mit dem neuen Plane den lebhaftesten Anklang. Dieser Plan ist in folgendem Aufsatze enthalten, den Pestalozzi in Iselins „Ephemeriden der Menschheit", einer Wochenschrift (1776. S. 293 ff.) als „Bitte an Menschenfreunde ꝛc." veröffentlichte. Er hat außerdem noch mehrere Berichte über seine Neuhöfer Armenanstalt erscheinen lassen, die wir am Schlusse des ganzen Werkes bringen werden. Zunächst ist es hinreichend, dieses erste Schriftstück, womit er seine erzieherischen Absichten ins klare Licht setzte, in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Es lautet folgendermaßen:

Eine Bitte

an Menschenfreunde und Gönner zu gütiger Unterstützung einer Anstalt, armen Kindern auf einem Landhause Auferziehung und Arbeit zu geben.

Ich wende mich an einige Menschenfreunde und Gönner, sie um Unterstützung einer Anstalt zu bitten, deren Fortsetzung meinen allein gelassenen Kräften gegenwärtig nicht weiter möglich ist.

Schon seit langem hielt ich es für wahrscheinlich, auch kleinere Kinder könnten bei geringer Arbeit unter vortheilhaften Umständen ihren Unterhalt sich frühe selbst verdienen, wo einige Vorschüsse wegen der Einrichtungen und des Verlustes der Lehrzeit bestritten und in Absicht auf Gebäude und Unterhalt wohlfeile Wahl in Einrichtung getroffen werden

könnten. Ich hielt eine sorgfältige Untersuchung dieser Sache durch anzustellende Erfahrungsversuche für die Menschheit äußerst wichtig.

Ich sah in einer armen Gegend das Elend der bei den Bauern von den Gemeinden verdungenen Kinder; ich sah, wie erdrückende Härte des Eigennutzes diese Kinder fast alle durchgehends an Leib und Seel — fast dürfte ich sagen — zu Grunde richtet; wie viele, ohne Muth und Leben, serbend, zu keiner Menschlichkeit, zu keinen Kräften, sich selbst und dem Vaterlande emporwachsen können. Ich hielt die Lage meiner Güter bei Königsfelden für schicklich, auf denselben einige Versuche in dieser meiner Herzensangelegenheit zu machen, und schien damals mit Kräften unterstützt zu werden, die mir jetzt mangeln. Indessen hat sich durch Erfahrung von mehr als einem Jahr gezeigt, daß diese Begriffe und Hoffnungen nach überstiegenen Anfangsschwierigkeiten erreicht werden könnten.

Es ist mir als Erfahrungssache ausgemacht, daß die Nahrung mit fortgesetztem Gebrauch der allergemeinsten Speisen, Erdäpfeln, Rüben, fast allein, aber vernünftig abgewechselt, auch bei sehr wenig Brod, genugsame Nahrung ist für Gesundheit und schönen Wuchs.

Erfahrungssache ist es mir, daß nicht das frühe und späte Arbeiten die ärmste Jugend in ihrem Wuchs und in ihrer Entwickelung hemmt, sondern Unordnung im Leben, öfterer Mangel des Nothwendigen, hastiger sich überfüllender Genuß beim seltnern Anlaß — mehr aber noch ungehemmte und gereizte Leidenschaften, Wildheit, beständige Unruhe, Unwille und niedergedrückter Muth sind die Ursachen der Hemmung ihres Wuchses und ihrer Gesundheit, und nicht anhaltende Arbeit.

Es ist eine Erfahrungssache, daß Kinder vom niederschlagendsten Muthe, die in ihrem Müßiggang und Bettel entkräftet und bloß, ohne Gesundheit waren, bei ihnen nicht gewöhnter, beständig anhaltender Arbeit dennoch sehr bald zu einer frohen Heiterkeit ihres Gemüths und zu einem einsmaligen (plötzlichen) frappirenden gesunden Wuchs ge-

longt, durch bloße Veränderung ihrer Lage und Entfernung von den Urſachen und Reizen ihrer Leidenſchaften.

Es iſt Erfahrungsſache für mich, daß vom tiefen unentwickelten Elend ſie ſich ſehr bald zur Empfindung der Menſchheit, zum Zutrauen und zur Freundſchaft empor heben, — Erfahrung, daß Menſchlichkeit gegen des niederſten Menſchen Seel erhebend iſt, daß aus den Augen des elenden verlaſſenen Kindes gefühlvolles Erſtaunen hervorſtrahlt, wenn nach harten Jahren eine ſanfte menſchliche Hand es zu leiten ſich darbietet. — Erfahrung iſt es mir, daß ein ſolches im tiefen Elend empfundenes Gefühl von den wichtigſten Folgen zur Sittlichkeit und Ausbildung der Kinder ſein kann.

Es iſt Erfahrung, daß ihr Beieinanderwohnen, wenn Leitung und Anordnung dabei iſt, jede nützliche Entwicklung begünſtiget, daß ſelbiges ihren Unterhalt beträchtlich erleichtert und ihre Arbeitſamkeit durch Eifer erhöht.

Es iſt mir nicht zweifelhaft, daß ich zu Erreichung wahrhaft großer und nützlicher Endzwecke hätte gelangen können, wenn meine Kräfte hinreichten. Ganze völlige, für den wenig bedürfenden Taumer (Tagelöhner) genugſame Ausbildung — Errettung der im niederſten Stand der unterſten Menſchheit vergeſſenen Kinder! Den zum Landläufling, vielleicht zum Schelmen emporwachſenden verlaſſenen Sohn und das Mädchen, das, ohne Hülf und Führung zum Elend und eheloſen Leben beſtimmt, ſich ſelbſt und dem Vaterland faſt nothwendig verloren werden müßte: dieſe wollte ich retten, ihnen Erziehung zu einem nützlichen und thätigen Leben verſchaffen. Die Wohlfeile meiner ländlichen Lage und andere Umſtände ſcheinen mir dieſe Hoffnung zu begünſtigen. Aber ich verband unglücklicherweiſe größere Handlungs- und Fabrikunternehmungen (P. ſagt: Fabriquevues) mit dieſer ſonſt gewiß erreichbaren, weniger weitführenden Erziehungsabſicht. Mit fehlendem Leichtſinn zu tief in vorher unbetretene Wege hineingeführt, von meinem Zutrauen betrogen, in zu Vieles auf einmal verwickelt und ebenſo auf einmal zur ſchrecklichſten Hemmung meiner

Geſchäfte von großer Unterſtützung verlaſſen, auf die ich ohnfehlbar dauerhaft rechnen zu dürfen geglaubt habe, wurde bald die Verwirrung meiner Geſchäfte ſichtbar, und die Nothwendigkeit in die Augen fallend, von allen Handlungs- und Fabrikunternehmungen eilend zurückzutreten und ich ward, hoffentlich noch nicht zu ſpät, hoffentlich zu meinem Glück, zu der erſtern einfachern Idee, Kinder allein, ohne Handlung damit zu verbinden, zu halten, zurückgeführt; aber auch dieſes kann ich jetzt nicht ohne Unterſtützung durchſetzen, und lege zu den Füßen menſchenfreundlicher Gönner folgenden Plan nieder:

Ich bitte Menſchenfreunde und Gönner mir, für etwa ſechs Jahre, alljährlich, nach ihrem guten Zutrauen darlehnungsweiſe einige wenige Gulden vorzuſtrecken; ich werde dieſe gütige zutrauensvolle Darlehnung, ſo ich ſechs Jahr nacheinander beziehen würde, vom zehnten Jahre an alljährlich den Vorſchuß eines Jahrgangs zurückzuzahlen mich ſchuldig erkennen, und werde denn zumal durch den Genuß ausgebildeter Arbeiter dieſe Zahlungen mit Leichtigkeit machen können.

Dagegen verſpreche ich, wenn ich zum Endzweck einer ſolchen Unterſtützung gelange, alle meine Zeit und Kräfte ganz zur Bildung ſolcher armen verlaſſenen Kinder, mit Abandonnirung aller andern Geſchäfte, anzuwenden. Ich verſpreche, die Anzahl anzunehmender Kinder dem Verhältniß der Anzahl und Stärke der zu erhaltenden Vorſchüſſe gemäß einzurichten. Ich verſpreche, dieſe Kinder alle im Leſen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten. Ich verſpreche, alle Knaben, ſoviel meine Lage, Kenntniß und Umſtände es zugeben, zur Kenntniß des engern Taunerfeldbaues anzuführen. Ich verſtehe darunter die Mittel und Wege, aus kleinen Stücken Landes durch vorzügliche Anbauungsart mehrere Producte zu ziehen. Ich verſpreche, ſie zur Kenntniß der verſchiedenen Anbauung der künſtlichen Futterkräuter, der Kunſtmittel den Dünger wohl zu beſorgen und unter verſchiedenen Umſtänden auf verſchiedene Art zu vermehren, zu führen; ihnen durch fortzuſetzende Erfahrungen die Kenntniſſe

der verschiedenen Erdarten und die wichtigen Folgen ihrer vernünftigen Mischung beizubringen, mit ihnen die nöthigen Versuche wegen des Gebrauches und der Kenntniß der Marne und der noch zweideutigen Erfahrungen in Absicht auf die Folgen einer fortgesetzten Gipsdüngung anzustellen, ihnen auch einige Kenntniß von der Pflanzung und Wartungsart der Fruchtbäume und vielleicht einiger Waldbäume zu geben; dieses aber alles nach der Lage, den Umständen und den Bedürfnissen meiner eigenen Güter einzurichten, so daß die Versuche mehr aus den Bedürfnissen des Hauses und der Güter entspringende Nothwendigkeiten, als bloß Lehrversuche anzusehen und hiemit nicht kostbar sein werden. Ebenso werden es die Bedürfnisse des Hauses leicht und natürlich machen, daß ich die Mädchen alle abwechselnd zur Führung der Hausgeschäfte, Nähen und Wartung der Gärten werde anführen können.

Eine Hauptarbeit des Hauses wird die feinere Baumwollegespunst sein.

Ich verspreche allen Kindern gesunden Aufenthalt, Nahrung, Kleider, Betten und Wohnung zu verschaffen und habe in Absicht auf Gebäude und einige Einrichtungen hierin schon das meiste bestritten.

Ich verspreche, ihren Religionsunterricht zur gewissenhaften Angelegenheit zu machen und Alles zu thun, was mir zur heitern, empfindsamen Entwicklung und Bildung ihrer Herzen möglich sein wird.

Es bleibt mir nichts übrig, als noch anzumerken, daß ich mich auf den vollkommensten Gesundheitszustand 20 bei mir wohnender arbeitender Kinder, als auf eine Erfahrungssache berufe. Ihre, bei anhaltender Arbeit meine Erwartung selbst übertreffende Heiterkeit, ihr froher Muth und die wirklich sanfte Empfindsamkeit und Anhänglichkeit verschiedener sind Hoffnungen und Trost für die Zukunft, da ich diese allein werde abzuwarten haben.

Ich werde die gütigen Gönner dieser Unternehmung und vor allem den Wohledelgeborenen, Meinen in Königsfelden regierenden hochgeehrtesten Herrn Müller von Marnens, dem

ich Pflicht halber Rechenschaft meiner Anstalten schuldig, und den Wohledelgebornen, Meinen hochgeehrtesten Herrn von Graffenried von Wildenstein, welcher meinen gegenwärtigen Plan zuerst mit Rath, Unterstützung und Empfehlung begünstiget, so auch den Wohledelgeborenen, Meinen hochgeehrtesten Junker Oberherr Effinger von Wildegg, dessen Gewogenheit und Güte ich auch hierin genieße, demüthig bitten, durch sich selbst oder Substituirte die Erfüllung meiner Verpflichtung beobachten zu lassen, und erkläre mich feierlich, wenn ich irgend einen Theil saumselig, oder mich durch irgend andere Geschäfte an Erfüllung dieser Pflichten hindern ließe, von dem Augenblick an der Vortheile aller fernern Beischlüsse verlustig zu sein. Allen Freunden und Gönnern der Anstalt werde ich alljährlich eine kurze Nachricht von dem Zustand derselben, von der Anzahl und den Umständen der Kinder und der mehr oder mindern Erreichung meiner Hoffnungen und Absichten ertheilen und nach Verfließung einiger Jahre, wenn die Anstalt zu ihrer nothwendigen Stärke gelangt sein wird, diesen Menschenfreunden und Gönnern öffentlich meinen Dank abstatten.

Menschenfreunde! werdet ihr bei meinen vielen Fehlern noch so gütig sein, und mir, nachdem ich durch Uebereilung mir selbst geschadet, noch euer Zutrauen schenken und am Rand der größten Gefahr eine Unternehmung erhalten und beschützen, die mitten durch geschehene Fehler hindurch zu Stand kommen und von guten Folgen sein kann?

Neuenhof, Amts Königsfelden,
den 9. Christm. 1775.

Joh. H. Pestaloz.

Zu dieser Bitte bemerkt Iselin, der sich der Sache sehr kräftig annahm: „Wir fügen dieser Schrift mit Vergnügen die Nachricht bei, daß sie nicht ohne Frucht gewesen ist, daß nicht nur viele würdige Bürger, sondern selbst der Commercienrath der Republik Bern die Anstalt des Herrn Pestaloz unterstützen, und daß sie nicht ohne gegründete Hoffnung eines guten Fortganges bestehet. Wir werden

unſern Leſern in einem unſerer nächſten Stücke einige Briefe des Herrn Peſtaloz mittheilen, welche ſeine Begriffe ausführlicher entwickeln und welche über die Erziehung der armen Kinder auf dem Lande ſehr gute Vorſchläge enthalten."

Es wurden Peſtalozzi aus den größern Städten und von Gutsherren Kinder zugeführt, ſo daß er mit denen, die er ſelbſt auffaffte — die Verſunkenheit des Volks war damals eine allgemeine, was ſich aus den ſocialen Verhältniſſen leicht erklärt, unter denen des Menſchen eigne Kraft weder in materieller noch in ſittlicher Beziehung zur vollen Geltung gelangen konnte —, bald deren 50 hatte. Auch erhielt er von mehreren Seiten materielle Unterſtützung („Handbietung"), ſo daß das Unternehmen auch nach der materiellen Seite ein Gelingen verhieß.

Aber die Bettelkinder waren auch in ihrer Bettellage und gerade durch ſie verwöhnt worden. Sie wollten nicht arbeiten, ſie wollten ſich nicht an ſtrenge Zucht und Ordnung gewöhnen und die Eltern unterſtützten ſie darin. „Mein Haus war alle Sonntage von Müttern und Verwandten ſolcher Kinder, die den Zuſtand derſelben ihren Erwartungen nicht genugthuend fanden, voll. Alle Anmaßungen, die ſich verzogenes Bettelgeſindel in einem Hauſe, das weder öffentlichen Schutz, noch imponirendes Anſehn in ſeinem Aeußern hatte, erlaubt, wurden von ihnen gebraucht, um ihre Kinder in ihrer Unzufriedenheit zu beſtärken." Ihrer viele liefen wieder davon und nahmen noch ihre Sonntagskleider mit fort, die ſie von Peſtalozzi erhalten. Er verſpürte auch bald den Einfluß ſolcher Bettelväter und Bettelmütter auf Perſonen, die ihm dieſe Bettelkinder überliefert oder empfohlen hatten. Die „Handbietungen" blieben aus. Auch die größte Selbſtloſigkeit und Einſchränkung Peſtalozzi's konnte die Kinder nicht genügſamer machen, konnte dem finanziellen Ruin nicht wehren. Er aß mit an ihrem Tiſche, er gab ihnen die beſſern Kartoffeln, während er ſelbſt die ſchlechtern aß, er arbeitete mit ihnen faſt über ſeine Kräfte: Alles half nichts. So zog er ſein pädagogiſch-landwirth-

schaftliches und industrielles Unternehmen, dem er noch einen ausgedehnten Handel mit gewebten Zeugen hinzufügte, durch fünf Jahre mühsam hin. Endlich entschloß er sich, ein sachkundiges Personal anzustellen, aber es war zu spät; seine Mittel waren gänzlich erschöpft, er war vollständig verarmt. Er sagt selbst: „Mein Versuch scheiterte auf eine herzzerschneidende Weise.“ Im Jahre 1780 sah er sich veranlaßt, seine Anstalt in Neuhof aufzulösen.

Seine Freunde verließen ihn meist; was aber noch viel schmerzlicher für ihn war, er „hatte bei allen auch die letzte Spur des Vertrauens verloren.“ Sie hielten ihn für einen verlornen Menschen und sprachen es auch aus, daß er seine Tage im Spital oder im Narrenhause enden werde. Wenn sie ihm auf der Straße begegneten, wichen sie ihm aus und schlugen einen andern Weg ein. Buchhändler Füßli in Zürich und Is. Iselin in Basel waren die Einzigen, die nicht an ihm und seinen Ideen irre wurden.

So schmerzlich es ist, zu sehen, wie die Versuche des für die Armuth sich ganz aufopfernden Mannes scheiterten und welchen tiefen Schmerz sein liebeerfülltes Herz darüber empfand, so war es doch so besser für ihn und für die Welt. Hätte er mit einem größern Geschick und mehr Sach- und Fachkenntniß sein damaliges Vorhaben durchgeführt, so hätte er zwar Einzelnen helfen können, aber sein Wirkungskreis wäre ein local beschränkter geblieben, er wäre nicht der Reformator der Erziehung und des Unterrichts, der Begründer der modernen Pädagogik geworden. Jetzt gerade zeigte sich seine ganze Macht, jetzt zeigte er die ursprüngliche schöpferische Kraft seines Geistes.

In seiner tiefsten Erniedrigung schuf er sein erstes, wenn nicht bedeutendstes Werk, als einen freien Erguß seines Herzens, der in wunderbar ergreifenden Worten die erhabenen Ideen aller wahren Menschenbildung darlegt. Er bezeugt durch diese kurzen, aber körnigen Sätze, was er selbst sagt: daß mitten im Hohngelächter der ihn wegwerfenden Menschen der mächtige Strom seines Herzens nicht aufhörte, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elends

zu verstopfen, in das er das Volk um sich her versunken sah; seine Kraft war ungebrochen, das Unglück lehrte ihn immer mehr Wahrheit für seinen Zweck.

„Die Auflösung der Anstalt in Neuhof war ein Glück für Pestalozzi — und für die Welt. Er sollte seine Kraft nicht länger in Bestrebungen aufreiben, denen er nicht gewachsen war. Und doch sollte seine schwere innere und äußere Arbeit nicht vergeblich gewesen sein, sondern segensreiche Früchte tragen. Als die ersten dieser Früchte erschien von ihm 1780 eine kurze, aber inhaltschwere Schrift in Iselins Ephemeriden unter dem Titel: Abendstunde eines Einsiedlers. Es ist eine Reihe Aphorismen, welche jedoch aus einem Gusse unter einander in innigster Verbindung sind. Frucht der vergangenen sind sie zugleich Saatkörner der folgenden Lebensjahre Pestalozzi's, Programm und Schlüssel seines pädagogischen Wirkens." (Raumer a. a. O. II. 379).

Es ist der Plan eines kühnen Baumeisters, der auch dann noch seinen Werth behält, wenn ihm die Gaben und Mittel zur praktischen Ausführung desselben fehlen und seine Versuche darum scheitern.

Gleich die Ueberschrift ist ergreifend. Als einen einsamen, verlassenen Menschen, dessen Tag zu Ende geht, führt er sich ein und spricht Gedanken kurz und markig, jeder den Text zu einer Abhandlung bietend.

An die Hirten und Hüter der Menschen wendet er sich mit eindringendem Ernste, daß sie sich selbst nicht tiefer stellen sollen, als der Bauer, der die Natur seines Ochsen und der Hirt, der die Natur seiner Schafe erforscht: auf das Wesen des Menschen und die in ihm liegenden Bedürfnisse seiner Natur weist er sie hin, damit sie diese bilden.

Mit diesem Ausspruche fand Pestalozzi den ihn befriedigenden Weg der Natur, den er in der Landwirthschaft vergeblich gesucht hatte: das Wesen des Menschen. Diesen Gedanken ausgesprochen zu haben, ist sein großes Verdienst. Nicht zu einem äußern Zwecke soll der Mensch abgerichtet werden, sondern zu dem Zwecke, der in ihm selbst liegt und

mit den Mitteln, die seiner Natur angemessen sind. „Befriedigung unsers Wesens in seinem Innersten, dich zu suchen und nach dir zu forschen, ist Ziel und Bestimmung der Menschheit", mit diesem Worte erhebt er sich ebenso über den Eudämonismus der Philanthropisten, wie er damit den cynischen Naturalismus Rousseau's zurückweist, ohne deswegen in das andere Extrem, den weltverachtenden und herzertödtenden Stoicismus zu verfallen. In diesem Worte vernehmen wir den Schlag eines großen, lieberfüllten Herzens. (1—4.)

Die natürlichen Anlagen sind harmonisch zu entwickeln, nicht durch ein Anfüllen mit todtem Lehrstoff, sondern dadurch, daß Herz auf Herz, Geist auf Geist wirkt — welche hohen Anforderungen an den Erzieher! —, nicht durch Worte und Begriffe, sondern durch die That und Wahrheit, wie im Säuglinge die Liebe zur Mutter, im Sohne der Dank des Vaters gebildet wird, noch ehe diese die Begriffe von Dank und Liebe verstehen und aussprechen können. Das ist die pestalozzi'sche Anschauung. (5—12.)

Die menschliche Natur ist, bis auf individuelle Verschiedenheiten, überall gleich. Darum bedarf auch der Fürst wie der Arme jener Ausbildung zur rechten Erkenntniß und Erfüllung seines Berufes. (13—20.)

Der der Natur abgelauschte Bildungsgang ist ungezwungen. Er gibt erst Realien, dann Meinungen, führt von der Anschauung zum Begriff, von Materiellen ins Ideelle, er geht von der Nähe in die Ferne, er gibt Weniges, aber das Beste und übt an Wenigem die Kräfte. (21—50.)

Aber der Mensch würde in einer einseitigen Bildung der intellectuellen Thätigkeit des Geistes nicht wahre Ruhe finden; zur Harmonie gehört auch die Bildung des Herzens zu Einfalt, Unschuld, Genügsamkeit, Duldung und Vertrauen auf Gott. (51—60).

Die reale Grundlage zur Herzensbildung ist in den Verhältnissen des Vaterhauses gegeben. (61—70.)

Vom Vaterhause leitet Pestalozzi über auf Gott, der wahren Quelle der Ruhe des Lebens. Hier tritt nun sein Gegensatz gegen Rousseau scharf hervor. Während nach diesem

die Religiosität das Product eines dialectischen Prozesses ist und deshalb erst nach Ausbildung der Verstandeskräfte mitgetheilt werden kann, ist nach Pestalozzi das Gottesbewußtsein der Menschheit eingegraben und muß frühe geweckt und gebildet, es kann aber nicht angelernt werden. Kein Forschen des grübelnden Verstandes führt zu Gott, nur ein einfältiges und unschuldiges Herz findet ihn allein. (71—89.)

An diesem Glauben schwingt sich Pestalozzi empor über Grab und Tod und schaut hinüber in die seligen Gefilde des lichtdurchstrahlten Jenseits, wo die Vollendung unserer harrt, das letzte Ziel alles wahren Lebens und Strebens. (90—99.)

Auf diesem Glauben ruht der Familiensegen, wie das Glück der Völker. (100—124.)

Ernst und eindringlich wird die Rede, wo Pestalozzi vor der zerstörenden Kraft des Unglaubens und der Sünde warnt (125—165), um im Gegensatze zu diesen Tiefen die Segnungen des Glaubens zu preisen in begeisterten Worten. In seiner armen Hütte wohnt dieser Segen, da fühlt er den Schatten der Kraft seines Gottes und im Untergange seiner Sonne selbst singt er noch ein triumphirendes Siegeslied. (166—173.)

„O Sonne, du Bild der Gotteskraft, dein Tag ist vollendet, du gehst unter an meinem Berge! O Tag meiner Vollendung! O Hoffnung des kommenden Morgens! O Kraft meines Glaubens!“

Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit ruht auf dem Glauben an Gott — und so senkt er am Schlusse sein Herz in das Werk des Weltheilandes und seine hoffende, liebende und glaubende Seele klingt aus in ein Lied im höhern Chor. (175—181.)

Abendstunde eines Einsiedlers.

Der Mensch, so wie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist, der Mensch in seinem Wesen, was ist er? Warum sagen's die Weisen uns nicht? Warum nehmen's die erhabnen Geister nicht wahr, was ihr Geschlecht sei? Braucht auch ein Bauer seinen Ochsen und lernt ihn nicht kennen? Forschet ein Hirt nicht nach der Natur seiner Schafe?

Und ihr, die ihr den Menschen braucht und sagt, daß ihr ihn hütet und weidet, nehmet auch ihr die Mühe des Bauern für seinen Ochsen? Habt auch ihr die Sorge des Hirten für seine Schafe? Ist eure Weisheit Kenntniß eures Geschlechts und eure Güte Güte erleuchteter Hirten des Volks?

Was der Mensch ist, was er bedarf, was ihn erhebt und was ihn erniedrigt, was ihn stärkt und ihn entkräftet, das ist Bedürfniß der Hirten der Völker und Bedürfniß des Menschen in den niedrigsten Hütten.

Allenthalben empfindet die Menschheit dieses Bedürfniß. Allenthalben strebt sie mit Mühe und Arbeit und Drang empor. Darum welken ihre Geschlechter unbefriedigt dahin, darum ruft das Ende der Tage der meisten Menschen laut, daß die Vollendung ihrer Laufbahn sie nicht gesättigt habe. Ihr Ende ist nicht die Reifung vollkommner Früchte der Jahreszeit, die nach vollendeter Bestimmung sie zur Ruhe des Winters hinabsinken läßt.

5. Warum forscht der Mensch Wahrheit ohne Ordnung

und Endzweck? Warum forſcht er nicht nach den Bedürfniſſen ſeiner Natur, daß er darauf baue den Genuß und den Segen ſeines Lebens? Warum ſucht er nicht Wahrheit, die ihn in ſeinem Innerſten befriedigt, die ſeine Kräfte entwickelt, ſeine Tage erheitert und ſeine Jahre beſeligt?

Befriedigung unſres Weſens in ſeinem Innerſten, reine Kraft unſerer Natur, der Segen unſres Daſeins, du biſt kein Traum. Dich zu ſuchen und nach dir zu forſchen, iſt Ziel und Beſtimmung der Menſchheit, und auch mein Bedürfniß biſt du und Drang meines Innerſten, dich zu ſuchen, Ziel und Beſtimmung der Menſchheit.

Auf welcher Bahn werde ich dich finden, Wahrheit, die mich zur Vervollkommnung meiner Natur emporhebt? Der Menſch, von ſeinen Bedürfniſſen angetrieben, findet die Bahn zu dieſer Wahrheit im Innerſten ſeiner Natur.

Alle reinen Segenskräfte der Menſchheit ſind nicht Gaben der Kunſt und des Zufalls. Im Innern der Natur aller Menſchen liegen ſie mit ihren Grundanlagen. Ihre Ausbildung iſt allgemeines Bedürfniß der Menſchheit.

Standpunkt des Lebens, Individualbeſtimmung des Menſchen, du biſt das Buch der Natur. In dir liegt die Kraft und die Ordnung dieſer weiſen Führerin, und jede Schulbildung, die nicht auf Grundlage der Menſchenbildung gebaut iſt, führt irre.

10. Der befriedigte Säugling lernt, was ihm ſeine Mutter iſt, auf dieſer Bahn; und ſie bildet in ihm Liebe, das Weſen des Danks, ehe der Unmündige kann den Schall von Pflicht und von Dank hören laſſen, und der Sohn, der ſeines Vaters Brod ißt und ſich mit ihm an ſeinem Heerde wärmt, findet den Segen ſeines Wiſſens und der Pflichten des Kindes auf dieſer Bahn der Natur.

Alle Menſchheit iſt in ihrem Weſen ſich gleich und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Darum wird die Wahrheit, die rein aus dem Innerſten unſers Weſens geſchöpft iſt, allgemeine Menſchenwahrheit ſein, ſie wird Vereinigungswahrheit zwiſchen den Streitenden, die bei Tauſenden ob ihrer Hülle ſich zanken werden.

Mensch, du selbst, das innere Gefühl deiner Kräfte ist der Vorwurf der bildenden Natur.

Allgemeine Emporbildung dieser innern Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit ist allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedrigsten Menschen. Uebung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und seiner Weisheit in den besondern Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet seyn.

Auf Einfalt und Unschuld gegründete Weisheit und Kraft ist in jeder Lage und jeder Tiefe der Menschheit segnender Theil, so wie sie in jeder Höhe ihr unumgängliches Bedürfniß ist.

15. Wer nicht Mensch ist, in seinen innern Kräften ausgebildeter Mensch ist, dem fehlt die Grundlage zur Bildung seiner nähern Bestimmung und seiner besondern Lage, die keine äußere Höhe entschuldigt. Zwischen dem Vater und dem Fürsten, zwischen dem mit schweren Nahrungssorgen beladenen Dürftigen und dem unter noch schwerern Sorgen seufzenden Reichen, zwischen dem unwissenden Weib und dem berüchtigten Vielwisser, zwischen dem trägen Schlummerer und dem Genie, dessen Adlerkraft in alle Welt wirkt, sind Klüfte. Aber wenn dem Einen in seiner Höhe reine Menschlichkeit mangelt, so werden finstere Wolken ihn da umhüllen, indem in niedrigen Hütten gebildete Menschlichkeit reine, erhabne und befriedigte Menschengröße von sich strahlt.

So lechzt in seiner Höhe ein Fürst nach weisen und gerechten Gesetzen für seine Gefangenen, aber vielleicht wirft er den golderfüllten Beutel umsonst zum Preis dar. Heb' er im Kriegsrath, in seinem Jagd- und Rentamte Menschlichkeit und im Innern seines Hauses reinen Vatersinn empor, so wird er Richter und Hüter seiner Gefangenen weise und ernst und väterlich bilden.

Ohne dieses ist der Schall erleuchteter Gesetze der Schall von der Liebe des Nächsten im Munde herzloser Menschen.

So fern bist du vielleicht, Fürst, von dem Segen der Wahrheit, die du suchst.

Indeſſen handeln Väter im Staub unter deinen Füßen weiſe mit ungerathenen Söhnen. Fürſt, lerne in den Thränen ihrer Nachtwachen und in dem Kummer ihrer Tageslaſten Weisheit für deine Gefangenen und gieb dein Recht über Leben und Tod Männern, die auf dieſer Bahn Weisheit ſuchen. Fürſt, der Segen der Welt iſt gebildete Menſchlichkeit, und nur durch ſie wirket die Kraft der Erleuchtung und der Weisheit und der innere Segen aller Geſetze.

20. Ausgebildete Kraft der Menſchheit, dieſe Quelle ihrer ſtarken Thaten und ihrer ruhigen Genießungen, iſt kein ungebildeter Drang und kein täuſchender Irrthum.

Die Bahn der Natur, welche die Kräfte der Menſchheit enthüllt, muß offen und leicht und die Menſchenbildung zu wahrer beruhigender Weisheit einfach und allgemein anwendbar ſein.

Die Natur enthüllt alle Kräfte der Menſchheit durch Uebung und ihr Wachsthum gründet ſich auf Gebrauch.

Ordnung der Natur in der Bildung der Menſchheit iſt die Kraft der Anwendung und Ausübung ſeiner Erkenntniſſe, ſeiner Gaben und ſeiner Anlagen.

Daher iſt der Mann der Einfalt und der Unſchuld, der, indem er mit reiner folgſamer Anwendung ſeiner Erkenntniſſe und mit ſtillem Fleiße jede ſeiner Kräfte und Anlagen übt und braucht, zur wahren Menſchenweisheit von der Natur gebildet, da hingegen der Mann, der dieſe Ordnung der Natur in ſeinem Innerſten zerrüttet und den reinen Sinn der Folgſamkeit ſeiner Erkenntniſſe ſchwächt, für den Genuß des Segens der Wahrheit unfähig wird.

25. Menſch, Vater deiner Kinder, dränge die Kraft ihres Geiſtes nicht in ferne Weiten, ehe er durch nahe Uebung Stärke erlangt hat, und fürchte dich vor Härte und Anſtrengung.

Wenn die Menſchen dem Gange dieſer Ordnung voreilen, ſo verſtören ſie in ſich ſelbſt ihre innere Kraft und löſen die Ruhe und das Gleichgewicht ihres Weſens in ihrem Innerſten auf.

Sie thun dieſes, wenn ſie eher, als ſie durch die Realkenntniß wirklicher Gegenſtände ihren Geiſt zur Wahrheit und Weisheit lenkſam gebildet haben, ſich in das tauſendfache Gewirre von Wortlehren und Meinungen hineinwagen und Schall und Rede und Worte anſtatt Wahrheit aus Realgegenſtänden zur Grundlage ihrer Geiſtesrichtung und zur erſten Bildung ihrer Kräfte machen.

Die künſtliche Bahn der Schule, die allenthalben die Ordnung der Worte der freien, wartenden, langſamen Natur vordrängt, bildet den Menſchen zum künſtlichen Schimmer, der den Mangel innerer Naturkraft bedeckt und Zeiten wie unſer Jahrhundert befriedigt.

Der widrige erſchöpfende Drang für den bloßen Schatten der Wahrheit; der Drang für Ton und Schall und Worte von Wahrheit, wo gar kein Intereſſe reizt, keine Anwendung möglich iſt; die Hinlenkung aller Kraft des wachſenden Menſchen auf die Meinung harter einſeitiger Schullehrer, die tauſendfachen Künſteleien des Wortverkehrs und der Modelehrart, die zur Grundlage der Menſchenbildung gelegt werden, dies Alles iſt mühſelige Abführung von der Bahn der Natur.

30. Auch erzwungene und ſteife Ordnungsfolge iſt nicht in der Lehrart der Natur. Wäre ſie es auch, ſie würde Einſeitigkeit bilden, und ihre Wahrheit würde nicht in die Fülle des ganzen Weſens der Menſchheit ſanft und frei hineinfallen.

Der harte Gang dieſer bildet im Menſchen die Wahrheit nicht zur ſanften Dienerin der Menſchheit, nicht zur fühlenden guten Mutter, deren Freude und Weisheit die Freude und das Bedürfniß ihrer Kinder iſt.

Die Kraft der Natur, obwohl ſie unwiderſprechlich hinführt zur Wahrheit, hat keine Steifigkeit in ihrer Führung; der Schall der Nachtigall tönt im finſtern Dunkel, und alle Gegenſtände der Natur wallen in erquickender Freiheit, nirgends iſt ein Schatten einer zudringlichen Ordnungsfolge.

Der Menſch verliert das Gleichgewicht ſeiner Stärke, die Kraft der Weisheit, wie ſein Geiſt auf einen Gegenſtand

zu einseitig und zu gewaltsam hingelenkt ist. Darum ist die Lehrart der Natur nicht gewaltsam.

Aber in ihrer Bildung ist Festigkeit und in ihrer Ordnung haushälterische Genauigkeit.

35. Bildung der Menschen zur Wahrheit, du bist Bildung ihres Wesens und ihrer Natur zu beruhigender Weisheit.

Mensch, forschest du in dieser Ordnung der Natur nach Wahrheit, so findest du sie, wie du sie brauchst für deinen Standpunkt und für deine Laufbahn.

So wie sie dir Bedürfniß deiner Ruhe und deines Friedens ist, Mensch, so wie sie dir in deinen nächsten Angelegenheiten sicherer Leitstern, so wie sie Stütze ist, auf der dein Leben ruht, so ist sie dir Segen.

Du kannst auf dieser Laufbahn nicht alle Wahrheit brauchen.

Der Kreis des Wissens, durch den der Mensch in seiner Lage gesegnet wird, und dieser Kreis fängt nahe um ihn her, um sein Wesen und seine nächsten Verhältnisse an, dehnt sich von da aus und muß bei jeder Ausdehnung sich nach diesem Mittelpunkte aller Segenskraft der Wahrheit richten.

40. Reiner Wahrheitssinn bildet sich in engen Kreisen, und reine Menschenweisheit ruht auf dem festen Grunde der Kenntniß seiner nächsten Verhältnisse und der ausgebildeten Behandlungsfähigkeit seiner nächsten Angelegenheiten.

Diese Menschenweisheit, die sich durch die Bedürfnisse unserer Lagen enthüllt, stärkt und bildet unsere Wirkungskraft, und die Geistesrichtung, die sie hervorbringt, ist einfach und fest hinsehend, sie ist von der ganzen Kraft der in ihren Realverbindungen feststehenden Naturlagen der Gegenstände gebildet und daher zu jeder Seite der Wahrheit lenksam.

Kraft und Gefühl und sichere Anwendung ist ihr Ausdruck.

Erhabene Bahn der Natur, die Wahrheit, zu der du führst, ist Kraft und That, Quelle, Bildung, Füllung und Stimmung des ganzen Wesens der Menschheit.

Zwar du bildest den Menschen, nicht ein schneller Schimmer oder Wuchs, und der Sohn der Natur ist beschränkt, seine Rede ist Ausdruck und Folge vollendeter Sachkenntniß.

45. Das zerstreute Gewirr des Vielwissens ist eben so wenig die Basis der Natur.

Der Mensch, der mit leichtem Flug jedes Wissen umflattert, und nicht durch stille feste Anwendung seine Erkenntniß stärkt, auch dieser verliert den heitern, festen aufmerksamen Blick, das stille, für wahre Freuden empfängliche Wahrheitsgefühl.

Schwankend wird der Gang der Männer, die im Wirrwarr ihres Vielwissens zwar viele Rederei finden, ihr aber den stillen Sinn reiner Menschenweisheit aufopfern. Beim Lärmgeräusch ihres Stolzes wirst du nahe um sie, in den Verhältnissen, in denen die Kraft des gesegneten Weisen hell strahlt, leere Oeden und Dunkelheit finden.

Auch die trägen leeren Oeden der finstern Unwissenheit führen ab von der Bahn der Natur. Mangel der Kenntniß deiner Natur, Mensch, schränkt dein Wissen enger ein, als die Bedürfnisse deines Wesens. Verdrehung der ersten Grundbegriffe deiner Beziehung und tödtende erdrückende Tyrannei, Vorenthaltung aller Wahrheits- und Segensgenießungen, unnatürlicher Mangel allgemeiner Nationalerleuchtung in den besten wesentlichen Bedürfnissen und Verhältnissen der Menschheit verdunkeln dich, wie der schwere Schatten der Nacht den Erdkreis verdunkelt.

Die Ausübung von Thaten gegen das innere Gefühl des Rechts untergräbt die Kraft unserer Wahrheitserkenntniß, sie verwirrt den reinen Sinn der edlen hohen Einfalt unserer Grundbegriffe und unserer Grundempfindungen.

50. Daher beruht alle Menschenweisheit auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgsamen Herzens und aller Menschensegen auf diesem Sinne der Einfalt und Unschuld.

Bildung der Menschheit in diesem reinen Sinne der Einfalt und Unschuld, du bist Vatersorge der Menschheit,

daß die unverdorbenen Grundlagen des Herzens den Gang ſeiner Geiſtesentwicklung ſchützen und richtig leiten.

Der Menſch muß zu innerer Ruhe gebildet werden. Genügſamkeit mit ſeiner Lage und mit ihm erreichbaren Genießungen, Duldung, Achtung und Glaube an die Liebe des Vaters bei jeder Hemmung, das iſt Bildung zur Menſchenweisheit.

Ohne innere Ruhe wallt der Menſch auf wilden Wegen: Durſt und Drang zu unmöglichen Formen rauben ihm jeden Genuß des nahen gegenwärtigen Segens und jede Kraft des weiſen, geduldigen und lenkſamen Geiſtes. Wenn das Gefühl nicht mehr von innerer Ruhe beſeelt iſt, ſo entnervt ſeine Kraft den Menſchen in ſeinem Innerſten und plagt ihn mit finſtern Qualen in Tagen, in denen der heitere Weiſe lächelt.

Der ungenügſame Mann ärgert ſich im Kreiſe ſeines Hausſegens, daß ſein Tanz am Galatag, ſeine Geige im Konzert und ſeine Theſes im Hörſaale nicht ausgezeichnet wurden.

55. Ruhe und ſtiller Genuß ſind die erſten Zwecke der Menſchenbildung und die Schoßkinder ſeiner Zeit. Menſch, dein Wiſſen und deine Ehrbegierde müſſen dieſen hohen Zwecken untergeordnet werden, ſonſt werden Neugierde und Ehrbegierde nagende Qualen und Unſegen.

Menſch, du lebſt nicht für dich allein auf Erden. Darum bildet dich die Natur auch für äußere Verhältniſſe und durch ſie.

So wie dieſe Verhältniſſe dir nahe ſind, Menſch, ſind ſie zur Bildung deines Weſens für deine Beſtimmung dir wichtig.

Immer iſt die ausgebildete Kraft einer nähern Beziehung Quelle der Weisheit und Kraft des Menſchen für entferntere Beziehungen.

Vaterſinn bildet Regenten, Bruderſinn Bürger. Beide erzeugen Ordnung im Hauſe und im Staate.

60. Die häuslichen Verhältniſſe der Menſchheit ſind die erſten und vorzüglichſten Verhältniſſe der Natur.

Der Menſch arbeitet in ſeinem Beruf und trägt die Laſt

der bürgerlichen Verfassung, damit er den reinen Segen seines häuslichen Glückes in Ruhe genieße.

Daher muß die Bildung des Menschen für seine Berufs- und Standeslage dem Endzweck der Genießungen reiner häuslicher Glückseligkeit untergeordnet werden.

Daher bist du, Vaterhaus, Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit.

Vaterhaus, du Schule der Sitten und des Staats!

65. Erst bist du **Kind**, Mensch, hernach Lehrjunge **deines Berufs**.

Kindertugend ist der Segen deiner Lehrlingstage und erste Bildung deiner Anlage zum Genuß aller Segnungen **deines Lebens**.

Wer von dieser Ordnung der Natur abgeht und Staats-, Berufs-, Herrschafts- und Dienstbarkeitsbildung unnatürlich hervordrängt, der lenkt die Menschheit ab vom Genusse der natürlichen Segnungen auf klippenvolle Meere.

Seht ihr's nicht, Menschen, fühlt ihr's nicht, Söhne der Erde, wie eure obern Stände in ihrer Bildung ihre inneren Kräfte verlieren? Siehst du nicht, Menschheit, wie ihre Abweichung von der weisen Ordnung der Natur leeren und öden Unsegen unter sie und von ihnen hinab in's Volk bringt? Fühlst du es nicht, Erde, wie die Menschengeschlechter von dem reinen Segen ihrer häuslichen Verhältnisse abweichen, und allenthalben sich auf wilde schimmernde Schaubühnen hindrängen, um ihr Wissen zu spiegeln und ihren Ehrgeiz zu kitzeln?

In ferne Weiten wallet die irrende Menschheit.

70. Gott ist die nächste Beziehung der Menschheit.

Auch dein Haus, Mensch, und sein weisester Genuß beruhigt dich nicht immer.

Gewalt und Grab und Tod ohne Gott zu leiden, hat deine sanft, gut und fühlend gebildete Natur keine Kräfte.

Gott, als Vater deines Hauses, als Quell deines Segens — Gott als dein Vater; in diesem Glauben findest du Ruhe und Kraft und Weisheit, die keine Gewalt, kein Grab in **dir** erschüttert.

Der Glaube an Gott ist die Stimmung des Menschengefühls in dem obersten Verhältniß seiner Natur; er ist vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit.

75. Der Glaube an Gott ist die Quelle der Ruhe des Lebens — die Ruhe des Lebens ist die Quelle innerer Ordnung — die innere Ordnung die Quelle der unverwirrten Anwendung unserer Kräfte; die Ordnung in der Anwendung unserer Kräfte wird wiederum Quelle ihres Wachsthums und ihrer Bildung zur Weisheit — Weisheit ist Quelle alles Menschensegens.

So ist der Glaube an Gott die Quelle aller Weisheit und alles Segens und die Bahn der Natur zur reinen Bildung der Menschheit.

Glaube an Gott, du bist der Menschheit in ihrem Wesen eingegraben, wie der Sinn vom Guten und Bösen, wie das unauslöschliche Gefühl von Recht und Unrecht, so unwandelbar fest liegst du als Grundlage der Menschenbildung im Innern unserer Natur.

Glaube an Gott, du bist Volksantheil in jeder Tiefe, in jedem Weltstriche, du bist Kraft der Menschheit in jeder Höhe und ihre Stärke in jeder Tiefe.

Glaube an Gott, du bist nicht Folge und Resultat gebildeter Weisheit, du bist reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unschuld auf den Ruf der Natur, — daß Gott — Vater ist.

80. Kindersinn und Gehorsam ist nicht Resultat und stete Folge einer vollendeten Erziehung, sie müssen frühe und erste Grundlagen der Menschenbildung sein.

Das Staunen des Weisen in den Tiefen der Schöpfung und sein Forschen in den Abgründen des Schöpfers ist nicht Bildung der Menschheit zu diesem Glauben. In den Abgründen der Schöpfung kann sich der Forscher verlieren und in ihren Wassern kann er irre umhertreiben, ferne von der Quelle der unergründlichen Meere.

Gott, Vater, Gottes Dasein in der Hütte der Menschen — Gott im Innersten meines Wesens — Gott — Geber

seiner Gaben und meiner Lebensgenießungen, das ist die Bildung der Menschheit zu diesem Glauben, das ist die Kraft der Natur, die allen Glauben auf Genuß und Erfahrung gründet.

Oder rühren dich, Mensch! — ich rufe ins Volk — rühren dich, Mensch, die Lehrsätze von überwiegendem Guten? Tröstet oder beruhigt dich das, daß das Glück das Unglück im Ganzen überwiege? Wenn Flammen des Jammers über deinem Scheitel brennen und dich zerstören: tröstet dich dieses Gerede der Weisen?

Aber wenn dein Vater dein Wesen in deinem Innern stärkt, dir deine Tage erheitert, deine Kraft zum Leiden emporhebt und das Uebergewicht der Segensgenießungen dir selbst in deinem Innern enthüllt, dann genießest du die Bildung der Natur zum Glauben an Gott.

85. Das Brod, das mein Kind aus meiner Hand ißt, bildet sein Kindergefühl, und nicht sein Staunen über meine Nachtwachen und meine Sorgen für seine spätern Jahre. Viel Urtheil über mein Thun ist Unbesonnenheit, die sein Herz verführen und von mir ablenken kann.

Einfalt und Unschuld, reines menschliches Gefühl für Dank und Liebe ist Quelle des Glaubens.

Im reinen Kindersinn der Menschheit erhebt sich die Hoffnung des ewigen Lebens, und reiner Glaube der Menschheit an Gott lebt nicht in seiner Kraft ohne diese Hoffnung.

Der Fußtritt des Tyrannen über seine Brüder, über die Kinder seines Gottes erschüttert im Innersten die Menschheit. Die Reihen seiner Erschlagenen, ihre Wittwen und Waisen heulen, zittern, hungern, glauben und sterben.

Ist Gott Vater der Menschen, so ist der Tag ihres Todes nicht der Tag der Vollendung ihres Wesens.

90. Ist ein Sinn für Wahrheit in dir, Mensch? Rede! Streitet es nicht wider den Sinn deines Innersten, zu glauben, daß Gott Vater der Menschen ist und daß doch also das Wesen dieser Elenden vollendet sei?

Gott ist nicht Vater der Menschen, oder der Tod ist nicht die Vollendung unsers Wesens.

Mensch, dein innerer Sinn ist dir sicherer Leitstern der Wahrheit und deiner Pflicht; und du zweifelst, da dieser Sinn so mächtig Unsterblichkeit dir zuruft?

Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den innern Sinn deines Wesens, so glaubst du an Gott und an die Unsterblichkeit.

Gott ist Vater der Menschheit, Kinder Gottes sind unsterblich.

95. Im Innersten deiner Natur, Mensch, liegt das, was Wahrheit, Unschuld und Einfalt mit Glauben und Anbetung hört.

Aber Einfalt und Unschuld ist nicht der Theil aller Menschen.

Vielen ist innerer Sinn der Menschennatur Spiel des Traumes und Glaube an Gott und Unsterblichkeit, auf diesen innern Sinn gebaut, verachteter Vorwurf ihrer Kunst.

Gott, der in meinem Wesen mit Kraft und Stärke Wahrheit, Weisheit und Seligkeit, Glauben und Unsterblichkeit lehrt, Gott, den alle Kinder Gottes hören, Gott, den die ganze sanfte, fühlende, reine, liebende Menschheit versteht und ganz gleich versteht; Gott — sollt' ich nicht Gehör geben der Lehre, die im Innersten meines Wesens mir und meiner Natur wahr ist und wahr sein muß — sollt' ich nicht glauben, was wär' ich, was thät' ich?

Glaube an Gott ist Scheidung der Menschheit in die Kinder Gottes und die Kinder der Welt, ist Glaube an die Vatergüte Gottes, Glaube an die Unsterblichkeit.

100. Gott, Vater der Menschheit; Mensch, Kind der Gottheit: das ist der reine Vorwurf des Glaubens.

Dieser Glaube an Gott ist Stimmung der Menschheit in ihren Verhältnissen zu ihrem Segen.

Vätersinn und Kindersinn, dieser Segen deines Hauses, Mensch, ist Folge des Glaubens.

Der Genuß deiner Rechte, Hausvater, die wonnevolle Ergebung deines Weibes und das innige, seelenerhebende Dankgefühl deiner Kinder ist Folge deines Glaubens an Gott.

Glauben an meinen Vater, der Gottes Kind ist, ist Bildung meines Glaubens an Gott.

105. Mein Glaube an Gott ist Sicherstellung meines Glaubens an meinen Vater und an jede Pflicht meines Hauses.

So verbindest du, erhabene Natur, in deiner Bildung meine Pflichten und meine Genießungen, und an deiner Hand wallt der Mensch von genossenen Segnungen zu neuen Pflichten.

Alle Menschheit, Fürst und Unterthan, Herr und Knecht, bildet sich zu den besondern Pflichten ihres Standes durch Genuß ihrer ersten Naturverhältnisse.

Der Fürst, der Kind seines Gottes ist, ist Kind seines Vaters.

Der Fürst, der Kind seines Vaters ist, ist Vater seines Volkes.

110. Der Unterthan, der Kind seines Gottes ist, ist Kind seines Vaters.

Der Unterthan, der Kind seines Vaters ist, ist Kind seines Fürsten.

Stand des Fürsten, Bild der Gottheit, Vater einer Nation. Stand des Unterthans, Kind des Fürsten, der mit ihm Kind Gottes ist. Wie sanft und stark und fein ist dieses Gewebe der Naturverhältnisse der Menschheit!

O Menschheit in deiner Hoheit!

Aber vergebens ist das Gefühl deiner Würde beim gesunkenen Volke.

115. Ich darf deinen Rang nicht nennen, Hausvater. Was bist du? und was kannst du sein? Ochs am Barren; Herr deines Hauses. Bild des Fürsten in deiner Hütte, o Menschheit in deiner Tiefe! O Herr und Vater Aller!

In jeder Tiefe ist der Knecht seinem Beherrscher in seinem Wesen gleich, und dieser ist die Befriedigung des Bedürfnisses seiner Natur ihm schuldig.

Emporzubilden das Volk zum Genuß der Segnungen seines Wesens, ist der Obere Vater des Untern.

Und alles Volk ruhet im Genuß seines Hausfegens in

reinem Kinderzutrauen gegen den Vatersinn seines Herrn, und wartet auf die Erfüllung ihrer Vaterpflicht in der Auferziehung und Emporbildung ihrer Kinder zu jenem Segensgenuß der Menschheit.

Ist dieses Wachen der Menschheit ein Traum? Ist ihre kindliche Hoffnung Bild des Schlummers und der Erschlaffung in ihrer Tiefe?

120. Glaube Gottes, du bist die Kraft dieser Hoffnung.

Fürsten, die an Gott glauben und den Bruderstand der Menschheit erkennen, finden in diesem Glauben Stimmung zu jeder Pflicht ihres Standes. Sie sind Männer mit Gotteskraft zum Segen ihrer Völker gebildet.

Fürsten, die den Vaterstand der Gottheit und den Bruderstand der Menschheit verleugnen, finden in diesem Unglauben die Quelle der schrecklichsten Zernichtung des Glaubens an ihre Pflichten. Sie sind Männer des Schreckens und ihre Kraft wirkt Verheerung. In der Anerkennung der obersten Vaterwürde Gottes versichern die Fürsten sich des Volkes Gehorsam als die Sache der Gottheit.

Und der Fürst, der in dem Gehorsam gegen Gott nicht die Quelle seiner Rechte und seiner Pflichten suchen will, baut seinen Thron auf den mißlichen Sand des Volksglaubens an seine Stärke.

Der Glaube an Gott ist in dieser Anerkennung das Band des Fürsten und seines Volks, das Band der innern Vereinigung der Segensverhältnisse der Menschheit.

125. Unglauben, Verleugnung des Bruderstandes und der Bruderpflichten der Menschheit, Verkennung und Verachtung der Vaterrechte Gottes, trotzende Kühnheit im Mißbrauch gegenseitiger Gewalt ist Auflösung aller reinen Bande der Segensverhältnisse der Menschheit.

Die Priester sind die Verkünder des Vaterstandes der Gottheit und des Bruderstandes der Menschheit, und ihr Stand ist der Mittelpunkt der Vereinigung der Naturverhältnisse der Menschheit zu ihrem Segen durch den Glauben an Gott.

Der Glaube an Gott ist die Quelle alles reinen Vater-

und Bruderſinnes der Menſchheit, die Quelle aller Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit ohne Vaterſinn und ohne Bruderſinn iſt ein ſchimmerndes Unding ohne Segenskraft.

Stolze Gerechtigkeit, Ausſprüche nach Jahre langen Frevlerkünſten, die Geſetzverſtändige und Gerichtshöfe nähren, iſt Mummerei von Gerechtigkeit, die nicht Volksſegen iſt.

130. Sicherheit, Unſchuld und Gefahrloſigkeit, dieſe Quellen reiner Volkstugend, dieſe Folgen einer weiſen und väterlichen Gerechtigkeit, ſind Folgen des Glaubens.

Kühner, auffahrender Muth gegen Unſchuld, Recht und Wahrheit, dieſe Beweiſe des Mangels reiner und ſtarker Vaterkraft der Landesgerechtigkeit, ſind Folgen des Unglaubens.

Gewaltthätigkeit und freche, kühne Anmaßungsſucht gegen Recht und Unſchuld im Nationalgeiſt iſt Quelle der Nationalentkräftung, und ſo iſt Unglauben Quelle dieſer Entkräftung.

Und hingegen iſt Vaterſinn und Kinderſinn im Nationalgeiſt Quelle alles reinen Nationalſegens.

Alſo iſt Volksglauben an die Gottheit Quelle aller reinen Nationaltugend, alles Volksſegens und aller Volkskraft.

135. Sünde iſt Quelle und Folge des Unglaubens. Sie iſt Handlung der Menſchen gegen das innere Zeugniß unſrer Natur von Recht und Unrecht. Sünde, Quelle der Verwirrung unſerer erſten Grundbegriffe und unſres reinen Naturgefühls. Sünde, Verluſt des Glaubens an dich ſelbſt, Menſch, und an deinen innern Sinn, Verluſt deines Glaubens an Gott, Verluſt deines Kinderſinnes gegen ihn.

Oeffentliche Sünde, Trotz der Menſchheit gegen die Gottheit.

Abſcheu gegen die Sünde, reines Gefühl des Kinderſinnes der Menſchheit gegen Gott, Ausdruck und Folge des Glaubens der Menſchheit an die Offenbarung der Gottheit im Innern ſeiner Natur.

Abſcheu gegen öffentliche Sünde, Gefühl des Kindes gegen den Mann, der ſeines Vaters und ſeiner Mutter ſpottet.

Nationalabſcheu des Volks gegen öffentliche Sünder, Pfand und Siegel des Nationalglaubens und des Kindergefühls eines Volks gegen ſeinen oberſten Herrn.

140. Nationalabscheu des Volks gegen den öffentlichen Trotz seiner Fürsten gegen die Gottheit ist Beweis der Nationaltugend und ihrer Schwächung der Kraft des Glaubens des Gehorsams des Volks gegen seinen obersten Herrn.

Unglaube, Quelle der Zernichtung aller innern Bande der Gesellschaft.

Unglaube der Obern, Quelle des Ungehorsams der Untern.

Vaterherz und Vatergaben der Obern pflanzen und sichern den Gehorsam der Untern.

Der Unglaube zernichtet die Quelle des Gehorsams.

145. Unter einem Herrn, der nicht Vater ist, kann die Volksstimmung nicht Empfindung eines rein denkenden, im Kindergehorsam gesegneten Volkssinnes werden.

Die Folgen des Unglaubens — täglich steigende Laster, täglich abnehmende Vatergüte, willkürliche Gewalt ohne Segenszweck, bizarre, unnatürliche Regierungsfratzen, drückende Zwischengewalt, Aussaugen des Markes vom Volk, sich vermindernde Volkskraft gegen diese Zwischengewalt, sind unter einer ungläubigen, die Rechte der Gottheit und Menschheit verachtenden Regierung unvermeidlich.

Die Volksempfindung des unnatürlichen Gebrauchs der Vaterrechte ist Auflösung der Kraft der reinen Bande der Natur zwischen dem Fürsten und seinem Volke.

Sie, diese gute mütterliche Menschennatur, knüpft die Bande der bürgerlichen Verhältnisse durch den Segen gegenseitiger Genießungen.

Und es ist Volksempfindung, Nationalgefühl des Segens dieser Genießungen, welches diese Verhältnisse durch Dank, Liebe und Glauben des Volks an seinen Fürsten weiht und heiligt. Denn hier ist aller Vaterlandsliebe und Bürgertreue heilige Quelle.

150. Ich berühre Saiten, die ungespannt liegen und nicht im Modeton klingen. Verhöhne sie, Tänzerton, trillernde Verläumdung, überschrei ihre Kraft! Wahrheit und reiner Menschensinn macht unbesorgt.

Alle Kraft der Menschheit wirkt nur Segen durch ihren Glauben an die Gottheit, und der Vatersinn des Fürsten,

diese einzige Quelle alles Volkssegens, ist Folge seines Glaubens an Gott.

Mensch, so niedrig du auch stehest, ist dein Fürst Kind deines Gottes, so ist seine Gewalt Vaterkraft.

Harter, unbescheidener Gebrauch seiner Rechte ist nicht Vatersinn, ist nicht Sinn des Glaubens an Gott, es ist Verderbung der obersten Angelegenheiten des Fürsten und seines Landes, Verderbung des reinen Kindersinnes der Nation gegen Fürsten.

Dennoch darf ich diese so allgemeinen Sitten der einsichtigen Fürstendienerschaft nicht Hochverrath nennen.

155. Aber was ist's minder, wenn sie das Vaterrecht des Fürsten als ein Recht zu Gutem und Bösem und zu Gerechtem und Ungerechtem darstellen?

Was ist's minder, wenn sie im Namen des Fürsten den Hausfegen stören, das Eigenthum nicht schonen und Unschuld mit Schimpf und Schande belegen?

Band der Vereinigung der Menschheit zu ihrem Segen, Glaube des Fürsten und seines Volkes an den obern Herrn der Menschheit, Glaube Gottes, du bist es allein, der die Menschheit vor dieser Klippe sichert.

Aller Unglaube ist unbescheiden, aber der Glaube an Gott, der Kindersinn der Menschheit gegen die Gottheit, ist stille Erhabenheit in jeder Kraft ihrer Wirkung.

Glänzende, blitzende Erschöpfung ihres Wesens, kühner lachender Muth bei Gefahr und Zerstörung ist die Kraft der Menschheit, die vom Kindersinn gegen Gott abweicht.

160. Ernster, haushälterischer Gebrauch jeder kleinen Anlage, Sehnsucht nach Stärkung seiner Kraft ist die Bahn der Natur zur Bildung und Stärkung aller Kräfte und in jeder Tiefe und in jeder Schwäche ist es Richtung des reinen Kindersinnes der Menschheit gegen Gott.

Hang zu niederm Schimmer, Drang, Anlagen und Kräfte zu spiegeln und seine Schwäche zu bemänteln, ist Richtung auch der niedrigsten und schwächsten Menschheit, die von dieser bildenden Bahn der Natur abgewichen ist.

Aeußere und innere Menschenhöhe, auf dieser reinen Bahn

der Natur gebildet, iſt Verſtand und Vaterſinn gegen niedere Kräfte und Anlagen.

Menſch in deiner Höhe, wiege den Gebrauch deiner Kräfte nach dieſem Zwecke.

Vaterſinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte ſchwache Heerde der Menſchheit.

165. Reiner Segen der Menſchheit, du biſt Kraft und Folge des Glaubens.

O meine Zelle, Wonne um dich her! Auch du biſt Folge dieſes Glaubens.

Heil mir und meiner Hütte!

Darum, daß die Menſchheit an Gott glaubt, ruhe ich in dieſer Hütte.

Glaube des Volks an die wahren Prieſter der Gottheit iſt Quelle der Ruhe meines Lebens.

170. Prieſter der Gottheit ſind die Repräſentanten des reinen Vaterſtandes der Menſchheit.

Deine Kraft, Geweihter, iſt Gottes Erleuchtung!

Gottes Erleuchtung iſt Liebe, Weisheit und Vaterſinn.

O wer nach meiner Hütte wallet, wäre ich auch Schatten der Kraft meiner Gottheit.

O Sonne, du Bild ihrer Kraft, dein Tag iſt vollendet, du gehſt unter an meinem Berge! O Tag meiner Vollendung! O Hoffnung des kommenden Morgens! O Kraft meines Glaubens!

175. Ich baue alle Freiheit auf Gerechtigkeit, aber ich ſehe in dieſer Welt keine verſicherte Gerechtigkeit, als bei der zur Einfalt, Frömmigkeit und Liebe geſtimmten und in dieſer Stimmung erleuchteten Menſchheit.

Alle Familiengerechtigkeit, welche die größte, reinſte und allgemein in aller Welt genoſſene Gerechtigkeit iſt, hat im Ganzen nur Liebe zu ihrer Quelle — und dennoch wirket ſie in der Einfalt aller Völker allgemeinen Segen der Welt.

So wie alle Gerechtigkeit auf Liebe ruht, ſo ruht auch Freiheit darauf. Reiner Kinderſinn iſt die wahre Quelle der Freiheit, die auf Gerechtigkeit ruht; und reiner Vaterſinn iſt die Quelle aller Regierungskraft, die, Gerechtigkeit zu thun und Freiheit zu lieben, erhaben genug iſt.

Und die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, die Quelle der Liebe und des Bruderſinnes der Menſchheit, dieſe beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Kinder Gottes ſind, und daß der Glaube an dieſe Wahrheit der ſichere Grund alles Weltſegens ſei. In dieſem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geiſt aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volksſegen ſucht, denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und Weltweisheit ruht auf dieſem Grunde des Glaubens der Menſchheit an Gott.

Und Gottesvergeſſenheit, Verkenntniß der Kinderverhältniſſe der Menſchheit gegen die Gottheit, iſt die Quelle, die alle Segenskraft der Sitten, der Erleuchtung und der Weisheit in aller Menſchheit auflöſt. Daher iſt dieſer verlorene Kinderſinn der Menſchheit gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherſtellung dieſes verlornen Kinderſinnes iſt Erlöſung der verlornen Gotteskinder auf Erden.

Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menſchheit das allgemein verlorne Gefühl des Kinderſinnes gegen Gott wieder hergeſtellt, iſt der Erlöſer der Welt, er iſt der geopferte Prieſter des Herrn, er iſt Mittler zwiſchen Gott und der gottesvergeſſenen Menſchheit. Seine Lehre iſt reine Gerechtigkeit, bildende Volksphiloſophie, ſie iſt Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorne Geſchlecht ſeiner Kinder.

Bemerkungen.

Die Abendstunde erschien zuerst im Maiheft von Iselins „Ephemeriden."

Sie wurde abermals abgedruckt in der „Wochenschrift für Menschenbildung" 1807. 1. Band. No. 13 u. 14. Aus dieser letztern habe ich sie genommen, da Iselins Ephemeriden nicht zu beschaffen waren. (Auch in der Kgl. Bibliothek zu Berlin war dieser Band der Ephemeriden nicht zu finden; es befinden sich dort nur 2 Jahrgänge vom J. 1776 und 1778.) Sollte ich diesen vor Vollendung dieser Ausgabe noch erhalten — und ich bitte alle Verehrer des großen Mannes, mir es gütigst anzeigen zu wollen, wenn ein Exemplar der Ephemeriden irgendwo zu haben sein sollte —, so wird das Resultat der Vergleichung am Schlusse dieses Werkes angezeigt werden. Daß der Abdruck in der Wochenschrift nicht genau mit dem ersten Abdrucke übereinstimmt, geht aus einer Stelle in Christoffels Werke hervor, welcher folgende in der Wochenschrift fehlende Stelle aus den Ephemeriden anführt:

„O Fürst in deiner Höhe!
O Göthe in deiner Kraft!
Ist das nicht deine Pflicht, o Göthe, da deine Bahn nicht ganz Natur ist?

Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauche seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit. O Göthe in deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittre, schweige und seufze.

Deine Kraft ist gleich dem Drange großer Fürsten, die dem Reichsglanze Millionen Volkssegen opfern.

Reiner Segen der Menschheit, du bist Kraft und Folge des Glaubens!" —

In der Gesammtausgabe fehlt die Abendstunde ganz. In der Wochenschrift ist sie einem Aufsatze — wahrscheinlich Niederers — einverleibt, der die Ueberschrift führt: „Pestalozzi's erste Darstellung des Wesens und Umfangs seiner Methode." Er ist polemisch-apologetischer Natur, hauptsächlich gegen zwei Vorwürfe gerichtet, daß Pestalozzi's Lehrart einseitig sei und die Bedürfnisse einer wahren Menschenbildung nicht befriedige und dann, daß Sie irreligiös sei. Es wird die Vielseitigkeit der Methode dargelegt und zum Beweis des religiösen Geistes der pestalozzischen Lehrart auf die Abendstunde hingewiesen; sie soll zugleich in die ursprünglichen Ansichten versetzen,

aus denen die Methode entstanden ist. „Es ist unmöglich, auch nur eine Formel der Methode ohne einen Blick in ihren Geist zu fassen, weil keine aus sich selbst entsprang, sondern aus dem Ganzen hervorging.“ Die Darstellung eines Faches drängt die andere nicht zurück, greift vielmehr harmonisch in sie ein zu seiner Zeit und an seinem Orte. Auch zum Beweise der Einheit in der Vielheit wird die Abendstunde angeführt. „Glücklicherweise findet sich der Vereinigungspunkt dieser Gesichtspunkte in einem großen Umfange schon in einem der frühesten Aufsätze Pestalozzi's, *ahnend und ergreifend, gleichsam weissagend und prophetisch ausgesprochen.*“ — „Indem wir diesen Aufsatz als ein historisches Zeugniß über die Methode unverändert lassen, erlauben wir uns, das darin Enthaltene unter Rubriken zusammen zu stellen.“ Diese Ueberschriften (in der Wochenschrift und von fremder Hand) sind folgende:

Allgemeine Aufgabe der Erziehung. Grundtrieb, von dem der Erzieher ausgehen muß. (1—6.)

Ursprung des Stoffs und der Mittel der Befriedigung der Menschennatur. Grundlage aller Erziehung. (7—12.)

Zweck und Umfang der Erziehung. (13—20.)

Wesentlicher Gang der Natur in der Entwickelung des Menschen. (21—34.)

Geistes- oder intellectuelle Bildung. (35—49).

Herzensbildung. (50—55.)

Häusliche Bildung. (56—69.)

Religiöse Bildung. (70—105.)

National- und bürgerliche Bildung. (106—180.)

Außerdem finden sich zu diesem Aufsatze folgende zwei Anmerkungen:

Zu 70: „Man übersehe diesen Ausdruck (nähefte — ich habe „nächste“ dafür gesetzt —) nicht. Er ist für den richtigen Sinn des P. Grundsatzes: *die Erziehung müsse vom Nahen ausgehen*, entscheidend. Es ist nehmlich nicht von *sinnlicher* Nähe die Rede (wie treffend!), sondern von der Unmittelbarkeit eines Gegenstandes in Beziehung auf den Menschen oder die menschliche Natur. P. will vom äußern in der Religion (?), vom unmittelbaren, von dem wesentlichen Verhältniß Gottes zur Menschheit, (von dem Christus die reine Offenbarung und die entwickelte Darstellung ist,) ausgehen. So bedeutet bei P. das Nahe überall das Wesentliche, das Nothwendige, Absolute, mit andern Worten den positiven Keim, aus dem alle Wahrheiten, Verhältnisse und Erscheinungen einer Erkenntniß hervorgehen und sich entwickeln, wie aus ihrem Keime im Samen die Pflanze.“

Zu 84: „Auch dieser Ausdruck (Naturbildung der Religion,) darf nicht übersehen werden. Der Genuß der Bildung der Natur zum Glauben an Gott besteht nach P. Vorstellung keineswegs im Genusse der Wohlthaten der sinnlichen Natur und ihrer Verhältnisse, insofern sie selbst sinnlich sind, oder sinnlich betrachtet und genossen werden. Die Steigerung des Sinnlichen zum Uebersinnlichen als religiöses

Bildungsmittel, ist ein Unding, und die Meinung, die Kinder durch die Betrachtung der äußern Natur zu Gott zu führen, ein verkehrter Wahn. Um Gott in der äußern Natur zu finden, muß man ihn schon in sich selbst haben, d. h. ahnden und glauben. (Ein feiner Gedanke!) Religiöse Bildung ruht auf ursprünglich religiöser Anschauung der Dinge selber, die wieder von der unmittelbar religiösen Natur des Menschen, von dem Hauch Gottes in ihm ausgeht, der sich ursprünglich als Liebe und Vertrauen offenbart. Eben darin besteht die Würde der Menschheit und der factische Naturbeweis, daß Gott den Menschen zu seinem Bilde geschaffen habe und wir göttlichen Geschlechts seien, daß die religiösen Elemente der Bildung durch Besorgung der Mutter und des Vaters in Unschuld und Liebe sich im Kinde selbst erzeugen und als solche vom Erzieher ergriffen werden können, um aus ihnen die Religion in ihrem ganzen Wesen und Umfange zu entwickeln." —

Aenderungen sind in diesem Stücke nicht vorgenommen.

In 122 habe ich statt „Verstand" — „Vaterstand" gesetzt; ersteres ist offenbar ein Druckfehler in der Wochenschrift. Den Begriff „Verstand der Gottheit" kennt Pestalozzi nicht. Fraglich erscheint es mir, ob in 162 nicht die gleiche Veränderung vorzunehmen ist; es gibt beides einen Sinn. — Dunkel ist mir 117; ich erkläre die Stelle so: Wenn der Obere ein wahrer Vater des Untern ist, dann bildet er das Volk zum Genuß der Segnungen seines Wesens empor. — Die Ziffern sind von mir hinzugesetzt zur Bezeichnung. —

Lienhard und Gertrud.

Schweizer Dorfgeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Ein Buch für das Volk.

Einleitung.

Pestalozzi hatte sein Gut Neuhof verpachtet, aber er konnte von der Pacht kaum die nothwendigsten Lebensbedürfnisse bestreiten. So drückend seine Lage auch mitunter war, so verlor er doch seinen guten Humor nicht, wie ein launiger Aufsatz aus jener Zeit beweist, der aber leider verloren gegangen ist, da er nur im Manuscript existirt hat: „Ueber die Umgestaltung der krummen, staubigen und ungekämmten Stadtwächter unter unsern Thoren in gerade, gekämmte und geputzte.“ In Folge dieses Aufsatzes forderten ihn die Gebrüder Füßli auf, durch Schriftstellerei seine Lage zu verbessern.

Er ergriff diesen Vorschlag sogleich mit Lebhaftigkeit und das erste Werk, das er schuf, machte seinen Namen weit und breit berühmt. Es war der erste Theil von Lienhard und Gertrud. Pestalozzi erzählt in seinem Schwanengesange selbst die Entstehung dieses Werkes ausführlich, das ohne jeglichen Plan binnen wenigen Wochen vollendet war. „Die Geschichte von Lienhard und Gertrud floß mir aus der Feder, ich weiß nicht wie, und entfaltete sich von sich selbst, ohne daß ich den geringsten Plan im Kopfe hatte oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte seinen Werth, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schlafe den Werth eines Glückes fühlt, von dem er eben träumt. Ich wußte kaum, daß ich wachte; doch fing ein erneuter Funke von Hoffnung an, sich in mir zu regen, daß es möglich sein möchte, meine ökonomische Lage auf dieser Bahn zu bessern und den Meinigen erträglicher zu machen.“

Das Buch erregte gleich bei seinem ersten Erscheinen

ein ganz außerordentliches Aufsehn. Pestalozzi erzählt, daß alle Journale seines Lobes voll gewesen wären, alle Kalender Bruchstücke daraus gebracht hätten. Die ökonomische Gesellschaft zu Bern sandte ihm ein Dankschreiben mit ihrer großen goldnen Medaille und 50 Dukaten, Vornehme zogen Pestalozzi in ihre Gesellschaft, der Großherzog von Toskana wollte ihm eine Anstellung geben, von welchem Plan er aber durch seine Berufung auf den deutschen Kaiserthron wieder abgezogen wurde, Karl von Bonstetten wollte Pestalozzi auf seine Güter am Genfer See ziehen, auch der östreichische Minister v. Zinzendorf wünschte ihn zu sich. Binnen wenigen Jahren wurde das Buch in mehrere fremde Sprachen übersetzt.

Das Interesse an diesem Buche hat sich fort und fort rege erhalten; es ist ein Volksbuch geblieben und wird es bleiben, denn es hat einen unvergänglichen klassischen Werth. Es gehört zu den vollendetsten poetischen Schöpfungen und steht auf gleicher Stufe mit den um jene Zeit erschienenen klassischen Produkten der deutschen Nationalliteratur. Wie Lessing mit seiner „Miß Sara Sampson" das bürgerliche Trauerspiel, mit seiner „Minna von Barnhelm" das bürgerliche Lustspiel, wie Göthe mit seinem „Hermann und Dorothea" das bürgerliche Epos begründete, so ist Pestalozzi mit seinem „Lienhard und Gertrud" der Begründer des klassischen Volksromanes geworden, der Anfänger der vielgelesenen und wirksamen Dorfgeschichten. Was Gude über „Hermann und Dorothea" sagt*), findet in seinem ganzen Umfange auch auf „Lienhard und Gertrud" Anwendung: „Unübertroffen steht es bis heute in unserer Literatur da und wird für alle Zeiten eine der vollendetsten poetischen Schöpfungen bleiben, unsterblich wie die alten Epen. Es ist nicht das Gewaltige des Stoffes, was uns ergreift, nicht die Schilderung heroischer Charaktere und Leidenschaften, die uns hinreißt, es ist die erstaunliche Einfachheit und Naturwahrheit, mit welcher die Lebensfülle des deutschen Ge-

*) Erläuterungen deutscher Dichtungen. Zweite Reihe. 1862. S. 58.

müthes entfaltet und in den beſcheidenen Rahmen eines bürgerlichen Epos (hier: Romanes) gebracht worden iſt."

Peſtalozzi ſagt ſelbſt in der Vorrede, daß ſeine Darſtellung auf eine Nachahmung der Natur, eine einfache Darlegung deſſen ſich gründe, was überall ſchon da ſei, was er auf der Bahn eines thätigen Lebens meiſtens ſelbſt geſehen und gehört und zu dem er nichts von eignen Meinungen hinzugeſetzt habe. Er ſchließt „den innern Grund der Herzen" auf und damit hat er die Bahn der Natur betreten, auf die ihn ſein Zeitalter und ſeine Lehrer hinwieſen und die er in der Beſchäftigung mit ländlichen Arbeiten vergeblich geſucht hatte. Es iſt die allgemeine Menſchennatur, die er in der Schilderung der Charaktere in ihren tiefſten Wurzeln der Geſinnung und den daraus entſpringenden Handlungen ſo treu und wahr abmalt, daß kein einziger gemachter, unwahrer Zug darin vorkommt. Gegen dieſe tiefe pſychologiſche Wahrheit in der Darſtellung der Charaktere treten etwaige äußerlich formelle Unebenheiten ganz zurück; auch die mitunter hervortretende ſentimentale Stimmung iſt hier von keiner Beeinträchtigung; dieſelbe lag nun einmal in jener Zeit und ſpricht ſich z. B. in „Werthers Leiden" in noch viel größerem Maße aus. Wie der Menſch, wenn er nach gefährlicher Krankheit, die ihn lange an das Zimmer feſſelte, den Frühling in Gottes freier Natur mit einer vorher nie gekannten Weichheit des Gemüthes begrüßt; wie das Herz, wenn es durch Leid und Sorgen lange ſich ſelbſt entfremdet war und wenn es nun endlich wieder zu ſich kommt, in Thränen ſeine erſte Selbſtbethätigung offenbart: ſo offenbarte ſich das deutſch-nationale Leben, nachdem es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder zu ſich ſelbſt gekommen, auch mit einer ſolchen elegiſchen Weichheit, die ſich nicht ſelten in den erſten poetiſchen Schöpfungen der zweiten klaſſiſchen Periode der deutſchen Nationalliteratur kund gibt; ich erinnere an Klopſtock, Voß, Hölty, Miller, Werther's Leiden u. a.

Aber es offenbart ſich doch in dieſer Weichheit eine ſittliche Kraft, die den Geiſt vor Entnervung ſchützt und ihn vielmehr hebt und ſtärkt und zu edleren Thaten anſpornt. Das iſt

ja der höhere, sittliche Zweck aller wahren Kunst, nicht, daß sie das Gemüth allein erregen und die Phantasie beschäftigen, sondern daß sie den Geist überhaupt aus dem Alltäglichen, dem Gewöhnlichen herausheben und veredelnd einwirken soll auf das ganze Sein und Thun des Menschen. Wenn auch das direct Belehrende von den Kunstschöpfungen ausgeschlossen sein muß, so würde man doch das Wesen der Kunst falsch fassen, wenn man ihr auch alle Einwirkung auf die Entschließungen und den Willen des Menschen absprechen wollte. Diese Einwirkung muß sich aber ganz von selbst ergeben; tritt hierbei eine nackte Absicht hervor, so wird die Wirkung gestört, wie dies der Fall ist bei aller Tendenzpoesie.

Pestalozzi legt die wahre Lage des Volkes dar in seiner tiefen Verkommenheit, er weckt dadurch das Streben zur Abhülfe und läßt leise die Mittel zur Hebung der Schäden durchklingen: die theoretische und praktische Durchführung überläßt er der Wissenschaft und der versuchenden That. Von diesem Gesichtspunkte aus ist sein Wort in der Vorrede zur zweiten Auflage aufzufassen, daß er mit Lienhard und Gertrud eine von der wahren Lage des Volkes und seiner natürlichen ewigen Verhältnissen (er meint damit die in der Natur des Menschen begründeten Gemeinschaftsverhältnisse, deren Grundlage die Familie) ausgehende bessere Volksbildung bewirken wolle; er fühlt selbst, daß er dazu nur anregen, nicht die Sache selbst durchführen kann und schließt deshalb mit dem Wunsche, daß hinter seinem Grabe Männer mit vollendeteren Kräften für dieses große Ziel seines Lebens fortwirken mögen.

Die tiefe und wahre Erkenntniß der Menschennatur, die richtige und klare Erfassung der menschlichen Verhältnisse zeugt von der Höhe, von der aus Pestalozzi auf seine Zeit herabsah; es ergeben sich ihm daraus ganz von selbst allgemeine Gesichtspunkte, die er in kräftigen Sentenzen und Weisheitssprüchen von bleibender Bedeutung niederlegt, wie wir ja auch in den Schriften aller erhabenen Geister solche allgemeine Wahrheiten finden, die bald, wie die Sprichwörter, Gemeingut des ganzen Volkes werden: aber eine psychologische

Erklärung dieſer Erhabenheit iſt nicht möglich; ſie iſt eine urſprüngliche Gottesgabe, ein genialer Geiſteszug, der ſich wohl in ſeinen Schöpfungen und Wirkungen erkennen und bewundern, aber nicht ſchaffen, nicht anlernen und darum auch nicht erklären läßt.

Dabei verſteht es ſich jedoch von ſelbſt, daß eine ſo tiefe Kenntniß des Volkes und ſeiner wahren Bedürfniſſe nur aus dem Umgange mit dem Volke ſelbſt hervorgehen konnte. Gerade dieſer Umgang mit dem Volke war es, der Peſtalozzi die ſittliche und intellectuelle Verkommenheit desſelben zur damaligen Zeit erkennen ließ und ihn früh ſchon zu dem Entſchluſſe brachte, demſelben aufzuhelfen. Dieſe Eindrücke empfing er in einem Lebensalter, wo ſie die tiefſten Wurzeln ſchlagen mußten, in der Zeit der Kindheit. Vom neunten Jahre ab verlebte er jährlich mehrere Monate bei ſeinem Großvater mütterlicherſeits, dem Pfarrer Hotze im Dorfe Höngg, eine Stunde von Zürich, einem treuen Seelſorger ſeiner Gemeinde. Er beſuchte mit dieſem öfters die Schule und die Haushaltungen des Dorfes, lernte des Volkes Art und Beſchäftigung, die dort hauptſächlich in Fabrikarbeiten beſtand, kennen und empfing hier die erſte Liebe zu dem armen, unwiſſend abergläubiſchen und ſittlich verwahrloſten Volke, welches vielfach unter dem Drucke der ſtädtiſchen Patrizier ſchmachtete. Bei ſeinem theilnehmenden Gemüthe fühlte er lebhaft das Elend des Volkes, lernte aber auch den guten Kern in demſelben kennen und wurde vielleicht durch die Reden ſeines Großvaters früh von der Nothwendigkeit überzeugt, daß hier bald eine Beſſerung eintreten müſſe, wenn das Uebel nicht ganz unheilbar werden, wenn das Volk nicht zu Grunde gehen ſollte. Gerade dieſe im zarten Kindesalter empfangenen Eindrücke wirkten nachhaltig auf ſein ganzes Leben und waren von den weitgreifendſten Folgen; dieſer Zug zu dem verlaſſenen niedern Volke verließ ihn ſein ganzes Leben nicht wieder. In ſeiner ſpätern Lebensſtellung als Landwirth kam er mit demſelben in noch nähere Berührung und die Bettelkinder, die er aufnahm, zeigten ihm erſt recht die bodenloſe Verſunkenheit des niedrigſten

Volkes. Trotz alles Undanks, den er so reichlich erfuhr, blieb er der Volkssache treu und während der unfreiwilligen Muße nach Auflösung seiner Anstalt suchte er gerade im Umgange mit dem niedern Volke seine einzige Befriedigung. „Er fand", sagt Mörikofer*), „ein humoristisches Behagen im Umgang mit dem gemeinen Mann. Unter diesen Verhältnissen lernte er denn auch die Nothstände der Armen und die Quellen ihres Elends besser kennen, als ein Glücklicher."

Aus dieser Liebe zum Volke und dem Drange, ihm aufzuhelfen, ist nun sein Volksroman „Lienhard und Gertrud" entsprungen. Die Erzählung beruht so sehr auf Wahrheit, daß H. Morf sogar geschichtliche Persönlichkeiten nachweist, die Pestalozzi bei Zeichnung seiner Hauptpersonen vorgeschwebt haben. Aber die höhere Wahrheit ist die, daß in sämmtlichen Personen Typen der Menschennatur in ihrer verschiedenartigsten individuellen Beanlagung und Bildungsstufe und ihrem durch besondere Verhältnisse bedingten Wirkungskreise dargestellt werden, wodurch eine Erzählung voll der frappantesten Scenen und eine dramatische Lebendigkeit entsteht, daß dadurch jedes noch nicht übersättigte Gemüth unwiderstehlich angezogen wird, ein Naturgemälde, das eben in Folge seiner charakteristischen Typen eine ewige Geltung behält.

Zuerst Gertrud, die durch ihren ungeheuchelt frommen Sinn nicht nur ihren Mann und ihre Familie, ja ein ganzes Dorf vom Untergange rettet, an deren Geradheit und Ehrlichkeit auch alle Künste der Finsterniß scheitern. Ihr einfacher Sinn läßt sie auch die verwickeltsten Verhältnisse durchschauen und ihre durch den innern Frieden, den sie in Gott gefunden, bedingte Ruhe läßt sie auch im größten Unglück nicht verzagen, sondern gießt jene wohlthuende Heiterkeit über ihr ganzes Wesen aus, die auch dem verstocktesten Herzen die Wahrheit klar legt, daß Gott die Herzen der Seinen mit seinem Frieden erfüllt auch in der größten Noth und Trübsal des Lebens. Und welch eine Mutter! In ihr ist

*) Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1861. S. 413.

für jede Mutter, Gattin und Hausfrau ein Ideal für alle Zeiten aufgestellt.

Dieser edeln Natur gegenüber ein ganzes sittlich versunkenes Dorf — welch ein Gegensatz! Welch eine Macht des Guten, das von einem unscheinbaren Punkte aus Rettung bringt für so Viele!

Lienhard, „ein herzguter Mann", aber leicht erregbar und den Einflüssen seiner Umgebungen nur zu sehr offen, findet an seiner Gertrud einen festen und sichern Halt, daß auch er gegen die Versuchungen des Lebens gestählt und durch die zwingende Macht der Liebe auf die Bahn des Guten gelenkt wird. Er greift weniger selbstthätig in den Gang der Ereignisse ein und bildet darum nur eine Nebenfigur, die im weitern Laufe der Erzählung ganz zurück tritt.

Den vollendeten Gegensatz zu Gertrud bildet der Vogt Hummel, eine durch natürliche Anlagen und besondere Verhältnisse bis ins Bodenlose versunkene schlechte Natur, ein trotziges und verzagtes Herz; und dennoch wird er noch aus seiner Tiefe errettet, wenn auch durch die erschütterndsten Prüfungen. Wir müssen bei den ihm auferlegten Strafen die Rechtsverhältnisse des vorigen Jahrhunderts in Betracht ziehen, die allerdings mit unserm heutigen Rechtsbewußtsein wenig harmoniren und deren Schärfe nur in den Niederträchtigkeiten, die der Vogt sein ganzes Leben lang ausgeübt, ihre Rechtfertigung findet, sowie in dem sittlichen Streben, nicht ihn zu vernichten, sondern zu retten; es muß eine radicale Umkehr in ihm bewirkt werden, mag auch der Gang unter den Galgen ein Weg für ihn sein, wie zum Tode, aber er soll dadurch zum Leben geführt, mag auch die Hand mit ewiger Schwärze gezeichnet sein, nur das Herz soll dadurch gereinigt werden. Seine Besserung versöhnt uns auch mit diesen Mitteln der strafenden, aber auch bessernden Gerechtigkeit.

Seine Frau, gegen ihre bessere Natur in das Sündenleben mit hineingezogen, rafft sich am Ende ihres Lebens wieder auf und findet im Tode noch Versöhnung nicht nur mit denen, denen sie hier Unrecht gethan, sondern auch mit ihrem Gott. Sie gibt damit dem Gemüthe ihres Mannes

die Richtung auf das Ewige. Auch sie bildet nur eine Nebenperson.

Hummel und Gertrud bilden die eigentlichen Triebfedern der Verwickelung und Entwickelung, die sich aus ihren entgegengesetzten Charakteren wie von selbst ergibt. Durch Hummel kommt die Verwickelung, durch Gertrud die Entwickelung. Die Katastrophe tritt, gegen die sonstigen Regeln der Kunst, gleich im ersten Kapitel ein mit ergreifender Wirkung. Mit lebhaftem, spannendem Gange schreitet die Erzählung vorwärts zugleich und rückwärts, rückwärts bis in die ersten Jugendjahre des Vogts, um die unheilvollen Motive der Verwickelung klar zu legen. Hummel zeigt, wie Gertrud tief und wahr bemerkt (Kap. 42), daß die Verwickelungen eines gottlosen Lebens zu Allem, auch dem Abscheulichsten führen; in Gertrud dagegen stellt sich jene Gotteskraft des Glaubens und der Liebe dar, die Alles überwindet. Hummel hat vermöge seiner höhern amtlichen Stellung Verwirrung und Unglück über das Dorf gebracht; Gertrud verbreitet Heil und Segen, obwohl sie nur im niedern Stande steht und keine Hilfsmittel weiter hat, als ihr edles Herz, das, unbewußt seiner eignen Vorzüge, nirgends die Schranken ächter Weiblichkeit überschreitet.

Wie gute Geister stehen Arner (der Herr von Arnheim) und der Pfarrer Ernst über der Gemeinde, von ihrem höhern Standpunkte aus Alles zum Besten lenkend, wenn auch mitunter durch scharfe, drastische Mittel. Der Pfarrer ist es, der durch wahrhaft christliche Gesinnung und Handlungsweise vor Allen den Sieg des Guten fördert und uns jene Ehrfurcht einflößt, mit der der Deutsche so gern seinem Seelsorger begegnet und die leider nur zu oft durch das Dringen auf ein äußeres Bekenntniß und ein damit verbundenes rechthaberisches und unduldsames Wesen, sowie durch die Unkenntniß und die daraus entspringende Verachtung des realen Lebens in ihr Gegentheil verkehrt wird. Er hat viel Aehnliches mit dem Pfarrer in „Hermann und Dorothea", aber er ist ein älterer Mann voll reifer Lebenserfahrung, ein würdiges, graues Haupt, aber mit jugendlich frischem

Herzen, voll reger Thatkraft zur rechten Zeit, der auch stets das rechte Wort zu finden weiß. Die Lebensweisheit theilt er mit dem Pfarrer Göthe's. Er ist ein Volksmann und „versteht, was und wo er reden und schweigen soll." Er beklagt die Geistlichen, daß sie dem Volke entfremdet sind: „Ach, sie bilden sich in andern Schulen und man muß Geduld mit ihnen haben." Sein fester Glaube, der nicht viel mit Worten umgeht, desto energischer aber sich durch die That offenbart, gibt ihm jene unerschütterliche, erhabene Ruhe, die uns in seiner Nähe wohl sein läßt und uns selbst mit Himmelsfrieden anhaucht.

Und dagegen der Contrast des Maulchristenthums und der Scheinheiligkeit, wie sie auf verschiedene Weise sich darstellen in Hartknopf, dessen materialischer Glaube gerade auf seiner höchsten Spitze, wo er sich bis zum leibhaftigen Teufel und zu Gespenstern versteigt, sich selbst richten muß mit einem Fluche der Heiterkeit, und im Kriecher, der mit der frömmsten Miene von der Welt der größte Tyrann ist gegen seine armen Kinder, endlich in der frommen Barbel mit ihrer unsaubern Betschwesterarbeit: Gestalten, die aller Zeit zum Spiegel dienen können.

Und dann die Feinheit in der Durchführung auch der untergeordneten Charaktere, wie jeder anders und doch jeder in seiner Art vollendet dargestellt wird, man vergleiche die unübertreffliche Schilderung der Arbeiter beim Kirchbau: es ließen sich darüber lange Abhandlungen schreiben.

Und welche einfache und doch ergreifende Naturschilderung z. B. in dem Kapitel: „Die untergehende Sonne und ein verlorner armer Tropf", ein werthvolles Object für den besten Maler. Dazu der sichere und rasche Fortschritt der Erzählung, der keine Einbuße erleidet, trotzdem der Blick immer weiter in die Vergangenheit zurückgelenkt wird, jene einfache, prägnante Darstellung der einzelnen Scenen hauptsächlich im ersten Theile — ein vollendetes Kunstwerk!

Man hat Pestalozzi einen Vorwurf daraus gemacht, daß er im ersten Theile die wüste Wirthschaft Hummels und die Verwahrlosung von Bonnal, so heißt das Dorf, so

eingehend geschildert hat, aber gerade diese mit so großer Wahrheit geschilderte Versunkenheit des Dorfes wirkt erschütternd auf die Herzen. In der Aufdeckung dieser Schäden spricht sich eine aus reiner Menschenliebe entsprungene hohe sittliche Kraft aus, die auch bei der Darstellung der unsaubersten Verhältnisse es zu verhindern weiß, daß wir von dem Pesthauche dieser Verworfenheit berührt werden. Man fühlt es dem Erzähler ab, daß ihn nicht eine innere Verwandtschaft, ein selbstisches Wohlgefallen zur Schilderung dieser gräßlichen Zustände bewogen hat, sondern das tiefste Mitleiden mit dem armen, unwissenden Volke und der heilige Drang, ihm aufzuhelfen und er weiß dadurch den Leser zu gleicher Sympathie des Gefühls zu stimmen.

Und wenn wir nun das Gegenstück zu dieser geschäftigen Verworfenheit betrachten, das stille Haus Lienhard's, das wie eine Oase in der Wüste erscheint, so drängen sich die Fragen auf: Wo kommt solche Erhabenheit unter dieser Versunkenheit her, was hat dieses Haus vor gleichem Falle bewahrt? Da weist uns Pestalozzi auf die Mutter hin, die Seele dieses Hauses, deren aus ächter Frömmigkeit entsprungene sittliche Kraft ein festes Bollwerk gegen alle Versuchungen bildet. Kann eine Gattin und Mutter wohl schöner verherrlicht werden, als es durch Pestalozzi's Gertrud geschieht? — Und wenn in diesem Hause ein so guter Geist wohnt, könnte er nicht auch in andern Häusern eine Stätte finden? Welche Mittel sind anzuwenden, um das verwahrloste Leben eines ganzen Dorfes zu heben?

Das sind Fragen, die sich ganz von selbst ergeben und durch die Pestalozzi die Herzen auf das Gebiet überleitet und für die Sache gewinnt, für die er sein Leben verlor: die Sache der Volkserziehung. „Es war ein Versuch," sagt er in der zweiten Vorrede, „den Zustand des Volks, sowie ich ihn aus unmittelbarer Erfahrung kennen lernte, darzustellen und aus dieser Darstellung selbst die Mittel auffallen zu machen, durch welche es möglich ist, denselben wahrhaft zu verbessern. Es hat eine Menge Menschen gerührt, mir viele Freunde erworben und manche

Mutter zu dem Wunsche gebracht, ihren Kindern zu sein, was Gertrud den ihrigen war."

Und nun, Leser oder Leserin, lies mit Ehrfurcht und Andacht den „Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter", „die Freudigkeit und den Ernst der Gebetsstunde": du findest darin den Grund und die Quelle alles Weltsegens, wie den Schlüssel zu Gertrud's Sein und Wesen; dein Herz erhebt sich auch zu solch einem „Samstagsabendgebet," auf welches ein hoher Festtag folgt. „So ein Unterricht wird verstanden und geht ans Herz; aber es gibt ihn auch eine Mutter". „Solche Mutterlehren gießen reine Andacht in das Herz und heben die Seele zu Gott empor".

In diesen Kapiteln, deren Ueberschriften ich hier angeführt, liegt der Grund aller pädagogischen Weisheit.

Und dann jene Goldkörner im 70. Kapitel: „Vom guten Muth und Gespenstern." Wer sollte dadurch nicht für die große und heilige Sache der Volksbildung erwärmt werden und ihre Bedeutung in ihrer Tiefe nicht ahnen und erfassen? Wie kämpft Pestalozzi hier mit so einschneidenden Waffen gegen allen Aberglauben, d. h. gegen alles gemachte und angelernte Wesen, und wie erhebt er dagegen die Wahrheit der Natur! „Die Einfalt und Unschuld der Natur braucht alle Sinne, urtheilt nicht unüberlegt, sieht Alles ruhig und bedächtlich an, duldet Widerspruch, sorgt und eifert für das Bedürfniß und nicht für Meinung und wandelt sanft und still und voll Liebe einher .... Das beste Mittel ist: Den Wahrheitsunterricht in der Erziehung des Volks auf das reine Gefühl der sanften und guten Unschuld und Liebe zu bauen .... Ich hoffe es zu Gott und sehe es mit meinen Augen, daß man anfängt zu fühlen, daß die eingerissene Irreligiosität die menschliche Glückseligkeit unendlich untergräbt." —

Wir haben hier nur kurze Andeutungen gegeben, die auf den Reichthum dieſes herrlichen Volksbuches hinſichtlich ſeines innern Gehaltes, ſowie auf die Vollendung deſſelben nach ſeiner formalen Seite hinweiſen ſollten; das Werk verdiente wohl eine eingehendere Betrachtung, doch müſſen wir uns hier auf dieſe Andeutungen beſchränken.

Eine Nachweiſung der wenigen Abänderungen, die ſich im erſten Theile hauptſächlich auf eine Zuſammenziehung der Ueberſchriften beziehen, ſowie die aus der Vergleichung der erſten und letzten Ausgabe ſich ergebenden Reſultate werden am Schluſſe des vierten Theiles gegeben werden.

Vorrede zur ersten Auflage.

Leser!

Diese Bogen sind die historische Grundlage eines Versuchs, dem Volk einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art zu sagen, die ihm in Kopf und ans Herz gehen sollte.

Ich suchte sowohl das gegenwärtige Historische als das folgende Belehrende auf die möglichst sorgfältige Nachahmung der Natur und auf die einfache Darlegung dessen, was allenthalben schon da ist, zu gründen.

Ich habe mich in dem, was ich hier erzähle und was ich auf der Bahn eines thätigen Lebens meistens selbst gesehn und gehört habe, sogar gehütet, meine eigene Meinung hinzuzusetzen zu dem, was ich sah und hörte, daß das Volk selber empfindet, urtheilt, glaubt, redet und versucht.

Und nun wird es sich zeigen: sind meine Erfahrungen wahr und gebe ich sie, wie ich sie empfangen habe und wie mein Endzweck ist, so werden sie bei allen denen, welche die Sachen, die ich erzähle, selber täglich vor Augen sehn, Eingang finden. Sind sie aber unrichtig, sind sie das Werk meiner Einbildungen und der Tand meiner eigenen Meinungen, so werden sie, wie andere Sonntagspredigten, am Montag verschwinden.

Ich sage nichts weiter, sondern ich füge nur noch zwei Betrachtungen bei, welche meine Grundsätze über die Art eines weisen Volksunterrichts ins Licht zu setzen geschickt scheinen.

Die erste ist aus einem Buche unsers seligen Luther, dessen Feder in jeder Zeile Menschlichkeit, Volkskenntniß und Volksunterricht athmet. Sie lautet also:

„Die heilige Schrift meint es auch darum so gut mit

uns, daß sie nicht blos mit den großen Thaten der heiligen Männer rumpelt, sondern uns auch ihre kleinsten Worte an Tag giebt und so den innern Grund ihres Herzens uns aufschließt."

Die zweite ist aus einem jüdischen Rabbiner und lautet nach einer lateinischen Uebersetzung also:

„Es waren unter den Völkern der Heiden, die rings umher und um das Erbtheil Abrahams wohnen, Männer voll Weisheit, die weit und breit auf der Erde ihresgleichen nicht hatten; diese sprachen: Lasset uns zu den Königen und zu ihren Gewaltigen gehn und sie lehren, die Völker auf Erden glücklich machen."

„Und die weisen Männer gingen hinaus, und lernten die Sprache des Hauses der Könige und ihrer Gewaltigen, und redeten mit den Königen und mit ihren Gewaltigen in ihrer Sprache."

„Und die Könige und die Gewaltigen lobten die weisen Männer und gaben ihnen Gold und Seide und Weihrauch, thaten aber gegen die Völker wie vorhin. Und die weisen Männer wurden von dem Gold und der Seide und dem Weihrauch blind und sahen nicht mehr, daß die Könige und ihre Gewaltigen unweise und thöricht handelten an allem Volk, das auf Erden lebt."

„Aber ein Mann aus unserm Volk schalt die Weisen der Heiden, gab dem Bettler am Weg seine Hand, führte das Kind des Diebes und den Sünder und den Verbannten in seine Hütte, grüßte die Zöllner und die Kriegsknechte und die Samariter, wie seine Brüder aus seinem Stamme."

„Und sein Thun, und seine Armuth, und sein Ausharren in seiner Liebe gegen alle Menschen gewann ihm das Herz des Volks, daß es auf ihn traute, als auf seinen Vater. Und als der Mann aus Israel sah, daß alles Volk auf ihn traute, als auf seinen Vater, lehrte er das Volk, worin sein wahres Wohl bestehe; und das Volk hörte seine Stimme, und die Fürsten hörten die Stimme des Volks."

Das ist die Stelle des Rabbiners, zu der ich kein einiges Wort hinzusetze.

Und jetzt, ehe ihr aus meiner Stille geht, liebe Blätter, an die Orte, wo die Winde blasen und die Stürme brausen, an die Orte, wo kein Friede ist — nur noch dieß Wort, liebe Blätter: Möge es euch vor bösen Stürmen bewahren!

Ich habe keinen Theil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen; aber das, was sie fromm und brav und treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz und was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei, außer allem Streit, uns allen und für uns alle in unsere Herzen gelegt.

Den 25. Hornung 1781.

Der Verfasser.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Dieses Buch, das ich vor etlich und zwanzig Jahren schrieb, erhalten hier meine Leser aufs Neue in unveränderter Gestalt, wie es zum erstenmal aus meiner Feder floß. Es war ein Versuch, den Zustand des Volks, so wie ich ihn aus unmittelbarer Erfahrung kennen lernte, darzustellen und aus dieser Darstellung selbst die Mittel auffallen zu machen, durch welche es möglich ist, denselben wahrhaft zu verbessern. Es hat eine Menge Menschen gerührt, mir viele Freunde erworben und manche Mutter zu dem Wunsche gebracht, ihren Kindern zu sein, was Gertrud den ihrigen war. Aber das Zeitalter, im Ganzen genommen, war meinen Ansichten nicht günstig, und konnte es nicht sein. Die herrschenden Maximen der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts mangelten ziemlich allgemein einfacher Kraft und kraftvoller Einfachheit. Sie bezweckten eine hohe Ausdehnung des Wissens; aber der Mensch im Ganzen blieb unentwickelt, anmaßlich und unbefriedigt. Er mußte über der Größe dieses Wissens, auf das man Alles

baute, gleichsam sich selbst verlieren. Das größte Unglück für das Geschlecht dieses Zeitalters war das: daß es durch diese Ausdehnung seines Wissens gehindert wurde, einzusehen, daß es ohne Kraft und ohne Selbstständigkeit lebt und in dieser Selbsttäuschung allen Sinn für die Wahrheit und Größe der einfachsten Verhältnisse der Natur und der Gesellschaft verlor.

Unter diesen Umständen mußte mein Buch seines eigentlichen Zwecks: Eine von der wahren Lage des Volks und seinen natürlichen ewigen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung zu bewirken, natürlich verfehlen. Es hatte als Darstellung des Wesens der häuslichen Volksbildung fast keine Wirkung, und machte hauptsächlich als Roman Eindruck. Dem Ziel meines Lebens getreu, fuhr ich indessen immer fort, mein Vaterland auf den Zweck des Buchs aufmerksam zu machen, so wie mich in den Stand zu setzen, den Müttern und Lehrern die Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie im Geiste der Gertrud und meines Buchs an ihren Kindern handeln könnten. Alles, was ich bis jetzt gethan habe, ist gleichsam nur die Fortsetzung des Buchs, das ich Dir, Leser, nun wieder in die Hand gebe. Nimm es noch einmal freundlich auf, wie Du es zum erstenmal freundlich aufgenommen. Es war mein erstes Wort an das Herz des Armen und Verlassenen im Land. Es war mein erstes Wort an das Herz derer, die für den Armen und Verlassenen im Land an Gottes Statt stehen. Es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann. Möge es dem Armen im Lande zum Segen dienen, wie es ihm noch nicht zum Segen diente! Möge es bei denen, die bei ihm an Gottes Statt stehen, denjenigen Eindruck machen, den es bei ihnen machen muß, wenn es dem Armen und Verlassenen im Land zum Segen gereichen soll! Möge manche edle Mutter des Landes von ihm bewegt werden, ihren Kindern sein, was ihnen kein Mensch auf Erden sein kann! Man

sage, was man will, die Natur und Gott, ihr ewiger Schöpfer, läßt keine Lücke. Es ist Lästerung, wenn man behauptet, daß die Mütter keinen Willen haben, sich ihren Kindern zu widmen: Man sage, was man will; ich bin voll Glauben an diesen Willen und voll Hoffnung für die Folgen, die die Erweckung dieses Willens haben wird. Auch das größte Verderben, das aus Verirrungen der Menschen entspringen kann, tödtet die Menschennatur nie ewig; ihre Wirkung kann stillgestellt werden; ihre Kraft ist unauslöschlich. Man gehe in die Hütten der Aermsten unter dem Volke und sehe was auch da ein Mutterherz fast ohne Handbietung und Hülfe an Kindern zu thun im Stande ist. Es ist eben so wenig wahr, daß die Mütter keine Zeit dazu haben, die erste Hand an die Bildung des Kopfs und des Herzens ihrer Kinder zu legen. Die meisten, besonders die zu Hause, haben ja ihre Kinder einen großen Theil des Tages neben sich, und warum sollten sie bei ihrer Arbeit nicht eben sowohl auf eine Art mit ihnen umgehn und mit ihnen reden können, die sie unterrichtet und bildet, als auf eine Art, die sie nicht unterrichtet und nicht bildet? Der Mutterunterricht setzt ja keine Kunst voraus, er ist nichts Anders als Reizung des Kindes zur mannichfaltigen Aufmerksamkeit auf die Dinge, die es umgeben; er ist nichts anders als geordnete Uebung der Sinne, der zarten Gefühle des Herzens, der Sprach-, Gedächtniß- und Denkkraft und der natürlichen Fertigkeiten des Körpers der Kinder. Es fehlt nichts, als daß man dem Herzen der Mütter und ihrem durch ihr Herz selbst vorbereiteten und, ich möchte sagen, instinktartig einfach und richtig geleiteten Verstande die Hand biete und ihnen die Mittel, die sie zu gebrauchen haben, so bearbeitet darlege, wie sie dieselben wirklich gebrauchen müssen.

Gute Mütter des Landes! Laßt Euch nicht ferner darin Unrecht thun, daß man sagt, Ihr hättet keinen Sinn und keine Kraft für das, was unter den Umständen, in denen Ihr lebt, Eure höchste und heiligste Pflicht ist.

Wenn Ihr dahin kommt, im Stillen Eurer Stuben zu weinen, daß die gute Gertrud mehr an den Ihrigen thut, als Ihr an den Eurigen bisher thatet, so bin ich sicher, Ihr versucht dann auch, ob es Euch möglich sei zu thun, was sie gethan hat, und auf diesem Wege ist's, wo ich Euch mit meinen Elementarbüchern zu begegnen wünsche.

Mein Herz heißt mich hier schweigen. Nur noch das einzige Wort: Wer immer im Land es mit Gott, mit der Nachwelt, mit dem öffentlichen Recht und der öffentlichen Ordnung und mit dem gesicherten Haussegen wohl meint, der muß, auf welche Art es auch immer sei, mit dem Geiste meines Buchs übereinstimmen und mit mir das Nämliche suchen. Darum lebe ich getrost. Wenn meine Wahrheit zu der Reife gedeiht, zu der sie gedeihen muß, so wird sie auch Frucht bringen; wenn sie dem Armen und Verlassenen im Land genießbar dargebracht wird, so wird er sie auch wirklich genießen. Mancher gute Mann, der bisher seinem Nachbar, und manche gute Frau, die bisher ihrer Nachbarin, bei allem herzlichen Wohlwollen, nicht im Stande war einen guten Rath zu geben, wird dahin kommen, Vater des Armen und Mutter des Verlassenen zu sein. Zu dieser Kraft und zu dieser Größe ist's, wohin ich den Geist und das Herz der Edlen und des Volks meines Vaterlandes zu erheben suche. Mögen hinter meinem Grabe Männer mit vollendetern Kräften fortwirken zu diesem großen Ziel meines Lebens, und möge mein Auge sich nicht schließen, ohne noch der Seligkeit zu genießen, in Beidem, in meinem Zwecke und in den Mitteln, die ich dazu anwende, nicht mißkannt zu werden! Ach, diese Mißkennung hemmt das Glück von Tausenden, die allenthalben weisere und kraftvollere Handbietung fänden, wenn es hierin besser wäre!

Burgdorf, im Wintermonat 1803.

Pestalozzi.

Lienhard und Gertrud.

Erſter Theil.

---

1. Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchst unglücklich macht.

Es wohnt in Bonnal ein Maurer. Er heißt Lienhard und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und guten Verdienst. Aber er hat den Fehler, daß er sich im Wirthshaus oft verführen läßt. Wenn er da anfitzt, so handelt er wie ein Unsinniger; und es sind in unserm Dorfe schlaue abgefeimte Burschen, die darauf ausgehen und davon leben, daß sie den Ehrlichern und Einfältigern auflauern und ihnen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard und verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiel, und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Aber allemal, wenn das am Abend geschehen war, reuete es Lienhard am Morgen, und es ging ihm ans Herz, wenn er Gertrud und seine Kinder Brod mangeln sah, daß er zitterte, weinte, seine Augen niederschlug und seine Thränen verbarg.

Gertrud ist die beste Frau im Dorfe, aber sie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer Hütte beraubt, getrennt, verstoßen, ins äußerste Elend zu sinken, weil Lienhard den Wein nicht meiden konnte.

Gertrud sah die nahe Gefahr und war davon in ihrem Innersten durchdrungen. Wenn sie Gras von ihrer Wiese holte, wenn sie Heu von ihrer Bühne nahm, wenn sie die Milch in ihren reinlichen Becken besorgte: ach! bei Allem, bei Allem ängstigte sie immer der Gedanke, daß ihre Wiese, ihr Heustock und ihre halbe Hütte ihnen bald würden entrissen werden; und wenn ihre Kinder um sie her standen

und sich an ihren Schoß drängten, so war ihre Wehmuth noch größer; allemal flossen dann Thränen über ihre Wangen.

Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor den letzten Ostern, da ihr Mann auch gar zu lang nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Thränen. Ach Mutter, riefen sie alle aus einem Munde, du weinest, und drängten sich enger an ihren Schoß. Angst und Sorge zeigten sich an jeder Geberde. — Banges Schluchzen, tiefes, niedergeschlagenes Aengstigen und stille Thränen umrangen die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verrieth ein bisher ihm fremdes Schmerzengefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und von Angst, sein starres Auge, das zum ersten Male ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte: alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lautes Schreien aus und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Thüre öffnete.

Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette; sie hörte das Oeffnen der Thür nicht und sah nicht den kommenden Vater. — Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr, sie sahen nur die jammernde Mutter und hingen an ihren Armen, an ihrem Hals und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard.

Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden und setzt ihrem Jammer ein Ziel.

Gertrud fand in ihren Thränen Gottes Erbarmen! Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, daß seine Glieder bebten. Todesblässe stieg in sein Antlitz und schnell und gebrochen konnte er kaum sagen: Herr Jesus! was ist das? Da erst sah ihn die Mutter, da erst sahn ihn die Kinder, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich. — O Mutter, der Vater ist da! riefen die Kinder aus einem Munde und selbst der Säugling weinte nicht mehr. Wie ein Waldbach oder eine

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

verheerende Flamme nachläßt, so verliert sich auch das wilde Entsetzen und wird stille, bedächtliche Sorge.

Gertrud liebte den Lienhard und seine Gegenwart war ihr auch im tiefsten Jammer Erquickung; und auch Lienharden verließ jetzt das erste bange Entsetzen.

Was ist, Gertrud, sagte er zu ihr, dieser erschreckliche Jammer, in dem ich dich treffe?

O mein Lieber, erwiederte Gertrud, finstre Sorgen umhüllen mein Herz und wenn du weg bist, so nagt mich der Kummer noch tiefer.

Gertrud, erwiederte Lienhard, ich weiß, was du weinest — ich Elender!

Da entfernte Gertrud ihre Kinder und Lienhard hüllte sein Antlitz in ihren Schoß und konnte nicht reden. Auch Gertrud schwieg eine Weile und lehnte sich in stiller Wehmuth an ihren Mann, der immer mehr weinte und schluchzte und sich ängstigte auf ihrem Schoße. Indessen sammelte Gertrud alle ihre Stärke und faßte Muth, nun in ihn zu dringen, daß er seine Kinder nicht ferner diesem Unglück und Elend aussetze. Gertrud war fromm und glaubte an Gott, und ehe sie redete, betete sie still für ihren Mann und für ihre Kinder und ihr Herz war sichtbarlich heiterer; da sagte sie: Lienhard, trau auf Gottes Erbarmen und fasse doch Muth, ganz recht zu thun.

O Gertrud, Gertrud! sagte Lienhard und weinte, und seine Thränen flossen in Strömen.

O mein Lieber, fasse Muth, sagte Gertrud, und glaube an deinen Vater im Himmel, so wird Alles wieder besser gehen. Es geht mir ans Herz, daß ich dich weinen mache. Mein Lieber! ich wollte dir gern jeden Kummer verschweigen, du weißt, an deiner Seite sättigt mich Wasser und Brod und die stille Mitternachtsstunde ist mir viel und oft frohe Arbeitsstunde für dich und meine Kinder. Aber, mein Lieber, wenn ich dir meine Sorgen verhehlte, daß ich mich noch einst von dir und diesen Lieben trennen müßte, so wäre ich nicht Mutter an meinen Kindern und an dir wär ich nicht treu. O Theurer, noch sind unsre Kinder voll Dank und

Liebe gegen uns, aber, mein Lienhard, wenn wir nicht Eltern bleiben, so wird ihre Liebe und ihre gute Herzlichkeit, auf die ich Alles baue, nothwendig verloren gehen müssen; und dann denke, o Lieber, denk auch, wie dir sein müßte, wenn dein Niclas einst keine Hütte mehr hätte und Knecht sein müßte, er, der jetzt schon so gern von Freiheit und eignem Heerde redet — Lienhard — wenn er und alle die Lieben, durch unsere Fehler arm gemacht, einst in ihrem Herzen uns nicht mehr dankten, sondern weinten ob uns, ihren Eltern — könntest du leben, Lienhard, und sehen, wie dein Niclas, dein Jonas, wie dein Liseli und dein Anneli, o Gott! verstoßen, an fremden Tischen Brod suchen müßten — ich würde sterben, wenn ich das sehen müßte. — So sagte Gertrud und Thränen flossen von ihren Wangen.

Und Lienhard weinte nicht minder. Was soll ich thun? Ich Unglücklicher! Was kann ich machen? Ich bin noch elender, als du weißt. O Gertrud! Gertrud! — Dann schwieg er wieder, rang seine Hände und weinte lautes Entsetzen.

O Lieber, verzage nicht an Gottes Erbarmen. Was es auch sein mag, rede, daß wir uns helfen und rathen.

---

2. Eine Frau, die Entschlüsse faßt, ausführt, und einen Herrn findet, der ein Vaterherz hat.

O Gertrud, Gertrud, es bricht mir das Herz, dir mein Elend zu sagen und deine Sorgen zu vergrößern; und doch muß ich es thun.

Ich bin Hummel, dem Vogt*), noch dreißig Gulden schuldig, und der ist ein Hund und kein Mensch gegen die, so ihm schuldig sind. Ach, daß ich ihn in meinem Leben nie gesehen hätte. Wenn ich nicht bei ihm einkehre, so droht

*) Vogt ist in der Schweiz, was in Deutschland der Schulz im Dorfe ist.

er mir mit den Rechten, und wenn ich einkehre, so ist der Lohn meines Schweißes und meiner Arbeit in seinen Klauen. Das Gertrud, das ist die Quelle unsers Elends.

O Lieber, sagte hierauf Gertrud, darfst du nicht zu Arner, dem Landesvater, gehen? Du weißt, wie ihn alle Wittwen und Waisen rühmen. O Lieber, ich denke, er würde dir Rath und Schutz gewähren gegen diesen Mann.

O Gertrud, erwiederte Lienhard — ich kann nicht — ich darf nicht — was wollte ich gegen den Vogt sagen, der tausenderlei anbringt, kühn und schlau ist, und hundert Helfershelfer und Wege hat, einen armen Mann vor der Obrigkeit zu verschreien, daß man ihn nicht anhört?

Gertrud. O Lieber, ich habe noch mit keiner Obrigkeit geredet; aber wenn Noth und Elend mich zu ihr führten, ich weiß, ich würde die Wahrheit gerade gegen Jedermann sagen können. O Theurer, fürchte dich nicht, denke an mich und deine Kinder, und gehe.

O Gertrud, sagte Lienhard, ich kann nicht, ich darf nicht; ich bin nicht unschuldig. Der Vogt wird sich kaltblütig aufs ganze Dorf berufen, daß ich ein liederlicher Tropf bin. O Gertrud, ich bin nicht unschuldig — was will ich sagen? Niemand wird ihn vor den Kopf stoßen und aussagen, daß er mich zu allem verleitet hat. O Gertrud! könnt ich's! dürft ich's! wie gerne wollt ich's! Aber thät ich's und mißläng's, denke, wie wird er sich rächen.

Gertrud. Aber auch wenn du schweigst, richtet er dich unausweichlich zu Grunde. Lienhard, denk an deine Kinder und gehe. Diese Unruhe unsers Herzens muß enden, — gehe oder ich gehe.

Lienhard. O Gertrud, ich darf nicht! Darfst du's, ach Gott, Gertrud, ach Gott, darfst du's, so gehe schnell hin zu Arner und sag ihm Alles.

Ja, ich will gehen, sagte Gertrud.

Sie schlief keine Stunde in der Nacht, aber sie betete in der schlaflosen Nacht und ward immer stärker und entschlossener, zu gehen zu Arner, dem Herrn des Orts.

Und am frühen Morgen nahm sie den Säugling, der

wie eine Rose blühte, und ging zwei Stunden weit zum Schlosse des Junkers.

Arner saß eben bei seiner Linde vor der Pforte des Schlosses, als Gertrud sich ihm nahte. Er sah sie, er sah den Säugling auf ihrem Arme und Wehmuth und Leiden und getrocknete Zähren auf ihrem Antlitz.

Was willst du, meine Tochter, wer bist du? sagte er so liebreich, daß sie Muth faßte zu reden.

Ich bin Gertrud, sagte sie, das Weib des Maurer Lienhard von Bonnal.

Du bist ein braves Weib, sagte Arner. Ich habe deine Kinder vor allen andern im Dorf ausgezeichnet. Sie sind sittsamer und bescheidener, als alle übrigen Kinder, und sie scheinen besser genährt; und doch, höre ich, seid ihr sehr arm. — Was willst du, meine Tochter?

O gnädiger Herr, mein Mann ist längst dem Vogt Hummel dreißig Gulden schuldig, und das ist ein harter Mann. Er verführt ihn zum Spiel und zu aller Verschwendung. Und da er ihn fürchten muß, so darf er sein Wirthshaus nicht meiden, wenn er schon fast alle Tage sein Verdienst und das Brod seiner Kinder darin zurück lassen muß. Gnädiger Herr, es sind sieben unerzogene Kinder. Und ohne Hülfe und ohne Rath gegen den Vogt ist's unmöglich, daß wir nicht an den Bettelstab gerathen. Und ich weiß, daß Sie sich der Wittwen und Waisen erbarmen, und darum durfte ich es wagen, zu Ihnen zu gehen und Ihnen unser Unglück zu sagen. Ich habe aller meiner Kinder Sparqeld bei mir in der Absicht, es Ihnen zu hinterlegen, damit ich Sie bitten dürfte, Verfügungen zu treffen, daß der Vogt meinen Mann, bis er bezahlt sein wird, nicht mehr drängen und plagen dürfe. —

Arner hatte längst einen Verdacht auf Hummel. Er erkannte sogleich die Wahrheit dieser Klage und die Weisheit der Bitte. Er nahm eine Schale Thee, die vor ihm stand, und sagte: Du bist nüchtern, Gertrud? Trink diesen Thee und gib deinem schönen Kinde von dieser Milch.

Erröthend stand Gertrud da. Diese Vatergüte ging ihr ans Herz, daß sie ihre Thränen nicht halten konnte.

Arner ließ sie die Thaten des Vogts und seiner Mitgesellen und die Noth und die Sorgen vieler Jahre erzählen und hörte aufmerksam zu. Plötzlich fragte er sie: Wie hast du, Gertrud, das Spargeld deiner Kinder retten können in aller dieser Noth?

Da antwortete Gertrud: Das war wohl schwer, gnädiger Herr, aber es mußte mir sein, als ob das Geld nicht mein wäre, als ob es ein Sterbender mir auf seinem Todbette gegeben hätte, daß ich es seinen Kindern aufbewahren sollte. So, fast ganz so, sah ich es an. Wenn ich zu Zeiten in der dringendsten Noth den Kindern Brod daraus kaufen mußte, so ruhte ich nicht, bis ich mit Nachtarbeit wieder so viel erspart und den Kindern wieder erstattet hatte.

War das allemal wieder möglich, Gertrud? fragte Arner.

O gnädiger Herr, wenn der Mensch sich etwas fest vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt, und Gott hilft im äußersten Elend, wenn man redlich für Noth und Brod arbeitet, gnädiger Herr! mehr, als Sie es in ihrer Herrlichkeit glauben und begreifen können.

Arner war durch und durch von der Unschuld und von der Tugend dieses Weibes gerührt, fragte aber immer noch mehr und sagte: Gertrud, wo hast du dieses Spargeld?

Da legte Gertrud sieben reinliche Päckchen auf Arners Tisch und bei jedem Päckchen lag ein Zettel, von wem Alles wäre. Und wenn Gertrud etwas davon genommen hatte, so stand es aufgeschrieben, und wie sie es wieder zugelegt hätte. Arner las diese Zettel aufmerksam durch. Gertrud sah's und erröthete. Ich hätte diese Papiere wegnehmen sollen, gnädiger Herr.

Arner lächelte und las fort; aber Gertrud stand beschämt da und sichtbar pochte ihr Herz ob diesen Zetteln; denn sie war bescheiden und demüthig und grämte sich auch über den mindesten Anschein von Eitelkeit.

Arner sah ihre Unruhe, daß sie die Zettel nicht beiseit

Wenn Ihr dahin kommt, im Stillen Eurer Stuben zu weinen, daß die gute Gertrud mehr an den Ihrigen thut, als Ihr an den Eurigen bisher thatet, so bin ich sicher, Ihr versucht dann auch, ob es Euch möglich sei zu thun, was sie gethan hat, und auf diesem Wege ist's, wo ich Euch mit meinen Elementarbüchern zu begegnen wünsche.

Mein Herz heißt mich hier schweigen. Nur noch das einzige Wort: Wer immer im Land es mit Gott, mit der Nachwelt, mit dem öffentlichen Recht und der öffentlichen Ordnung und mit dem gesicherten Hausfegen wohl meint, der muß, auf welche Art es auch immer sei, mit dem Geiste meines Buchs übereinstimmen und mit mir das Nämliche suchen. Darum lebe ich getrost. Wenn meine Wahrheit zu der Reife gedeiht, zu der sie gedeihen muß, so wird sie auch Frucht bringen; wenn sie dem Armen und Verlassenen im Land genießbar dargebracht wird, so wird er sie auch wirklich genießen. Mancher gute Mann, der bisher seinem Nachbar, und manche gute Frau, die bisher ihrer Nachbarin, bei allem herzlichen Wohlwollen, nicht im Stande war einen guten Rath zu geben, wird dahin kommen, Vater des Armen und Mutter des Verlassenen zu sein. Zu dieser Kraft und zu dieser Größe ist's, wohin ich den Geist und das Herz der Edlen und des Volks meines Vaterlandes zu erheben suche. Mögen hinter meinem Grabe Männer mit vollendetern Kräften fortwirken zu diesem großen Ziel meines Lebens, und möge mein Auge sich nicht schließen, ohne noch der Seligkeit zu genießen, in Beidem, in meinem Zwecke und in den Mitteln, die ich dazu anwende, nicht mißkannt zu werden! Ach, diese Mißkennung hemmt das Glück von Tausenden, die allenthalben weisere und kraftvollere Handbietung fänden, wenn es hierin besser wäre!

Burgdorf, im Wintermonat 1803.

Pestalozzi.

Lienhard und Gertrud.

Erſter Theil.

1. Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchst unglücklich macht.

Es wohnt in Bonnal ein Maurer. Er heißt Lienhard und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und guten Verdienst. Aber er hat den Fehler, daß er sich im Wirthshaus oft verführen läßt. Wenn er da anfitzt, so handelt er wie ein Unsinniger; und es sind in unserm Dorfe schlaue abgefeimte Burschen, die darauf ausgehen und davon leben, daß sie den Ehrlichern und Einfältigern auflauern und ihnen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard und verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiel, und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Aber allemal, wenn das am Abend geschehen war, reuete es Lienhard am Morgen, und es ging ihm ans Herz, wenn er Gertrud und seine Kinder Brod mangeln sah, daß er zitterte, weinte, seine Augen niederschlug und seine Thränen verbarg.

Gertrud ist die beste Frau im Dorfe, aber sie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer Hütte beraubt, getrennt, verstoßen, ins äußerste Elend zu sinken, weil Lienhard den Wein nicht meiden konnte.

Gertrud sah die nahe Gefahr und war davon in ihrem Innersten durchdrungen. Wenn sie Gras von ihrer Wiese holte, wenn sie Heu von ihrer Bühne nahm, wenn sie die Milch in ihren reinlichen Becken besorgte: ach! bei Allem, bei Allem ängstigte sie immer der Gedanke, daß ihre Wiese, ihr Heustock und ihre halbe Hütte ihnen bald würden entrissen werden; und wenn ihre Kinder um sie her standen

und sich an ihren Schoß drängten, so war ihre Wehmuth noch größer; allemal flossen dann Thränen über ihre Wangen.

Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor den letzten Ostern, da ihr Mann auch gar zu lang nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Thränen. Ach Mutter, riefen sie alle aus einem Munde, du weinest, und drängten sich enger an ihren Schoß. Angst und Sorge zeigten sich an jeder Geberde. — Banges Schluchzen, tiefes, niedergeschlagenes Aengstigen und stille Thränen umrangen die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verrieth ein bisher ihm fremdes Schmerzengefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und von Angst, sein starres Auge, das zum ersten Male ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte: alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lautes Schreien aus und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Thüre öffnete.

Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette; sie hörte das Oeffnen der Thür nicht und sah nicht den kommenden Vater. — Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr, sie sahen nur die jammernde Mutter und hingen an ihren Armen, an ihrem Hals und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard.

Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden und setzt ihrem Jammer ein Ziel.

Gertrud fand in ihren Thränen Gottes Erbarmen! Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, daß seine Glieder bebten. Todesblässe stieg in sein Antlitz und schnell und gebrochen konnte er kaum sagen: Herr Jesus! was ist das? Da erst sah ihn die Mutter, da erst sahn ihn die Kinder, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich. — O Mutter, der Vater ist da! riefen die Kinder aus einem Munde und selbst der Säugling weinte nicht mehr. Wie ein Waldbach oder eine

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

verheerende Flamme nachläßt, so verliert sich auch das wilde Entsetzen und wird stille, bedächtliche Sorge.

Gertrud liebte den Lienhard und seine Gegenwart war ihr auch im tiefsten Jammer Erquickung; und auch Lienharden verließ jetzt das erste bange Entsetzen.

Was ist, Gertrud, sagte er zu ihr, dieser erschreckliche Jammer, in dem ich dich treffe?

O mein Lieber, erwiederte Gertrud, finstre Sorgen umhüllen mein Herz und wenn du weg bist, so nagt mich der Kummer noch tiefer.

Gertrud, erwiederte Lienhard, ich weiß, was du weinest — ich Elender!

Da entfernte Gertrud ihre Kinder und Lienhard hüllte sein Antlitz in ihren Schoß und konnte nicht reden. Auch Gertrud schwieg eine Weile und lehnte sich in stiller Wehmuth an ihren Mann, der immer mehr weinte und schluchzte und sich ängstigte auf ihrem Schoße. Indessen sammelte Gertrud alle ihre Stärke und faßte Muth, nun in ihn zu dringen, daß er seine Kinder nicht ferner diesem Unglück und Elend aussetze. Gertrud war fromm und glaubte an Gott, und ehe sie redete, betete sie still für ihren Mann und für ihre Kinder und ihr Herz war sichtbarlich heiterer; da sagte sie: Lienhard, trau auf Gottes Erbarmen und fasse doch Muth, ganz recht zu thun.

O Gertrud, Gertrud! sagte Lienhard und weinte, und seine Thränen flossen in Strömen.

O mein Lieber, fasse Muth, sagte Gertrud, und glaube an deinen Vater im Himmel, so wird Alles wieder besser gehen. Es geht mir ans Herz, daß ich dich weinen mache. Mein Lieber! ich wollte dir gern jeden Kummer verschweigen, du weißt, an deiner Seite sättigt mich Wasser und Brod und die stille Mitternachtsstunde ist mir viel und oft frohe Arbeitsstunde für dich und meine Kinder. Aber, mein Lieber, wenn ich dir meine Sorgen verhehlte, daß ich mich noch einst von dir und diesen Lieben trennen müßte, so wäre ich nicht Mutter an meinen Kindern und an dir wär ich nicht treu. O Theurer, noch sind unsre Kinder voll Dank und

Buller erſchrak; — ich — ich — hatte — Nu, nu, ſprach der Vogt, — ſei mir treu; ich bin dir Mann, wo es die Noth erheiſcht.

Da gingen die Nachbarn fort.

Der Morgen aber war ſchon nahe und Hummel wälzte ſich noch eine Stunde auf ſeinem Lager, ſann auf Rache, knirſchte oft im wilden Schlummer mit den Zähnen und ſtampfte mit ſeinen Füßen, bis der helle Tag ihn aus dem Bette trieb. Er beſchloß jetzt, noch einmal Lienharden zu ſehen, ſich zu überwinden und ihm zu ſagen, daß er ihn Arnern zum Kirchenbau empfohlen hätte. Er raffte alle ſeine Kräfte zum Heucheln zuſammen und ging zu ihm hin.

Gertrud und Lienhard hatten dieſe Nacht ſanfter geruht, als es ſeit langem nicht geſchehen war, und ſie beteten am heitern Morgen um den Segen dieſes Tages. Sie hofften auf die nahe Hülfe vom Vater Arner. Dieſe Hoffnung breitete Seelenruhe und ungewohnte wonnevolle Heiterkeit über ſie aus.

So fand ſie Hummel. Er ſah's und es ging dem Satan an's Herz, daß ſein Zorn noch mehr entbrannte; aber er war ſeiner ſelbſt mächtig, wünſchte ihnen freundlich einen guten Morgen, und ſagte: Lienhard, wir waren geſtern unfreundlich gegen einander; das muß nicht ſo ſein. Ich habe dir etwas Gutes zu ſagen. Ich komm eben vom gnädigen Herrn; er redete vom Kirchbau und frug auch nach dir. Ich ſagte, daß du den Bau wohl machen könnteſt, und ich denke, er wird ihn dir geben. Sieh, ſo kann man einander dienen; man muß ſich nie ſo leicht aufbringen laſſen.

Lienhard. Er ſoll ja den Bau dem Schloßmaurer verdungen haben, das haſt du längſt in der Gemeinde geſagt.

Hummel. Ich hab's geglaubt, aber es iſt nicht ſo; der Schloßmaurer hat nur ein Koſtenverzeichniß gemacht und du kannſt leicht denken, er habe ſich ſelber nicht vergeſſen. Wenn du ihn nach dieſem Ueberſchlag erhältſt, ſo verdienſt du Geld wie Laub. Lienert, da ſiehſt du jetzt, ob ich's gut mit dir meine. —

Der Maurer war in der Hoffnung des Baues ganz glücklich und dankte ihm herzlich. Aber Gertrud sah, wie der Vogt vom erstickten Zorn blaß war und wie hinter seinem Lächeln verbissener Grimm verborgen lag und sie freute sich gar nicht. Indessen ging der Vogt weg und im Gehen sagte er noch: In einer Stunde wird Arner kommen; und Lienhards Lise, die an der Seite ihres Vaters stand, sagte zum Vogt: Wir wissen's schon seit gestern.

Hummel erschrak zwar ob diesem Wort, aber er that doch nicht, als ob er's hörte, und Gertrud, die wohl sah, daß der Vogt dem Geld, so beim Kirchbau zu verdienen wäre, auflauerte, war hierüber sehr unruhig.

5. Der Vogt findet seinen Meister.

Indessen kam Arner auf den Kirchhof, und viel Volk aus dem Dorfe sammelte sich um ihn her, den guten Herrn zu sehen.

Seid ihr so müßig, oder ist's Feiertag, daß ihr alle so Zeit habt, hier herumzuschwärmen? sagte der Vogt zu einigen, die ihm zu nahe standen; denn er verhütete immer, daß Jemand vernehme, was er für Befehle erhielte. Aber Arner bemerkte es und sagte laut: Vogt, ich hab' es gern, daß meine Kinder auf dem Kirchhof bleiben und selbst hören, wie ich es mit dem Bau haben will; warum jagst du sie fort?

Tief bis an die Erde krümmte sich Hummel und rief den Nachbarn alsobald laut zu: Kommt doch wieder zurück, Ihr Gnaden mag euch wohl dulden.

Arner. Hast du die Schatzung vom Kirchbau gesehen?

Vogt. Ja, gnädiger Herr.

Arner. Glaubst du, Lienhard könne den Bau um diesen Preis gut und dauerhaft machen?

Ja, gnädiger Herr, antwortete der Vogt laut und sehr leise setzte er hinzu: Ich denke, da er im Dorfe wohnt, könnte er es vielleicht noch etwas wohlfeiler übernehmen.

Arner aber antwortete ganz laut: So viel ich dem Schloßmaurer hätte geben müssen, so viel gebe ich auch diesem. Laß ihn rufen und sorge, daß Alles, was aus dem Wald und aus den Magazinen dem Schloßmaurer zukommen sollte, auch diesem ausgeliefert werde.

Lienhard war eben wenige Minuten, ehe Arner ihn rufen ließ, ins obere Dorf gegangen und Gertrud entschloß sich alsobald mit dem Boten selbst auf den Kirchhof zu gehn und Arnern ihre Sorgen zu entdecken.

Als aber der Vogt Gertrud und nicht Lienhard mit dem Boten zurück kommen sah, wurde er todtblaß.

Arner bemerkte es und frug ihn: Wo fehlt's, Herr Untervogt?

Vogt. Nichts, gnädiger Herr, gar nichts; doch ich habe diese Nacht nicht wohl geschlafen.

Man sah dir fast so was an, sagte Arner und sah ihm steif in die rothen Augen, kehrte sich dann zu Gertrud, grüßte sie freundlich, und sagte: Ist dein Mann nicht da? Doch es ist gleich viel, du darfst ihm nur sagen, daß er zu mir komme. Ich will ihm diesen Kirchenbau anvertrauen.

Gertrud stand eine Weile sprachlos da und getraute sich vor so viel Volk nicht zu reden.

Arner. Warum redest du nicht, Gertrud? Ich will deinem Mann den Bau so geben, wie ihn der Schloßmaurer würde übernommen haben. Das sollte dich freuen, Gertrud.

Gertrud hatte sich wieder erholt und sagte jetzt: Gnädiger Herr, die Kirche ist so nahe am Wirthshaus. —

Alles Volk fing an zu lachen, und da die meisten ihr Lachen vor dem Vogt verbergen wollten, kehrten sie sich von ihm weg, gerade gegen Arner. Der Vogt aber, der wohl sah, daß dieser Alles bemerkt hatte, stand jetzt entrüstet auf, stellte sich gegen Gertrud und sprach: Was hast du gegen mein Wirthshaus?

Schnell aber unterbrach Arner den Vogt und sagte: Geht diese Rede dich an, Untervogt, daß du darein redest? Dann wandte er sich wieder zu Gertrud und sagte:

Was ist das? Warum steht dir die Kirche zu nahe am Wirthshaus?

Gertrud. Gnädiger Herr, mein Mann ist beim Wein leicht zu verführen, und wenn er täglich so nahe am Wirthshaus arbeiten muß: ach Gott, ach Gott, ich fürchte, er hält die Versuchung nicht aus.

Arner. Kann er denn das Wirthshaus nicht meiden, wenn's ihm so gefährlich ist?

Gertrud. Gnädiger Herr, bei der heißen Arbeit dürstet man oft, und wenn dann immer Saufgesellschaft vor seinen Augen auf jede Art mit Freundlichkeit und mit Spotten, mit Weinkäufen und mit Wetten ihn locken wird, ach Gott, ach Gott, wie wird er's aushalten können? Und wenn er dann nur ein wenig wieder schuldig wird, so ist er wieder angebunden. Gnädiger Herr, wenn Sie doch wüßten, wie ein einziger Abend in solchen Häusern arme Leute ins Joch und in Schlingen bringen kann, wo es fast unmöglich ist, sich wieder heraus zu wickeln.

Arner. Ich weiß es, Gertrud, und ich bin entrüstet über das, was du mir gestern sagtest. Da vor deinen Augen und vor allem Volk will ich dir zeigen, daß ich arme Leute nicht will drücken und drängen lassen.

Sogleich wandte er sich gegen den Vogt und sagte ihm mit einer Stimme voll Ernst und mit einem Blicke, der durch Mark und Bein drang: Vogt, ist's wahr, daß die armen Leute in deinem Hause gedrängt, verführt und übervortheilt werden?

Betäubt und blaß wie der Tod antwortete der Vogt: In meinem Leben, gnädiger Herr, ist mir nie so etwas begegnet; und so lang ich lebe und Vogt bin, sagte er, wischte den Schweiß von der Stirne, hustete, räusperte, fing wieder an — Es ist erschrecklich — —

Arner. Du bist unruhig, Vogt. Die Frage ist einfältig. Ist's wahr, daß du arme Leute drängst, in Verwirrungen bringst und ihnen in deinem Wirthshause Fallstricke legst, die ihre Haushaltungen unglücklich machen?

Vogt. Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr. Das ist

der Lohn, wenn man Lumpenleuten dient. Ich hätte es vorher denken ſollen. Man hat allemal ſolchen Dank anſtatt der Bezahlung.

Arner. Mache dir wegen der Bezahlung keine Sorge; es iſt nur die Frage, ob dieſes Weib lügt.

Vogt. Ja gewiß, gnädiger Herr, ich will es tauſendfach beweiſen.

Arner. Es iſt genug am einfachen, Vogt. Aber nimm dich in Acht. Du ſagteſt geſtern, Gertrud ſei eine brave, ſtille, arbeitſame Frau und gar keine Schwätzerin.

Ich weiß nicht, ich . . . ich . . . beſinne . . . Sie haben mich . . . ich habe ſie . . . ich habe ſie . . dafür angeſehen, ſagte der keuchende Vogt.

Arner. Du biſt auf eine Art unruhig, Vogt, daß man jetzt nicht mit dir reden kann; es iſt am beſten, ich erkundige mich gerade da bei dieſen da ſtehenden Nachbarn. Und ſogleich wandte er ſich zu zwei alten Männern, die ſtill und aufmerkſam und ernſthaft da ſtanden, und ſagte: Iſt's wahr, liebe Nachbarn, werden die Leute in eurem Wirthshaus ſo zum Böſen verführt und gedrückt? — Die Männer ſahen einer den andern an und durften nicht reden.

Aber Arner ermunterte ſie liebreich. Fürchtet euch nicht! Sagt mir geradezu die reine Wahrheit!

Es iſt mehr als zu wahr, gnädiger Herr. Aber was wollen wir arme Leute gegen den Vogt klagen? ſagte endlich der ältere, doch ſo leiſe, daß es nur Arner verſtehen konnte.

Es iſt genug, alter Mann, ſagte Arner und wandte ſich wieder zum Vogt.

Ich bin eigentlich jetzt nicht da, um dieſe Klage zu unterſuchen; aber gewiß iſt es, daß ich meine Armen vor aller Bedrückung will ſicher haben, und ſchon längſt dachte ich, daß kein Vogt Wirth ſein ſollte. Ich will aber das bis Montag verſchieben. — Gertrud, ſage deinem Manne, daß er zu mir komme, und ſei du wegen der Wirthshausgefahren ſeinethalben jetzt nur ruhig.

Da nahm Arner noch einige Geſchäfte vor und als er

sie vollendet hatte, ging er noch in den nahen Wald; es war spät, da er heim fuhr. Auch der Vogt, der ihm in den Wald folgen mußte, kam erst des Nachts wieder heim in sein Dorf.

Als dieser jetzt seinem Hause nahe war und kein Licht in seiner Stube sah, auch keine Menschenstimme hörte, ahnte ihm Böses; denn sonst war alle Abende das Haus voll, alle Fenster waren von den Lichtern, die auf allen Tischen standen, erheitert, und das Gelärme der Saufenden tönte in der Stille der Nacht immer, daß man's zu unterst an der Gasse noch hörte, obgleich die Gasse lang ist und des Vogts Haus zu oberst darin steht.

Ueber diese ungewöhnliche Stille war der Vogt sehr erschrocken. Er öffnete mit wildem Ungestüm die Thür und sagte: Was ist das? Was ist das, daß kein Mensch hier ist?

Sein Weib heulte in einem Winkel. O Mann, bist du wieder da. Mein Gott, was ist für ein Unglück begegnet? Es ist ein Jubiliren im Dorfe von deinen Feinden und kein Mensch wagt mehr auch nur ein Glas Wein bei uns zu trinken. Alles sagt, du seist aus dem Walde nach Aruburg geführt worden.

Wie ein gefangenes wildes Schwein in seinen Stricken schnaubt, seinen Rachen öffnet, seine Augen rollt und Wuth grunzt, so wüthete jetzt Hummel, stampfte und tobte, sann auf Rache gegen Arner und raste über den Edeln. Dann redete er mit sich selbst: So kommt das Land um seine Rechte. Er will mir das Wirthsrecht rauben und den Schild in der Herrschaft allein aushängen. Seit Menschengedenken haben alle Vögte gewirthet. Alle Händel gingen durch unsere Hände. Dieser läuft jetzt allenthalben selbst nach und frägelt jeden Floh aus, wie ein Dorfschulmeister. Daher trotzt jetzt jeder Bube einem Gerichtsmanne und sagt, daß er selbst mit Arner reden könne. So kommt das Gericht um alles Ansehn und wir sitzen und schweigen, wie andere Schurken, da er so an uns alle alten Landesrechte kränkt und beugt.

So verdrehte der alte Schelm die guten und weisen Thaten des edlen Herrn bei sich selbst, schnaubte und sann auf Rache, bis er entschlief.

6. Wahrhafte Bauerngespräche.

Am Morgen aber war er früh auf und sang und pfiff unter dem Fenster, auf daß man glaube, er sei wegen des gestern Vorgefallnen ganz unbesorgt.

Aber Fritz, sein Nachbar, rief ihm über die Gasse: Hast du schon so früh Gäste, daß es so lustig geht? und lächelte bei sich selbst.

Sie werden schon kommen, Fritz! Hopsasa und Heisasa, Zwetschgen sind nicht Feigen, sagt der Vogt, streckt das Brenzglas*) zum Fenster hinaus, und ruft: Willst eins Bescheid thun, Fritz?

Er ist mir noch zu früh, antwortete Fritz, ich will warten, bis mehr Gesellschaft da ist.

Du bist immer der alte Schalk, sagte der Vogt; aber glaub's, der gestrige Spaß wird nicht so übel ausschlagen. Es fliegt kein Vögelein so hoch, es läßt sich wieder nieder.

Ich weiß nicht, antwortete Fritz. Der Vogel, den ich meine, hat sich lange nicht herunter gelassen. Aber wir reden vielleicht nicht vom gleichen Vogel. Willst du mithalten, Vogt? Man ruft zur Morgensuppe; und hiemit schob Fritz das Fenster zu.

Das ist kurz angebunden, murrte der Vogt bei sich selbst, und schüttelte den Kopf, daß Haar und Backen zitterten. Ich werde, denk' ich, des Teufels Arbeit haben, bis das gestrige Henkerszeug den Leuten allen wieder aus dem Kopfe sein wird. So sagt er zu sich selber, schenkt sich ein, trinkt, sagt dann wieder: Muth gefaßt! Kommt Zeit, kommt Rath! Heute ist's Samstag, die Kälber lassen sich scheeren, ich gehe ins Barthaus, da giebt sich nm ein Glas Wein

*) Brenz ist gebranntes Wasser, Branntwein.

eins nach dem andern. Die Bauern glauben mir immer eher zehn, als dem Pfarrer ein halbes.

So sagte der Vogt zu sich selber, und dann zur Frau: Füll mir die Schweinsblater*) mit Tabak, aber nicht von meinem, nur vom Stinker, er ist gut für die Burschen. Und wenn des Scheerers Bub Wein holt, so gieb ihm vom dreimal geschwefelten und thue in jede Maas ein halb Glas Brenz.

Er ging fort. Aber auf der Gasse, noch nahe beim Hause, besann er sich wieder, kehrte zurück und sagte der Frau: Es könnten Schelme mit saufen, ich muß mich in Acht nehmen. Schick mir vom gelbgesottenen Wasser, wenn ich La Cote**) fodern lasse, und bring das selber. Drauf ging er wieder fort. Aber ehe er noch im Barthause war, unter der Linde beim Schulhaus, trifft er Nickel Spitz und Jogli Rubel an.

Wo hinaus so im Sonnabend-Habit, Herr Untervogt? fragte Nickel Spitz.

Vogt. Ich muß den Bart herunter haben.

Nickel. Das ist sonderbar, daß du am Samstag Morgen schon Zeit hast.

Vogt. Es ist wahr, es ist nicht so das Jahr durch.

Nickel. Nein; seit langem kamst du immer Sonntags zwischen der Morgenpredigt zum Scheerer.

Vogt. Ja, ein paar Mal.

Nickel. Ja — ein paar Mal, die letzten. Da der Pfarrer dir deinen Hund aus der Kirche jagen ließ, seitdem kamst du ihm nicht viel mehr ins Gehäge.

Vogt. Du bist ein Narr, Nickel, daß du so was reden magst. Man muß essen und vergessen. Die Hundsjagd ist mir längst aus dem Kopfe.

Nickel. Ich möchte mich nicht drauf verlassen, wenn ich Pfarrer wäre.

Vogt. Du bist nicht klug, Nickel. Warum das nicht?

---

*) Tabackbeutel.

**) La Cotte. Vin de la Côte. — Welsch-Berner-Wein.

Aber kommt in die Stube, es giebt vielleicht einen Weinkauf oder sonst eine Kurzweil.

Nickel. Du würdest dem Scheerer aufwarten, wenn er in seinem Hause Wein schenkte.

Vogt. Ich bin nicht halb so eigennützig. Man will mir ja das Wirthschaftsrecht ganz nehmen. Aber Nickel, wir sind noch nicht da. Der, den ich meine, hat noch aufs wenigste sechs Wochen und drei Tage Arbeit, eh er's bekommt.

Nickel. Ich glaub es selbst. Doch ist's immer nicht die beste Ordnung für dich, daß der junge Herr seines Großvaters Glauben changirt hat.

Vogt. Ja, er hat einmal nicht völlig des Großvaters Glauben.

Nickel. Ich traue fast, er sei in keinem Punkt und in keinem Artikel von allen Zwölfen mit dem Alten des gleichen Glaubens.

Vogt. Es kann sein. Aber der Alte war mir in seinem Glauben ein anderer Mann.

Nickel. Ich denk's wohl. Der erste Artikel seines Glaubens hieß: Ich glaube an dich, meinen Vogt —

Vogt. Das ist lustig. Aber wie hieß denn der andere?

Nickel. Was weiß ich grad jetzt? Ich denk, er hieß: Ich glaub außer dir, meinem Vogt, keinem Menschen ein Wort.

Vogt. Du solltest Pfarrer werden, Nickel, du würdest den Katechismus nicht blos erklären, du würdest noch einen aufsetzen.

Nickel. Das würde man mir wohl nicht zulassen. Thät ich's, ich würde denselben so deutsch und so klar machen, daß ihn die Kinder ohne den Pfarrer verstünden; und dann würde er ja natürlich nichts nütze sein.

Vogt. Wir wollen beim Alten bleiben, Nickel. Es ist mir mit dem Katechismus, wie mit etwas anderm, es kommt nie etwas Besseres nach.

Nickel. Das ist so ein Sprüchwort, das manchmal wahr ist, und manchmal nicht. Für dich, scheints, trifft's diesmal ein mit dem neuen Junker.

Vogt. Es wird erst für andere nachkommen, wenn ihr ordentlich wartet. Und was mich betrifft, so fürchte ich mich nicht so sehr vor diesem neuen Herrn. Es findet jeder seinen Meister.

Nickel. Das ist wahr. Doch ist deine alte Zeit mit dem vorigen Sommer*) unter dem Boden.

Vogt. Nickel, ich habe sie doch einmal gehabt; suche sie ein anderer jetzt auch.

Nickel. Das ist wahr, du hast sie gehabt und sie war recht gut. Aber wie hätt's können fehlen? Der Schreiber, der Weibel und der Vikari waren dir schuldig.

Vogt. Man redet mir das nach, aber es war drum nicht wahr.

Nickel. Du sagst jetzt so, aber du hattest ja mit Einigen öffentlich Händel, daß das Geld nicht wieder zurück kommen wollte.

Vogt. Du Narr, du weißt auch noch Alles!

Nickel. Ich weiß noch viel mehr, als das. Ich weiß noch, wie du mit des Rudi Vater gedrölt**), und wie ich dich da neben dem Hundstall unter den Strohburden auf dem Bauch liegend vor des Rudi Fenstern antraf. Sein Anwalt war eben bei ihm; bis um zwei Uhr am Morgen horchtest du auf deinem Bauche, was in der Stube geredet wurde. Ich hatte eben die Nachtwache, und eine ganze Woche war mir der Wein frei bei dir, damit ich schwieg.

Vogt. Du bist ein Ketzer, daß du das sagst. Es ist kein Wort wahr, und du würdest schön stehen, wenn du's beweisen müßtest.

Nickel. Vom Beweisen ist jetzt nicht die Rede, aber ob's wahr sei, weißt du wohl.

Vogt. Es ist gut, daß du's einsteckst***).

Nickel. Der Teufel gab dir das in Sinn, unter dem

*) Man begrub im vorigen Sommer Arners Großvater; sein Vater war viele Jahre vorher in einem Treffen in Preußischen Diensten gestorben.

**) Drölen heißt in der Schweiz muthwillig rechten, processiren.

***) zurücknimmst. —

Stroh in tiefer Nacht zu horchen; du hörteſt alle Worte, und hatteſt da gut mit dem Schreiber deine eigne Ausſage zu verdrehen.

Vogt. Was du auch redeſt!

Nickel. Was ich auch rede? Hätte der Schreiber nicht vor der Audienz deine Ausſage verändert, ſo hätte der Rudi ſeine Matte noch und der Wüſt und der Kaibacker hätten den ſchönen Eid nicht thun müſſen.

Vogt. Ja du verſtehſt den Handel, wie der Schulmeiſter Hebräiſch.

Nickel. Wenn ich ihn nicht verſtünde, ich hätte ihn von dir gelernt. Mehr als zwanzigmal lachteſt du mir ob deinem gehorſamen Diener, dem Herrn Schreiber.

Vogt. Ja, das wohl; aber das, was du ſagſt, that er doch nicht. Sonſt iſt's wahr, er war ein ſchlauer Teufel. Tröſt Gott ſeine Seele! Es wird nun zehn Jahr auf Michaelis, ſeitdem er unter dem Boden iſt.

Nickel. Seitdem er hinabgefahren iſt zur Hölle, wollteſt du ſagen.

Vogt. Das iſt nicht recht. Von den Todten unter dem Boden muß man nichts Böſes ſagen.

Nickel. Du haſt recht; ſonſt würde ich erzählen, wie er bei Röppis Kindern geſchrieben hat.

Vogt. Er wird dir auf dem Todbett gebeichtet haben, daß du Alles ſo wohl weißt.

Nickel. Ich weiß es nun einmal.

Vogt. Das Beſte iſt, daß ich den Handel gewonnen habe. Wenn du wüßteſt, daß ich den Handel verloren hätte, dann wär's mir leid.

Nickel. Nein, ich weiß wohl, daß du den Handel gewonnen haſt; aber auch wie!

Vogt. Vielleicht, vielleicht nicht.

Nickel. Behüte Gott alle Menſchen, die arm ſind, vor der Feder.

Vogt. Du haſt Recht. Es ſollten nur Ehrenleute und wohlhabende Männer ſchreiben dürfen, vor Audienz. Das wäre gewiß gut; aber es wäre noch mehr gut, Nickel!

Was machen? Man muß eben mit allem zufrieden ſein, wie es iſt.

Nickel. Vogt, dein weiſer Spruch da mahnt mich an eine Fabel, die ich von einem Pilgrim hörte. Es war einer aus dem Elſaß. Er erzählte vor einem ganzen Tiſch Leuten, es habe ein Einſiedler in einem Fabelbuch die ganze Welt abgemalt, und er könne das Buch faſt auswendig. Da baten wir ihn, er ſolle uns auch eine von dieſen Fabeln erzählen, und da erzählte er uns eben die, an die du mich mahnſt.

Vogt. Nun, was iſt ſie denn, du Plauderer? —

Nickel. Sie heißt — ich kann ſie zum Glück noch:

„Es klagte und jammerte das Schaf, daß der Wolf, der Fuchs, der Hund und der Metzger es ſo ſchrecklich quälten. Ein Fuchs, der eben vor dem Stall ſtand, hörte die Klage und ſagte zum Schaf: Man muß immer zufrieden ſein mit der weiſen Ordnung, die in der Welt iſt. Wenn es anders wäre, ſo würde es gewiß noch ſchlimmer ſein.

Das läßt ſich hören, antwortete das Schaf, wenn der Stall zu iſt, aber wenn er offen wäre, ſo würde es denn doch auch keine Wahrheit für mich ſein.

Es iſt freilich gut, daß Wölfe, Füchſe und Raubthiere da ſind; aber es iſt auch gut, daß man die Schafſtälle ordentlich zumacht und daß die guten ſchwachen Thiere gute Hirten und Schutzhunde haben gegen die Raubthiere.“

„Behüte mir Gott meine Hütte“, ſetzte der Pilger hinzu. „Es giebt eben allenthalben viel Raubthiere und wenig gute Hirten*). — Heiliger Gott! du weißt, warum es ſo iſt; wir müſſen ſchweigen. Seine Kameraden ſetzten hinzu: Ja wir müſſen wohl ſchweigen — und dann — Heilige Mutter Gottes! bitte für uns jetzt und in der Stunde unſers Abſterbens, Amen.“

Es rührte uns alle, wie die Pilger ſo beteten. Sonſt

*) Das geſchah nicht unter der gegenwärtigen Regierung Ludwigs XVI.

weiß man wohl, das „heilige Mutter Gottes bitt für uns“ rührt uns Reformirte nicht viel, aber jetzt rührte es uns innig.

Vogt. Ich glaub's wohl.

Nickel. Es nimmt mich Wunder, daß du's glaubst.

Vogt. Warum das nicht? Eine innige Schafbarmherzigkeit muß freilich auch Schafköpfe und Schafherzen innig rühren. Aber mir kommt bei dieser Schafbarmherzigkeit doch auch noch etwas anders in Sinn.

Nickel. Und was denn?

Vogt. Bei dieser herzlichen Schafmeinung müßten dann freilich alle Thiere, die gern Fleisch fressen, Hungers crepiren.

Nickel. Das wäre eben nicht Schade.

Vogt. Weißt du das so gewiß?

Nickel. Nein. Ich bin ein Narr — sie müßten nicht Hungers crepiren; sie würden noch immer Aase und Gewild finden und das gehört ihnen, und nicht zahmes Vieh, das mit Mühe und Kosten erzogen und gehütet werden muß.

Vogt. So ließest du sie doch auch nicht ganz Hungers crepiren? Das ist noch viel für einen Freund der zahmen Thiere. Aber es friert mich; komm in die Stube.

Nickel. Ich kann nicht; ich muß weiter.

Vogt. Nun so behüt' euch Gott, Nachbarn. Auf Wiedersehen! —

Rubel und Nickel stehen noch eine Weile und Rubel sagt zum Nickel: Du hast ihm Gesalzenes aufgestellt.

Nickel. Ich wollte, es wäre noch dazu gepfeffert gewesen, daß es ihn bis morgen auf der Zunge brennte.

Rubel. Du würdest vor acht Tagen nicht so mit ihm geredet haben.

Nickel. Und er würde vor acht Tagen nicht also geantwortet haben.

Rubel. Das ist auch wahr. Er ist zahm geworden wie mein Hund, als er das erstemal das Nasband trug.

Nickel. Wenn das Maß voll ist, so läuft es über, das war noch immer bei einem Jeden wahr und wird es auch beim Vogt werden.

Rubel. Behüte Gott einen vor Aemtern; ich möchte nicht Vogt sein mit seinen zwei Höfen.

Nickel. Aber wenn dir Jemand einen halben anböte und den Vogtsdienst dazu, was würdest du machen?

Rubel. Du Narr!

Nickel. Du Gescheidter! — Was würdest du machen? Gelt, du würdest dem, der dir ihn anböte, geschwind einschlagen, das Tuch mit den zwei Farben um dich wickeln und dann Vogt sein.

Rubel. Meinst du's so?

Nickel. Ja ich mein's so.

Rubel. Wir schwätzen die Zeit weg. B'hüte Gott, Nickel!

Nickel. B'hüte Gott, Rubel! —

7. Er fängt eine Vogtsarbeit an.

Da der Vogt jetzt in die Scheerstube kam, grüßte er den Scheerer und die Frau und die Nachbarn ohne Husten und ehe er sich setzte. Sonst hustete und räusperte er sich allemal vorher und warf sein Gott grüß euch erst dar, wenn er ausgespien und sich gesetzt hatte.

Die Bauern antworteten mit Lächeln und setzten ihre Kappen viel schneller wieder auf den Kopf, als sie sonst thaten, wenn der Herr Untervogt sie gegrüßt hatte. Er aber fing alsobald das Gespräch an.

Immer gute Losung*), Meister Scheerer! sagte er; und so viel Arbeit, daß mich wundert, wie ihr das Alles nur so mit zwei Händen machen könnt.

Der Scheerer war sonst ein stiller Mann, der auf solche Worte nicht gern antwortete. Aber der Vogt hatte ihn jetzt etliche Monate hinter einander und das allemal am Sonntag-Morgen zwischen der Predigt mit solchen Stichelreden verdrüßlich gemacht; und wie's dann geht, er

*) Guter Verdienst.

wollte jetzt auch einmal antworten und ſagte: Herr Untervogt! Es ſollte euch nicht wundern, wie man mit zwei Händen viel arbeiten und doch wenig verdienen könne. Aber wie man mit beiden Händen nichts thun und dabei viel Geld verdienen könne, das ſollte euch wundern.

Vogt. Ja, das iſt wahr, Scheerer. Du ſollteſt es auch probiren. Die Kunſt iſt: Man legt die Hände auf eine Art und Gattung zuſammen, wie's recht iſt, dann regnet es Geld zum Dach hinein.

Der Scheerer wagte noch eins und ſagte: Nein, Vogt, man wickelt ſie wohl unter den zweifarbigen Mantel und ſagt die drei Worte: Es iſt ſo, bei meinem Eid, es iſt ſo, und bei gutem Anlaß ſtreckt man kräftig drei Finger hinauf, zwei hinab — abrakadabra — und die Säcke ſtrotzen von Geld. —

Das machte den Vogt toll und er antwortete: Du könnteſt zaubern, Scheerer! Aber das iſt nicht anders; Leute von deinem Handwerk müſſen nothwendig auch Zauber- und Henkerskünſte verſtehen.

Das war jetzt freilich dem guten Scheerer zu rund und es hat ihn übel gereut, daß er ſich mit dem Vogt eingelaſſen. Er ſchwieg, ließ die andern reden und ſeifte mausſtill den Mann ein, der ihm ſaß.

Der Vogt aber fuhr tüchtig fort und ſagte: Der Scheerer iſt ein ausgemachter Herr; er braucht unſer einem nicht zu antworten. Er trägt ja Spitzhoſen, Stadtſchuhe und am Sonntag Manſchetten. Er hat Hände ſo zart, wie ein Junker, und Waden, wie ein Stadtſchreiber.

Die Bauern liebten den Scheerer, hatten das auch ſchon gehört und lachten nicht über des Vogts Witz. Nur der junge Galli, der eben ſaß, mußte über die Stadtſchreiberwaden lachen, denn er kam eben aus der Kanzlei, wo der Spaß mit den Waden juſt eintraf. Aber der Scheerer, dem er ſich unter dem Meſſer bewegte, ſchnitt ihn in die obere Lippe.

Das machte die Bauern unwillig, daß alle die Köpfe ſchüttelten. Und der alte Uli nahm die Tabackspfeife aus

dem Munde, und sagte: Vogt, es ist gar nicht recht, daß du da dem Scheerer Moleſt machſt.

Und da die andern sahen, daß der alte Uli sich nicht scheute und das laut sagte, murrten sie auch lauter und sagten: Der Galli blutet. Ja wir können so dem Scheerer nicht anſitzen.

Es ist mir leid, sagte der Vogt, ich will den Schaden wieder gut machen. Bub, hol drei Flaschen Wein vom guten, der heilt Wunden, ohne daß man ihn warm macht.

Sobald der Vogt vom Wein redete, verlor sich das ernste Murren der Bauern. Einige trauten zwar nicht, daß es Ernst gelte. Aber Lenk, der in einer Ecke saß, löste ihnen das Räthsel auf und sagte: Des Vogts Wein hat gestern auf dem Kirchhof so abgeschlagen.

Der Vogt aber nahm jetzt seinen Seckel voll Tabak und legte ihn auf den Tisch, und Christen, der Ständlisänger*), forderte ihm zuerst eine Pfeife voll ab. Er gab sie. Da kamen immer mehrere herbei und die Stube ward bald voll Rauch vom Stinktabak. Der Vogt aber rauchte vom bessern.

Indessen waren der Scheerer und die Nachbarn immer noch still und machten gar nicht viel Wesens. Das schien dem Meister Urias nicht gut. Er ging die Stube hinauf und hinunter und drehte den Zeigfinger über die Nase, wie er es immer macht, wenn ihm sein Krummes nicht grad gehen wollte. Es ist verteufelt kalt in der Stube, so in der Kälte richte ich nichts aus, sagt er zu sich selber, geht aus der Stube, giebt der Magd einen Kreuzer, daß sie stärker einheize, und es ward bald warm in der Stube.

8. Wenn man die Räder schmiert, so geht der Wagen.

Indessen kommt der geschwefelte Wein. Gläser, Gläser her, Meister Scheerer, ruft der Vogt. Und Frau und Junge

*) Bänkelsänger.

Etliche wenige Bauern schüttelten die Köpfe und sagten einander leise ins Ohr: Er hat der Gemeind nie etwas nachgefragt. Jetzt will er die Gemeind in den Koth hinein ziehen, in dem er steckt. Aber die Meisten lärmten immer stärker, stürmten und schwuren und fluchten, daß ihnen grad übermorgen Gemeinde sein müsse. Die Verständigern schwiegen und sagten nur ganz still unter einander: Wir wollen dann sehen, wenn ihnen der Wein aus dem Kopf sein wird.

Indessen trank der Vogt bedächtlich immer von seinem gesottenen Wasser und fuhr fort, die erhitzten Nachbarn wegen ihrer Landesrechte in Sorgen zu setzen.

Ihr wißt alle, sagte er zu ihnen, wie unser Altvater Rüppli vor zweihundert Jahren mit dem grausamen Ahnherrn dieses Junkers zu kämpfen hatte. Dieser alte Rüppli*) (mein Großvater hat es mir tausendmal erzählt) hatte zu seinem liebsten Sprüchwort: Wenn die Junker den Bettlern im Dorf höfeln (gute Worte geben), so helf Gott den Bauern. Sie thun das nur, damit sie die Bauern entzweien und dann allein Meister sind. Nachbarn, wir müssen immer nur die Narren im Spiel sein.

Bauern. Nichts ist gewisser. Wir müssen immer nur die Narren im Spiel sein.

Vogt. Ja Nachbarn! Wenn eure Gerichtsmänner nichts mehr zu bedeuten haben, dann habt ihr's gerade wie die Soldaten, denen die Hinterhut abgeschnitten ist. Der neue Junker ist fein und listig wie der Teufel. Es sieht's ihm kein Mensch an und gewiß gibt er ohne gute Gründe keinem Menschen ein gutes Wort. Wenn ihr nur das Halbe wüßtet, was ich, ich würde denn nicht nöthig haben zu reden. Aber ihr seid doch auch nicht Stocknarren. Ihr werdet wohl etwas merken und auf eurer Hut sein.

*) Rüppli war ein ehrwürdiger Altvater von Bonnal und hatte gegen einen alten Erbherrn von Arnheim sich der Gemeinde treulich angenommen und Hab und Gut dran gesetzt, daß das Dorf nicht einen Tag mehr Frohndienste tragen müsse. Aber das Sprüchwort, das ihm Hummel da in den Mund legt, von dem weiß kein Mensch mit Wahrheit, daß es Rüppli in seinem Leben ein einziges Mal gesagt hätte.

Aebi, mit dem es der Vogt abgeredet, und dem er ein Zeichen gegeben hatte, antwortete ihm: Meinst du, Vogt, wir merken den Pfiff nicht? Er will das Wirthshausrecht ins Schloß ziehen.

Vogt. Merkt ihr etwas?

Bauern. Ja, bei Gott. Aber wir leiden es nicht. Unsere Kinder sollen ein Wirthshaus haben, das frei ist, wie wir's jetzt haben.

Aebi. Er könnt' uns im Schloß die Maß Wein für einen Ducaten verkaufen, und wir würden Schelme an unsern Kindern sein.

Vogt. Das ist auch zu viel geredet, Aebi! Auf einen Ducaten kann er die Maß Wein doch nicht bringen.

Aebi. Ja, ja. Schmied und Wagner schlagen auf, daß es ein Grausen ist, und selber das Holz ist zehnmal theurer, als vor fünfzig Jahren. Was kannst du sagen, Vogt? So wie Alles im Zwang ist, muß Alles steigen. Was kannst du sagen, wie hoch die Maß Wein noch kommen könnte, wenn das Schloß allein ausschenken dürfte? Es ist jetzt schon teufelstheuer wegen dem Umgeld.

Vogt. Es ist so; es ist in Allem immer mehr Zwang und Hinderniß und das vertheuert Alles.

Ja, ja, wenn wir's leiden, sagten die Bauern, lärmten, soffen und drohten. Das Gespräch wurde endlich wildes Gewühl eines tobenden Gesindels, das ich nicht weiter beschreiben kann.

---

10. Des Scheerers Hund säuft zur Unzeit Wasser und verdirbt dem Herrn Untervogt ein Spiel, das recht gut stand.

Die meisten waren schon tüchtig besoffen. Christen, der Ständlisänger, der neben dem Vogt saß, am stärksten. Dieser schrie auf einmal: Laßt mich hervor! Der Vogt und die Nachbarn standen auf und machten ihm Platz. Aber

er schwankte über den Tisch und stieß des Vogts Wasserkrug um. Erschrocken wischt dieser, so geschwind er kann, das verschüttete Wasser vom Tisch ab, damit Niemand das Verschüttete auffasse und den Betrug merke. Aber des Scheerers Hund unterm Tische war durstig, lappte das verschüttete Wasser vom Boden, und unglücklicher Weise sah es ein Nachbar, der wehmüthig unter den Tisch nach dem guten Wein guckte, daß Hector ihn ausleckte. Er rief dem Vogt: Wunder und Zeichen! Vogt, seit wann saufen die Hunde Wein?

Du Narr, seit Langem, antwortet der Vogt und winkt ihm mit der Hand und mit dem Kopfe, und stößt ihn mit den Füßen unterm Tisch, daß er doch schweige. Auch dem Hunde gibt er einen Stoß, daß er anderswo hingehe; aber der verstand den Befehl nicht, denn er gehörte dem Scheerer. Er murrte und leckte ferner das verschüttete Wasser vom Boden. Der Herr Untervogt aber erblaßte über diesem Saufen des Hunds, denn es guckten immer mehrere Nachbarn unter den Tisch. Man stieß bald in allen Ecken die Köpfe zusammen und zeigte auf den Hund. Des Scheerers Frau nahm jetzt sogar die Scherben des zerbrochenen Kruges vom Boden auf an die Nase; und da sie nach Wasser rochen, schüttelte sie mächtig den Kopf und sagte laut: „Das ist nicht schön!"

Nach und nach murmelten die Bauern an allen Ecken: Dahinter steckt was. Und der Scheerer sagt dem Vogt unter die Nase: Vogt, dein schöner Wein ist gesottenes Wasser. Ist das wahr? riefen die Bauern. Was Teufels ist das, Vogt, warum säufst du Wasser? Betroffen antwortete der Vogt: Es ist mir nicht recht wohl; ich muß mich schonen.

Aber die Bauern glaubten ihm nicht und links und rechts murmelte je länger je mehr Alles: Es geht hier nicht recht zu. Ueber das klagten jetzt noch einige, es schwindle ihnen vom Wein, den sie getrunken hätten, und dieß sollte von so wenigem nicht sein. Die zwei Vornehmsten aber, die da waren, standen auf, gaben dem Scheerer den Lohn, sprachen: Behüte Gott, Nachbarn, und gingen gegen die Stubenthüre.

So plötzlich, ihr Herren, warum so plötzlich aus der

Gesellschaft? rief ihnen der Vogt nach. Wir haben sonst zu thun, antworteten die Männer und gingen fort.

Der Scheerer begleitete sie aus der Stube und sagte zu ihnen: Ich wollte lieber, der Vogt wäre gegangen. Das ist kein Stücklein, bei dem er's gut meint, weder mit dem Wein, noch mit dem Wasser. Wir glauben's auch nicht, sonst würden wir noch da sitzen, antworteten die Männer.

Scheerer. Und dieses Saufgewühl kann ich nicht leiden.

Die Männer. Du hast auch keine Ursache, und du könntest noch in Ungelegenheit kommen. Wenn ich an deiner Stelle wäre, setzte der Aeltere hinzu, ich bräche selber ab.

Ich darf nicht wohl, antwortete der Scheerer.

Es ist nicht mehr die alte Zeit und du bist doch in deiner Stube noch Meister, sagten die Männer.

Ich will euch folgen, sagte der Scheerer und ging wieder in die Stube.

Wo fehlt's diesen Herren, Scheerer, daß sie so plötzlich aufbrechen? fragte der Vogt.

Und der Scheerer antwortete: Es ist mir eben wie ihnen; so ein Gewühl ist nicht artig und mein Haus ist gar nicht dafür.

Vogt. Aha — ist das die Meinung?

Scheerer. Ja wahrlich, Herr Untervogt, ich habe gern eine ruhige Stube.

Dieser Streit aber gefiel den Ehrengästen nicht wohl. Wir wollen stiller sein, sagte der Eine. Wir wollen recht thun, sagte der Andere. Immer gut Freund sein ist Meister, ein Dritter. Vogt, noch einen Krug! sagte Christen.

Ha, Nachbarn, ich habe auch eine Stube; wir können den Herrn Scheerer gar wohl in Ruhe lassen, sagte der Vogt.

Das wird mir lieb sein, antwortete der Scheerer.

Aber die Gemeindsache ist vergessen und das theure Wirthsrecht, Nachbarn! sagte noch durstig Aebi der ältere.

Mir nach, wer nicht falsch ist, rief drohend der Vogt, murrte Donner und Wetter, blickte wild umher, sagte zu

Niemand: Behüte Gott! und schlug die Thüre hinter sich zu, daß die Stube zitterte.

Das ist unverschämt, sagte der Scheerer. Ja es ist unverschämt, sagten viele Bauern. Das ist nicht richtig, sagte der jüngere Meyer, ich gehe nicht in des Vogts Haus. Ich auch nicht, antwortete Läupi. Nein, der Teufel, ich auch nicht, ich denke an gestern Morgen, sagte der Renold. Ich stand zunächst bei ihm und bei Arner, und ich sah wohl, wie es gemeint war.

Die Nachbarn sahen sich einander an, was sie thun wollten; aber die meisten setzten sich wieder und blieben. Nur Aebi und Christen und noch ein paar Lumpen nahmen des Vogts leere Flaschen vom Tische unter den Arm und gingen ihm nach.

Dieser aber sah jetzt aus seinem Fenster nach der Gasse, die in des Scheerers Haus führte, und als ihm lange Niemand nachkam, ward er über sich selber zornig.

Daß ich ein Ochs bin, ein lahmer Ochs. Es ist bald Mittag und ich habe nichts ausgerichtet. Der Wein ist gesoffen und jetzt lachen sie mich noch aus. Ich habe mit ihnen geplappert, wie ein Kind, das noch säugt, und mich herabgelassen wie Einer ihres gleichen. Ja, wenn ich's mit diesen Hundekerls im Ernst gut meinte; wenn das, was der Gemeinde nützlich ist, auch mir lieb und recht wäre, oder wenn ich mich zuletzt nur äußerlich mehr gestellt hätte, als ob ich's gut mit ihr meine, dann wäre es angegangen. So eine Gemeinde tanzt im Augenblick nach eines Gescheidten Pfeife, wenn sie denkt, daß man es gut meine. Aber die Zeiten waren gar zu gut für mich. Unter dem Alten fragte ich der Gemeinde oder einem Geißbocke ungefähr gleich viel nach. So lang ich Vogt bin, war's meine Lust und meine Freude, sie immer nur zu narren, zu beschimpfen und zu meistern, und eigentlich hab ich im Sinn, es noch ferner zu thun. Aber darum muß und soll ich sie auch tüchtig drei Schritt vom Leibe halten; das Händedrücken, das Herablassen, das mit Jedermann Rath halten und freundlich thun, wie ein aller Leute Schwager, geht nicht mehr an, wenn man

Einen zu wohl kennt. Unser Einer muß still und allein für sich handeln, nur die Leute brauchen, die er kennt, und die Gemeinde Gemeinde sein lassen. Ein Hirt berathet sich nicht mit den Ochsen; und doch war ich heut Narrs genug und wollte es thun.

Indessen kamen die Männer mit den leeren Flaschen.

Seid ihr allein? Wollten die Hunde nicht mit? frug der Vogt.

Nein, kein Mensch, antwortete Aebi.

Vogt. Daran liegt viel.

Christen. Ja, recht viel, ich denk's auch.

Vogt. Doch möcht ich gern wissen, was sie jetzt mit einander schwatzen und rathen. Christen, geh und suche noch mehr Flaschen.

Christen. Es sind keine mehr da.

Vogt. Du Narr, das ist gleich viel. Geh nur und suche. Wenn du nichts find'st, so laß dich scheeren oder laß zur Ader, und wart und horch auf Alles, was sie erzählen. Ueberbringst du mir vieles, so sauf ich mit dir bis an den Morgen. Und du Löli, du mußt zu des Maurers ältern Gesellen, dem Joseph, gehen; aber sieh, daß dich Niemand merkt. Du mußt ihm sagen, daß er zu mir komme in der Mittagsstunde. Noch ein Glas Wein auf den Weg. Mich durstet, sagt Löli; ich will dann laufen wie ein Jagdhund und im Blitz wieder da sein.

Gut, sagte der Vogt und gab ihnen noch eins auf den Weg.

Da gingen diese, und die Vogtin stellte den zwei Andern auch Wein dar zum Trinken.

11. Wohl überlegte Schelmenprojecte.

Der Vogt aber ging staunend in seine Nebenstube und rathschlagte mit sich selber, wenn Joseph kommen werde, wie er's anstellen wolle. Falsch ist er, darauf kann ich zählen, und schlau wie der Teufel. Es stehen viele Thaler, die er

verſoffen, auf ſeines Meiſters Rechnung; aber mein Begehren iſt rund. Er wird ſich fürchten und mir nicht trauen. Es läutet ſchon Mittag. Ich will ihm bis zehn Thaler bieten, in drei Wochen fällt der ganze Beſtich (Anwurf) vom Thurm herunter, wenn er thut, was ich will. Zehn Thaler ſollen mich nicht reuen, ſagte der Vogt. Und da er ſo mit ſich ſelber redet, kommt Löli und hinter ihm Joſeph. Sie kamen nicht mit einander, damit man deſto weniger Verdacht ſchöpfe.

Gott grüß dich, Joſeph; weiß dein Meiſter nicht, daß du hier biſt?

Joſeph antwortete: Er iſt noch im Schloß, aber er wird auf den Mittag wieder kommen. Wenn ich nur um ein Uhr wieder auf der Arbeit bin, ſo wird er nichts merken.

Gut. — Ich habe mit dir zu reden, Joſeph. Wir müſſen allein ſein, ſagte der Vogt, führte ihn in die hintere Stube, ſchloß die Thür zu und ſtieß den einen Riegel.

Es ſtand Schweinefleiſch, Würſte, Wein und Brod auf dem Tiſche. Der Vogt nahm zwei Stühle, ſtellte ſie zum Tiſch und ſagte zu Joſeph: Du verſäumſt dein Mittageſſen, halt's mit und ſetze dich.

Das läßt ſich thun, antwortete Joſeph, ſetzte ſich hin, und fragte den Vogt: Herr Vogt, ſag er, was will er? Ich bin zu ſeinen Dienſten.

Der Vogt antwortete: Auf dein Wohlſein, Joſeph! Trink eins! Und dann wiederum: Verſuch dieſe Würſte, ſie ſollen gut ſein. Warum greifſt du nicht zu? Du haſt ja ſonſt theure Zeit genug bei deinem Meiſter.

Joſeph. Das wohl, aber es wird doch jetzt beſſer kommen, wenn er Schloßarbeit kriegt.

Vogt. Du biſt ein Narr, Joſeph. Du ſollteſt wohl wiſſen, wie lange das gehen wird. Ich wollt's ihm gerne gönnen; aber er iſt nicht der Mann zu ſo etwas. Er hat auch noch nie ein Hauptgebäude gehabt; aber er verläßt ſich auf dich, Joſeph.

Joſeph. Das kann ſein. Es iſt ſo was.

Vogt. Ich hab' es mir wohl eingebildet, und darum

mit dir reden wollen. Du könntest mir einen großen Gefallen thun.

Joseph. Ich bin zur Aufwart, Herr Untervogt. Auf sein Wohlsein. Er trinkt.

Es soll dir gelten, Maurer, sagt der Vogt, legt ihm wieder Würste vor und fährt fort: Es wäre mir lieb, daß das Fundament der Kirchmauer von gehauenen Steinen aus dem Schwendibruch gesetzt würde.

Joseph. Potz Blitz, Herr Vogt, das geht nicht an; er versteht das nicht. Dieser Stein ist hierzu nicht gut und zum Fundament taugt er gar nicht.

Vogt. O der Stein ist nicht so schlimm; ich habe ihn schon zu Vielem verbrauchen sehen. Er ist, bei Gott, gut, Joseph, und mir geschähe ein großer Gefallen, wenn diese Steingrube wieder eröffnet würde.

Joseph. Vogt, es geht nicht an.

Vogt. Ich will dankbar sein für den Dienst, Joseph.

Joseph. Die Mauer ist in sechs Jahren faul, wenn sie aus diesem Stein gemacht wird.

Vogt. Ach, ich mag davon nichts hören; das sind Narretheien.

Joseph. Bei Gott, es ist wahr. Es sind am Fundamente zwei Miststätten und ein ewiger Ablauf von Ställen. Der Stein wird abfaulen wie ein tannenes Brett.

Vogt. Und zuletzt, was fragst du darnach, ob die Mauer in zehn Jahren noch gut ist? Du wirst fürchten, der Schloßherr vermöge alsdann keine neue mehr. Thust du, was ich sage, so hast du ein großes, recht großes Trinkgeld zu erwarten.

Joseph. Das ist wohl gut; aber wenn der Junker es selber merkte, daß der Stein nichts nütze ist?

Vogt. Wie sollte er das verstehen? Davon ist keine Rede.

Joseph. Er weiß in gewissen Sachen viel mehr, als man glauben sollte; du kennst ihn aber besser als ich.

Vogt. Ach, das versteht er nicht.

Joseph. Ich glaub's zuletzt selbst nicht. Der Stein

ist dem Ansehen nach sehr schön und zu anderer Arbeit vortrefflich gut.

Vogt. Gieb mir deine Hand darauf, daß der Meister die Steine aus diesem Bruche nehmen muß. Thut er's, so kriegst du fünf Thaler Trinkgeld.

Joseph. Das ist viel, wenn ich's nur schon hätte.

Vogt. Es ist mir, bei Gott, Ernst. Ich zahle ihm fünf Thaler, wenn er's thut.

Joseph. Nun, da hat er mein Wort, Herr Vogt. (Er streckt ihm die Hand dar und versprichts in die Hand). Es soll so sein, Herr Vogt, wie gesagt. Was scheer' ich mich um den Herrn im Schloß?

Vogt. Noch ein Wort, Joseph. Ich habe ein Säckchen voll Zeugs von einem Herrn aus der Apotheke. Es soll gut sein, daß der Bestich an den Mauern halte, wie Eisen, wenn man's unter den Kalk mischt. Aber wie es ist mit diesen Spitzhöslerkünsten,*) man darf ihnen eben nicht ganz trauen. Ich möchte es lieber an einem fremden Bau, als an meinem eigenen versuchen.

Joseph. Das kann ich schon. Ich will's an eines Nachbarn Ecke probiren.

Vogt. Das an einer Ecke probiren, so im Kleinen, ist nichts nütze. Man irrt sich dabei, wenn's geräth, und wenn's fehlt. Man darf nie trauen und ist nie sicher, wie's dann im Großen kommt. Ich möchte es am ganzen Kirchthurm probiren, Joseph. Ist das nicht möglich?

Joseph. Braucht's viel solcher Waare unter den Kalk?

Vogt. Ich glaub auf ein Fäßlein nur ein Paar Pfunde.

Joseph. Dann ist's gar leicht.

Vogt. Willst du mir's thun?

Joseph. Ja freilich.

Vogt. Und schweigen, wenn's fehlt?

Joseph. Es kann gar nicht fehlen, und natürlich schweigt man.

---

*) Spitzhösler nennen die Schweizerbauern die Herren, weil sie nicht so große weite Hosen tragen wie sie. —

Vogt. Du holst die Waare allemal bei mir ab, wenn du sie brauchst, und ein Glas Wein dazu.

Joseph. Ich werde nicht ermangeln, Herr Untervogt. Aber ich muß fort. Es hat Ein Uhr geschlagen. (Er nimmt das Glas.) Zur schuldigen Dankbarkeit, Herr Untervogt.

Vogt. Du hast nichts zu danken. Wenn du Wort hältst, so kriegst du fünf Thaler.

Es soll nicht fehlen, Herr Untervogt, sagt Joseph, steht auf, stellt seinen Stuhl in eine Ecke, und sagt dann: Es muß sein, Herr Untervogt. Schuldigen Dank! und trinkt jetzt das letzte.

Vogt. Nun, wenn es sein muß, so behüt Gott, Joseph. Es bleibt bei der Abrede.

Da ging Joseph und sagte im Gehen zu sich selber: Das ist ein sonderbares Begehren mit den Steinen und noch sonderbarer mit der Waare in dem Kalk. Man probirt so etwas nicht am ganzen Kirchthurm. Aber das Trinkgeld soll mir jetzt nicht entwischen. Das mein' ich, sei richtig, ich mag's nun thun oder nicht.

Das ist gut gegangen, recht gut, sagte der Vogt zu sich selber, besser als ich geglaubt habe und noch um den halben Preis. Ich hätte ihm zehn Thaler versprochen wie fünfe, wenn er den Handel verstanden hätte. Wie's mich freut, daß der Handel in Ordnung ist. Nein, nein! man muß den Muth nie fallen lassen. Wär' nur auch die Mauer schon aus dem Boden! Geduld! am Montag brechen sie schon Steine dazu. — O du guter Maurer! Deine Frau hat dir ein böses Fressen gekocht und du meinst, du sitzest oben auf dem Thron.

12. Haushaltungsfreuden.

Der Maurer Lienhard, der am Morgen früh ins Schloß gegangen war, war nun auch wieder zurück und bei seiner Frau.

Dieſe hatte geeilt, ihre Samſtagsarbeit zu vollenden, ehe ihr Mann wieder zurück käme. Sie hatte die Kinder gekämmt, ihnen die Haare geflochten, ihre Kleider durchgeſehen, die kleine Stube gereinigt und während der Arbeit ihren Lieben ein Lied gelehrt. Das müßt ihr dem lieben Vater ſingen, ſagte ſie zu den Kindern, und die Kinder lernten gern, was den Vater freuen würde, wenn er heim käme.

Mitten in ihrer Arbeit, ohne Mühe, ohne Verſäumniß, ohne Buch ſangen ſie es der Mutter nach, bis ſie es konnten.

Und da der Vater jetzt heim kam, grüßte ihn die Mutter und ſang dann, und alle Kinder ſangen mit ihr:

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt, —
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all' der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Bruſt!

Eine Thräne ſchoß Lienhard ins Auge, da die Mutter und die Kinder alle ſo heiter und ruhig ihm entgegen ſangen.

Daß euch Gott ſegne, ihr Lieben! Daß dich Gott ſegne, du Liebe! ſagte er mit inniger Bewegung zu ihnen.

Lieber, antwortete Gertrud, die Erde iſt ein Himmel, wenn man Friede ſucht, recht thut und wenig wünſcht.

Lienhard. Wenn ich eine Stunde dieſen Himmel des Lebens, den Frieden im Herzen genießen werde, ſo haſt du mir ihn gegeben. Bis in den Tod will ich dir danken, daß du mich retteteſt, und dieſe Kinder werden's dir danken, wenn du einſt geſtorben ſein wirſt. O Kinder, thut doch immer recht und folgt eurer Mutter, ſo wird's euch wohl gehn.

Gertrud. Du biſt ja heute ſo heiter?

Lienhard. Es iſt mir auch gut gegangen bei Arner.

Gertrud. Ach, Gott Lob, mein Lieber!

Lienhard. Das iſt doch auch ein Mann, der ſeines

gleichen nicht hat. Daß ich doch so ein Kind war und nicht zu ihm gehen wollte!

Gertrud. Daß wir immer auch so hinterher klug werden, mein Lieber! Aber erzähle mir auch, wie es dir bei ihm gegangen ist.

Sie setzt sich neben ihn hin und nimmt einen Strumpf zum Stricken in die Hand.

---

13. Beweis, daß Gertrud ihrem Manne lieb war.

Lienhard. Wenn du dich so setzt, wie am Sonntag Abends zu deiner Bibel, so werde ich dir wohl viel erzählen müssen.

Gertrud. Alles, Alles, du Lieber, mußt du mir erzählen.

Lienhard. Ja, ich werde jetzt noch Alles so wissen; aber, du Liebe, es ist Samstag, du hast nicht so lange Zeit.

Gertrud lacht. Thu deine Augen auf.

Lienhard sieht sich um. Aha! Bist du schon fertig?

Lise. Sie hat recht geeilt, Vater. Ich und Enne, wir halfen ihr aufräumen. Ist das nicht recht?

Wohl! Es ist mehr als recht, antwortete der Vater.

Aber fang jetzt einmal an zu erzählen, sagte Gertrud.

Und Lienhard: Arner frug mich sogar nach meines Vaters Namen und nach der Gasse, wo ich wohne, und nach der Nummer meines Hauses.

Gertrud. O, du erzählst nicht recht, Lienhard. Ich weiß, er hat nicht so angefangen.

Lienhard. Warum das nicht, du Klugschnabel? Wie denn anders?

Gertrud. Du hast ihn zuerst gegrüßt und er hat dann gedankt. Wie habt ihr das gemacht?

Lienhard. Du Herli, du hast doch recht; ich habe nicht von vorn angefangen.

Gertrud. Gelt, Lieni?

Lienhard. Nun, er frug mich, sobald er mich sah, ob

ich ihn nicht mehr fürchtete. Ich bückte mich so tief und so gut ich konnte, und sagte: Verzeih er mir, gnädiger Herr. Er lachte und ließ mir gleich einen Krug Wein vorsetzen.

Gertrud. Nun, das ist doch wirklich ein ganz anderer Anfang. Warst du bald fertig mit dem Krug? Ohne Zweifel.

Lienhard. Nein, Frau. Ich that so züchtig, wie eine Braut, und ich wollte ihn nicht anrühren; aber er verstand's anders. Ich weiß wohl, daß du den Wein auch kennst, schenk dir nur ein, sagte er. Ich that sachte und trank eins auf sein Wohlsein; aber er sah mich so steif an, daß mir das Glas am Munde zitterte.

Gertrud. Das gute Gewissen, Lieni, das kam dir eben jetzt in die Finger; aber du hast dich doch wieder vom Schrecken erholt?

Lienhard. Ja, und das recht bald. Er war gar liebreich und sagte: Es ist ganz natürlich, daß ein Mann, der stark arbeitet, gerne ein Glas Wein trinkt. Es ist ihm auch wohl zu gönnen; aber das ist ein Unglück, wenn einer, anstatt sich mit einem Glas Wein zu erquicken, beim Wein ein Narr wird und nicht mehr an Weib und Kind denkt und an seine alten Tage; das ist ein Unglück, Lienhard.

Frau, es ging mir ein Stich ins Herz, als er das sagte. Doch faßt' ich mich und antwortete: Ich wäre in so unglückliche Umstände verwickelt gewesen, daß ich mir in Gottes Namen nicht mehr zu helfen gewußt hätte, und ich hätte, weiß Gott, in der Zeit kein Glas Wein mit einem freudigen Herzen getrunken.

Gertrud. Hast du doch das herausbringen können?

Lienhard. Wenn er nicht so liebreich gewesen wäre, ich hätt' es gewiß nicht gekonnt.

Gertrud. Was sagte er noch weiter?

Lienhard. Es sei ein Unglück, daß die meisten Armen in ihrer Noth mit Leuten anbinden, die sie fliehen sollten, wie die Pest. Ich mußte einmal jetzt seufzen; ich glaube, er merkte es, denn er fuhr wie mitleidig fort: Wenn man es den guten Leuten nur auch beibringen könnte, ehe sie es

mit ihrem Schaden lernen. Der Arme ist schon halb gerettet, wenn er nur keinem Blutsauger unter die Klauen fällt. Bald hernach fing er wieder an und sagte: Es geht mir ans Herz, wenn ich denke, wie viel Arme sich oft im abscheulichsten Elend aufzehren, und nicht den Verstand und das Herz haben, ihre Verhältnisse an einem Ort zu entdecken, wo man ihnen herzlich gerne helfen würde, wenn man nur auch recht wüßte, wie sich die Sachen verhalten. Es ist vor Gott nicht zu verantworten, wie du dich Jahr und Tag vom Vogt hast herumschleppen lassen und wie du Weib und Kind so in Unruhe und Gefahr setzen konntest, ohne auch nur ein einzig Mal mich um Rath und Hülfe zu bitten. Maurer, denke nur, wenn deine Frau nicht mehr Herz und Verstand gehabt hätte, als du, wo es am Ende mit deinen Sachen hinaus gelaufen wäre!

Gertrud. Das Alles hat er gesagt, ehe er nach der Hausnummer gefragt hat?

Lienhard. Du hörst es ja.

Gertrud. Du hast mir's mit Fleiß nicht sagen wollen, Du!

Lienhard. Es wäre, denk' ich wohl, das gescheidteste gewesen. Du wirst mir sonst noch gar zu stolz, daß du so viel Herz gehabt hast.

Gertrud. Meinst du's, Hausmeister? Ja, ja, auf diesen Streich werde ich mir etwas einbilden, so lange ich leben werde und so lang er uns wohl thun wird. Aber was sagte Arner noch weiter?

Lienhard. Er nahm mich wegen des Baues ins Examen. Es war gut, daß ich noch nicht Alles vergessen hatte. Ich mußte ihm Alles genau ausrechnen und die Fuhren von Kalk und Sand und Steinen auf's Pünktchen ausspitzen.

Gertrud. Bist du um keine Null verirrt im Rechnen?

Lienhard. Nein dasmal nicht, du Liebe.

Gertrud. Gott Lob!

Lienhard. Ja wohl Gott Lob.

Gertrud. Ist jetzt alles in der Ordnung?

Lienhard. Ja, recht ſchön iſt's in der Ordnung. Nathe, wie viel hat er mir vorgeſchoſſen? Er klingelt mit den Thalern im Sack und ſagt: Gelt, es iſt lang, daß ich nicht ſo geklingelt habe?

Gertrud ſeufzt.

Lienhard. Seufze jetzt nicht, du Liebe! Wir wollen hauſen und ſparen und wir werden jetzt gewiß nicht mehr in die alte Noth kommen.

Gertrud. Ja, Gott im Himmel hat uns geholfen.

Lienhard. Und noch mehr Leuten im Dorf mit uns. Denk, er hat zehn arme Hausväter, die gewiß alle ſehr in der Noth waren, zu Taglöhnern bei dieſem Bau angenommen und er gibt jedem des Tages 25 Kreuzer. Du Liebe, du hätteſt ſehen ſollen, mit was für Sorgfalt er die Leute ausgewählt hat.

Gertrud. O, ſag mir doch das recht!

Lienhard. Ja, wenn ich's jetzt noch ſo wüßte.

Gertrud. Beſinne dich ein wenig.

Lienhard. Nun denn: Er fragte allen armen Hausvätern nach, wie viele Kinder ſie hätten, wie groß ſie wären; was für Verdienſt und Hülfe ſie hätten. Dann ſuchte er die Verdienſtloſeſten und die, welche am meiſten unerzogene Kinder hatten, heraus und ſagte zweimal zu mir: Wenn du Jemand kennſt, der, wie du im Drucke iſt, ſo ſag es mir. Ich nannte vor allen den Hübel Rudi und der hat jetzt für ein Jahr gewiß Verdienſt.

Gertrud. Es iſt brav, daß du dem Rudi deine Erdäpfel nicht haſt entgelten laſſen.

Lienhard. Ich könnte keinem Armen etwas nachtragen, Frau, und dieſe Haushaltung iſt erſchrecklich elend. Ich habe den Rudi erſt vor ein paar Tagen wieder bei der Grube angetroffen und ich that, als ob ich ihn nicht ſehe. Es ging mir ans Herz; er ſieht aus wie Theurung und Hunger, und wir hatten doch in Gottes Namen zuletzt noch immer zu eſſen.

Gertrud. Das iſt wohl gut, du Lieber, aber ſtehlen hilft nicht im Elend und der Arme, der's thut, kommt dadurch nur doppelt in die Noth.

Lienhard. Freilich; aber beim nagenden Hunger Eßwaaren vor sich sehen und wissen, wie viel davon in den Gruben verfaulen muß und wie selber alles Vieh davon genug hat, und sie dann doch liegen lassen und sie nicht anrühren, o Liebe, wie viel brauchts dazu!

Gertrud. Es ist gewiß schwer; aber gewiß muß der Arme es können, oder er ist unausweichlich höchst unglücklich.

Lienhard. O Liebe, wer würde in seinem Fall es thun? Wer will's von ihm fordern?

Gertrud. Gott, der's vom Armen fordert, giebt ihm Kraft es zu thun, und bildet ihn durch den Zwang, durch die Noth und durch die vielen Leiden seiner Verhältnisse zu der großen Ueberwindung, zu der er aufgefordert ist. Glaube mir, Lienert, Gott hilft dem Armen im Verborgenen und giebt ihm Stärke und Verstand zu tragen, zu leiden und auszuhalten, daß es fast unglaublich scheint. Wenn's dann durchgestritten, wenn das gute Gewissen bewahrt ist, Lienert, dann ist ihm himmelwohl, viel besser als Allen, die nicht Anlaß hatten, so viel zu überwinden.

Lienhard. Ich weiß es, Gertrud, an dir weiß ich's. Ich bin auch nicht blind. Ich sah es oft, wie du in der größten Noth auf Gott trautest und zufrieden warst; aber wenig Menschen sind im Elend wie du, und viele sind, wie ich, bei dem Drang der Noth und des Elends sehr schwach; darum denke ich immer, man sollte mehr thun, um allen Armen Arbeit und Brod zu verschaffen. Ich glaube, sie würden dann alle auch besser sein, als sie in der Verwirrung ihrer Noth und ihres vielen Jammers jetzt sind.

Gertrud. O Lieber, das ist bei weitem nicht so; wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein. Aber das ist nicht so. Bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen. Und zu diesem Zweck kommen die meisten Menschen eher durch Noth und Sorgen, als durch Ruhe und Freuden. Gott würde uns sonst wohl gern lauter Freude gönnen. Da aber die Menschen Glück und Ruhe und Freuden nur alsdann ertragen

können, wenn ihr Herz zu vielen Ueberwindungen gebildet, ſtandhaft, ſtark, geduldig und weiſe iſt, ſo iſt offenbar nothwendig, daß viel Elend und Noth in der Welt ſein muß, denn ohne das kommt nur bei wenigen Menſchen das Herz in Ordnung und zur innern Ruhe. Und wo das mangelt, ſo iſt's gleichviel, der Menſch mag Arbeit haben oder nicht, er mag Ueberfluß haben oder nicht. Der reiche alte Meyer hat, was er will, und ſteckt alle Tage im Wirthshauſe. Dabei aber iſt er nicht glücklicher, als der arme Wächter, der's nicht hat und ob er gleich auch alle Tage dürſtet, dennoch nur dann und wann ein Glas Wein in ſeinem Winkel findet.

Lienhard ſeufzte und Gertrud ſchwieg auch eine Weile, dann ſagte ſie: Haſt du auch nachgeſehen, ob die Geſellen arbeiten? Ich muß dir ſagen, der Joſeph iſt heute wieder ins Wirthshaus geſchlichen.

Lienhard. Das iſt verdrießlich. Gewiß hat ihn der Vogt kommen laſſen. Er hat ſich eben gar ſonderbar aufgeführt. Ich bin, ehe ich heim kam, bei ihnen auf der Arbeit geweſen und wenn er eben aus dem Wirthshaus gekommen iſt, ſo macht mir das, was er geſagt hat, Unruhe; es iſt dann nicht aus ſeinem Hafen.*)

Gertrud. Was iſt's denn?

Lienhard. Er ſagte, der Stein aus dem Schwendibruch wäre vortrefflich zur Kirchmauer, und da ich ihm antwortete, die großen Feldkieſel, die in Menge nahe da herum lägen, wären viel beſſer, ſagte er, ich wollte immer ein Narr bleiben und meine Sachen nie recht anſtellen. Die Mauer werde von den Schwendiſteinen viel ſchöner und anſehnlicher werden. Ich dachte eben, er ſage das aus guter Meinung. Doch hat er ſo plötzlich von dem Stein angefangen, daß es mich ſchon da ſonderbar dünkte; und wenn er beim Vogt geweſen iſt, ſo ſteckt gewiß etwas dahinter.

*) Das ſchweizeriſche Sprüchwort: „das iſt nicht in ſeinem Hafen gekocht," bedeutet, das ſind nicht ſeine eigenen Gedanken, er hat das nicht ſelbſt erfunden, es hat's ihm Jemand angegeben.

Der Schwendiſtein iſt mürbe und ſandig und zu dieſer Arbeit gar nichts nütze. Wenn das eine Fuchsfalle wäre?

Gertrud. Joſeph iſt nicht durch und durch gut. Nimm dich in Acht.

Lienhard. Da fangen ſie mich nicht. Der Junker will keine Sandſteine an der Mauer haben.

Gertrud. Warum das?

Lienhard. Er ſagte, weil unten an der Mauer Miſtſtellen und Abläufe von Ställen wären, ſo würde der Sandſtein faulen und vom Salpeter angefreſſen werden.

Gertrud. Iſt das wahr?

Lienhard. Ja; ich habe ſelbſt einmal in der Fremde an einem Gebäude gearbeitet, da man ein ganzes Fundament von Sandſteinen wieder hat wegnehmen müſſen.

Gertrud. Daß er das ſo verſteht!

Lienhard. Es wundert mich ſelber, aber er verſteht's vollkommen. Er fragte mich auch, wo der beſte Sand ſei. Ich ſagte, im Schachen bei der untern Mühle.

Das iſt ſehr weit zu fahren und Berg an, antwortete er; man muß Leute und Vieh ſchonen. Weißt du keinen, der näher wäre? Ich ſagte, es ſei gerad oben an der Kirche ſehr reiner Sand im Mattenbühl; aber es ſei fremder Acker, man müßte die Grube kaufen und könnte nicht anders als durch Matten fahren, wofür man auch die Eigenthümer würde entſchädigen müſſen. Das ſchadet nichts, antwortete er, es iſt beſſer als Sand aus dem Schachen herauf holen. Ja ich muß dir noch etwas erzählen.

Eben da er vom Sand redete, meldete der Knecht den Junker von Oberhofen. Ich glaubte, ich müßte jetzt ſagen, ich wollte ihn nicht aufhalten und ein andermal kommen. Er lachte und ſagte: Nein Maurer, ich mache gern eine Arbeit aus und erſt wenn ich fertig bin, ſehe ich, wer weiter etwas mit mir wolle. Du kommſt mir eben recht mit deinem Abſchied nehmen. Es gehört zu deiner alten Ordnung, die aufhören muß, ſo liederlich bei jedem Anlaß Geſchäfte und Arbeit liegen zu laſſen.

Ich kratzte hinter den Ohren, Frau. Hätte ich nur mit meinem ein andermal Kommen geschwiegen.

Er hatte nicht Unrecht, sagte Gertrud. Da rief Jemand vor der Thür: Holaho! Ist Niemand daheim?

---

14. Niedriger Eigennutz.

Der Maurer machte die Thüre auf und die Schneber-gritte, des Sigristen Sohnsfrau und des Vogts Bruders sel. Tochter kam in die Stube. Nachdem sie den Maurer und die Frau gegrüßt, dabei aber den Mund nur ein klein wenig aufgethan hatte, sagte sie zu ihm: Du wirst wohl jetzt nicht mehr unsern schlechten Ofen bestreichen wollen, Lienhard?

Lienhard. Warum denn das nicht, Frau Nachbarin? Fehlt etwas daran?

Gritte. Nein, jetzt gerade nicht; ich wollte nur in der Zeit fragen, damit ich in der Noth wisse, woran ich sei.

Lienhard. Du bist sehr sorgfältig, Grittli; es hätte am Ende fehlen können.

Gritte. Ja, die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Leute auch.

Lienhard. Das ist wohl wahr; aber Leute zum Ofen-bestreichen findet man doch immer.

Gritte. Das ist eben der Vortheil.

Gertrud, die bis jetzt geschwiegen hatte, nimmt das Brodmesser von der Wand und schneidet von einem alt-backenen Roggenbrod ein zur Nachtsuppe.

Das ist schwarz Brod, sagte Gritte. Es gibt aber jetzt bald besseres, da dein Mann Herr Schloßmaurer ge-worden ist.

Du bist närrisch, Gritte. Ich will Gott danken, wenn ich mein Lebtag genug solches habe, sagte Gertrud.

Gritte. Weiß Brod ist doch besser, und wie sollt's fehlen? Du wirst noch Frau Untervogtin und dann dein Mann vielleicht Herr Untervogt; aber es würde uns dabei wol gehen.

Lienhard. Was willst du mit dem Sticheln? Ich habe das nicht gern; gerade heraus ist Meister, wenn man was hat, das man sagen darf.

Gritte. Ha, Maurer, das darf ich, wenn's sein muß. Mein Mann ist doch auch des Sigristen Tochtermann und es ist, so lange die Kirche steht, nie erhört worden, daß, wenn es Arbeit daran gegeben hat, des Sigristen Leute nicht den Vorzug gehabt hätten.

Lienhard. Und was jetzt weiter?

Gritte. Ja, und jetzt, eben jetzt hat der Untervogt einen Zettel im Haus, darin mehr als ein Dutzend der größten Lumpen aus dem Dorf als Arbeiter bei dem Kirchbau aufgezeichnet sind, und von des Sigristen Leuten steht kein Wort darin.

Lienhard. Aber Frau Nachbarin, was geht das mich an? Hab' ich den Zettel geschrieben?

Gritte. Nein, geschrieben hast du ihn nicht; aber, ich denk wohl, angegeben.

Lienhard. Das wär wohl viel, wenn ich dem Junker seine Zettel angeben müßte.

Gritte. Ha, man weiß ja, daß du alle Tage im Schloß steckst und gerad heute wieder dort warst. Und wenn du nur berichtet hättest, wie es vor diesem gewesen ist, so wär es beim Alten geblieben.

Lienhard. Du gehst an den Wänden, Gritte, wenn du das glaubst. Arner ist nicht der Mann, der beim Alten bleibt, wenn er glaubt, er könn's mit dem Neuen besser machen.

Gritte. Man sieht's.

Lienhard. Und zudem wollte er mit dem Verdienst den Armen und Nothleidenden aufhelfen.

Gritte. Ja eben; er will nur Lumpen- und Bettelgesindel aufhelfen.

Lienhard. Es sind nicht alle Arme Gesindel, Gritte; man muß nie so reden. Es weiß Keiner, wie's ihm gehen kann, bis er unter den Boden kommt.

Gritte. Eben das ist's. Es muß ein Jeder für sein

Stück Brod sorgen; und darum thut's uns auch weh, daß man unser so gar vergessen hat.

Lienhard. Ach Gritte, das ist jetzt was anderes. Du hast schöne Güter und ißt bei deinem Vater, und dieser hat den besten Verdienst im Dorf und du mußt nicht, wie unsere Armen, für das tägliche Brod sorgen.

Gritte. Du magst jetzt sagen, was du willst. Es thut einem Jeden weh, wenn er glaubt, es gehöre ihm etwas und wenn es ihm dann ein anderer Hund vor dem Maul wegfrißt.

Lienhard. Spare die Hunde, Grittli, wenn du von Menschen redest, sonst findest du einen, der dich beißt. Und wenn du glaubst, das Verdienst gehöre dir, so bist du jung und stark, und hast gute Füße und ein gutes Mundstück; du kannst also deine Sache selbst an Ort und Stelle hintragen und anbringen, wo man dir zu deinem Recht verhelfen kann.

Gritte. Großen Dank, Herr Maurer, für den schönen Rath.

Lienhard. Ich kann keinen bessern geben.

Gritte. Es gibt etwa auch wieder Gelegenheit, den Dienst zu erwiedern. — Leb wohl, Lienert! —

Lienhard. Leb auch wohl, Gritte! Ich kann dir nicht besser helfen.

Gritte geht fort und Lienhard zu seinen Gesellen.

---

15. Der klugen Gans entfällt ein Ei, oder: Eine Dummheit, die ein Glas Wein kostet.

Lienhard war heute Morgen nicht so bald aus dem Schlosse weg, so sandte Arner den Zettel, auf dem er die Taglöhner aufgeschrieben hatte, durch den Harschir (Polizeidiener) Flink dem Vogt mit dem Befehl, es ihnen anzuzeigen. Der Harschir brachte den Befehl dem Vogt noch Vormittag. Bisher waren alle Briefe, die aus dem Schlosse an ihn kamen, überschrieben: „An den ehrsamen und bescheidenen,

meinen lieben und getreuen Vogt Hummel in Bonnal,“ und auf dieſem ſtand nur: „An den Vogt Hummel in Bonnal.“

Was denkt der verdammte Spritzer, der Schloßſchreiber, daß er mir den Titel nicht gibt, wie er mir gehört? ſagte der Vogt, ſobald er den Brief in die Hände nahm, zu Flink, der ihn überbrachte.

Der Harſchir aber antwortete: Beſinn dich, Vogt, was du redeſt. Der Junker hat den Brief ſelbſt überſchrieben.

Vogt. Das iſt nicht wahr. Ich kenne die Hand des gepuderten Bettelbuben, des Schreibers.

Flink ſchüttelte den Kopf und ſagte: Das iſt herzhaft. Ich ſah mit meinen Augen, daß der Junker ihn überſchrieb; ich ſtand neben ihm in der Stube, als er's that.

Vogt. So hab' ich mich denn verdammt geirrt, Flink. Das Wort iſt mir ſo entfahren. Vergiß es und komm, trink ein Glas Wein mit mir in der Stube.

Nimm dich ein andermal in Acht, Vogt. Ich mache nicht gern Ungelegenheit, ſonſt könnte es etwas geben, ſagt Flink, geht mit dem Vogt in die Stube, ſtellt das kurze Gewehr ab in eine Ecke, läßt ſich eins belieben und geht dann wieder fort.

Da machte der Vogt den Brief auf, las ihn und ſagte: Das ſind ja alles lauter Lumpen und Bettler vom erſten bis zum letzten. Donner, wie das auch geht! Von meinen Leuten kein einziger, als der Schabenmichel! Nicht einmal einen Taglöhner kann ich ihm mehr aufſalzen. Und jetzt ſoll ich es ihnen heute noch anſagen; das iſt ſchwere Arbeit für mich. Aber ich will's thun. Es iſt noch nicht aller Tage Abend. Gerade jetzt will ich's anſagen und ihnen rathen, am Montag ins Schloß zu gehen, dem Junker zu danken. Er kennt von den Burſchen nicht einen. Es fehlt nicht, der Maurer hat ſie ihm alle angerathen. Wenn ſie dann am Montag ins Schloß kommen und ſo alle miteinander zerriſſen wie Hergelaufene, der eine ohne Schuhe, der andere ohne Hut vor dem Erbherrn da ſtehen, es nimmt mich Wunder, ob es dann nichts geben wird, das mir in dem Kram paßt.

So rathſchlagt er mit ſich ſelber, kleidet ſich an und nimmt dann den Zettel zur Hand, um zu ſehen, wie einer dem andern in der Nähe wohne, damit er den Weg nicht zweimal gehen müſſe.

Der Hübelrudi war zwar nicht der nächſte; aber er ging, ſeitdem er ſeinem Vater die Brunnenmatte abgerechtigt hatte, nicht mehr gern in ſein Haus, denn es ſtiegen ihm allemal allerhand Gedanken auf, wenn er die armen Leute darin ſah. Ich will zuerſt geſchwind zu dem Pack, ſagt er, und ging alſobald hin vor das Fenſter.

---

16. Zieht den Hut ab, Kinder; es folgt ein Sterbebett.

Der Hübelrudi ſaß eben bei ſeinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm ſeine Frau geſtorben und jetzt lag ſeine Mutter ſterbend auf einem Strohſack und ſagte zu Rudi: Suche mir doch Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

Rudi. O Mutter, ſobald das Feuer im Ofen verloſchen ſein wird, will ich gehen.

Die Mutter. Haſt du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannſt nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi, ach ich bin dir zur Laſt.

Rudi. O Mutter, Mutter, ſag doch das nicht, du biſt mir nicht zur Laſt. Mein Gott, mein Gott! Könnte ich dir nur auch, was du nöthig haſt, geben. Du dürſteſt, du hungerſt, und klagſt nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen ſind, Gott Lob, nicht groß; und Gott wird bald helfen und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thuſt.

Rudi. O Mutter, noch nie that mir meine Armuth ſo weh, als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott, ſo krank und elend leideſt du, und trägſt meinen Mangel —

Die Mutter. Wenn man ſeinem Ende nahe iſt, ſo

braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er ſtärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen). Meinſt du denn, Mutter, du erholſt dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi! Gewiß nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröſte dich, Rudi! Ich geh ins beſſere Leben.

Rudi (ſchluchzend). O Gott!

Die Mutter. Tröſte dich, Rudi! Du warſt die Freude meiner Jugend und der Troſt meines Alters. Und nun danke ich Gott. Deine Hände werden jetzt bald meine Augen ſchließen. Dann werd ich zu Gott kommen und ich will für dich beten und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denk an mich, Rudi. Alles Leiden und aller Jammer dieſes Lebens, wenn ſie überſtanden ſind, machen Einem nur wohl. Mich tröſtet und mir iſt wie heilig Alles, was ich überſtanden habe, ſo gut als alle Luſt und Freude des Lebens. Ich danke Gott für dieſe frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbſt reift, und wenn der Baum ſich zum Schlafe des Winters entblättert, dann iſt das Leiden des Lebens ihm heilig und die Freuden des Lebens ſind ihm nur ein Traum. Denk an mich, Rudi! Es wird dir wohl gehen bei all deinem Leiden.

Rudi. O Mutter, liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi.

Rudi. Was, Mutter?

Die Mutter. Es liegt mir ſeit geſtern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dir's ſagen.

Rudi. Was iſt's denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich ſah geſtern, daß ſich der Rudeli hinter meinem Bette verſteckte und gebratene Erdäpfel aus ſeiner Taſche aß. Er gab auch ſeinen Geſchwiſtern und auch ſie aßen verſtohlen. Rudi, dieſe Erdäpfel ſind nicht unſer, ſonſt würde der Junge ſie auf den Tiſch geworfen und ſeinen Geſchwiſtern laut gerufen haben, ach, er würde

auch mir einen gebracht haben, wie er's tausendmal that. Es ging mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas in den Händen zu mir sprang und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! — Er läuft geschwind, sucht den Knaben und bringt ihn der Mutter an's Bett. Die Mutter setzt sich mühselig zum letzten Mal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben.

Der Kleine weint laut — Großmutter! Was willst du? Du stirbst doch nicht — ach stirb doch nicht, Großmutter!

Sie antwortete gebrochen: Ja, Rudeli, ich werde gewiß bald sterben.

Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter! sagte der Kleine.

Die Kranke verliert den Athem und muß sich niederlegen. Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen. — Sie erholt sich aber bald wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege —

Rudeli. Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?

Die Mutter. Thu doch nicht so, du Lieber; ich sterbe ja gern und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli, du willst ihm folgen, und brav werden und recht thun? Versprich mir's, du Lieber.

Rudeli. Ja, Großmutter, ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli, der Vater, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört Alles, was wir thun und was wir versprechen! Gelt, Rudeli, du weißt das und du glaubst es?

Rudeli. Ja, Großmutter, ich weiß es und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeih mir's doch, Großmutter! Ich will's nicht mehr thun. Verzeih mir's doch, ich will's gewiß nicht mehr thun, Großmutter!

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend). Ja ja, Großmutter!

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mau — Mau — Maurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter, um Gottes willen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli, damit du es ein ander Mal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen; und um Gottes willen, mein Lieber, wenn dich schon hungert, nimm doch nichts mehr. Gott verläßt Niemand; er gibt allemal wieder. — O Rudeli, wenn dich schon hungert, wenn du schon nichts hast und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott, und stiehl nicht mehr.

Rudeli. Großmutter, Großmutter, ich will gewiß nicht mehr stehlen, wenn mich schon hungert; ich will nicht mehr stehlen.

Die Mutter. Nun, so segne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe — und er bewahre dich, du Lieber! Sie drückt ihn an ihr Herz, weint und sagt dann: Du mußt jetzt zum Maurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudi, gehe doch auch mit ihm und sag des Maurers Leuten, daß auch ich sie um Verzeihung bitte und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht wieder zurück geben könne; sag ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne. Es thut mir so wehe, sie haben das Ihrige auch so nöthig und wenn die Frau nicht so Tag und

Nacht arbeitete, sie könnten bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchkommen. Rudi, du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte.

Rudi. Ach mein Gott, von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er das sagte, klopfte der Vogt ans Fenster.

---

17. Die kranke Frau handelt vortrefflich.

Die Kranke erkannte ihn an seinem Husten und sagte: O Gott! Rudi, es ist der Vogt! Gewiß sind das Brod und die Butter, wovon du mir Suppen kochst, noch nicht bezahlt.

Rudi. Um Gottes willen, bekümmere dich nicht, Mutter! Es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte schneiden, was er will.

Ach, er wartet dir nicht, sagt die Mutter, und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt.

Die Kranke aber seufzt bei sich selber, und sagt: Seit unserm Handel (Gott verzeih ihn dem armen verblendeten Tropf!) ist mir immer ein Stich in's Herz gegangen, wenn ich ihn sah. Ach Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten. — Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe, und den letzten Groll überwinde und für seine Seele bete. Ich will es thun.

Gott, du kennst den Handel. Verzeih ihm! Vater im Himmel, verzeih ihm!

Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: Ach Gott, er ist zornig! O du armer Rudi, du kommst um meinetwillen unter seine Hände. Sie hört ihn noch einmal reden und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: Vater, komm doch, komm doch; die Großmutter ist, glaub ich, todt!

Der Rudi antwortete: Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube.

Und der Vogt: Ja es thut Noth; das Unglück wird gar groß sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird.

Der Rudi hörte nicht, was er sagte und war schnell in der Stube.

Die Kranke erholte sich bald wieder und wie sie die Augen öffnete sagte sie: Er war zornig, Rudi? Er will dir gewiß nicht warten.

Rudi. Nein Mutter, es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder recht erholt?

Ja, sagt die Mutter und sieht ihn ernsthaft und wehmüthig an. Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? Willst du mich trösten und allein leiden? Er hat dir gedroht!

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter, er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchbau und der Junker zahle einem des Tags 25 Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott, ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewiß, Mutter, und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun sterbe ich leichter, Rudi. Du bist gut, mein lieber Gott. Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und Rudi, glaub's doch ewig fest: je größer die Noth, je näher Gott. Sie schwieg jetzt eine Weile; dann sagte sie wieder: Ich glaube, es ist mit mir aus — Mein Athem nimmt alle Augenblicke ab — Wir müssen scheiden, Rudi, ich will Abschied nehmen.

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Knie vor dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann sagt die Mutter: Fasse Muth, Rudi; hoffe auf's ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorübergeht; ich fürcht' ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staube stehen; und nachdem sich meine

Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen, und nicht eines Andern.

Der Rudi hatte sich jetzt wieder erholt und sagte: So gib mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komm ich dir auch bald nach in's ewige Leben.

Die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel, und gib deinen Segen meinem Kinde — meinem Kinde, dem einigen, so du mir gegeben hast und das mir so innig lieb ist! — Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abrahams willen Gutes gethan hat, ach, so möge er auch, um meines Segens willen, dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke und seinen Namen preise. — Höre mich jetzt, Rudi, und thue was ich sage. Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armuth nicht verlogen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel trauen und bauen, und treue Geschwister bleiben in Freude und Leid, so wirds ihnen auch in ihrer Armuth wohlgehen. — Verzeihe auch dem Vogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so geh zu ihm hin und sage ihm, ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben, und wenn Gott meine Bitte erhört, so werde es ihm wohlgehen und er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde.

Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi! Gib mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuche in einem Schächtelchen liegt. Rudi stand von seinen Knien auf und brachte Alles der Mutter. Da sagte sie: Bring mir jetzt auch die Kinder alle.

Er brachte sie vom Tische, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bette. Und auch diese fielen auf ihre Knie vor dem Bette der Mutter.

Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuern, und es thut mir weh,

daß ich euch so arm und ohne Mutter verlassen muß. Aber hoffet auf Gott und trauet auf ihn in Allem, was euch begegnen wird, so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! Ich hinterlasse euch zwar nichts, aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin. Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast Alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort euch euern Trost sein, Kinder und euere Freude; und liebet einander, und helfet und rathet einander, so lang ihr leben werdet; und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird's euch wohl gehen im Leben. — Und du, Rudi, behalte dem Betheli die größere, und dem Rudeli die kleinere Bibel, und dem Kleinen die zwei Betbücher zum Andenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig: du vergissest meiner nicht.

Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gib mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst Niemand etwas mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaub mir's doch auch; ich werde gewiß Niemand etwas nehmen, sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun ich will dir's glauben und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh Lieber, da geb ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es und denk an mich und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugniß von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Catharine zehn Jahre bei ihm gedient und ihm geholfen hätte, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Catharine Alles anvertraut gewesen sei und daß sie Alles wohl so sorgfältig als seine Frau sel. regiert habe. Der Pfarrer dankt ihr darum, und sagt, daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe und daß er in seinem Leben nicht vergessen werde, was sie in seinem Wittwerstande an ihm gethan habe.

Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen, und nicht eines Andern.

Der Rudi hatte sich jetzt wieder erholt und sagte: So gib mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komm ich dir auch bald nach in's ewige Leben.

Die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel, und gib deinen Segen meinem Kinde — meinem Kinde, dem einigen, so du mir gegeben hast und das mir so innig lieb ist! — Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abrahams willen Gutes gethan hat, ach, so möge er auch, um meines Segens willen, dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke und seinen Namen preise. — Höre mich jetzt, Rudi, und thue was ich sage. Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armuth nicht verlogen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel trauen und bauen, und treue Geschwister bleiben in Freude und Leid, so wirds ihnen auch in ihrer Armuth wohlgehen. — Verzeihe auch dem Vogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so geh zu ihm hin und sage ihm, ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben, und wenn Gott meine Bitte erhört, so werde es ihm wohlgehen und er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde.

Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi! Gib mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuche in einem Schächtelchen liegt. Rudi stand von seinen Knien auf und brachte Alles der Mutter. Da sagte sie: Bring mir jetzt auch die Kinder alle.

Er brachte sie vom Tische, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bette. Und auch diese fielen auf ihre Knie vor dem Bette der Mutter.

Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuern, und es thut mir weh,

daß ich euch so arm und ohne Mutter verlassen muß. Aber hoffet auf Gott und trauet auf ihn in Allem, was euch begegnen wird, so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! Ich hinterlasse euch zwar nichts, aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin. Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast Alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort euch euern Trost sein, Kinder und euere Freude; und liebet einander, und helfet und rathet einander, so lang ihr leben werdet; und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird's euch wohl gehen im Leben. — Und du, Rudi, behalte dem Betheli die größere, und dem Rudeli die kleinere Bibel, und dem Kleinen die zwei Betbücher zum Andenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig: du vergissest meiner nicht.

Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gib mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst Niemand etwas mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaub mir's doch auch; ich werde gewiß Niemand etwas nehmen, sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun ich will dir's glauben und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh Lieber, da geb ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es und denk an mich und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugniß von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Catharine zehn Jahre bei ihm gedient und ihm geholfen hätte, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Catharine Alles anvertraut gewesen sei und daß sie Alles wohl so sorgfältig als seine Frau sel. regiert habe. Der Pfarrer dankt ihr darum, und sagt, daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe und daß er in seinem Leben nicht vergessen werde, was sie in seinem Wittwerstande an ihm gethan habe.

Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienste erworben und solches ihrem sel. Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprocessirt hatte.

Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: Es sind noch zwei gute Hemden da. Gib mir keines von diesen ins Grab; das, so ich trage, ist recht. Und meinen Rock und meine zwei Fürtücher laß, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden.

Und dann sagte sie bald darauf: Siehe doch sorgfältig zum Betheli, Rudi, es ist wieder so flüssig.*) Halte die Kinder doch immer rein mit Waschen und Kämmen, und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbessern; es ist so verdorben. Wenn du's immer kannst, so halte ihnen doch eine Geiß den Sommer durch, das Betheli kann sie jetzt hüten. — Du dauerst mich, daß du so allein bist; aber fasse Muth und thue was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder. Ich danke Gott auch für dieses.

Die Mutter schwieg jetzt, und der Vater und die Kinder bleiben noch eine Weile auf ihren Knien, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann standen sie auf von ihren Knien und Rudi sagte zu der Mutter: Mutter, ich will dir jetzt auch Laub in die Decke holen.

Sie antwortete: Das hat jetzt nicht Eil, Rudi. Es ist, Gott Lob! jetzt wärmer in der Stube; und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Maurer.

Und der Rudi winkt dem Betheli aus der Stube und sagt: Gib auf die Großmutter Acht; wenn ihr etwas begegnet, so schick das Anneli mir nach, ich werde beim Maurer sein.

*) Zu Kopfeiterungen geneigt.

18. Ein armer Knabe bittet ab, daß er Erdäpfel gestohlen hat, und die Kranke stirbt.

Rudi nahm den Kleinen an die Hand und ging mit ihm. Gertrud war allein zu Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinst du? Warum weint der Kleine? fragte sie liebreich und bot dem Kleinen die Hand.

Ach, Gertrud, ich bin im Unglück, antwortete Rudi. Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etliche Mal aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat's gestern gemerkt und er hat's ihr bekannt. Verzeih es uns, Gertrud! — Die Großmutter ist auf dem Todbette. Ach, mein Gott, sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorge nicht, was ich sage. Gertrud, Sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es ist mir leid, ich kann sie dir jetzt nicht zurück geben; aber ich will gern ein paar Tage kommen, dafür zu arbeiten. Verzeih's uns! Der Knabe hat's aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweig jetzt hiervon, Rudi. Und du, lieber Kleiner, komm, versprich mir, daß du Niemand wieder etwas nehmen willst. Sie küßt ihn und sagt: Du hast eine brave Großmutter, werde doch auch so fromm und brav wie sie.

Rudeli. Verzeih mir, Frau; ich will gewiß nicht mehr stehlen.

Gertrud. Nein, Kind, thue es nicht mehr; du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu es doch nicht mehr! Und wenn dich hungert, komm lieber zu mir und sag' es mir. Wenn ich kann, will ich dir etwas geben.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun nicht mehr zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut,

daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach, es freut mich, daß die Mutter noch den Trost erlebt hat. Sage doch deinem Mann, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten früh und spät und ich wolle mir die Erdäpfel herzlich gern am Lohn abziehen lassen.

Gertrud. Davon ist keine Rede, Rudi. Mein Mann thut das gewiß nicht. Wir sind, Gott Lob, durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi, ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist.

Sie füllt dem Rudeli seinen Sack mit dürrem Obst, sagt ihm noch einmal: Du Lieber, nimm doch Niemand etwas mehr, und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammen las, die Decke ihres Betts besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffammeln und dann eilten sie zu ihr hin.

Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte.

Du weinest, Gertrud? sagte die Großmutter. Wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Ach was verziehen! Catharine, eure Noth geht mir zu Herzen und noch mehr deine Güte und deine Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinen segnen, du Gute!

Catharine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig doch hievon, Catharine. Ich wollte, ich könnte dich in etwas in deiner Krankheit erleichtern.

Catharine. Du bist gut, Gertrud. Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen. — Rudeli, hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie dir's verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter. Sieh doch, wie gut sie ist. Er zeigt ihr den Sack voll dürr Obst.

Wie ich schlummere, sagte die Großmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Großmutter. Es war mir gewiß Ernst.

Catharine. Es übernimmt mich ein Schlummer und es dunkelt vor meinen Augen. — Ich muß eilen, Gertrud, sagte sie leise und gebrochen. — Ich wollte dich noch etwas

bitten; aber darf ich? Dieſes unglückliche Kind hat dir geſtohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud — wenn — — ich todt ſein — — — dieſen armen — — verlaſſe — nen Kindern — — ſie ſind ſo verlaſſen — — (Sie ſtreckt die Hand aus — die Augen ſind ſchon zu:) Darf ich — — hoffen — — folg ihr — — — Rud — — — Sie verſchied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, ſie ſei nur entſchlafen, und ſagte den Kindern: Rede keins ein Wort, ſie ſchläft; wenn ſie ſich doch wieder erholte!

Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod ſei, und ſagte es dem Rudi.

Wie jetzt dieſer und wie alle Kleinen die Hände zuſammen ſchlugen und troſtlos waren, das kann ich nicht beſchreiben. — Leſer, laß mich ſchweigen und weinen; denn es geht mir an's Herz, wie die Menſchheit im Staube der Erde zur Unſterblichkeit reift und wie ſie im Prunk und Tand der Erde unreif verwelket.

Wäge doch, Menſchheit, wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menſchen! Und du, der du den Armen verachteſt, bemitleideſt und nicht kennſt, ſage mir, ob der alſo ſterben kann, der unglücklich gelebt hat? Aber ich ſchweige; ich will euch nicht lehren, Menſchen! Ich hätte nur dieß gern, daß ihr ſelber die Augen aufthätet und euch umſähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unſegen in der Welt iſt.

Gertrud tröſtete den armen Rudi und ſagte ihm noch den letzten Wunſch der edlen Mutter, den er in ſeinem Jammer nicht gehört hatte. Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand: Wie mich die liebe Mutter jammert! Wie ſie ſo gut war! Gertrud, gelt, du willſt auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben wie Stein, wenn ich's vergeſſen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach, Gott wird dir's vergelten, was du an uns thun wirſt.

Gertrud kehrt sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzt, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister, eins nach dem andern mit warmen Thränen, besorgt die Todte zum Grabe und geht erst, nachdem sie Alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

---

19. Guter Muth tröstet, heitert auf und hilft; Muthlosigkeit aber plagt nur.

Der Untervogt, der zuerst zu Rudi gegangen war, ging von ihm weg zu den übrigen Taglöhnern und zuerst zu Jogli Bär. Dieser spaltete eben Holz und sang und pfiff beim Scheitstock; als er aber den Vogt sah, machte er große Augen: Wenn du Geld willst, Vogt, so ist nichts da.

Vogt. Du singst und pfeifst ja wie die Vögel im Hanfsamen; wie könnt's dir am Geld fehlen?

Bär. Wenn Heulen Brod gäbe, ich würde nicht pfeifen. Aber im Ernst, was willst du?

Vogt. Nichts, als dir sagen, du seist Handlanger beim Kirchbau, und habest des Tags fünf und zwanzig Kreuzer.

Bär. Ist das auch wahr?

Vogt. Im Ernst. Du sollst am Montag ins Schloß kommen.

Wenn's Ernst ist, so sag ich schuldigen Dank, Herr Untervogt. Da siehst du jetzt, warum ich heute singen und pfeifen mag.

Lachend ging der Vogt von ihm weg und sagte im Gehen: Keine Stunde in meinem Leben ist mir so wohl, als diesem Bettler.

Der Bär aber ging in seine Stube zu seinem Weib. Ha, nur immer gutes Muths! Unser lieber Herr Gott meint's immer noch gut, Frau! Ich bin Taglöhner am Kirchbau.

Frau. Ja, es wird lange gehen, bis es an dich kommen wird. Du hast immer den Sack voll Trost, aber nie Brod.

Bär. Das Brod ſoll nicht fehlen, wenn ich erſt den Taglohn haben werde.

Frau. Aber der Taglohn kann fehlen.

Bär. Nein, gewiß nicht! Arner zahlt die Taglöhner brav; das wird nicht fehlen.

Frau. Spaßeſt du oder iſt's wahr mit dem Bau?

Bär. Der Vogt kommt ſo eben und ſagt, ich müſſe am Montag mit den Taglöhnern, die an der Kirche arbeiten, ins Schloß; alſo kann's doch nicht wohl fehlen.

Frau. Das wär wohl gut! Gott Lob, wenn ich einſt eine ruhige Stunde hoffen könnte.

Bär. Du ſollſt deren noch recht viele haben; ich freue mich wie ein Kind darauf. Du biſt dann auch nicht mehr bös, wenn ich munter und luſtig heim komme; ich will dir den Wochenlohn allemal bis auf den Kreuzer heimbringen, ſobald ich ihn haben werde. Es würde mich nicht mehr freuen zu leben, wenn ich nicht hoffen dürfte, es werde auch noch eine Zeit kommen, in der du mit Freuden denken werdeſt, du habeſt doch einen braven Mann, wenn ſchon dein Gütlein in meinen armen Händen ſo ſtark abgenommen hat. Verzeih mir's, wills Gott, bring ich noch was Rechtes davon wieder ein.

Frau. Dein guter Muth macht mir Freude; aber ich denke und fürchte doch immer, es ſei Liederlichkeit.

Bär. Was verſäume ich denn oder was verthue ich?

Frau. Ich ſage das eben nicht; aber es iſt dir nie ſchwer, wenn ſchon kein Brod da iſt.

Bär. Aber kommt denn Brod, wenn ich mich gräme?

Frau. Ich kann's in Gottes Namen nicht ändern, mir iſt einmal immer ſchwer.

Bär. Faſſe Muth, Frau, und muntre dich auf, es wird dir wohl auch wieder leichter werden.

Frau. Ja, jetzt haſt du keinen ganzen Rock am Montag ins Schloß.

Bär. O, ſo geh ich mit dem halben. Du haſt immer Sorgen, ſagte er und ging dann wieder zu ſeinem Scheitſtock und ſpaltete Holz, bis es dunkel ward.

Von dieſem weg geht der Vogt zu Läupi, der war nicht zu Hauſe; da ſagte er es dem Hügli, ſeinem Nachbar, und ging dann zu Hans Leemann.

20. Vorwitz und Undank.

Leemann ſtand vor ſeiner Hausthüre, gaffte umher, ſah den Vogt von ferne und rief ihm: Wo hinaus, Herr Untervogt, ſo nahe auf mich zu?

Vogt. Sogar zu dir ſelber, Leemann.

Leemann. Das wäre mir viel Ehre, Vogt; aber ſage doch, was macht des Maurers Frau? Thut ſie ihren Mund noch ſo weit auf, wie vorgeſtern auf dem Kirchhof? Das war eine Hexe, Vogt.

Vogt. Du kannſt ſo was ſagen, du? Du biſt jetzt Handlanger bei ihrem Mann.

Leemann. Weißt ſonſt nichts Neues, daß du damit kommſt?

Vogt. Nein, es iſt mir Ernſt und ich komme auf Befehl aus dem Schloß, es dir anzuſagen.

Leemann. Wie komm' ich zu dieſer Ehre, Herr Untervogt?

Vogt. Es dünkt mich im Schlaf.

Leemann. Ich werde wohl darob erwachen, wenn's wahr iſt. Um welche Zeit muß man an die Arbeit?

Vogt. Ich denk', am Morgen.

Leemann. Und am Abend denkſt du auch wieder davon. Wie viel ſind unſer, Herr Untervogt?

Vogt. Es ſind zehn.

Leemann. Sag mir doch, es wundert mich, welche?

Der Vogt ſagt ihm einen nach dem andern daher.

Zwiſchenein fragt Leemann mehr als von zwanzigen: der nicht, der auch nicht? Ich verſäume mich, ſagte endlich der Vogt, und geht weiter.

Von ihm weg geht der Vogt zu Jögli Lenk. Dieſer lag auf der Ofenbank und rauchte ſeine Pfeife; die Frau

ſpann und fünf halb nackende Kinder lagen um den Ofen.

Der Vogt ſagt ihm kurz den Bericht. Lenk nimmt die Pfeife aus dem Munde und antwortet: Das iſt wohl viel, daß auch einmal etwas Gutes an mich kommt. Sonſt war ich, ſo lang ich lebe, vor allem Guten ſicher. Iſt mein Bruder auch unter den Taglöhnern?

Vogt. Nein.

Lenk. Wer ſind die andern?

Der Vogt nennt ſie.

Lenk. Mein Bruder iſt doch ein viel beſſerer Arbeiter, als der Rudi, der Bär und der Marx; vom Kriecher mag ich nicht reden. Es iſt bei Gott außer mir kein Einziger unter allen zehn nur ein halb ſo guter Arbeiter, als er. Vogt, könnteſt du nicht machen, daß er auch dazu käme? Ich weiß nicht, ſagte der Vogt, bricht das Geſpräch ab und geht.

Die Frau bei der Kunkel ſchwieg, ſo lange der Vogt da war; aber das Geſpräch that ihr im Herzen weh und ſobald der Vogt fort war, ſagte ſie: Du biſt undankbar gegen Gott und Menſchen. Da dir Gott in der tiefſten Noth Hülfe und Rath zeigt, verleumdeſt du deine Nachbarn, denen Gott eben das Gute thut, das er dir thun will.

Lenk. Ich werde meinen Batzen verdienen müſſen und ihn eben nicht umſonſt bekommen.

Frau. Aber bis jetzt hatteſt du gar nichts zu verdienen.

Lenk. Aber auch keine Mühe.

Frau. Und deine Kinder kein Brod.

Aber ich, was hatte ich mehr als ihr? ſagte der Lümmel. Die Frau ſchwieg und weinte bittere Thränen.

---

21. Die Qualen des Meineids laſſen ſich nicht mit ſpitzfindigen Künſten erſticken.

Vom Lenk weg geht der Vogt zum Kriecher und trifft im Dahingehen unverſehens den Hans Wüſt an. Wenn er

ihn von ferne gesehen hätte, so würde er ihm ausgewichen sein; denn seit des Rudi Handel klopfte dem Vogt und dem Wüst beiden das Herz, wo sie einander trafen; aber unversehens stieß der Vogt an der Ecke der Seitenstraße beim untern Brunnen hart auf diesen an.

Bist du's? sagte der Vogt. Ja, ich bin's, antwortete Wüst.

Vogt. Warum kömmst du nicht mehr zu mir und denkst auch gar nicht an das Geld, das ich dir geliehen habe?

Wüst. Ich habe jetzt kein Geld. Und wenn ich zurück denke, so fürchte ich, es sei nur zu theuer bezahlt, dein Geld.

Vogt. Du redetest doch nicht so, da ich dir's gab, Wüst, und so ist doch bös dienen.

Wüst. Ja, dienen, das ist etwas; aber dienen, daß einem hernach auf Gottes Erdboden keine Stunde mehr wohl ist, das ist etwas anderes.

Vogt. Rede nicht so, Wüst. Du hast nichts ausgesagt, als was wahr ist.

Wüst. Du sagst das freilich immer; aber immer ist mir in meinem Herzen, ich habe falsch geschworen.

Vogt. Das ist nicht wahr, Wüst. Es ist auf meine Seele nicht wahr. Du beschwurest nur, was dir vorgelesen wurde, und das war unverfänglich geschrieben. Ich habe dir's mehr als hundertmal vorgelesen und du sahst es ein, wie ich, und sagtest mir allemal: Ja, dazu kann ich schwören! War das nicht ehrlich und geradezu? Was willst du jetzt mit deinem Grämen hintennach? Aber es ist dir nur um die Schuld; du denkst, wenn du so redest, ich warte noch länger.

Wüst. Nein, Vogt, da irrst du. Wenn ich das Geld hätte, so würde ich es dir in diesem Augenblick hinwerfen, damit ich dich nicht wieder sähe; denn mein Herz klopft mir, so oft ich dich erblicke.

Du bist ein Narr, sagte der Vogt; aber auch ihm klopfte das Herz.

Wüst. Ich sah es auch lang an, wie du vorlasest; aber es gefiel mir von Anfang an nicht; es dünkte mich,

der Junker habe ſo geredet, als ob er's anders verſtanden hätte.

Vogt. Es geht dich ganz und gar nichts an, was der Junker mündlich geredet hat. Du ſchwurſt nur auf den Zettel, den man dir vorlas.

Wüſt. Aber er hat doch darauf geurtheilt, wie er ihn mündlich verſtanden hat.

Vogt. Wenn der Junker ein Narr war, ſo ſeh er zu. Was geht das dich an? Er hatte ja den Zettel vor ſich. Und wenn er ihm nicht deutlich geweſen wäre, ſo hätte er ihn ja anders ſchreiben laſſen können.

Wüſt. Ich weiß wohl, daß du mir es allemal wieder ausreden kannſt. Aber das macht mir nicht wohl im Herzen und auf die Communion iſt mir immer gar zu entſetzlich, daß ich verſinken möchte. Vogt, o daß ich dir nie ſchuldig geweſen wäre! O, daß ich dich nie gekannt hätte, oder daß ich geſtorben wäre am Tage, ehe ich den Eid that!

Vogt. Aber um Gottes Willen, Wüſt! Quäle dich nicht ſo; es iſt Narrheit. Denke doch nur auch allen Umſtänden nach. Wir gingen bedächtlich; in deiner Gegenwart fragte ich den Vikari, deutlich und klar: Muß denn der Wüſt etwas anders beſchwören, als im Zettel ſteht? Sagt es ihm doch, er verſteht es nicht recht. Weißt du noch, was er geantwortet?

Wüſt. Ja, aber dann iſts....

Vogt. Ha, er ſagte doch mit ausdrücklichen Worten: Der Wüſt muß kein Haar mehr beſchwören, als im Zettel ſteht. Sagte er nicht genau dieſe Worte?

Wüſt. Ja, aber was liegt daran, was er geſagt hat?

Vogt. Was daran liegt? Iſt dir das auch nicht genug?

Wüſt. Nein, Vogt! Ich will nur heraus reden, es muß doch ſo ſein. Der Vikari war dir ſchuldig, wie ich; und du weißt, was er für ein Held war und wie er allen Huren nachzog. Es mag mich alſo wenig tröſten, was ſo ein leichtſinniger Tropf zu mir ſagte.

Vogt. Sein Leben geht dich nichts an; aber die Lehre verſtand er doch, das weißt du.

Wüſt. Nein, ich weiß das nicht; aber das weiß ich, daß er nichts taugte.

Vogt. Aber das geht dich nichts an.

Wüſt. Ha, mit dem iſt es ſo: Wenn ich einen Menſchen in einem Stück als ſehr ſchlimm und gottlos kenne, ſo darf ich ihm in allen andern eben auch nicht viel Gutes zutrauen. Deshalb fürchte ich, der Taugenichts, dein Herr Vikari, habe mich eingeſchläfert, und das würde mich denn doch ſo etwas angehen.

Vogt. Laß dieſe Gedanken fahren, Wüſt! Du ſchwurſt auf nichts, als was wahr war.

Wüſt. Ich dachte lange auch ſo; aber es iſt aus, ich kann mein Herz nicht mehr bethören. Der arme Rudi! Wo ich gehe und ſtehe, ſehe ich ihn vor mir. Der arme Rudi, wie er im Elend und Hunger und Mangel gegen mich zu Gott ſeufzet. O, o, ſeine Kinder, ſie ſerben (kränkeln), ſind gelb, krumm und ſchwarz, wie Zigeuner. Sie waren ſchön und blühten wie Engel, und mein Eid brachte ſie um ihre Matte.

Vogt. Ich war in meinem Recht. Und jetzt hat der Rudi Arbeit am Kirchbau, daß er auch wieder zurecht kommt.

Wüſt. Was geht das mich an? Hätte ich nicht geſchworen, mir würde gleich viel ſein, ob der Rudi reich wäre oder ein Bettler.

Vogt. Laß dich doch das nicht anfechten! Ich hatte Recht.

Wüſt. Nicht anfechten? — Ja, Vogt, hätt' ich ihm ſein Haus erbrochen und all ſein Gut geſtohlen, es würde mir noch beſſer zu Muthe ſein. O, Vogt, daß ich das gethan habe! O, o! Es iſt wieder bald heilige Zeit! O, wär ich doch tauſend Klafter unter dem Boden!

Vogt. Um Gottes willen, Wüſt, thue doch nicht ſo auf der offenen Straße vor den Leuten. Wenn's nun Jemand hörte! Du plagſt dich mit deiner Dummheit. Alles, was du ſchwurſt, iſt wahr.

Wüſt. Dummheit hin und Dummheit her. Hätt' ich nicht geſchworen, ſo hätte der Rudi noch ſeine Matte.

Vogt. Aber du haſt ſie ihm doch nicht abgeſprochen, und mir haſt du ſie nicht zuerkannt? Was geht's alſo in's Teufels Namen zuletzt dich an, wem die Matte ſei?

Wüſt. Nichts geht's mich an, wem die Matte ſei; aber daß ich falſch geſchworen habe, das geht mich leider an, Gott erbarm!

Vogt. Aber das iſt nicht wahr, du haſt nicht falſch geſchworen; das, worauf du ſchwurſt, war wahr.

Wüſt. Aber das iſt nur verdreht; ich ſagte dem Junker nicht, wie ich die Schrift verſtand; und er verſtand ſie anders, du magſt ſagen, was du willſt. Ich weiß, ich empfinde es in mir ſelber. Ich war ein Judas und ein Verräther und mein Eid, Worte hin und Worte her, war Meineid.

Vogt. Du dauerſt mich, Wüſt, mit deinem Unverſtand; aber du biſt krank. Du ſiehſt ja aus, wie wenn du aus dem Grabe kämeſt, und wenn's einem nicht wohl iſt, ſo ſieht man Alles anders an, als es iſt. Beruhige dich, Wüſt! Komm mit mir heim und trink ein Glas Wein mit mir!

Wüſt. Ich mag nicht, Vogt! Mich erquickt nichts mehr auf Erden.

Vogt. Beruhige dich, Wüſt! Schlag es doch jetzt aus dem Kopf und vergiß es, bis du wieder geſund ſein wirſt. Du wirſt dann wohl wieder ſehen, daß ich Recht habe und ich will dir deine Handſchrift zerreißen, es macht dich vielleicht auch ruhiger.

Wüſt. Nein, Vogt, behalte die Handſchrift. Sollte ich vor Hunger mein Fleiſch freſſen, ſo werde ich dir die Schuld bezahlen. Ich will kein Blutgeld auf meiner Seele. Haſt du mich betrogen, hat mich der Vikari eingeſchläfert, ſo wird vielleicht Gott noch mir verzeihen; ich meinte nicht, daß es ſo kommen würde.

Vogt. Nimm dieſe Handſchrift, Wüſt; ſieh, ich zerreiße ſie vor deinen Augen und ich nehme es auf mich, daß ich Recht hatte. Sei doch ruhig!

Wüſt. Nimm auf dich, was du willſt, Vogt! Ich werde dir die Schuld zahlen. Uebermorgen verkauf ich meinen Sonntagsrock und werde dir die Schuld zahlen.

Vogt. Besinne dich eines Bessern, du irrst dich in Gottes Namen; aber ich muß weiter.

Wüst. Gott Lob, daß du gehst; bleibst du länger, ich würde außer mir selber kommen vor deinen Augen.

Vogt. Beruhige dich, Wüst, in Gottes Namen!

Sie gingen jetzt von einander. Der Vogt aber, der allein war, mußte, so sehr er auch nicht wollte, doch bei sich selber seufzen und sagte: Daß mir jetzt das noch hat begegnen müssen! Ich hatte heute sonst genug! Er verhärtete sich aber bald wieder und sagte: Der arme Schelm dauert mich, wie er sich plagt! Aber er hat nicht Recht, es geht ihn nichts an, wie ihn der Richter verstanden hat. Der Teufel möchte Eide schwören, wenn man den Sinn so genau und so scharf heraus klauben wollte. Ich weiß auch, wie andere Leute und eben die, so das am besten verstehen müssen, den Eid nach ihren Auslegungen nehmen und ruhig sind, wo ein jeder andere arme Schelm, der wie Wüst denkt, meinen müßte, er sähe mit seinen Augen sonnenklar, daß sie ihn verdrehen; und doch wollte ich, ich hätte diese Gedanken jetzt aus dem Kopfe, sie machen mich verdrießlich. Ich will zurück und ein Glas Wein trinken. So sagte er und that treulich, was er gesagt hatte.

22. Ein Heuchler und eine leidende Frau.

Er ging sodann zum Felix Kriecher. Das war ein Kerl, der immer umher ging, wie die Geduld selbst, wenn sie im tiefsten Leiden schmachtet. Vor dem Scheerer, dem Vogt, dem Müller und vor einem jeden Fremden bückte er sich so tief als vor dem Pfarrer, und diesem ging er in alle Wochenpredigten und in alle Singstunden am Sonntag Abend. Dafür erhielt er aber auch dann und wann ein Glas Wein und durfte zuweilen auch zum Nachtessen bleiben. Mit den Pietisten im Dorfe kam er nicht zurecht, ob ers gleich sorgfältig versuchte; denn er wollte um ihretwillen es mit den andern auch nicht verderben und das geht bei den Pietisten

nicht an; ſie leiden's nicht an ihren Schülern, daß ſie auf beiden Achſeln tragen; und ſo ward er, trotz alles Anſcheines von Demuth und aller ausgelernten Heuchlerkunſt und trotz ſeines geiſtlichen Hochmuths, welches ſich ſonſt alles den Pietiſten gar wohl empfiehlt, ausgeſchloſſen.

Neben dieſen äußerlichen und öffentlich bekannten Eigenſchaften hatte er auch noch einige andre, zwar nur zum ſtillen Gebrauch ſeines häuslichen Lebens, aber doch muß ich ſie auch erzählen. Er war mit ſeiner Frau und mit ſeinen Kindern ein Teufel. In der äußerſten Armuth wünſchte er immer etwas Gutes zu eſſen und wenn er's dann nicht hatte, ſo lag ihm Alles nicht recht; bald waren die Kinder nicht recht gekämmt, bald nicht recht gewaſchen, und ſo tauſenderlei; und wenn er nichts fand zum Zanken, ſo ſah ihn etwa das kleine Vierteljährige ſauer an, dann gab er ihm tüchtig auf die kleinen Hände, daß es Reſpekt lerne.

Du biſt ein Narr! ſagte ihm einſt bei einem ſolchen Anlaß die Frau, und ſie hatte freilich Recht und nicht mehr als die reine Wahrheit geredet, aber er ſtieß ſie mit den Füßen; ſie wollte entfliehen und fiel unter der Thür zwei Löcher in den Kopf. Ob dieſen Löchern iſt der Kriecher erſchrocken, denn er dachte weislich in ſeinem Sinn, der zerſchlagene Kopf könne ſein Leben ruchbar machen.

Und wie alle Heuchler im Schrecken ſich biegen und ſchmiegen und krümmen, ſo krümmte und ſchmiegte ſich damals auch Kriecher; er bat die Frau auf ſeinen Knien und um tauſend Gottes Willen, zwar nicht, daß ſie es ihm verzeihe, ſondern nur, daß ſie es Niemand ſage.

Sie that es und litt geduldig die Schmerzen einer ſtarken Verwundung und ſagte zum Scheerer und zu den Nachbarn, ſie ſei von der Bühne gefallen. Dieſe glaubten ihr zwar nicht alle, und ach, die gute Frau! ſie hätt' es vorher denken ſollen. Kein Heuchler war je dankbar, kein Heuchler hält ſein Wort, ſie hätt' ihm alſo nicht glauben ſollen. Doch was ſage ich? Sie hatte das Alles wohl gewußt, aber dabei an ihre Kinder gedacht und empfunden, daß Niemand als Gott ſein Herz ändern könne und daß alſo alles Gerede

unter den Leuten umsonst sein würde. Die brave Frau! Ach, daß sie nicht glücklich ist, o, daß ihr Herz alle Tage Kränkungen von ihm leiden muß!

Sie schweigt und betet zu Gott und dankt ihm für die Prüfungen der Leiden.

O Ewigkeit! Wenn du einst enthüllest die Wege Gottes und den Segen der Menschen, die Gott durch Leiden, Elend und Jammer in ihrem Innern Stärke, Geduld und Weisheit lehret, o Ewigkeit, wie wirst du die Geprüfte erhöhen, die du hier so erniedrigt hast!

Kriecher hatte das Loch im Kopf vergessen, fast eh es wieder geheilt war, und er ist immer der gleiche. Er kränkt und plagt die Frau ohne Ursache und Anlaß alle Tage und verbittert ihr das Leben. Eine Viertelstunde, ehe der Vogt kam, hatte die Katze die Oellampe vom Ofen herunter geworfen und ein paar Tropfen gingen verloren. Du Laster, hättest du sie besser gezogen! sagte er mit seiner gewöhnlichen Wuth zur Frau. Du kannst jetzt im Finstern sitzen und das Feuer mit Kühkoth anzünden, du Hornvieh!

Die Frau antwortete kein Wort; aber häufig flossen die Thränen von ihren Wangen und die Kinder in allen Ecken weinten wie die Mutter. So eben klopfte der Vogt an.

Schweigt doch! um aller Liebe willen, schweigt doch! Was will's geben, der Vogt ist vor der Thür, sagt Kriecher. Er wischte den Kindern mit seinem Schnupftuch geschwind die Thränen von den Backen und drohte ihnen: Wenn eins nur noch muckset, so seht zu, wie ich's zerhauen werde. Dann öffnete er dem Vogt die Thür, bückte sich und fragte ihn: Was habt ihr zu befehlen, Herr Untervogt? Der Vogt sagt ihm kurz den Bericht.

Kriecher aber, der bei der Thür die Ohren spitzt und Niemand mehr weinen hört, antwortet dem Vogt: Kommt doch in die Stube, Herr Untervogt! Ich will's doch auch geschwind meiner lieben Frau sagen, wie ein großes Glück mir widerfahre. Der Vogt geht mit ihm in die Stube und Kriecher sagt seiner Frau: Der Herr Untervogt bringt mir eben die glückliche Botschaft, daß ich an dem Kirchbau

Antheil habe und das ist eine große Gnade, für die ich nicht genug danken kann.

Die Frau antwortet: Ich danke Gott! aber ein Seufzer entfährt ihr.

Vogt. Fehlt deiner Frau etwas?

Kriecher. Es ist ihr leider die Zeit her nicht gar wohl, Herr Untervogt.

Seitwärts blickt er zornig und drohend gegen die Frau.

Vogt. Ich muß wieder gehen. Gute Besserung, Frau.

Frau. Behüt euch Gott, Herr Untervogt.

Kriecher. Seid doch auch so gut und dankt dem gnädigen Herrn in meinem Namen für diese Gnade, wenn ich bitten darf, Herr Untervogt.

Vogt. Du kannst es selber thun.

Kriecher. Ihr habt auch Recht, Herr Untervogt. Es war unverschämt von mir, daß ich euch darum bat. Ich will nächster Tage ins Schloß gehen; es ist meine Schuldigkeit.

Vogt. Am Montag Morgens gehen die andern alle und ich denke, du wirst wohl mitgehen können.

Kriecher. Natürlich, Herr Untervogt. Ja freilich. Ich wußte es nur nicht, daß sie auch gingen.

Vogt. Behüt euch Gott, Kriecher.

Kriecher. Ich sag euch schuldigen Dank, Herr Untervogt.

Vogt. Du hast mir nichts zu danken. — Er geht und sagt im Gehen zu sich selbst: Wenn der nicht den Teufel im Schilde führt, so trügt mich Alles. Vielleicht wäre das ein Mann, wie ich einen brauchte gegen den Maurer; aber wer will einem Heuchler trauen? Ich will den Schabenmichel lieber, der ist geradezu ein Schelm.

---

23. Ein reines, fröhliches und dankbares Herz — und wie Schelme mit einander reden.

Vom Kriecher weg kommt der Vogt zu Aebi dem jüngern. Als dieser hörte, was ihm begegnete, jauchzte er vor Freuden und sprang auf, wie ein junges Rind am ersten Frühlings-

tage auf der Weide aufſpringt. Das will ich jetzt auch meiner Frau ſagen, daß ſie ſich recht freue. Doch ich warte lieber bis morgen. Es ſind juſt morgen acht Jahre, daß ſie mich nahm. Es war Joſephstag, ich weiß es noch, wie wenn's geſtern wäre. Wir haben ſeitdem manche ſaure, aber auch manche frohe Stunde gehabt. Gott ſei Lob und Dank für Alles. Aber morgen, ſobald ſie erwachen wird, will ich's ihr dann ſagen. Wär's doch ſchon morgen! Es iſt mir, ich ſehe es jetzt ſchon, wie ſie weinen und lachen wird durch einander und wie ſie ihre Lieben und mich in ihrer Freude an's Herz drücken wird. Ach, wär's doch ſchon Morgen! Ich tödte das eine Huhn ihr zur Freude und koch es, ohne daß ſie's merkt, in der Suppe; es freut ſie dann doch, wenn ſie es ſchon reut. Nein, ich mache mir kein Gewiſſen, es iſt für dieſe Freude nicht Sünde, ich thue es und ſchlachte es. Den ganzen Tag bleibe ich daheim und freue mich mit ihr und den Kindern. Nein, ich gehe mit ihr zur Kirche und zum Nachtmahl. Jauchzen und freuen wollen wir uns, und dem lieben Gott danken, daß er ſo gut iſt. So redete der jüngere Aebi in der Freude ſeines Herzens über des Vogts gute Botſchaft mit ſich ſelber und konnte vor Sehnſucht den Morgen faſt nicht erleben, und that dann, was er eben geſagt hatte.

Vom Aebi weg ging der Vogt zum Schabenmichel. Dieſer ſieht ihn von ferne, winkt ihm in eine Ecke hinter das Haus und fragt ihn: Was Teufel haſt du?

Vogt. Etwas Luſtiges.

Michel. Ja du biſt der Kerl, den man ſchickt, um zu Hochzeiten, zum Tanz und zum Luſtigmachen einzuladen.

Vogt. Es iſt gewiß nichts Trauriges.

Michel. Was denn?

Vogt. Du biſt in eine neue Geſellſchaft gekommen.

Michel. Mit wem denn und warum?

Vogt. Mit dem Hübelrudi, mit dem Lenk, mit dem Leemann, mit dem Kriecher, und mit dem Marx auf der Reuti.

Michel. Du Narr! Was ſoll ich mit dieſen?

Vogt. Aufbauen und ausputzen das Haus des Herrn in Bonnal und seine Mauern am Kirchhof.

Michel. Im Ernst?

Vogt. Bei Gott!

Michel. Aber wer hat hierzu die Blinden und die Lahmen ausersehen?

Vogt. Mein Wohledelgeborner, der wohlweise und gestrenge Junker.

Michel. Ist er ein Narr?

Vogt. Was weiß ich?

Michel. Es hat das Ansehen.

Vogt. Vielleicht ist es nicht das schlimmste, daß er so ist. Leicht Holz ist gut drehen. Aber ich muß fort. Komm diesen Abend zu mir, ich muß mit dir reden.

Michel. Ich will nicht fehlen. Zu wem geht jetzt die Reise?

Vogt. Auf die Reuti zum Marx.

Michel. Das ist ein Kerl zur Arbeit. Man muß von Sinnen sein, so einen anzustellen. Ich glaube nicht, daß der bei Jahr und Tag einen Karst oder eine Schaufel in der Hand gehabt hat; und er ist auf der einen Seite halb lahm.

Vogt. Was macht das? Komm du auf den Abend richtig zu mir. — Damit ging der Vogt von ihm weg.

---

24. Hochmuth in Armuth und Elend führt zu den unnatürlichsten, abscheulichsten Thaten.

Der Vogt ging jetzt zu Marx auf der Reuti. Dieser war vor Zeiten wohlhabend und hatte Handel getrieben; aber jetzt war er schon längst vergantet (sein Gut war öffentlich versteigert) und er lebte fast gänzlich vom Almosen des Pfarrers und einiger bemittelten Verwandten, die er hatte. In allem seinem Elend aber blieb er immer gleich hochmüthig und verbarg den dringenden Mangel und Hunger

seines Hauses, wie er konnte und mochte, außer da, wo er bettelte.

Dieser erschrak heftig, als er den Vogt sah, aber er ward darum nicht blaß; denn er war ohne das schon todtgelb. Er nahm schnell die umherliegenden Lumpen, schob sie unter die Decke des Bettes und befahl den fast nackenden Kindern, auf der Stelle sich in die Kammer zu verbergen. Herr Jesus! sagen die Kinder, es schneit und regnet ja hinein, höre doch, wie's stürmt, Vater, es ist ja kein Fenster mehr in der Kammer. Geht, ihr gottlosen Kinder, sonst macht ihr mich toll. Meint ihr, es sei euch nicht nöthig, daß ihr euer Fleisch kreuzigen lernt? — Es ist nicht auszustehen, Vater! sagen die Kinder. — Es wird ja nicht lang währen, ihr Ketzer, geht doch, sagt der Vater, stößt sie hinein, schließt die Thür, und ruft dann den Vogt in die Stube.

Dieser sagte ihm den Bericht. Der Marx aber dankt dem Vogt und fragt: Bin ich Aufseher unter diesen Leuten?

Was denkst du, Marx? antwortete der Vogt. Nein, Arbeiter bist du, wie die andern.

Marx. So, Herr Untervogt?

Vogt. Es steht dir frei, wenn du etwa die Arbeit nicht willst.

Marx. Ich bin freilich sonst solcher Arbeit nicht gewohnt. Aber weil's das Schloß und den Herrn Pfarrer betrifft, so darf ich wohl nicht anders und will sie annehmen.

Vogt. Es wird sie sehr freuen und ich denke fast, der Junker werde mich noch einmal zu dir schicken, dir zu danken.

Marx. Ha, ich mein's eben nicht so; aber insgemein möchte ich doch nicht bei Jedermann taglöhnern.

Vogt. Du hast sonst Brod!

Marx. Gott Lob, noch immer.

Vogt. Ich weiß wohl; aber wo sind deine Kinder?

Marx. Bei der Schwester meiner seligen Frau, sie essen da zu Mittag.

Vogt. Es war mir, ich hörte eben in der Kammer Kinder schreien.

Marx. Es ist kein einziges zu Hause.

Der Vogt hört das Geſchrei noch einmal, öffnet ohne Complimente die Kammerthür, ſieht die faſt nackenden Kinder, von Wind, Regen und Schnee, die in die Kammer hinein ſtürmen, zitternd und ſchlotternd, daß ſie faſt nicht reden können und ſagt dann: Eſſen deine Kinder da zu Mittag, Marx? — Du biſt ein Hund und ein Henchler und du haſt das um deines verdammten Hochmuths willen ſchon mehr ſo gemacht.

Marx. Um Gottes willen, ſag' es doch Niemand, bring mir's nicht aus, Vogt! Um Gottes willen! Unter der Sonne wäre kein unglücklicherer Menſch, als ich, wenn's mir auskäme.

Vogt. Biſt du denn von Sinnen? Auch jetzt ſagſt du nicht einmal, daß ſie aus dem Hundsſtall heraus kommen ſollen? Siehſt du denn nicht, daß ſie braun und blau ſind vor Froſt? So würde ich nicht einmal meinen Pudel einſperren.

Marx. Kommt jetzt nur heraus! Aber Vogt, um Gottes willen, ſag's doch Niemand.

Vogt. Und du ſpielſt dennoch beim Pfarrer den Frommen?

Marx. Um Gottes willen, ſag's doch Niemand.

Vogt. Das iſt doch hündiſch, du Heiliger, ja du Ketzer! Hörſt du, das biſt du, ein Ketzer! Denn ſo macht es kein Menſch. Du haſt dem Pfaffen den Schlaghandel die vorige Woche auch erzählt. Kein Menſch als du. Du gingſt eben um zwölf Uhr, da es geſchah, von einer frommen Freſſerei heim und neben meinem Hauſe vorbei.

Marx. Nein, um Gottes willen, glaub doch das nicht. Gott im Himmel weiß, daß es nicht wahr iſt.

Vogt. Darfſt du auch das ſagen?

Marx. Weiß Gott, es iſt nicht wahr. Vogt, ich wollte, daß ich nicht mehr hier vom Platze käme, wenn's wahr iſt.

Vogt. Marx, darfſt du das, was du jetzt ſagſt, vor meinen Augen dem Pfarrer unter die Naſe ſagen? Ich weiß mehr, als du glaubſt.

Der Marx ſtotterte — ich weiß — ich möchte — ich ha' — — habe nicht davon angefangen.

So einen Hund und einen Lügner, wie du biſt, habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Wir kennen jetzt einander, ſagte der Vogt, ging und erzählte alles in eben der Stunde des Pfarrers Köchin, die ſich faſt zu Tode lachte ob dem frommen Iſraeliten von der Reuti und heilig verſprach, es dem Pfarrer getreulich zu überbringen. Der Vogt aber freute ſich in ſeinem Herzen, daß hoffentlich der Pfarrer dem wüſten Ketzer das Wochenbrod jetzt nicht mehr geben würde, worin er ſich aber gröblich irrte; denn der Pfarrer hatte ihm bis jetzt das Brod wahrlich nicht um ſeiner Tugend, ſondern um ſeines Hungers willen gegeben.

---

25. Gute Eltern und eine undankbare Tochter.

Vom Marx weg ging der Vogt endlich zum letzten. Dieſes war der Kienaſt, ein kränkelnder Mann. Er ging zwar erſt gegen die fünfzig, aber Armuth und Sorgen hatten ihn abgeſchwächt, und heute war er beſonders in einem erſchrecklichen Kummer. Seine älteſte Tochter hatte geſtern in der Stadt Dienſte genommen und hatte heute dem Vater den Dingpfennig gezeigt, worüber der arme Mann gewaltig erſchrocken war. Seine Frau war der Entbindung nahe und das Suſanneli war unter den Kindern das einzige, das der Haushaltung Hülfe leiſten konnte; jetzt aber ſollte es in vierzehn Tagen den Dienſt antreten.

Der Vater bat es mit weinenden Augen und um Gottes willen, es ſolle das Haftgeld wieder zurück geben und bei ihm bleiben bis nach der Mutter Kindbette. Ich will nicht, antwortete die Tochter; wo finde ich denn gleich wieder einen andern Dienſt, wenn ich dieſen aufſage?

Der Vater. Ich will nach dem Kindbette ſelbſt mit dir in die Stadt gehen und dir helfen einen andern ſuchen; bleib doch nur ſo lange.

Die Tochter. Es geht ein halbes Jahr, Vater, bis

zum andern Ziel und der Dienst, den ich jetzt habe, ist gut. Wer kann wissen, wie dann der sein werde, den du mir willst suchen helfen? Und kurzum, ich warte nicht bis auf das andere Ziel.

Der Vater. Du weißt doch, Susanneli, daß ich auch Alles an dir gethan habe, was ich immer konnte. Denke doch auch an deine jüngern Jahre und verlaß mich jetzt nicht in meiner Noth.

Die Tochter. Willst du denn gegen mein Glück sein, Vater?

Der Vater. Ach, es ist nicht dein Glück, daß du deine armen Eltern in diesen Umständen verläßt; thue es doch nicht, Susanneli, ich bitte dich. Meine Frau hat noch ein schönes Fürtuch, es ist das letzte und es ist ihr lieb; sie hat es von ihrer seligen Gotten (Pathe) zum Seelengeräth (Todesandenken), aber sie muß es dir nach dem Kindbette geben, wenn du nur bleibst.

Die Tochter. Ich mag nichts, weder von euern Lumpen, noch von eurer Hoffahrt. Ich kann das und besseres selber verdienen. Es ist einmal Zeit, daß ich für mich selber sorge. Wenn ich noch zehn Jahre bei euch bliebe, ich würde nicht zu Bett und Kasten kommen.

Der Vater. Es wird doch auch nicht Alles auf dieses halbe Jahr ankommen. Ich will dich nach dem Kindbette dann gewiß nicht mehr versäumen. Bleib doch nur noch diese wenigen Wochen.

Nein, ich thue es nicht, Vater! antwortet die Tochter, kehrt sich um und läuft fort zu einer Nachbarin.

Der Vater steht jetzt da, niedergeschlagen von Sorgen und Kummer, und sagt zu sich selber: Wie will ich mir in diesem Unglück helfen? Wie will ich's nur meiner armen Frau anbringen, die Hiobsbotschaft? Ich bin doch ein elender Tropf, daß ich mit diesem Kind so gefehlt habe. Es arbeitet so brav, dacht' ich immer, und verzieh ihm dann Alles. Meine Frau sagte mir hundertmal: Es ist frech und grob gegen seine Eltern, und was es seinen Geschwistern thun und zeigen muß, das thut und zeigt es ihnen alles so hässig,

unartig und so ganz ohne Anmuth und Liebe, daß keins von ihm etwas lernt. — Es arbeitet doch so brav, vielleicht sind die andern auch Schuld, man muß ihm etwas verzeihen, war immer meine Antwort. Jetzt habe ich dieses Arbeiten; ich hätte es doch denken sollen, wenn bei einem Menschen das Herz einmal hart ist, so ist's aus, was er auch sonst Gutes hat, man kann nicht mehr auf ihn zählen. Aber, wenn ich's nur meiner Frau schon gesagt hätte; wie wird sie doch thun?

Da der Mann so mit sich selbst redete, stand der Vogt neben ihm, aber er sah ihn nicht.

Was darfst du denn deiner Frau nicht sagen, Kienast? fragte ihn dieser.

Der Kienast sieht auf, erblickt den Vogt, und sagt: Bist du da, Vogt? Ich sah dich nicht. — Was ich meiner Frau nicht sagen darf? — Das Susanneli hat in der Stadt Dienste genommen, und wir hätten's jetzt auch so nöthig. — Aber ich hätte fast vergessen zu fragen, was willst du bei mir?

Vogt. Es kann dir vielleicht ein Trost sein, was ich bringe, weil's mit dem Susanneli so ist.

Kienast. Das wäre wohl ein Glück in meiner Noth.

Vogt. Du hast Arbeit an dem Kirchbau und alle Tage 25 Kreuzer Taglohn; damit kannst du dir jetzt helfen.

Kienast. Herr Gott im Himmel, darf ich diese Hülfe hoffen?

Vogt. Ja, ja, Kienast, es ist gewiß, wie ich sage.

Kienast. Nun so sei Gott gelobt und ihm gedankt. (Es wird ihm blöd, seine Glieder zittern.) Ich muß mich setzen, diese Freude hat mich so übernommen auf meinen Schrecken. Er setzt sich auf einen nahen Holzstock und lehnt sich an die Wand des Hauses, daß er nicht sinkt.

Der Vogt sagte: Du magst wenig erleiden; und der Kienast: Ich bin noch nüchtern. So spät? erwiederte der Vogt und ging seines Weges fort.

Die arme Frau in der Stube sah, daß der Vogt bei ihrem Manne war und jammerte entsetzlich: Das ist ein

Unglück! Mein Mann ist heute den ganzen Tag wie verwirrt und weiß nicht, was er thut; und eben jetzt sah ich das Susanneli bei der Nachbarin beide Hände zerwerfen, als wenn es vor Verdruß außer sich wäre, und jetzt noch der Vogt! Was ist doch für ein Unglück geschehen? Es ist keine geplagtere Frau unter der Sonne. Schon so weit in vierzig und noch alle Jahr ein Kind, und Sorgen und Mangel und Angst um mich her!

So grämte sich die arme Frau in der Stube. Der Mann hatte sich indessen wieder erholt und kam mit einem so heitern und freudigen Gesicht hinein zu seiner Lieben, als er seit Jahren nicht hatte. Du thust fröhlich! Meinst du, ich wisse nicht, daß der Vogt da war? sagte die Frau. Und er antwortete: Wie vom Himmel herab ist er gekommen zu unserm Trost. Ist das möglich? erwiederte die Frau.

Kienast. Setze dich nieder, Frau, ich muß dir Gutes erzählen. Da sagte er ihr, was eben mit dem Susanneli begegnet und wie er in einer großen Herzensangst gewesen wäre und wie ihm, Gott Lob, jetzt gänzlich aus der Noth geholfen sei.

Da aß er die Suppe, die er in der Angst zu Mittag hatte stehen lassen; und er und die Frau weinten heiße Thränen des Danks und der Freude gegen Gott, der ihnen also geholfen in ihrer Noth.

Und sie ließen das Susanneli noch desselbigen Tags gehen in seinen Stadtdienst, wie es wollte.

---

26. Der Abend vor einem Festtage in eines Vogts Hause, der wirthet. Eine Schelmenzunft.

Nun eilte der Vogt von seinem Laufen ermüdet und durstig wieder heim; es war schon sehr spät und der Kienast wohnte beinahe eine Stunde vom Dorf weg auf dem Berge.

Allenthalben hatte er heute durch seine Gesellen schon verkündet, daß er über den gestrigen Vorfall gar nicht er-

schrocken und seit einem Jahre nie so lustig und munter gewesen wäre wie heute.

Das machte denn, daß auf den Abend etliche wieder Muth faßten und sich still dem Wirthshause zuschlichen.

Da es dunkelte, kamen immer noch mehrere und zu Nacht gegen sieben Uhr waren die Tische alle fast eben so voll, als gewöhnlich.

So geht es, wenn ein Jäger in der Heuernte vom Kirschbaum einen Vogel herunter schießt: die Schaar der Vögel, die Kirschen fraß, fliegt erschrocken und schnell vom Baum weg und alle Vögel kreischen vor der Gefahr. Aber nach einer Weile setzt sich schon wieder einer, im Anfange nur einer, auf den Baum; und sieht er dann den Jäger nicht mehr, so pfeift er und auf den Ruf des kühnen Fressers rücken die furchtsamen auch wieder an und alle fressen Kirschen, als ob der Jäger keinen erschossen hätte.

So war es und kam es, daß die Stube jetzt wieder voll war von Nachbarn, die gestern und heute Vormittag sich noch nicht getrauten zu kommen.

Bei allem Bösen und selbst bei Schelmenthaten wird alles munter und muthig, wenn viel Volks bei einander ist, vornämlich wenn die, so den Ton geben, herzhaft und frech sind; und da das in den Wirthshäusern nie fehlt, so ist unstreitig, daß sie das gemeine Volk zu allen Bosheiten und zu allen schlimmen Streichen frech und leichtsinnig genug zu bilden und zu stimmen weit besser eingerichtet sind, als es die armen einfältigen Schulen sind, die Menschen zu einem braven, stillen, wirthschaftlichen Leben zu bilden.

Die Nachbarn im Wirthshause waren jetzt alle wieder des Vogts Freunde, denn sie saßen bei seinem Wein. Da sprach der Eine, wie der Vogt ein Mann sei, und wie ihn, bei Gott, noch keiner gemeistert habe. Ein Anderer, wie Arner ein Kind sei, und wie der Vogt seinen Großvater in Ordnung gehalten habe. Ein Andrer, wie es vor Gott im Himmel nicht Recht und am jüngsten und letzten Tage nicht zu verantworten sei, daß er dem armen Gemeindlein das Wirthsrecht abstehlen wolle, das es doch seit Noahs und

Abrahams Zeiten beſeſſen hätte. Dann wieder ein Andrer, wie er es, beim Donner, doch noch nicht habe, und wie er's vor allen Teufeln erzwingen wolle, daß Morgen ſchon dawider Gemeinde ſein müſſe. Dann erzählt wieder ein Andrer, wie es damit gar nicht ſo Noth thue und wie der Vogt ſeine Feinde alle immer ſo ſchön in die Grube gebracht habe, und wie er jetzt weder mit dem gnädigen Herrn, noch mit dem Bettler, dem Maurer, eine neue Mode anfangen werde. — So ſchwatzten die Männer und ſoffen.

Die Vogtin lachte mit unter, trug einen Krug nach dem andern auf den Tiſch und zeichnete alle richtig an die Tafel in der Nebenſtube mit ihrer Kreide.

Indeſſen kam der Vogt und es freute ihn in ſeinem Herzen, daß er die Tiſche alle wieder ſo beſetzt fand mit ſeinen Lumpen.

Das iſt brav, ihr Herrn, daß ihr mich nicht verlaßt, ſagte er zu ihnen.

Du biſt uns noch nicht feil, antworteten die Bauern, und tranken mit Lärmen und Brüllen auf ſeine Geſundheit.

Der Lärm iſt groß, Nachbarn. Man muß ohne Aergerniß leben, ſagte der Vogt; es iſt heiliger Abend.

Mache die Fenſterladen zu, Frau, und löſche die Lichter gegen die Gaſſe. Es iſt beſſer, wir gehen in die hintere Stube, Nachbarn. Iſt's warm dort, Frau?

Frau. Ja, ich habe daran gedacht und einheizen laſſen.

Vogt. Gut. Nehmt alles vom Tiſch in die hintere Stube.

Da nahmen die Frau und die Nachbarn Gläſer, Flaſchen, Brod, Käs, Meſſer und Teller und Karten und Würfel und trugen Alles in die hintere Stube, aus der man, geſchähe auch ein Mord, auf der Gaſſe nichts hörte.

Da ſind wir jetzt ſicher vor Schelmen, die vor den Fenſtern horchen, und vor den heiligen Knechten*) des

*) Er meint Chorrichter, Stillſtänder, Kirchenälteſte, deren Pflicht es iſt, dem Pfarrer ſolche nächtliche Ungebühren anzuzeigen; und dieſer iſt's, den der gottloſe Vogt, nach einem wirklich eingeriſſenen Ton, den Schwarzen nennt.

Schwarzen. Aber ich bin durſtig wie ein Jagdhund, Wein her! Die Frau bringt ihn. Und Chriſten fragt alſobald: Iſt das von dem, Vogt, den des Scheerers Hund mitſäuft?

Vogt. Ja, ſo ein Narr bin ich wieder!

Chriſten. Was hatteſt du wohl für eine Teufelsabſicht dabei?

Vogt. Bei Gott, keine. Es war ein bloßer Narreneinfall. Ich war noch nüchtern und wollte nicht ſaufen.

Chriſten. Pfeif das dem Scheitſtock, vielleicht glaubt er's, ich mag nicht.

Vogt. Warum nicht?

Chriſten. Warum nicht? Weil dein Wein, den wir ſoffen, auch nach Schwefel roch wie die Peſt.

Vogt. Wer ſagt das?

Chriſten. Ich, Meiſter Urias! Ich merkte es nicht in der Stube, aber da ich den leeren Krug heim trug, roch es mir noch in die Naſe, daß es mich faſt zurück ſchlug. Alles um alles zuſammen genommen, ſo iſt ziemlich klar, daß du mit Gunſt etwas geſucht haſt.

Vogt. Ich weiß ſo wenig, was für Wein die Frau geſchickt hat, als ein Kind in der Wiege. Mit deinen Einbildungen, du Narr!

Chriſten. Aber du weißt doch auch noch, daß du eine ſchöne Predigt von den Rechten im Lande gehalten haſt? Du haſt das, denk ich, auch ſo aus unbedachtem Muthe gethan, wie man eine Priſe Tabak nimmt.

Vogt. Schweig jetzt, Chriſten! Das Beſte wäre, ich ließe dich brav abprügeln, daß du mir den Krug umgeleert haſt. Aber ich muß jetzt wiſſen, wie es heute beim Scheerer gegangen iſt, da ich fort war.

Chriſten. Aber das Verſprechen, Vogt?

Vogt. Was für ein Verſprechen?

Chriſten. Daß ich weinfrei ſein ſoll bis am Morgen, wenn ich was Rechts wiſſe.

Vogt. Wenn du denn aber nichts weißt, willſt du doch ſaufen?

Chriſten. Ja, nichts wiſſen; nur Wein her, und hör dann.

Der Vogt gibt ihm, ſetzt ſich zu ihm hin und Chriſten erzählt jetzt, was er weiß und was er nicht weiß. Mitunter macht er es ſo bunt, daß es der Vogt merkt. Lüg doch auch ſo, du Hund, daß man's nicht mit Händen greift, ſagte er.

Nein, bei Gott, antwortete Chriſten, ſo wahr ich ein Sünder bin, es fehlt kein Haar und kein Punkt an dem, was ich ſage.

Nun denn, ſagte der Vogt, der jetzt doch genug hatte, der Schabenmichel iſt eben gekommen, ich muß etwas mit ihm reden, und geht dann an den andern Tiſch, wo dieſer ſaß, klopft ihm auf die Achſel und ſagt: Biſt du auch unter den Sündern? Ich dachte, du ſeiſt, ſeit deinem Beruf an der Kirchmauer, auf einmal heilig geworden, ſo wie unſer Metzger, als er einſt eine Woche für den Sigriſt Mittag läuten mußte.

Michel. Nein, Vogt. Meine Bekehrung geht nicht ſo blitzſchnell; aber wenn's einmal angeht, ſo laß ich dann nicht nach.

Vogt. Ich möchte dann dein Beichtiger ſein, Michel.

Michel. Ich mag dich aber nicht hierzu.

Vogt. Warum das?

Michel. Du würdeſt mir die Sünden wohl doppelt machen mit deiner heiligen Kreide.

Vogt. Wäre dir das nicht recht?

Michel. Nein, Vogt. Ich will einen Beichtiger haben, der die Sünden verzeiht und nachläßt, und nicht einen, der ſie auftreidet.

Vogt. Ich kann auch Sünden verzeihen und nachlaſſen.

Michel. Sünden aus deinem Buche? Das wäre!

Der Vogt winkt ihm und ſie gehen mit einander an's kleine Tiſchlein beim Ofen in der Ecke.

Vogt. Es iſt gut, daß du da biſt, es kann dein Glück ſein.

Michel. Ich habe Glück nöthig.

Vogt. Ich glaub es; aber wenn du dich anſchickſt, ſo fehlt's nicht, du machſt Geld auf deinem Poſten.

Michel. Aber wie muß ich das anstellen?

Vogt. Du mußt dich bei dem Maurer einschmeicheln und recht hungrig und arm thun.

Michel. Das kann ich ohne Lügen.

Vogt. Du mußt dann viel und oft deinen Kindern dein Abendbrod geben, damit sie glauben, du habest ein Herz so weich wie zerlassene Butter, und die Kinder müssen dir baarfuß und zerlumpt nachlaufen.

Michel. Auch das ist nicht schwer.

Vogt. Und dann, wenn du unter allen Zehn der Liebste sein wirst, erst dann wird deine rechte Arbeit angehen.

Michel. Und was ist denn die?

Vogt. Alles zu thun, was bei dem Bau Streit und Verdacht anzetteln, was die Arbeit in Unordnung bringen, und was die Taglöhner und den Meister dem Junker verleiden kann.

Michel. Das mag jetzt wohl ein bischen ein schweres Stücklein sein.

Vogt. Aber es ist auch ein Stücklein, dabei du Geld verdienen kannst.

Michel. Ohne diese Hoffnung könnte wohl ein Gescheidter diese Wegweisung geben, aber nur ein Narr könnte sie annehmen.

Vogt. Das versteht sich, daß du Geld dabei verdienen mußt.

Michel. Zwei Thaler Handgeld, Herr Untervogt. Das muß baar voraus bezahlt sein, sonst dinge ich nicht in diesen Krieg.

Vogt. Du wirst alle Tage unverschämter, Michel. Du verdienst bei der Arbeit, die ich dir zeige, Geld mit Müßiggehen und du willst dennoch, ich soll dir den Lohn geben, daß du den guten Rath annimmst.

Michel. Ich mag nichts hören. Du willst, daß ich in deinem Dienst den Schelm mache, und ich will's thun und treu sein und herzhaft; aber Handgeld und Dingpfenning, zwei Thaler und keinen Kreuzer minder, das muß heraus, sonst stelle dich selber hin, Vogt.

Vogt. Du Hund, du weißt, wo du zwingen kannſt; da ſind die zwei Thaler.

Michel. Nun iſt's in der Ordnung, Meiſter. Jetzt nur befohlen.

Vogt. Ich denke, ſo etwa in der Nacht, Gerüſtſtangen abbrechen und mit einem Schlag ein Paar Kirchfenſter von oben herunter ſpalten, das ſei dir ein Leichtes; und daß Seile und Kärſte und was Kleines herum liegt bei einem ſolchen Ehrenanlaß verſchwinden müſſen, das verſteht ſich von ſelbſt.

Michel. Natürlich.

Vogt. Und dann in einer dunkeln Nacht die Gerüſtbretter alle den Hügel hinab in den Fluß tragen, daß ſie weiter nach Holland fahren, das iſt auch nicht ſchwer.

Michel. Nichts weniger; das kann ich vollkommen. Ich hänge ein großes weißes Hemde mitten auf den Kirchhof an eine Stange, daß der Wächter und die Frau Nachbarin, wenn ſie ein Gepolter hören, das Geſpenſt ſehen, ſich ſegnen und mir vom Leib bleiben.

Vogt. Du loſer Ketzer du! Was für ein Einfall!

Michel. Ich thu es gewiß; es bewahrt vor dem Halseiſen.

Vogt. Ja, aber das muß noch ſein: Wenn Zeichnungen, Rechnungen und Pläne, die dem Junker gehören, etwa umher liegen, die mußt du ordentlich hintragen, wo ſie kein Hund ſucht und des Nachts dann abholen zum Einheizen.

Michel. Ganz wohl, Herr Untervogt.

Vogt. Auch mußt du es ſo einfädeln, daß deine ehrende Geſellſchaft im Herrndienſt ſich recht wohl ſein laſſe, daß ſie liederlich arbeite und beſonders, daß, wenn der Junker oder Jemand aus dem Schloß kommt, die Lumpenordnung am größten ſei; und daß du dann auch dieſen winken mußt, wie ſchön es gehe, verſteht ſich.

Michel. Ich will alles probiren und ich verſteh jetzt ganz wohl, was du eigentlich willſt.

Vogt. Aber vor Allem iſt's nöthig, daß du und ich Feinde werden.

Michel. Auch das verſteht ſich.

Vogt. Wir wollen damit gerade jetzt anfangen. Es könnten Mamelucken da ſein und erzählen, wie wir hier in Eintracht in dieſer Ecke Rath gehalten haben.

Michel. Du haſt Recht.

Vogt. Trink noch ein Paar Gläſer, dann thue ich, als ob ich mit dir rechnen wollte und du läugneſt mir etwas. Ich fange Lärm an; du ſchmälſt auch, und wir ſtoßen dich zur Thüre hinaus.

Michel. Das iſt gut ausgedacht. — Er ſäuft geſchwind den Krug aus und ſagt dann zum Vogt: Fang jetzt nur an.

Der Vogt murmelt von der Rechnung und ſagt etwas vernehmlich: Den Gulden hab ich einmal nicht erhalten.

Michel. Beſinn dich, Vogt.

Vogt. Ich weiß in Gottes Namen nichts davon. Er ruft ſeiner Frau: Frau, haſt du die vorige Woche einen Gulden vom Michel erhalten?

Frau. Behüt' uns Gott! Keinen Kreuzer.

Vogt. Das iſt wunderlich — Gieb mir den Rodel.*) Sie bringt ihn. Der Vogt lieſt: Da iſt Montag — nichts von dir; — Dienſtag — nichts von dir; Da iſt Mittwoch — Am Mittwoch, ſagteſt du ja, war es.

Michel. Ja.

Vogt. Da iſt Mittwoch — ſiehe da, es iſt nichts von dir — und auch Donnerſtag, Freitag und Samſtag, es iſt kein Wort da von dem Gulden.

Michel. Das iſt vom Teufel; ich hab ihn doch bezahlt.

Vogt. Sachte, ſachte, Herr Nachbar. Ich ſchreibe Alles auf.

Michel. Was hab ich von deinem Aufſchreiben, Vogt? Ich habe den Gulden bezahlt.

Vogt. Das iſt nicht wahr, Michel!

Michel. Ein Schelm ſagt, ich hab ihn nicht bezahlt.

Vogt. Was ſagſt du, ungehängter Spitzbube?

*) Ein Verzeichniß.

Etliche Bauern stehen auf: Er hat den Vogt gescholten, wir haben's gehört.

Michel. Es ist nicht wahr; aber ich habe den Gulden bezahlt.

Bauern. Was sagst du, Schelm, du habest ihn nicht gescholten? Wir haben's Alle gehört.

Vogt. Werft mir den Hund aus der Stube.

Michel mit dem Messer in der Hand. Wer mich anrührt, der sehe zu —

Vogt. Nehmt ihm das Messer.

Sie nehmen ihm das Messer, stoßen ihn zur Thür hinaus und kommen dann wieder.

Vogt. Es ist gut, daß er fort ist; er war nur ein Spion vom Maurer.

Bauern. Bei Gott, das war er. Es ist gut, daß der Schelm fort ist.

---

27. Fortsetzung, wie Schelme mit einander reden und handeln, auf eine andre Manier.

Wein her, Frau Vogtin! Vogt, wir saufen auf die Ernte hin; eine Garbe vom Zehnten für die Maß.

Vogt. Ihr wollt mich bald bezahlen.

Bauern. Nicht so bald, aber desto schwerer.

Der Vogt setzt sich zu ihnen und säuft auch mit ihnen nach Herzenslust auf den künftigen Zehnten. Nun sind alle Mäuler offen, ein wildes Gewühl von Fluchen und Schwören, von Zoten und Possen, von Schimpfen und Trotzen erhebt sich an allen Tischen. Sie erzählen von Hurereien und Diebstählen, von Schlaghändeln und Scheltworten, von Schulden, die sie listig geläugnet, von Processen, die sie mit feinen Streichen gewonnen hätten, von Bosheiten und Unsinn, wovon das Meiste erlogen, leider aber auch Vieles wahr war; wie sie den alten Arner in Holz und Feld und Zehnten bestohlen hätten; auch wie ihre Weiber jetzt bei den

Kindern Trübsal bliesen*), wie die eine das Betbuch nähme, die andere einen Krug Wein in Spreu oder im Strohsack verberge; auch von ihren Buben und Mädchen, wie eines dem Vater helfe die Mutter betrügen, und ein anderes der Mutter helfe den Vater erwischen; und wie sie es als Buben auch so gemacht hätten und noch viel schlimmer. Dann kamen sie auf den armen Uli, der über solchen Narrenpossen ertappt worden und elendiglich umgekommen wäre am Galgen; wie er aber andächtig gebetet hätte und gewiß selig gestorben wäre, nachdem er, wie man wohl wisse, nicht das Halbe bekannt habe, aber doch um des unchristlichen Pfarrers willen hätte ins Gras beißen müssen.

Sie waren eben an dieser Geschichte und an des Pfarrers Bosheit, als die Vogtin ihrem Mann winkte, daß er heraus käme. Wart, bis die Geschichte mit dem Gehängten vorüber ist, war seine Antwort. Sie aber sagte ihm leise in's Ohr: Der Joseph ist da. Er antwortete: Versteck ihn, ich will bald kommen.

Der Joseph hatte sich in die Küche geschlichen. Es war aber so viel Volk im Hause, daß die Vogtin befürchtete, man sehe ihn da. Sie löschte das Licht aus und sagte: Joseph, zieh deine Schuh ab und schleich mir nach in die untere Stube, der Mann kommt hinunter. Der Joseph nahm seine Schuhe in die Hand und folgte ihr nach auf den Zehen in die untere Stube. Es dauerte nicht lange, so kam der Vogt auch und fragte ihn: Was willst du noch so spät, Joseph?

Joseph. Nicht viel. Ich will dir nur sagen, es sei mit den Steinen recht gut in der Ordnung.

Vogt: Das freut mich, Joseph.

Joseph. Der Meister redete heut von der Mauer und schwatzte da, daß die nahen Kiesel und Feldsteine recht gut wären. Ich sagte ihm aber geradezu, daß er ein Narr sei und seine Sachen nie recht anstellen wolle. Die Mauer werde vom Schwendistein so schön und glatt werden wie ein

*) Trübsal blasen heißt in Trauer und Trübsal auf eine Weise athmen, die mit dem Blasen etwas Aehnliches hat.

Teller. Er sagte kein Wort dagegen und ich fuhr fort, wenn er nicht Schwendisteine nehme, so stoße er sein Glück mit Füßen von sich.

Vogt. Hat er sich dazu entschlossen?

Joseph. Ja freilich; das war im Augenblick richtig. Am Montag werden wir den Bruch angreifen.

Vogt. Die Taglöhner müssen ja am Montag ins Schloß.

Joseph. Sie werden zu Mittage schon wieder zurück und an der Arbeit sein. Das hat seine Richtigkeit, wie wenn's schon drinnen wäre.

Vogt. Das ist recht und gut; wenn's doch nur schon gemacht wäre. Dein Trinkgeld liegt schon parat, Joseph.

Joseph. Ich hätt es eben jetzt recht nöthig, Vogt.

Vogt. Komm nur am Montag, wenn ihr den Bruch angefangen haben werdet; es liegt parat.

Joseph. Meinst du, ich halte nicht Wort?

Vogt. Wohl, Joseph, ich traue dir.

Joseph. So gib mir doch gerade jetzt drei Thaler auf unsere Abrede. Ich wollte gern Morgen meine neuen Stiefeln beim Schuster abholen; es ist mein Namenstag, und ich mag jetzt vom Meister kein Geld fordern.

Vogt. Ich kann jetzt nicht wohl. Komm doch am Montag Abend.

Joseph. Da sehe ich, wie du mir traueſt. Man mag wohl etwas versprechen, aber halten, das ist was andres! Ich glaubte auf dein Trinkgeld zählen zu dürfen, Herr Untervogt.

Vogt. Meiner Seele, ich geb' es dir.

Joseph. Ich seh's ja —

Vogt. Es ist am Montag auch noch Zeit.

Joseph. Vogt, du zeigst mir, daß man's mit Händen greifen kann, daß du mir nicht traust. Also darf ich auch sagen, wie's mir ist: Wird der Steinbruch einmal angegriffen sein, so wirst du mir kein gut Wort mehr geben.

Vogt. Das ist doch unverschämt, Joseph. Ich werde dir gewiß Wort halten.

Joſeph. Ich mag nichts hören; wenn's nicht jetzt ſein kann, ſo iſt Alles aus.

Vogt. Kannſt du es jetzt nicht mit zwei Thalern machen?

Joſeph. Nein, ich muß drei haben; aber dann kannſt du auch auf mich zählen in Allem.

Vogt. So will ich's denn thun; aber du hältſt mir doch dein Wort?

Joſeph. Wenn ich dich dann anführe, ſo ſage, wo du willſt, ich ſei der größte Schelm und Dieb auf der Erde.

Der Vogt rief jetzt der Frau und ſagte: Gib dem Joſeph drei Thaler.

Die Frau nimmt ihn beiſeits und ſagt: Thu doch das nicht.

Vogt. Rede mir nichts ein. Thu, was ich ſage.

Frau. Sei doch kein Narr; du biſt beſoffen, es wird dich morgen reuen.

Vogt. Rede mir kein Wort ein. Drei Thaler im Augenblick! — Hörſt du, was ich ſage?

Die Frau ſeufzt, holt die Thaler und wirft ſie dem Vogt hin. Dieſer gibt ſie dem Joſeph und ſagt noch einmal: Du wirſt mich doch nicht anführen wollen?

Behüte mich Gott davor! Was denkſt du auch, Vogt? antwortete Joſeph, geht, zählt vor der Thür noch einmal ſeine drei Thaler und ſagt zu ſich ſelbſt: Nun iſt mein Lohn zwiſchen den Fingern und da iſt er ſicherer, als in des Vogts Kiſten. Er iſt ein alter Schelm und ich will nicht ſein Narr ſein. Nehme jetzt meinethalben der Meiſter Kieſel- oder Blauſtein.

Die Vogtin heulte vor Zorn auf der Heerdſtätte in der Küche und ging nicht mehr in die Stube bis nach Mitternacht. Auch dem Vogt ahnte, ſobald er fort war, daß er ſich übereilt hätte; aber er vergaß es bald wieder bei der Geſellſchaft. Der Gräuel der Saufenden dauerte bis nach Mitternacht. Endlich kam die Vogtin aus der Küche und ſagte: Es iſt einmal Zeit aufzubrechen; es geht gegen Morgen und iſt heiliger Abend.

Heiliger Abend? sagten die Kerls, streckten sich, gähnten, soffen aus und standen nach und nach auf. Jetzt taumelten und wankten sie allenthalben umher, hielten sich an Tischen und Wänden und kamen mit Mühe zum Hause hinaus.

Geh doch ein jeder allein und macht kein Gewühl, sagte ihnen die Vogtin, sonst nimmt euch der Pfarrer und sein Chorgericht in Strafe.

Nein, es ist besser, wir versaufen das Geld, antworteten die Männer.

Und die Vogtin: Wenn ihr den Wächter antrefft, so sagt ihm, es stehe ein Glas Wein und ein Stück Brod für ihn da. Und sie waren kaum fort, so erschien der Wächter vor den Fenstern des Wirthshauses und rief:

Wollt ihr hören, was ich euch will sagen,
Die Glock die hat Ein Uhr g'schlagen.
Ein Uhr g'schlagen.

Die Vogtin verstand den Ruf, brachte ihm den Wein und bat, daß er doch dem Pfarrer nicht sage, wie lange sie gewirthet habe.

Und nun half sie noch dem schlummernden Besoffenen aus den Schuhen und Strümpfen[1]) und brummte noch von Josephs Thalern und von der Dummheit ihres Mannes; er aber schlummerte, schnarchte und wußte nicht, was er that. Endlich kamen beide am heiligen Abend zur Ruhe.

Und nun Gott Lob! Ich habe jetzt eine Weile nichts mehr von ihnen zu erzählen. Ich kehre zurück zu Lienhard und Gertrud.

Wie das eine Welt ist! Bald steht neben einem Hundsstall ein Garten, und auf einer Wiese ist bald stinkender Unrath, bald herrliches, milchreiches Futter. Ja, es ist wunderlich auf der Welt! Selbst die schönen Wiesen geben ohne den Unrath, den wir darauf schütten, kein Futter.

28. Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter.

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der morgende festliche Tag erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selbst ihre Sonntagskleider aus dem Kasten und bereitete Alles vor auf morgen, damit sie am heiligen Tage nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an den Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen. Und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet und die Mutter redete mit ihnen.

Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst thun muß. — Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brod mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist, und denkt fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mund voll Brod mit Angst und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte und daß es besser für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armuth, zur Geduld, und zur Ueberwindung der Gelüste erzogen würdet, als daß ihr Ueberfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes und thut nicht das, was ihm

selbst das Nützlichste und Beste ist. Denkt doch, so lang ihr leben werdet, Kinder, an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen, die wir hatten, und wenn es jetzt besser geht, so denkt an die, so Mangel leiden, so wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen und wenn ihr einen Mund voll Ueberflüssiges habt, es ihm gern gebet. — Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gern thun?

O ja, Mutter, gewiß gern, sagten alle Kinder.

---

29. Die Freudigkeit und der Ernst der Gebetstunde.

Mutter. Niclas, wen kennst du, der am meisten Hunger leiden muß?

Niclas. Mutter, den Rudeli. Du warst gestern bei seinem Vater, der muß schier Hungers sterben; er ißt Gras von dem Boden.

Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrod geben?

Niclas. O ja, Mutter. Darf ich gerad morgen?

Mutter. Ja, du darfst es.

Niclas. Das freut mich.

Mutter. Und du, Lise, wem wolltest du dann und wann dein Abendbrod geben?

Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade, wem ich's am liebsten gäbe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in den Sinn, das Hunger leiden muß?

Lise. Wohl freilich, Mutter.

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du's geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise.

Lise. Ich weiß es jetzt auch, Mutter.

Mutter. Wem denn?

Lise. Des Reutimarxen Beteli. Ich sah es heute auf des Vogts Mist verdorbene Erdäpfel herausſuchen.

Niclas. Ja, Mutter, ich sah es auch und suchte in

allen meinen Taſchen, aber ich fand keinen Mund voll Brod mehr. Hätte ich's nur eine Viertelſtunde länger geſpart!

Die Mutter fragte eben ſo auch die andern Kinder und ſie hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß ſie morgen ihr Abendbrod armen Kindern geben ſollten.

Die Mutter ließ ſie eine Weile dieſe Freude genießen, dann ſagte ſie zu ihnen: Kinder, es iſt jetzt genug hievon. Denkt jetzt auch daran, wie unſer gnädiger Herr euch ſo ſchöne Geſchenke gemacht hat.

Ja unſere ſchönen Batzen. Willſt du ſie uns heute zeigen, Mutter? ſagten die Kinder. Hernach, nach dem Beten, ſagte die Mutter. Die Kinder jauchzten vor Freuden.

Ihr lärmt, Kinder, ſagte die Mutter. Wenn euch etwas Gutes begegnet, ſo denkt doch bei Allem an Gott, der uns Alles gibt. Wenn ihr das thut, Kinder, ſo werdet ihr in keiner Freude wild und ungeſtüm ſein. Ich bin gern ſelbſt mit euch fröhlich, ihr Lieben, aber wenn man in Freude und Leid ungeſtüm und heftig iſt, ſo verliert man die ſtille Gleichmüthigkeit und Ruhe ſeines Herzens. Und wenn der Menſch kein ſtilles, ruhiges und heiteres Herz hat, ſo iſt ihm nicht wohl. Darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetſtunde des Abends und Morgens iſt dazu, daß ihr das nie vergeſſet. Denn wenn der Menſch Gott dankt oder betet, ſo iſt er in ſeinen Freuden nie ausgelaſſen und in ſeinen Sorgen nie ohne Troſt. Darum muß der Menſch beſonders in ſeiner Gebetsſtunde ſuchen, ruhig und heiter zu ſein. — Seht, Kinder, wenn ihr dem Vater recht dankt für etwas, ſo jauchzt und lärmt ihr nicht, ihr fallt ihm ſtill und mit wenig Worten um den Hals; und wenn's euch recht zu Herzen geht, ſo ſteigen euch Thränen in die Augen. So iſt's auch gegen Gott. Wenn's euch recht freut, was er euch Gutes thut und wenn es euch recht im Herzen iſt zu danken, ſo macht ihr gewiß nicht viel Geſchrei und Gerede, aber Thränen kommen euch in die Augen, daß der Vater im Himmel ſo gut iſt. Seht, Kinder, dazu iſt alles Beten, daß einem das Herz im Leib gegen Gott und Menſchen immer dankbar bleibe; und wenn man recht betet, ſo thut

man auch Recht und wird Gott und Menschen lieb in seinem ganzen Leben.

Niclas. Auch dem gnädigen Herrn werden wir recht lieb, wenn wir Recht thun, sagtest du gestern.

Mutter. Ja, Kinder, es ist ein recht guter und frommer Herr. Gott lohne ihm Alles, was er an uns thut. Wenn du ihm einst nur recht lieb wirst, Niclas.

Niclas. Ich will ihm thun, was er will; wie dir und dem Vater will ich ihm thun, was er will, weil er so gut ist.

Mutter. Das ist brav, Niclas. Denk nur immer so, so wirst du ihm gewiß lieb werden.

Niclas. Wenn ich nur auch einmal mit ihm reden dürfte.

Mutter. Was wolltest du mit ihm reden?

Niclas. Ich wollte ihm danken für den schönen Batzen.

Anneli. Könntest du ihm danken?

Niclas. Warum das nicht?

Anneli. Ich könnt's nicht.

Lise. Ich auch nicht.

Mutter. Warum könntet ihr das nicht, Kinder?

Lise. Ich müßte lachen —

Mutter. Was lachen, Lise? Und noch voraus sagen, daß du nicht anders als läppisch thun könntest? Wenn du nicht viel Thorheiten im Kopf hättest, so könnte dir so etwas nicht in den Sinn kommen.

Anneli. Ich müßte nicht lachen, aber ich würde mich fürchten.

Mutter. Er würde dich bei der Hand nehmen, Anneli, und würde auf dich herab lächeln, wie der Vater, wenn er recht gut mit dir ist. Dann würdest du dich doch nicht mehr fürchten, Anneli?

Anneli. Nein, dann nicht.

Jonas. Und ich dann auch nicht.

30. So ein Unterricht wird verſtanden und geht an's Herz, aber es gibt ihn auch eine Mutter.

Mutter. Aber ihr Lieben, wie iſt's in dieſer Woche mit dem Rechtthun gegangen?

Die Kinder ſehen eines das andere an und ſchweigen.

Mutter. Anneli, thateſt du Recht in dieſer Woche?

Anneli. Nein Mutter. Du weißt es wohl mit dem Brüderlein.

Mutter. Anneli, es hätte dem Kind etwas begegnen können; es ſind ſchon Kinder, die man ſo allein gelaſſen hat, erſtickt. Und über das, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einſperrte und dich da hungern und dürſten und ſchreien ließe. Die kleinen Kinder werden auch zornig und ſchreien, wenn man ſie lang ohne Hülfe läßt, ſo entſetzlich, daß ſie für ihr ganzes Leben elend werden können. — Anneli, ſo dürfte ich keinen Augenblick mehr ruhig vom Hauſe weg, wenn ich fürchten müßte, du hätteſt zu dem Kind nicht recht Sorge.

Anneli. Glaube mir's doch, Mutter, ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehn.

Mutter. Ich will's zum lieben Gott hoffen, du werdeſt mich nicht mehr ſo in Schrecken ſetzen.

Und, Niclas, wie iſt's dir in dieſer Woche gegangen?

Niclas. Ich weiß nichts Böſes.

Mutter. Denkſt du nicht mehr dran, daß du am Montag das Gritteli umgeſtoßen haſt?

Niclas. Ich hab's nicht mit Fleiß gethan, Mutter.

Mutter. Wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hätteſt! Schämſt du dich nicht, das zu ſagen?

Niclas. Es iſt mir leid. Ich will's nicht mehr thun, Mutter.

Mutter. Wenn du einmal groß ſein und ſo, wie jetzt, nicht Achtung geben wirſt, was um und an dir iſt, ſo wirſt du es zu deinem eignen Schaden lernen müſſen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtſamen immer in Händel und Streit und ſo muß ich fürchten, mein lieber

Niclas, daß du dir mit deinem unbedachtſamen Weſen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdeſt.

Niclas. Ich will gewiß Acht geben, Mutter.

Mutter. Thue es doch, mein Lieber, und glaub mir, dieſes unbedachtſame Weſen würde dich gewiß unglücklich machen.

Niclas. Liebe, liebe Mutter, ich weiß es und ich glaub es, und ich will gewiß Acht geben.

Mutter. Und du, Liſe, wie haſt du dich in dieſer Woche aufgeführt?

Liſe. Ich weiß nichts Unrechtes dieſe Woche, Mutter.

Mutter. Gewiß nicht?

Liſe. Nein, Mutter, ſo viel ich mich auch beſinne, ich wollte es ſonſt gern ſagen.

Mutter. Daß du immer, auch wenn du nichts weißt, mit ſo viel Worten antworteſt, als ein anderes, wenn es recht viel zu ſagen hat.

Liſe. Was habe ich denn jetzt geſagt, Mutter?

Mutter. Eben nichts und doch viel geantwortet. Es iſt das, was wir tauſendmal ſchon ſagten, du ſeiſt nicht beſcheiden, du beſinneſt dich über nichts, was du reden ſollſt und müſſeſt doch immer geredet haben. Was hatteſt du gerad vorgeſtern dem Untervogt zu ſagen, du wiſſeſt, daß Arner bald kommen werde?

Liſe. Es iſt mir leid, Mutter.

Mutter. Wir haben's dir ſchon ſo oft geſagt, daß du nicht in Alles, was dich nicht angeht, reden ſollſt, inſonderheit vor fremden Leuten; und doch thuſt du es immerfort. Wenn nun dein Vater es nicht hätte ſagen dürfen und wenn er ſo Verdruß von deinem Geſchwätze gehabt hätte?

Liſe. Es würde mir ſehr leid ſein; aber weder du noch er haben ein Wort geſagt, daß es Niemand wiſſen ſoll.

Mutter. Ja, ich will's dem Vater ſagen, wenn er heim kommt. Wir müſſen ſo zu allen Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzuſetzen: Das darf jetzt die Liſe ſagen bei den Nachbarn und beim Brunnen erzählen, aber das nicht, und das nicht, und das wieder: ſo weißt

du dann recht ordentlich und richtig, wovon du plappern darfst.

Lise. Verzeih mir doch, Mutter. Ich meinte es auch nicht so.

Mutter. Man hat es dir ein für alle Mal gesagt, daß du in nichts, was dich nicht angeht, plaudern sollst; aber es ist vergeblich. Der Fehler ist dir nicht abzugewöhnen, als mit Ernst, und das erste Mal, daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwätz antreffen werde, werde ich dich mit der Ruthe abstrafen.

Die Thränen schossen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Ruthe redete. Die Mutter sah es und sagte zu ihr: Lise, die größten Unglücke entstehen aus unvorsichtigem Geschwätze und dieser Fehler muß dir abgewöhnt werden.

So redete die Mutter mit allen, sogar mit dem kleinen Gritteli: Du mußt deine Suppe nicht mehr so ungestüm fordern, sonst laß ich dich ein ander Mal noch länger warten, oder ich gebe sie gar einem Andern. Darauf beteten die Kinder ihre gewohnten Abendgebete und nach denselben das Samstagsgebet, das Gertrud sie gelehrt hatte. Es lautet also:

---

31. Ein Samstagabendgebet.

Lieber Vater im Himmel! Du bist immer gut mit den Menschen auf Erden, und auch mit uns bist du immer gut und gibst uns alles, was wir nöthig haben. Ja, du gibst uns Gutes zum Ueberfluß. Alles kommt von dir, das Brod und Alles, was uns der liebe Vater und die liebe Mutter geben, Alles gibst du ihnen und sie geben es uns gern. Sie freuen sich über Alles, was sie uns thun und geben können, und sagen uns, wir sollen es dir danken, daß sie so gut mit uns sind; sie sagen uns, wenn sie dich nicht kennten und du ihnen nicht lieb wärest, so wären auch wir ihnen nicht so lieb, und sie würden, wenn sie dich nicht

kennten und liebten, uns gar viel weniger Gutes thun können. Sie sagen uns ferner, daß wir es dem Heiland der Menschen danken sollen, daß sie dich, himmlischer Vater, erkennen und lieben, und daß alle Menschen, welche diesen lieben Heiland nicht kennen und lieben und nicht allem guten Rathe folgen, den er den Menschen auf Erden gegeben hat, auch dich, himmlischer Vater, nicht so lieben und ihre Kinder nicht so fromm und sorgfältig erziehen, als die, so dem Heiland der Welt glauben. Unser lieber Vater und die liebe Mutter erzählen uns immer viel von diesem lieben Jesus, wie er es so gut mit den Menschen auf Erden gemeint, wie er, damit er Alles thue, was er könne, die Menschen zeitlich und ewig glücklich zu machen, sein Leben in tausendfachem Elend zugebracht habe, und wie er endlich am Kreuze gestorben sei; wie ihn Gott wieder vom Tode auferweckt habe, und wie er jetzt in der Herrlichkeit des Himmels zur Rechten auf dem Throne Gottes, seines Vaters, lebe und noch jetzt alle Menschen auf Erden gleich liebe und suche glücklich und selig zu machen. Es geht uns allemal an's Herz, wenn wir von diesem lieben Jesus hören. Wenn wir nur auch lernen so leben, daß wir ihm lieb werden und daß wir einst zu ihm kommen in den Himmel.

Lieber Vater im Himmel! Wir armen Kinder, die wir hier beisammen sitzen und beten, sind Brüder und Schwestern; darum wollen wir immer recht gut mit einander sein und einander nichts zu Leid thun, sondern nur Gutes. Zu den Kleinen wollen wir Sorge tragen mit aller Treue und mit allem Fleiß, daß der liebe Vater und die liebe Mutter ohne Sorgen ihrer Arbeit und ihrem Brote nachgehen können; das ist das Einzige, so wir ihnen thun können für alle Mühen und Sorgen und Ausgaben, die sie für uns haben. Vergilt ihnen, du Vater im Himmel, alles, was sie an uns thun und laß uns ihnen in Allem, was sie wollen, folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis an's Ende ihres Lebens, da du sie von uns nehmen und belohnen wirst für ihre Treue, die sie uns werden erwiesen haben.

Lieber himmlischer Vater! Laß uns den morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jesu Christi, und auch alles dessen, was uns unser Vater und unsere Mutter und alle Menschen Gutes thun, recht eingedenk sein, damit wir gegen Gott und Menschen dankbar werden und gehorsam, und damit wir in der Liebe wandeln vor deinen Augen unser Lebenlang. —

Hier mußte Niclas inne halten. Dann sprach Gertrud allemal, nach den Vorfällen der Woche, das Weitere vor.

Heute sagte sie ihnen: Wir danken dir, himmlischer Vater, daß du unsern lieben Eltern in dieser Woche die schweren Sorgen für ihr Brod und für ihre Haushaltung erleichtert und dem Vater einen guten, einträglichen Verdienst gezeigt hast. Wir danken dir, daß unsere Obrigkeit mit wahrem Vaterherzen unser Schutz, unser Trost und unsere Hülfe in allem Elend und in aller Noth ist. Wir danken dir für die Gutthat unsers gnädigen Herrn. Wir wollen aufwachsen, wie zu deiner Ehre, also auch zu seinem Dienst und Wohlgefallen; denn er ist uns wie ein treuer Vater.

Hierauf sprach sie der Lise vor: Verzeih mir, o mein Gott, meine alte Unart und lehre mich, meine Zunge im Zaum halten, schweigen, wo ich nicht reden soll, und behutsam und bedächtlich antworten, wo man mich fragt.

Sodann spricht sie dem Niclas vor: Bewahre mich, Vater im Himmel, doch in Zukunft vor meinem hastigen Wesen und lehre mich, mich auch in Acht nehmen bei Allem, was ich thue.

Dann dem Anneli: Es ist mir leid, mein lieber Gott, daß ich mein Brüderlein so leichtsinnig verlassen und damit die liebe Mutter so in Schrecken gesetzt habe. Ich will es in meinem Leben nicht mehr thun, mein lieber Gott.

Und nachdem die Mutter allen Kindern so vorgesprochen hatte, betete sie ferner: Herr, erhöre uns. Vater, verzeih uns. Jesus, erbarm dich unser. Dann betete Niclas das heilige Vaterunser.

Und dann Enne: Behüt mir, Gott, den lieben Vater und die liebe Mutter und die lieben Geschwister, auch unsern

lieben gnädigen Herrn von Arnheim und alle guten lieben Menschen auf Erden.

Und dann die Lise: Das walte Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist!

Und dann die Mutter: Nun Gott sei mit euch! Gott erhalte euch! Der Herr lasse sein heiliges Angesicht über euch leuchten, und sei euch gnädig!

Eine Weile noch saßen die Kinder und die Mutter in der ernsten Stille, die ein wahres Gebet allen Menschen einflößen muß.

---

32. Noch mehr Mutterlehren. Reine Andacht und Emporhebung der Seele zu Gott.

Lise unterbrach diese Stille. Zeigst du uns jetzt die neuen Batzen? sagte sie zur Mutter. Ja, ich will sie euch zeigen, antwortete die Mutter. Aber, Lise, du bist immer das, so zuerst redet.

Niclas steht jetzt auf, drängt sich hinter dem Gritteli hervor, daß er näher beim Licht sei, um die Batzen zu sehen, und stößt dabei das Kleine, daß es laut weint.

Da sagte die Mutter: Niclas, es ist nicht recht; in eben der Viertelstunde versprachst du, sorgfältiger zu sein, und jetzt thust du das.

Niclas. Ach Mutter, es ist mir leid; ich will's in meinem Leben nicht mehr thun.

Mutter. Das sagtest du eben jetzt zu deinem lieben Gott und thatst es wieder; es ist dir nicht Ernst.

Niclas. Ach ja, Mutter, es ist mir gewiß Ernst. Verzeih mir, es ist mir gewiß Ernst und recht leid.

Mutter. Mir auch, du Lieber. Aber du denkst nicht daran, wenn ich dich nicht abstrafe. Du mußt jetzt ungegessen in's Bett. Sie sagt's und führt den Knaben von den andern Kindern weg in seine Kammer. Seine Geschwister standen alle traurig in der Stube umher; es that ihnen weh, daß der liebe Niclas nicht zu Nacht essen durfte.

Daß ihr euch doch nicht mit Liebe leiten laſſen wollt, Kinder, ſagte ihnen die Mutter.

Laß ihn doch dießmal wieder heraus, ſagten die Kinder.

Nein, meine Lieben. Seine Unvorſichtigkeit muß ihm abgewöhnt werden, antwortete die Mutter.

So wollen wir jetzt die Batzen nicht ſehen bis morgen; er ſieht ſie dann mit uns, ſagte Enne.

Und die Mutter: Das iſt recht, Enne. Ja, er ſoll ſie alsdann mit euch ſehen.

Jetzt gab ſie noch den Kindern ihr Nachteſſen und ging dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niclas noch weinte.

Nimm dich doch ein andermal in Acht, lieber, lieber Niclas, ſagt ihm die Mutter.

Niclas. Verzeih mir's doch, meine liebe, liebe Mutter! Verzeih mir's doch und küſſe mich; ich will gern nicht zu Nacht eſſen.

Da küßte Gertrud ihren Niclas und eine heiße Thräne floß auf ſein Antlitz, als ſie ihm ſagte: O Niclas, werde bedachtſam! Niclas mit beiden Händen umſchlingt den Hals der Mutter und ſagt: O Mutter, verzeih mir.

Gertrud ſegnete noch ihre Kinder und ging wieder in ihre Stube.

Jetzt war ſie ganz allein. Eine kleine Lampe leuchtete nur ſchwach in der Stube und ihr Herz war feierlich ſtill und ihre Stille war ein Gebet, das unausſprechlich ohne Worte ihr Innerſtes bewegte. Empfindung von Gott und von ſeiner Güte, Gefühl von der Hoffnung des ewigen Lebens und von der innern Glückſeligkeit der Menſchen, die auf Gott im Himmel trauen und bauen: alles dieſes bewegte ihr Herz, daß ſie hinſank auf ihre Knie und ein Strom von Thränen floß ihre Wangen herunter.

Schön iſt die Thräne des Kindes, wenn es, von der Wohlthat des Vaters gerührt, ſchluchzend zurück ſieht, ſeine Wangen trocknet und ſich erholen muß, ehe es den Dank ſeines Herzens ſtammeln kann.

Schön ſind die Thränen des Niclas, die er in dieſer

Stunde weint, daß er die gute Mutter erzürnt hat, die ihm so lieb ist.

Schön sind alle die Thränen des Menschen, die er also aus gutem Kinderherzen weint. Der Herr im Himmel sieht herab auf das Schluchzen seines Dankes und auf die Thränen seiner Augen, wenn er ihn lieb hat.

Der Herr im Himmel sah die Thränen der Gertrud und hörte das Schluchzen ihres Herzens, und das Opfer ihres Dankes war ein angenehmer Geruch vor ihm.

Gertrud weinte lang vor dem Herrn ihrem Gott und ihre Augen waren noch naß, als ihr Mann heim kam.

Warum weinst du, Gertrud? Deine Augen sind roth und naß. Warum weinst du heute, Gertrud? fragte sie Lienhard.

Gertrud antwortete: Mein Lieber, es sind keine Thränen des Kummers; fürchte dich nicht. Ich wollte Gott danken für diese Woche, da ward mir das Herz zu voll, ich mußte hinsinken auf meine Knie, ich konnte nicht reden, — ich mußte nur weinen; aber es war mir, als hätte ich in meinem Leben Gott nie so gedankt.

Du Liebe, antwortete Lienhard; wenn ich nur auch mein Herz, wie du, so schnell empor heben und zu Thränen bringen könnte! Es ist mir jetzt auch gewiß Ernst, recht zu thun und gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein; aber es wird mir nie so, daß ich auf meine Knie fallen und Thränen vergießen möchte.

Gertrud. Wenn's dir nur Ernst ist, recht zu thun, so ist alles Andre gleich viel. Der Eine hat eine schwache Stimme und der Andre eine starke; daran liegt nichts. Nur wozu sie ein jeder braucht, darauf kommt's allein an. Mein Lieber, Thränen sind nichts und Kniefallen ist nichts; aber der Entschluß, gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein, das ist Alles. Daß der eine Mensch weichmüthig und daß der andre es weniger ist, das ist eben so viel, als daß der eine Wurm schwerfälliger und der andre leichter in dem Staube daher schleicht. Wenn es dir nur Ernst ist, mein Lieber, so wirst du ihn finden, ihn, der aller Menschen Vater ist.

Lienhard senkt mit einer Thräne im Auge sein Haupt auf ihren Schooß und sie hält ihr Angesicht in stiller Wehmuth über das seine. Sie bleiben eine Weile in dieser Stellung still, sinnen und schweigen.

Endlich sagte Gertrud zu ihm: Willst du nicht zu Nacht essen?

Ich mag nicht, antwortet er. Mein Herz ist zu voll, ich könnte jetzt nicht essen.

Ich mag auch nicht, mein Lieber, erwiederte sie; aber weißt du, was wir thun wollen? Ich trage das Essen zu dem armen Rudi; seine Mutter ist heute gestorben.

---

33. Sie bringen einem armen Manne eine Erbsbrühe und zeigen die reine stille Größe eines wohlthätigen Herzens.

Lienhard. Ist sie endlich ihres Elends los?

Gertrud. Ja, Gott Lob! Aber du hättest sie sollen sterben sehn, mein Lieber. Denk, sie entdeckte an ihrem Todestage, daß ihr Rudeli uns Erdäpfel gestohlen hätte. Der Vater und der Knabe mußten zu mir kommen und um Verzeihung bitten. Sie ließ uns auch ausdrücklich in ihrem Namen bitten, wir sollten es ihr verzeihen, daß sie die Erdäpfel nicht zurück geben könne und der gute Rudi versprach so herzlich, daß er es dir abverdienen wolle. Denk, wie mir bei dem allen war, mein Lieber. Ich lief zu der Sterbenden, aber ich kann dir's nicht erzählen; es ist nicht auszusprechen, mit welcher Wehmuth, wie innig gekränkt sie mich noch einmal fragte, ob ich's ihnen verziehen hätte; und da sie sah, daß mein Herz gerührt war, empfahl sie mir ihre Kinder — wie sie das fast nicht thun und fast nicht wagen dürfte — wie sie es bis auf den letzten Augenblick verspart, und dann, da sie empfand, daß sie eilen müßte, endlich es wagte, und mit einer Demuth und Liebe gegen die Ihrigen that — uud wie sie mitten, indem sie es that,

ausgelöscht ist, das ist nicht auszusprechen und nicht zu erzählen.

Lienhard. Ich will mit dir zu ihnen gehn.

Gertrud. Ja, komm, wir wollen gehn. Sie nimmt ihre Erbsbrühe und sie gehen.

Da sie kamen, saß der Rudi neben der Todten auf ihrem Bette, weinte und seufzte, und der Kleine rief dem Vater aus seiner Kammer und bat ihn um Brod, nein, nicht um Brod, um rohe Wurzeln nur, oder was es wäre.

Ach, ich habe nichts, gar nichts. Um Gottes willen, schweig doch bis morgen; ich habe nichts, sagt' ihm der Vater.

Und der Kleine: O wie mich hungert, Vater, ich kann nicht schlafen. — O wie mich hungert, Vater!

O wie mich hungert! hören ihn Lienhard und Gertrud rufen, öffnen die Thüre, stellen das Essen den Hungrigen dar und sagen zu ihnen: Esset doch geschwind, ehe es kalt ist.

O Gott! sagte der Rudi. Was ihr an mir thut! Rudeli, das sind die Leute, denen du Erdäpfel gestohlen hast; und auch ich habe davon gegessen.

Gertrud. Schweig doch einmal hievon, Rudi.

Rudi. Ich darf euch nicht ansehn, so geht's mir an's Herz, daß wir euch das gethan haben.

Lienhard. Iß doch jetzt, Rudi!

Rudeli. Iß doch, Vater! Wir wollen doch essen, Vater.

Rudi. So bete eben.

Rudeli. Speis Gott,
Tröst Gott
Alle armen Kind
Die auf Erden sind
An Seel' und Leib, Amen!

So betete der Knabe, nimmt den Löffel, zittert, weint und ißt.

So vergelt's euch Gott zu tausendmalen, sagt der Vater, ißt auch, und Thränen fallen über seine Wangen in seine Speise.

Sie aßen aber das Essen nicht auf, sondern stellten ein

Schüßlein voll den Kindern beiseits, die schliefen, dann betete der Rudeli nach Tische:

Wer gegessen hat, Gott danken soll, der uns gespeist hat abermal. Ihm sei Lob, Preis und Dank gesagt, von nun an bis in Ewigkeit. Amen!

Als nun der Rudi ihnen noch einmal danken wollte, entfuhr ihm ein Seufzer.

Fehlt dir etwas, Rudi? Wenn's etwas ist, da' wir dir helfen können, so sag' es, sagten Lienhard und Gertrud zu ihm.

Nein, es fehlt mir jetzt nichts; ich dank' euch, antwortete der Rudi. Aber sichtbar erstickte er das tiefe Seufzen des Herzens, das immer empor dringen wollte.

Mitleidig und traurig sahen ihn Lienhard und Gertrud an und sprachen: Du seufzest doch und man sieht's, dein Herz ist über etwas beklemmt.

Sag's doch, ach sag's doch, Vater, sie sind ja so gut, bittet ihn der Kleine.

Thu' es doch und sag' es, wenn wir helfen können, bitten ihn Lienhard und Gertrud.

Darf ich's? erwiederte der Arme; ich habe weder Schuh noch Strümpfe und soll morgen mit der Mutter zum Grabe und übermorgen in's Schloß gehen.

Lienhard. Daß du dich auch darum so grämen magst! Warum sagtest du doch das nicht geradezu? Ich kann und will dir das ja gern geben.

Rudi. Wirst du mir, ach mein Gott, nach Allem, was vorgefallen ist, auch glauben, daß ich dir es unversehrt und mit Dank wieder zurück geben werde?

Lienhard. Schweig doch hiervon, Rudi. Ich glaub dir noch mehr als das; aber dein Elend und deine Noth haben dich zu ängstlich gemacht.

Gertrud. Ja, Rudi, trau auf Gott und Menschen, so wird dir leichter ums Herz werden und du wirst dir in allen Umständen besser helfen können.

Rudi. Ja, Gertrud, ich sollte wohl meinem Vater im Himmel mehr trauen, und euch kann ich nicht genug danken.

Lienhard. Rede nicht hiervon, Rudi.

Gertrud. Ich möchte deine Mutter noch sehen.

Sie gehen mit einer schwachen Lampe an ihr Bett und Gertrud und Lienhard und der Rudi und der Kleine, alle mit Thränen in den Augen, sehen sie in tiefstem Schweigen eine Weile an, decken sie dann wieder zu und nehmen dann fast ohne Worte herzlich Abschied von einander.

Im Heimgehen sagte Lienhard zu Gertrud: Es geht mir an's Herz, welche Tiefe des Elends! Nicht mehr in die Kirche gehen können, nicht mehr um Arbeit bitten, nicht mehr dafür danken können, weil man keine Kleider, nicht einmal Schuh und Strümpfe dazu hat!

Gertrud. Wenn der Mann nicht unschuldig an seinem Elend wäre, er müßte verzweifeln.

Lienhard. Ja, Gertrud, er müßte verzweifeln, gewiß, er müßte verzweifeln, Gertrud! Wenn ich meine Kinder so um Brod schreien hörte und keines hätte, und Schuld daran wäre, Gertrud! ich müßte verzweifeln; und ich war auf dem Wege zu diesem Elend.

Gertrud. Ja, wir sind aus großen Gefahren errettet.

Indem sie so redeten, kamen sie neben dem Wirthshause vorbei und das dumpfe Gewühl der Säufer und Prasser ertönte in ihren Ohren. Dem Lienhard klopfte das Herz schon von ferne, aber ein Schauer durchfuhr ihn und ein banges Entsetzen, als er sich ihm näherte. Sanft und wehmüthig sah ihn Gertrud jetzt an, und beschämt erwiederte Lienhard den wehmüthigen Anblick seiner Gertrud und sagte: O des herrlichen Abends an deiner Seite! Und wenn ich jetzt auch hier gewesen wäre? So sagte er.

Die Wehmuth der Gertrud wächst jetzt zu Thränen und sie hebt ihre Augen gen Himmel. Er sieht's; Thränen steigen auch ihm in die Augen und gleiche Wehmuth in das Antlitz, wie seiner Geliebten. Auch er hebt seine Augen gen Himmel und beide heften eine Weile ihr Antlitz auf den schönen Himmel. Sie sahen mit wonnevollen Thränen den hellleuchtenden Mond an und noch wonnevollere innere

Zufriedenheit versicherte sie, daß Gott im Himmel die reinen und unschuldigen Gefühle ihrer Herzen gut hieße.

Nach dieser kleinen Verweilung gingen sie in ihre Hütte.

Alsobald suchte Gertrud Schuhe und Strümpfe für den Rudi, und Lienhard brachte sie ihm noch am gleichen Abend. Da er wieder zurück war, beteten sie noch ein Vorbereitungsgebet zum heiligen Nachtmahl und entschliefen in gottseligen Gedanken.

Am Morgen standen sie früh auf und freuten sich des Herrn, lasen die Leidensgeschichte des Heilands und die Einsetzung des heiligen Abendmahls und lobten Gott in der frühen Stunde vor dem Aufgange der Sonne am heiligen Tage. Dann weckten sie ihre Kinder, warteten noch ihr Morgengebet ab und gingen in die Kirche.

Eine Viertelstunde vor dem Zusammenläuten stand auch der Vogt auf. Er konnte den Schlüssel zum Kleiderkasten nicht finden, fluchte Entsetzen und Gräuel, stieß den Kasten auf mit dem Schuh, kleidete sich an, ging zur Kirche, setzte sich in den ersten Stuhl des Chors, nahm den Hut vor den Mund, blickte mit den Augen in alle Ecken der Kirche und betete zugleich unter dem Hute.

Bald darauf kam auch der Pfarrer. Da sang die Gemeinde zwei Stücke von dem Passionslied: „O Mensch! bewein' dein' Sünden groß" und wie es weiter lautet. Dann trat der Pfarrer auf die Kanzel und predigte und lehrte an diesem Tage seine Gemeinde also.

34. Eine Predigt.

Meine Kinder! Wer den Herrn fürchtet und fromm und aufrichtig vor seinen Augen wandelt, der wandelt im Licht. Aber wer des Herrn, seines Gottes, in seinem Thun vergißt, der wandelt in der Finsterniß. Darum lasset euch nicht verführen, es ist nur Einer gut, und der ist euer Vater. Warum laufet ihr in der Irre umher und tappet in der Finsterniß? Es ist Niemand euer Vater, als nur Gott.

Hütet euch vor den Menschen, daß ihr von ihnen nicht Dinge lernt, die euerm Vater mißfallen.

Selig ist der Mensch, dessen Vater Gott ist. Selig ist der Mensch, der sich vor dem Bösen fürchtet und der das Arge hasset; denn es geht denen nicht wohl, die Böses thun, und der Arge verstrickt sich in seiner Arglist. Es geht denen nicht wohl, die ihren Nächsten drücken und drängen. Nein, es geht dem Menschen nicht wohl, über den der Arme zu Gott schreit. Weh dem Elenden, der im Winter den Armen speiset und ihm in der Erndte das Doppelte wieder abnimmt. Weh dem Gottlosen, der dem Armen im Sommer Wein aufdringt und im Herbst zweimal so viel wieder fordert. Weh ihm, wenn er dem Armen sein Stroh und sein Futter abdrückt, daß er sein Land nicht mehr bauen kann. Weh ihm, wenn den Kindern der Armen um seiner Hartherzigkeit willen Brot mangelt. Weh dem Gottlosen, der den Armen Geld leiht, daß sie seine Knechte werden, ihm zu Gebote stehn, ohne Lohn arbeiten und doch zinsen müssen. Weh ihm, wenn sie vor Gericht und Recht für ihn aussagen, falsches Zeugniß geben und Meineide schwören, daß er Recht hat. Weh ihm, wenn er Bösewichter in seinem Hause versammelt und mit ihnen dem Gerechten auflauert, ihn zu verführen, daß er auch werde wie sie und daß er seines Gottes und seines Weibes und seiner Kinder vergesse, und verschwende bei ihm den Lohn seiner Arbeit, auf den die Mutter sammt den Kindern hofft.

Und weh auch dem Elenden, der sich also von dem Gottlosen verführen läßt und in seinem Unsinn verschwendet das Geld, das in seiner Haushaltung nöthig ist. Weh ihm, wenn sein Weib über ihn zu Gott seufzt, daß sie nicht Milch hat, den Säugling zu nähren. Weh ihm, wenn der Säugling um seines Saufens willen serbet. Weh ihm, wenn die Mutter über seiner Kinder Brodmangel und über unvernünftig aufgebürdete Arbeit weint. Weh dem Elenden, der das Lehrgeld seiner Söhne verspielt; wenn sein Alter kommen wird, werden sie zu ihm sagen: Du warst nicht unser Vater, du lehrtest uns nicht Brod verdienen, womit können wir dir helfen?

Weh denen, die mit Lügen umgehen und das Krumme gerad und das Gerade krumm machen, denn sie werden zu Schanden werden. Weh euch, wenn ihr der Wittwe Aecker und des Waisen Haus zu wohlfeil gekauft habt, weh euch! Denn der Wittwe und des Waisen Vater ist euer Herr, und die Armen und die Wittwen und die Waisen sind ihm lieb, und ihr seid ihm ein Gräuel und ein Abscheu, darum, daß ihr bös seid und hart mit den Armen. Weh euch, die ihr euer Haus voll habt von dem, was nicht euer ist, ob ihr gleich jauchzet beim Saufen des Weins, der in den Reben der Armen gewachsen ist; ob ihr gleich lachet, wenn elende hungernde Menschen ihr Korn mit Seufzen in eure Säcke ausschütten; ob ihr gleich spöttelt und scherzet, wenn euer Unterdrückter sich vor euch wie ein Wurm windet und den zehnten Theil eures Raubes von euch wieder um Gottes willen auf Borg bittet; ob ihr euch gleich gegen alles das verhärtet, so ist es euch doch keine Stunde wohl in euern Herzen.

Nein, es ist dem Menschen nicht wohl auf Gottes Erdboden, der den Armen aussaugt. Mög' er sein, wer er will, mög' er über alle Gefahr, über alle Verantwortung und über alle Strafe auf der Erde hinaus sein. Mög' er sogar Richter im Lande sein, und Elende, die besser als er sind, mit seiner Hand gefangen nehmen nnd mit seinem Munde anklagen. Mög' er sogar sitzen und richten selber über sie auf Leben und Tod und sprechen das Urtheil auf Schwert und Rad. Er ist schlimmer als sie.

Wer den Armen aus Uebermuth drückt und elenden Leuten Fallstricke legt und die Häuser der Wittwen aussaugt, der ist schlimmer als Diebe und Mörder, deren Lohn der Tod ist. Darum ist dem Menschen auf Erden, der das thut, auch keine Stunde wohl in seinem Herzen. Er irret auf Gottes Erdboden herum, belastet mit dem Fluche des Brudermörders, der seinem Herzen keine Ruhe läßt. Er irret umher und will und sucht immer die Schrecken seines Inwendigen vor sich selber zu verbergen. Mit Saufen nnd Prassen, mit Muthwillen und Bosheiten, mit Hader und

Streit, mit Lug und Betrug, mit Zoten und Possen, mit Schmähen und Schimpfen, mit Aufhetzen und Hinterreden will er sich selbst die Zeit, die ihm zur Last ist, vertreiben.

Aber er wird die Stimme seines Gewissens nicht immer ersticken, er wird dem Schrecken des Herrn nicht immer entgehen können; es wird ihn überfallen, wie ein Gewaffneter, und ihr werdet ihn sehen zittern und zagen, wie einen Gefangenen, dem der Tod droht.

Aber selig ist der Mensch, der keinen Theil hat an seinem Thun. Selig ist der Mensch, der nicht Schuld ist an der Armuth eines seiner Nebenmenschen. Selig ist der Mensch, der von keinem Armen Gaben oder Gewinn in seiner Hand hat. Selig seid ihr, wenn euer Mund rein ist von harten Worten und euer Aug von harten Blicken. Selig seid ihr, wenn der Arme euch segnet, und wenn Wittwen und Waisen Thränen des Danks über euch zu Gott weinen. Selig ist der Mensch, der in der Liebe wandelt vor dem Herrn seinem Gott und vor allem seinem Volk. Selig seid ihr, ihr Frommen! Kommt und freut euch beim Mahl des Herrn der Liebe. Der Herr, euer Gott, ist euer Vater. Die Pfänder der Liebe aus seiner Hand werden euch erquicken und das Heil eures Herzens wird wachsen, weil eure Liebe gegen Gott, euren Vater, und gegen die Menschen, eure Brüder, wachsen und stark werden wird.

Aber ihr, die ihr ohne Liebe wandelt und in euerm Thun nicht achtet, daß Gott euer Vater ist, daß eure Nebenmenschen Kinder eures Gottes sind und daß der Arme euer Bruder ist, ihr Gottlosen! was thut ihr hier? Ihr, die ihr morgen wieder wie gestern den Armen drücken und drängen werdet, was thut ihr? Wollet ihr das Brot des Herrn essen und seinen Kelch trinken, und sagen, daß ihr ein Leib und ein Herz, ein Geist und eine Seele mit euern Brüdern seid? Verlasset doch diese Vorhöfe und meidet das Mahl der Liebe! Bleibet, bleibet von hinnen, daß der Arme nicht beim Mahl des Herrn über euerm Anblick erblasse und daß er in der Stunde seiner Erquickung nicht denken müsse, ihr werdet ihn morgen erwürgen. Gönnet, ach gönnet ihm

doch dieſe Stunde des Friedens, daß er Ruhe habe vor euch und euch nicht ſehe. Denn der Arme zittert vor euch und dem Waiſen klopfet das Herz, wo ihr um den Weg ſeid.

Aber warum rede ich mit euch? Ich verſchwende umſonſt meine Worte. Ihr geht nicht von da weg, wo ihr Menſchen kränken könnt; wo ihr ſie vor euch zittern und angſtvoll ſeht, da iſt euch wohl, und ihr meinet, es müſſe, wie ihr, Niemand Ruhe haben in ſeinem Herzen. Aber ihr irret euch; ſiehe, ich wende mich von euch weg, als ob ihr nicht da wäret.

Und ihr Armen und Gedrückten in meiner Gemeinde, wendet euch von ihnen weg, als ob ihr ſie nicht ſähet, als ob ſie nicht da wären. Der Herr iſt da, auf den ihr hoffet; Der Herr iſt da! Glaubet und trauet auf ihn und die Frucht eurer Trübſal und eurer Leiden wird euch zum Segen werden. Glaubet und trauet dem Herrn euerm Gott und fürchtet euch nicht vor den Gottloſen; aber hütet euch vor ihnen, geduldet euch lieber, traget lieber allen Mangel, leidet lieber Schaden, als daß ihr Hülfe bei dem Hartherzigen ſuchet; denn die Worte eines harten Mannes ſind Lügen und ſeine Hülfe iſt eine Lockſpeiſe, womit er den Armen fange, daß er ihn tödte. Darum fliehet den Gottloſen, wenn er euch lächelnd grüßet, wenn er ſeine Hand euch bietet und die eure ſchüttelt und drückt. Wenn er euch alle ſeine Hülfe anträgt, ſo fliehet, denn der Gottloſe verſtrickt den Armen. Fliehet vor ihm und bindet nicht mit ihm an; aber fürchtet ihn nicht, wenn ihr ihn ſehet ſtehen feſt und groß, wie die hohe Eiche feſt und groß. Fürchtet ihn nicht.

Gehet hin, ihr Lieben, in euern Wald, an den Ort, wo die hohen alten Eichen ſtanden, und ſehet, wie die kleinen Bäume, die unter ihrem Schatten ſerbten, jetzt zugenommen haben, wie ſie grünen und blühen. Die Sonne ſcheint jetzt wieder auf die jungen Bäume und der Thau des Himmels fällt auf ſie in ſeiner Kraft, und die großen weiten Wurzeln der Eiche, die alle Nahrung aus der Erde ſogen, faulen jetzt und geben den jungen Bäumen Nahrung, die im

Schatten der Eiche ferbten. Darum hoffet auf den Herrn, denn seine Hülfe mangelt denen nie, die auf ihn hoffen.

Der Tag des Herrn wird über den Gottlosen kommen und an demselben Tage wird er, wenn er den Unterdrückten und Elenden ansehen wird, heulen und sprechen: Wär' ich wie dieser einer! Darum trauet auf den Herrn, ihr Betrübten und Unterdrückten, und freuet euch, daß ihr den Herrn erkennet, der das Mahl der Liebe eingesetzt hat. Denn durch die Liebe tragt ihr der Erde Leiden, wie einen Schatz von dem Herrn, und unter euern Lasten wachsen eure Kräfte und euer Segen. Darum freuet euch, daß ihr den Herrn der Liebe erkennet, denn ohne Liebe würdet ihr erliegen und werden wie die Gottlosen, die euch plagen und betrügen.

Lobpreiset den Herrn der Liebe, daß er das Abendmahl eingesetzt und unter seinen Millionen auch euch zu seinem heiligen Geheimniß berufen hat! Lobpreiset den Herrn! Die Offenbarung der Liebe ist die Erlösung der Welt. Liebe ist das Band, das den Erdkreis verbindet. Liebe ist das Band, das Gott und Menschen verbindet. Ohne Liebe ist der Mensch ohne Gott; und ohne Gott und ohne Liebe, was ist der Mensch? Dürft ihr's sagen? Dürft ihr's aussprechen oder denken, was der Mensch ist ohne Gott und ohne Liebe? Ich darf's nicht sagen; ich kann's nicht aussprechen. Nicht Mensch, Unmensch ist der Mensch ohne Gott und ohne Liebe.

Darum freuet euch, daß ihr den Herrn der Liebe erkennet, der den Erdkreis von der Unmenschlichkeit zur Liebe, von der Finsterniß zum Licht und vom Tod zum ewigen Leben berufen hat. Freuet euch, daß ihr Jesum Christum erkennet und durch den Glauben an ihn zur Kindschaft Gottes und zum ewigen Leben berufen seid.

Hier hielt er einen Augenblick stille, sah die Gemeinde mit einem Blick voll Wehmuth an und sagte dann: Fast redete ich heute zu viel von der Noth und dem Drang frommer Armen. Ich bedachte nicht, wie wenig solcher frommen Armen in unsrer Mitte sind und wie viel Arme

unter uns noch das Unrecht, das ihnen hartherzige und gewaltthätige Menschen unter uns gethan, noch selber verursachet und veranlasset haben. Wahrlich, wahrlich, wir sind alle, Reiche und Arme, von dem Herrn gewichen. Ja, ihr Armen, die ich so sehr bedauerte, auch ihr seid von dem Herrn gewichen und gabet euch dadurch selber in die Hand derer, die euch unterdrückten und euch leiden machten. Ja, ihr Armen, mit denen ich so viel Mitleid hatte, ich muß euch doch sagen, selber die hartherzigen Menschen, die euch leiden machten, hätten nicht zu dem Grad der Verhärtung gegen euch versinken können, wenn ihr bessere Menschen gewesen wäret. Nein, nein, sie hätten nicht alles Unrecht, das sie euch gethan, thun können, wenn nicht wenigstens viele von euch in ihrem Innersten eben so schlecht gewesen wären, als sie selber. Geht doch in euch selber, ihr Armen! Ergreifet Jesum Christum im wahren Glauben und alles Böse wird von euch weichen, und das Unrecht selber, das euch begegnet, wird euch zum Besten dienen. Freunde! Brüder! Alle! Reiche und Arme! Glückliche und Unglückliche! Geht doch in euch selber, und keiner, keiner von uns allen nahe sich doch jetzt zum Nachtmahl des Herrn, ohne daß ihn ein wahrer, innerer Glaube an Jesum Christum zu seinem heiligen Tisch hinführe. Nahe sich doch keiner zum Tisch des Herrn ohne eine innere lebendige Freude, daß er ein Christ und zur Kindschaft Gottes und zum Erbtheil des ewigen Lebens berufen ist. Noch einmal sage ich euch, freuet euch, daß ihr den Herrn erkennet, und betet für alle die, so ihn nicht erkennen, daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit und zum Glauben an ihn gelangen.

Nachdem der Pfarrer eine ganze Stunde also mit ihnen geredet und seine Predigt geendet, betete er noch mit ihnen. Dann nahm die ganze Gemeinde das Nachtmahl des Herrn und der Vogt Hummel diente dabei zu*); und nachdem alles Volk dem Herrn gedankt hatte, sangen sie wieder ein

*) „Zudienen" heißt in der Schweiz, dem Pfarrer helfen das Nachtmahl austheilen.

Lied, und der Pfarrer segnete die Gemeinde; und ein Jeder ging in seine Hütte.

35. Ein Beweis, daß die Predigt gut war. Item, vom Wissen und Irrthum und von dem, was es heiße, den Armen drücken.

Der Vogt Hummel aber ergrimmte über die Rede des Pfarrers, die er über den Gottlosen gehalten hatte, in seinem Herzen, und am Tage des Herrn, den die ganze Gemeinde in stiller Feier heiligte, tobte und wüthete er, schimpfte und redete gräuliche Dinge über den Pfarrer.

Sobald er vom Tisch des Herrn heim ging, sandte er sogleich zu den gottlosen Gesellen seines Lebens, daß sie geschwind zu ihm kämen. Diese waren bald da und führten mit dem Vogt lasterhafte, leichtfertige Reden über den Pfarrer und über seine christliche Predigt. Der Vogt fing zuerst an: Ich kann das verdammte Schimpfen und Sticheln des Pfarrers nicht leiden. Es gehört sich auch nicht auf die Kanzel.

Es ist auch nicht Recht, es ist Sünde, besonders an einem heiligen Tag ist es Sünde, daß er's thut, sagte Aebi.

Und der Vogt: Er weiß es, der Bösewicht, daß ich es nicht leiden kann; aber desto mehr thut er's. Es muß ihm ein rechtes Wohlleben sein, wenn er die Leute mit seinem Predigen und mit seinem Verdrehen alles dessen, was er nicht versteht und was ihn nichts angeht, recht in Zorn und Wuth bringen kann.

Aebi. Auch der liebe Heiland und die Evangelisten und die Apostel im neuen Testament haben Niemand geschimpft.

Christen. Das mußt du nicht sagen; sie haben auch geschimpft, und noch mehr als der Pfarrer.

Aebi. Das ist nicht wahr, Christen!

Christen. Du bist ein Narr, Aebi! Ihr blinden Führer,

ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, und so tausenderlei. Du verstehst die Bibel, Aebi!

Bauern. Ja, Aebi, es ist wahr, sie haben auch geschimpft.

Christen. Ja, aber Rechtshändel, die sie nicht verstanden, und Rechnungssachen, die vor der Obrigkeit ausgemacht und in der Ordnung sind, ahndeten sie doch nicht; und zudem, es waren andere Leute, die das wohl durften.

Bauern. Es versteht sich, es waren andre Leute.

Christen. Ja, es mußten wohl andre Leute sein, denn sonst hätten sie es nicht dürfen; denkt, wie sie es machten! — Einst einem Ananias — ja Ananias hieß er — und hinten nach auch seiner Frau; nur daß sie eine Lüge sagten, sind sie zu Boden gefallen und waren todt.

Bauern. Ist das auch wahr, um einer Lüge willen?

Christen. Ja, so wahr ich lebe und da vor euch stehe.

Aebi. Es ist doch schön, wenn man die Bibel versteht.

Christen. Ich dank's meinem Vater unter dem Boden; er war leider, Gott erbarm, eben nichts Besonderes. Er hat uns unser ganzes Muttergut durchgebracht bis auf den letzten Heller; und das könnt' ich noch wohl verschmerzen, hätt' er sich nur nicht mit dem gehängten Uli so eingelassen! So etwas trägt man Kind und Kindeskindern nach; aber lesen konnte er in der Bibel, trotz einem Pfarrer, und das mußten wir auch können; er ließ es keinem nach.

Aebi. Es hat mich tausendmal gewundert, wie er auch so ein Schlimmling hat sein können, da er doch so viel wußte.

Bauern. Ja, es ist freilich wunderlich, da er so viel wußte.

Jost (ein Fremder, der eben im Wirthshaus ist). Ich muß nur lachen, Nachbarn, daß ihr euch hierüber verwundert. Wenn vieles Wissen die Leute brav machen würde, so wären ja eure Anwälte und eure Advocaten, eure Vögte und eure Richter, mit Respect zu melden, immer die Bravsten.

Bauern. Ja, es ist so, Nachbar, es ist so.

Jost. Glaubt es nur, Nachbarn, es ist zwischen Wissen

und Thun ein himmelweiter Unterschied. Wer aus dem Wissen allein sein Handwerk macht, der hat wahrlich groß Acht zu geben, daß er das Thun nicht verlerne.

Bauern. Ja, Nachbar, es ist so, was einer nicht treibt, das verlernt er.

Jost. Natürlich, und wenn einer den Müßiggang treibt, so wird er nichts nütze. Und so geht's denen, die sich aus Müßiggang und langer Weile aufs Fragen und Schwatzen legen, sie werden nichts nütze. Gebt nur Acht, die meisten dieser Burschen, die immer bald Kalender und bald Bibelhistorien, und bald die alten und bald die neuen Mandate in der Hand oder im Mund haben, sind Tagediebe. Wenn man mit ihnen etwas, das Hausordnung, Kinderzucht, Gewinn und Gewerb betrifft, reden will, wenn sie Rath geben sollen, wie dieses oder jenes, das jetzt nothwendig ist, anzugreifen wäre, so stehen sie da, wie Tröpfe und wissen nichts, und können nichts. Nur da, wo man müßig ist, in Wirthshäusern, auf Tanzplätzen, bei den Sonn- und Feiertagsgeschwätzen, da wollen sie sich dann zeigen; sie bringen aber Quacksalbereien, Dummheiten und Geschichten an, an denen hinten und vorn nichts wahr ist. Und doch ist's weit und breit eingerissen, daß ganze Stuben voll braver Bauern Stunden lang so einem Großmaul, das ihnen eine Lüge nach der andern aufbindet, zuhören können.

Aebi. Es ist bei meiner Seel so, wie der Nachbar da sagt; und, Christen, er hat deinen Vater durch und durch abgemalt. Vollkommen so hatten wir's mit ihm. Dumm war er in allem, was Holz und Feld, Vieh und Futter, Dreschen und Pflügen und alles dergleichen anbetraf, wie ein Ochs, und zu Allem, was er angreifen sollte, träg wie ein Hammel. Aber im Wirthshaus und bei den Kirchständen*), in den Spinnstuben und auf den Gemeindeplätzen redete er, wie ein Weiser aus Morgenland, bald vom Doctor Faust, bald vom Herrn Christus, bald von der

*) Die Plätze, wo die Bauern am Sonntag zwischen den Predigten und des Abends, leider Gott erbarm! vor langer Weile, Mann und Weib, jung und alt, zusammen stehen und schwatzen.

Hexe von Endor oder der von Hirzau, und bald von den Stiergefechten in Maſtricht und den Pferderennen in London. So toll und dumm er Alles machte und ſo handgreiflich er Lügen aufband, ſo hörte man ihm dennoch immer gern zu, bis er faſt gehenkt wurde, da hat endlich ſein Credit mit dem Erzählen abgenommen.

Joſt. Das iſt ziemlich ſpät.

Aebi. Ja, wir waren lang Narren und zahlten ihm manchen guten Krug Wein für lauter Lügen.

Joſt. Ich denke, es wäre ihm beſſer geweſen, ihr hättet ihm keinen bezahlt.

Aebi. Bei Gott, ich glaube ſelbſt, wenn wir ihm keinen bezahlt hätten, ſo wäre er nicht unter den Galgen gekommen; er hätte alsdann arbeiten müſſen.

Joſt. So iſt ihm eure Gutherzigkeit eben übel bekommen.

Bauern. Ja wohl, es iſt ſo.

Joſt. Es iſt ein verflucht verführeriſches Ding um das müßiggängeriſche Hiſtörlein-Aufſuchen und Hiſtörlein-Erzählen, und gar heillos, die Bibel in dieſen Narrenzeitvertreib hineinzuziehen.

Leupi. Mein Vater hat mich einſt tüchtig geprügelt, da ich über ſo einem Hiſtörlein, ich glaube, es war auch aus der Bibel, vergeſſen, das Vieh von der Weide zu holen.

Joſt. Er hatte auch Recht. Thun, was in der Bibel ſteht, iſt unſer Einem ſeine Sache, und davon erzählen des Pfarrers. — Die Bibel iſt ein Mandat, ein Befehl, und was würde der Commandant zu dir ſagen, wenn er einen Befehl ins Dorf ſchickte, man ſollte Fuhren thun in die Feſtung, und du dann, anſtatt in den Wald zu fahren und zu laden, dich ins Wirthshaus ſetzteſt, den Befehl zur Hand nähmeſt, ihn abläſeſt und den Nachbarn bei deinem Glas bis auf den Abend erklärteſt, was er ausweiſe und wolle?

Aebi. Ha! was würd' er mir ſagen? Alle Schand und Spott würd' er mir ſagen und mich ins Loch werfen laſſen, daß ich ihn für einen Narren gehalten habe.

Joſt. Und juſt das ſind die Leute auch werth, die aus lauter Müßiggang und damit ſie im Wirthshaus Hiſtörlein erzählen können, in der Bibel leſen.

Chriſten. Ja, aber man muß doch darin leſen, damit man den rechten Weg nicht verfehle.

Joſt. Das verſteht ſich; aber die, ſo bei allen Stauden ſtill ſtehen und vor den Brunnen und Markſteinen und Kreuzen, die ſie auf dem Weg antreffen, Geſchwätz treiben, ſind nicht die, welche auf dem Weg fort wandeln wollen.*)

Aebi. Aber wie iſt denn das, Nachbar? Man ſagt ſonſt, man trage an nichts zu ſchwer, das man wiſſe; aber es dünkt mich, man könne am Vielwiſſen auch zu ſchwer tragen.

Joſt. Ja freilich, Nachbar. Man trägt an Allem zu ſchwer, was Einen an etwas Beſſerm und Nothwendigerm verhindert. Man muß Alles nur wiſſen um des Thuns willen. Und wenn man ſich darauf legt, um des Schwatzens willen viel wiſſen zu wollen, ſo wird man gewiß nichts nütze.

Es iſt mit dem Wiſſen und Thun, wie mit einem Handwerk. Ein Schuhmacher z. E. muß arbeiten, das iſt ſeine Hauptſache; er muß aber auch das Leder kennen und ſeinen Einkauf verſtehen, das iſt das Mittel, durch welches er in ſeinem Handwerk wohl fährt, und ſo iſt's in Allem. Ausüben und Thun iſt für alle Menſchen immer die Hauptſache. Wiſſen und Verſtehen iſt das Mittel, durch welches ſie in ihrer Hauptſache wohl fahren. Aber darum muß ſich auch

*) Man verwundert ſich wahrſcheinlich über die Ernſthaftigkeit des Geſprächs, an welchem ausgezeichnete Lumpen und Säufer Theil nehmen. Aber es gibt Geſichtspunkte von Sachen, welche dieſe Leute intereſſiren, wie unſer Einen, und Augenblicke, wo ſie ſehr ernſthaft und, nach ihrer Art, ſehr naiv und ſehr richtig von allen Dingen reden und urtheilen und man iſt ſehr irrig, wenn man den liederlichen Bauer und Säufer ſich immer als einen beſoffenen Trunkenbold, ohne Verſtand und ohne Theilnahme an ernſten Sachen vorſtellt. Er iſt nur alsdann ſo beſchaffen, wenn er wirklich zu viel getrunken hat, und das war jetzt noch nicht der Fall.

alles Wissen des Menschen bei einem Jeden nach dem richten, was er auszuüben und zu thun hat, oder was für ihn die Hauptsache ist.

Aebi. Jetzt fang' ich's bald an zu merken. Wenn man den Kopf mit zu Vielem und Fremdem voll hat, so hat man ihn nicht bei seiner Arbeit und bei dem, was allemal am nöthigsten ist.

Jost. Eben das ist's. Gedanken und Kopf sollten einem Jeden bei dem sein, was ihn am nächsten angeht. Ich wenigstens mach's so. Ich habe keine Wassermatten, darum liegt es mir nicht schwer im Kopf, wie man entwässern muß, und bis ich eigenes Gehölze habe, sinne ich gewiß nicht mit Mühe nach, wie man es am besten besorge. Aber meine Gillenbehälter*) sind mir wohl im Kopf, weil sie meine magern Matten fett machen. So würde es in allen Ecken gut gehen, wenn ein jeder das Seine recht im Kopf hätte. Man kömmt immer früh genug zum Vielwissen, wenn man lernt recht wissen, und recht wissen lernt man nie, wenn man nicht in der Nähe bei dem Seinigen und bei dem Thun anfängt. Auf die Art kommt das Wissen in seiner Ordnung in den Kopf. Und man kommt gewiß weit im Leben, wenn man so anfängt; aber beim müßigen Schwatzen und von Kalenderhistorien oder andern Träumen aus den Wolken und aus dem Mond lernt man nichts, als liederlich werden.

Aebi. Man fängt das in der Schule an.

Während des ganzen Gesprächs stand der Vogt in Gedanken am Ofen, wärmte sich, hörte kaum, was sie sagten, und sprach nur wenig und ganz verwirrt in das, was sie redeten. Er vergaß sogar den Wein bei seinem Sinnen, darum währte auch das Gespräch mit dem Aebi und dem Fremden so lange. Vielleicht aber hat er seinen Kram nicht gerne ausgeleert, bis der Fremde ausgetrunken hatte und fort war; denn er fing da endlich auf einmal damit an und

*) Behälter der Jauche, des flüssigen Düngers.

sagte herunter, was er auf dem Herzen hatte, als ob er's bei seinem langen Sinnen auswendig gelernt hätte.

Der Pfarrer kommt immer mit dem, daß man die Armen drücke. Wenn das, was er die Armen drücken heißt, Niemand thäte, so wären, mich soll der Teufel holen, wenn es nicht so ist, gar keine Arme in der Welt; aber wo ich mich umsehe, vom Fürsten an bis zum Nachtwächter, von der ersten Landeskammer bis zur letzten Dorfgemeinde, sucht Alles seinen Vortheil, und drückt jedes gegen das, das ihm im Wege steht. Der alte Pfarrer hat selbst Wein ausgeschenkt, wie ich, und Heu und Korn und Haber so wohlfeil an Zahlung genommen, als ich's nimmer bekomme. Es drückt in der Welt Alles den Niedern, ich muß mich auch drücken lassen. Wer etwas hat oder zu etwas kommen will, der muß drücken, oder er muß das Seine wegschenken und betteln. Wenn der Pfarrer die Armen kennte wie ich, er würde nicht so viel Kummer für sie haben; aber es ist ihm nicht um die Armen. Er will nur schimpfen und die Leute gegen einander hetzen und irre machen. Ja, die Armen sind Burschen! Wenn ich zehn Schelme nöthig habe, so finde ich elf unter den Armen*). Ich wollte wohl gern, man brächte mir mein Einkommen auch alle Frohnfasten richtig ins Haus; ich würde zuletzt wohl auch lernen, es fromm und andächtig abnehmen. Aber in meinem Gewerbe, auf einem Wirthshaus und auf Bauerhöfen, wo Alles bis auf den Heller muß ausgerechnet werden und wo man Einen auch in allen Ecken rupft, da hat's eine andre Bewandtniß. Ich wette, wer da gegen Taglöhner und Arme nachsichtig und weichmüthig handeln wollte, der würde um Hab und Gut kommen. Das sind allenthalben Schelme.

So redete der Vogt, und verdrehte sich selber in seinem Herzen die Stimme seines Gewissens, die ihn unruhig machte und ihm laut sagte, daß der Pfarrer Recht habe und daß er der Mann sei, der allen Armen im Dorf den

*) Der Erzschelm vergißt, daß die reichen Schelme für sich selbst schaffen und sich darum nicht brauchen lassen.

Schweiß und das Blut unter den Nägeln hervor drücke. Aber wie er auch mit sich selber künstelte, so war ihm doch nicht wohl. Angst und Sorgen quälten ihn sichtbar. Er ging in seiner Unruhe beklemmt die Stube hinauf und hinunter.

Alsdann sagte er wieder: Ich bin so erbittert über des Pfarrers Predigt, daß ich nicht weiß, was ich thue; und es ist mir sonst nicht wohl. Ist's euch auch so kalt, Nachbarn? Es friert mich immer, seitdem ich daheim bin.

Nein, sagten die Nachbarn, es ist nicht kalt; aber man sah dir's in der Kirche schon an, daß dir nicht wohl ist; du sahst todtblaß aus.

Vogt. Sah man mir's an? Ja es war mir schon da wunderlich, ich kriege das Fieber; es ist mir so blöd, ich muß saufen! Wir wollen in die hintere Stube gehen während der Predigt.

---

36. Der Ehegaumer zeigt dem Pfarrer Unfug an.

Aber der Ehegaumer*), der an des Vogts Gasse wohnte und den Aebi, den Christen und die andern Lumpen zwischen der Predigt ins Wirthshaus gehen sah, ärgerte sich in seinem Herzen und gedachte in dieser Stunde an seinen Eid, den er geschworen hatte, Acht zu geben auf allen Unfug und auf alles gottlose Wesen und solches dem Pfarrer anzuzeigen. Und der Ehegaumer bestellte einen ehrbaren Mann, daß er Acht geben sollte auf diese Burschen, ob sie vor der Predigt wieder aus dem Wirthshaus heim gingen oder nicht. Und da es bald zusammen läuten wollte und noch Niemand wieder heraus kam, ging er zum Pfarrer, und sagte ihm, was er gesehen und wie er den Samuel Treu bestellt hätte, Acht zu geben.

Der Pfarrer aber erschrak über diesen Bericht, seufzte

*) Ehegaumer (Verwahrer der ehelichen Treue) sind in der Schweiz Kirchenälteste, die nebst den Pfarrern auf die Handhabung von Religion, Sitten und Ordnung zu wachen haben.

still bei sich selber und redete nicht viel. Da dachte der Ehegaumer, der Herr Pfarrer studiere noch an seiner Predigt, und rede bei seinem Glas Wein auch minder, als sonst.

Endlich als der Pfarrer eben in die Kirche gehen wollte, kam der Samuel und der Ehegaumer sagte zu ihm: Du kannst jetzt dem wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer Alles selbst erzählen.

Da sagte der Samuel: Gott grüß euch, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Der Pfarrer dankte ihm und sagte: Sind denn die Leute noch nicht wieder heim?

Samuel. Nein, Herr Pfarrer. Ich ging von dem Augenblick an, da mich der Ehegaumer bestellte, immer um das Wirthshaus herum und es ist kein Mensch außer der Vogtin, die in der Kirche ist, zum Haus heraus gegangen.

Pfarrer. Sie sind also noch alle ganz gewiß im Wirthshause?

Samuel. Ja, Herr Pfarrer, ganz gewiß.

Ehegaumer. Da seht ihr jetzt, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, daß ich mich nicht geirrt habe und daß ich es habe anzeigen müssen.

Pfarrer. Es ist ein Unglück, daß an einem heiligen Tage solche Sachen einem Zeit und Ruhe rauben müssen.

Ehegaumer. Was wir thaten, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, war unsre theure Pflicht.

Pfarrer. Ich weiß es und ich danke euch für eure Sorgfalt; aber Nachbarn, vergeßt doch ob einer kleinen leichten Pflicht die schwerern und größern nicht. Acht auf uns selber zu haben und über unsre eigenen Herzen zu wachen, ist immer die erste und wichtigste Pflicht des Menschen. Darum ist es allemal ein Unglück, wenn solche böse Sachen einem Menschen Zerstreuungen veranlassen.

Nach einer Weile sagte er dann wieder: Nein, es ist doch nicht länger auszustehen, dieses gränzenlose Unwesen; und mit aller Nachsicht wird es immer nur ärger. Und darauf ging er mit diesen Männern zur Kirche.

37. Zugabe zur Morgenpredigt und Unruhe im Wirthshause.

Es folgten ihm aber in der Leidensgeschichte die Worte: Und da Judas den Bissen genommen hatte, fuhr der Satan in sein Herz, u. s. w.

Und er redete mit seiner Gemeinde über die ganze Geschichte des Verräthers. Dabei kam er in einen großen Eifer, also daß er mit den Händen stark auf das Kanzelbrett schlug, was er sonst seit Jahren nicht gethan hatte. Und er sagte, daß alle die, so vom Nachtmahl des Herrn zum Spiel und Saufen wegliefen, nicht um ein Haar besser wären als Judas und daß ihr Ende sein würde, wie das Ende des Verräthers.

Die Leute in der Kirche fingen an zu staunen und nachzusinnen, was doch der große Eifer des Pfarrers bedeute. Da und dort stieß man die Köpfe zusammen und murmelte umher, der Vogt habe sein Haus voll von seinen Lumpen. Und bald warf alles links und rechts die Augen auf seinen leeren Kirchstuhl und auf die Vogtin.

Diese merkte es, zitterte, schlug die Augen nieder, konnte keinen Menschen mehr ansehen und lief im Anfang des Singens zur Kirche hinaus. Da sie aber das that, ward das Gerede erst noch größer, daß man auch mit den Fingern auf sie zeigte; und es stellten sich in den hintersten Weiberstühlen einige sogar auf die Bänke, sie zu sehen, und der Gesang selbst mißtönte ob dem Gemurmel. Sie aber lief, so schnell sie vermochte, heim. Und als sie in die Stube kam, warf sie das Kirchenbuch im Zorn mitten unter die Flaschen und Gläser und fing an überlaut zu heulen. Der Vogt und die Nachbarn fragten: Was ist das?

Vogtin. Ihr solltet's wohl wissen! Es ist nicht Recht, daß ihr an einem heiligen Tage hier sauft.

Vogt. Ist's nur das? so ist's wenig.

Bauern. Und das erstemal, daß du darüber heulst!

Vogt. Ich glaubte auf's wenigste, du habest den Geldseckel verloren.

Vogtin. Treib jetzt noch den Narren; wenn du in der Kirche gewesen wärst, du würdest nicht narren.

Vogt. Was ist's denn? Heul doch nicht so und rede! Was ist's denn?

Vogtin. Der Pfarrer muß vernommen haben, daß deine Herrn da saufen während der Predigt.

Vogt. Das wäre verflucht!

Vogtin. Er weiß es gewiß.

Vogt. Welcher Satan kann es ihm jetzt schon gesagt haben?

Vogtin. Welcher Satan, du Narr? Sie kommen ja mit ihren Tabakspfeifen über die Straße und nicht zum Kamin hinab ins Haus und dann noch ordentlich neben des Ehegaumers Haus vorbei. Jetzt hat der Pfarrer gethan, daß es nicht auszusprechen ist und alle Leute haben mit den Fingern auf mich gezeigt.

Vogt. Das ist abermal ein verdammtes Stück, das mir so ein Satan angerichtet hat!

Vogtin. Warum mußtet ihr eben heut kommen, ihr Saufhunde? Ihr wußtet wohl, daß es nicht recht ist.

Bauern. Wir sind nicht Schuld; er hat uns einen Boten geschickt.

Vogtin. Ist das wahr?

Bauern. Ja, ja!

Vogt. Es war mir so wunderlich, als es mir sein konnte, und unausstehlich allein zu sein.

Vogtin. Das ist gleich viel. Aber Nachbarn, geht doch so schnell ihr könnt durch die hintere Thür heim und macht, daß das Volk, wenn es aus der Kirche kommt, einen Jeden vor seinem Hause antreffe, so könnt ihr die Sache noch bemänteln. Man hat noch nicht vollends ausgesungen. Aber geht, es ist Zeit.

Vogt. Ja, geht, geht! Das ist ein Abigailsrath.

Die Bauern gingen. Da erzählte die Frau ihm erst recht, daß der Pfarrer vom Judas gepredigt hätte, wie der Teufel ihm in sein Herz gefahren wäre, wie er sich erhängt hätte und wie die, so vom Nachtmahl weggingen, zu saufen

und zu spielen, ein gleiches Ende nehmen würden. Er war so eifrig, sagte die Frau, daß er mit den Fäusten auf's Kanzelbrett schlug, und mir ist ganz ohnmächtig worden.

Der Vogt aber erschrak über das, was die Frau erzählte, so sehr, daß er war wie ein Stummer und kein Wort antwortete. Aber schwere tiefe Seufzer tönten jetzt aus dem stolzen Munde, den man Jahre lang nie so seufzen gehört hatte. Seine Frau fragte ihn oft und viel: Warum er so seufze. Er antwortete ihr kein Wort. Aber mehr als einmal sagte er mit bangem Seufzen zu sich selber: Wohin kommt's noch weiter? Wohin kommt's noch mit mir? So ging er jetzt lange seufzend die Stube hinauf und hinunter. Endlich sagte er zur Frau: Bring mir ein Jastpulver*) vom Scheerer, mein Geblüt wallt in mir und macht mich unruhig; ich will morgen zu Ader lassen, wenn's auf das Pulver nicht besser wird. Die Frau brachte ihm das Pulver; er nahm's, und eine Weile darauf ward ihm wirklich leichter.

38. Geschichte eines Menschenherzens während des Nachtmahles.

Da erzählte er der Frau, wie er heute mit gutem, versöhntem Herzen zur Kirche gegangen wäre, wie er auch in seinem Stuhl Gott um Verzeihung seiner Sünden gebeten hätte, aber über die Predigt des Pfarrers toll geworden wäre und seither keinen guten Gedanken mehr hätte haben können; auch wie ihm erschreckliche und gräuliche Dinge während des Nachtmahles zu Sinn gekommen wären. Ich konnte, so sagte er zur Frau, ich konnte während des Nachtmahles nicht beten und nicht seufzen. Mein Herz war mir wie ein Stein und da mir der Pfarrer das Brod gab, so sah er mich an, daß es nicht auszusprechen war. Nein! ich kann's nicht aussprechen, aber auch nicht vergessen, wie er mich ansah. Wenn ein Richter einen armen Sünder

*) Ein Pulver gegen die Hitze, gegen das Fieber.

dem Rad und dem Scheiterhaufen übergibt und eben über ihn den Stab bricht, er kann ihn nicht so ansehen. Vergessen kann ich's nicht, wie er mich ansah. Ein kalter Schweiß floß über meine Stirn und meine Hand zitterte, da ich von ihm das Brod nahm. Und da ich's gegessen hatte, übernahm mich ein wüthender schrecklicher Zorn über den Pfarrer, daß ich mit meinen Zähnen knirschte und ihn nicht mehr ansehen konnte.

Frau, ein Abscheulicheres stieg mir dann nach dem andern in's Herz. Ich erschrak über diesen Gedanken, wie ich ob großen Donnerstrahlen erschrecke; aber ich konnte ihrer nicht los werden. Ich zitterte vor dem Taufstein*), daß ich den Kelch vor Schauer und Entsetzen nicht fest hielt. Da kam Joseph in zerrissenen Stiefeln und schlug seine Schelmenaugen vor mir zu Boden — und meine drei Thaler! Wie's mir durch Leib und Seel schauerte, der Gedanke an meine drei Thaler. Dann kam Gertrud, hob ihre Augen gen Himmel und dann auf den Kelch, als ob sie mich nicht sähe, als ob ich nicht da wäre. Sie haßt und verflucht mich und richtet mich zu Grunde; und sie konnte thun, als ob sie mich nicht sähe, als ob ich nicht da wäre. Dann kam der Maurer, sah mich so wehmüthig an, als ob er aus tiefem Herzensgrunde zu mir sagen wollte: Verzeih mir, Vogt! Er, der mich, wenn er könnte, an den Galgen bringen würde. Dann kam auch Schabenmichel, blaß und erschrocken wie ich, und zitterte wie ich. Denk, Frau, wie mir bei dem Allen zu Muthe war. Ich fürchtete immer, auch Hans Wüst komme nach; dann hätte ich's nicht ausgehalten, der Kelch wäre mir aus der Hand gefallen; ich selbst, ich würde gewiß zu Boden gesunken sein, ich konnte mich fast nicht mehr auf den Füßen halten. Und als ich in den Stuhl zurück kam, überfiel mich ein Zittern in meinen Gliedern, daß ich beim Singen das Buch nicht in den Händen halten konnte.

*) In Bonnal gehen die Communicanten zum Taufstein und empfangen da vom Pfarrer das Brod und von den Dorfvorgesetzten den Kelch.

Und bei Allem kam mir immer in den Sinn: Arner, Arner ist an allem diesem Schuld, und Zorn und Wuth und Rache tobten in meinem Herzen während der Stunde meines Dienstes. Woran ich in meinem Leben nie dachte, das kam mir während des Nachtmahls in den Sinn. Ich darf's fast nicht sagen, es schauert mich, es nur zu denken. Es kam mir in Sinn, ich sollte ihm den großen Markstein auf dem Berg über den Felsen hinunter stürzen; es weiß den Markstein Niemand als ich.

---

39. Die Frau sagt ihrem Manne große Wahrheiten, aber viele Jahre zu spät.

Die Vogtin erschrak über die Reden ihres Mannes heftig; sie wußte aber nicht, was sie sagen sollte, und schwieg, so lang er redete, ganz still. Auch eine Weile hernach schwiegen beide. Endlich aber fing die Vogtin wieder an und sagte zu ihm: Es ist mir angst und bang wegen Allem, was du gesagt hast. Du mußt diesen Gesellen entsagen, das Ding geht nicht gut, und wir werden älter.

Vogt. Du hast durchaus Recht, aber es ist gar nicht leicht.

Vogtin. Es mag schwer sein oder nicht, es muß sein; sie müssen dir vom Hals.

Vogt. Du weißt wohl, wie viel mich an sie bindet und was sie wissen.

Vogtin. Du weißt noch viel mehr von ihnen; sie sind Schelme und dürfen nichts sagen. Du mußt dich von ihnen losmachen.

Der Vogt seufzt; die Frau aber fährt fort: Sie fressen und saufen immer bei dir und bezahlen dich nicht. Und wenn du besoffen bist, so läßt du dich noch von ihnen anführen, wie ein Tropf. Denk doch nur, um Gottes willen, wie es gestern mit Joseph gegangen ist. Ich habe dir, — wie gut hab' ich's gemeint — rathen wollen, aber wie bist du mit mir umgegangen? Und ohne das sind auch gestern

zwei Thaler aus deinem Camisolsack weiter spaziert und sind nicht einmal aufgeschrieben. Wie lang kann das noch gehen? Wenn du bei deinen schlimmen Händeln nachrechnest, was nebenhin gegangen ist, so hast du bei Allem verloren; und doch fährst du noch immer fort mit diesen Leuten, und meist nur um deines gottlosen Hochmuths willen. Bald muß dir so ein Hund reden, was du willst, und bald ein anderer schweigen, wo du willst; dafür fressen und saufen sie dann bei dir, und zum schönen Dank, wenn dich Einer kann in eine Grube bringen und verrathen, so thut er's. Ja vor Alters, da dich alles fürchtete wie ein Schwert, da konntest du die Burschen in Ordnung halten; aber jetzt bist du ihrer nicht mehr Meister, und zähle darauf, du bist ein verlorner Mann in deinen alten Tagen, wenn du dich nicht von ihnen frei machst. Es steht so schlüpfrig um uns, als es nur kann; sobald du weg bist, lachen und narren die Knechte, arbeiten nicht, und wollen nur saufen.

So sagte die Frau. Der Vogt aber antwortete auf alles kein Wort, sondern saß stillschweigend und nachdenklich vor ihr, als sie so redete. Endlich stand er auf und ging in den Garten, aus dem Garten in seine Brunnenmatte, aus dieser in den Pferdestall. Angst und Sorgen trieben ihn so umher; doch blieb er eine Weile im Pferdestall und redete da mit sich selber.

---

40. Selbstgespräch eines Mannes, der mit seinem Nachdenken unglücklich weit kommt.

Mehr als Recht hat die Frau; aber was will ich machen? Ich kann nicht helfen; unmöglich kann ich mir aus Allem, worin ich stecke, heraus helfen. So sagte er, fluchte dann wieder auf Arner, als ob dieser ihm Alles auf den Hals gezogen, und dann auf den Pfarrer, daß er ihn auch noch in der Kirche rasend gemacht hätte; dann kam er wieder auf den Markstein und sprach: Ich versetze ihn nicht, den verwünschten Stein; aber wenn's Jemand thäte, so würde

der Junker um den dritten Theil seiner Waldung kommen. Das ist ganz richtig, der achte und neunte obrigkeitliche Markstein würde ihm das Stück in gerader Linie wegschneiden; aber behüte mich Gott dafür, ich versetze keinen Markstein. Wie aber, wenn es kein rechter Markstein wäre? Er liegt da, wie seit der Sündfluth; er hat keine Nummer und kein Zeichen.

Dann ging er in die Stube, nahm sein Hausbuch, rechnete, schrieb, blätterte, that Papiere von einander, legte sie wieder zusammen, vergaß, was er gelesen, suchte wieder, was er eben geschrieben hatte, legte dann das Buch wieder in den Kasten, ging die Stube auf und ab und dachte und redete immer mit sich selbst vom Markstein ganz ohne Schloßzeichen und Nummer. Sonst ist kein einziger Markstein ohne Zeichen. Was mir einfällt: Ein alter Arner soll die obrigkeitliche Waldung so hart beschnitten haben; wenn es auch hier wäre? Bei Gott, es ist hier! Es ist die unnatürlichste Krümmung in die obrigkeitlichen Grenzen hinein; bei zwei Stunden geht sie sonst in geraderer Linie als hier; und der Stein hat kein Zeichen und die Scheidung keinen Graben. Wenn die Waldung der Obrigkeit gehörte, ich thäte dann nicht Unrecht, ich wäre treu am Landesherrn. Aber wenn ich mich irrte? — Nein, ich versetze den Stein nicht. Ich müßte ihn umgraben, in der finstern Nacht müßte ich ihn einen starken Steinwurf weit auf der Ebene fortrücken bis an den Felsen, und er ist schwer. Am Tage würde man jeden Karststreich hören, so nahe ist er an der Landstraße, und zu Nacht — ich darf nicht; ich würde vor jedem Geräusch erschrecken. Wenn ein Dachs daher schliche oder ein Reh aufspränge, es würde mir ohnmächtig bei der Arbeit werden. Und wer weiß, ob nicht im Ernst ein Gespenst mich über der Arbeit ergreifen könnte? Es ist wahrlich unsicher des Nachts um die Marksteine und es ist besser, ich laß es bleiben.

Nach einer Weile fuhr er fort: Daß auch so viele Leute weder Hölle noch Gespenster glauben! Der alte Schreiber glaubte von allem kein Wort; und der Vikari — es ist,

bei Gott, nicht möglich, daß er etwas geglaubt hat; aber der Schreiber, der sagte es überlaut und wohl hundertmal zu mir, wie mit meinem Hund, wie mit meinem Roß, sei es mit mir aus, wenn ich todt sein werde. Er glaubte das, fürchtete sich vor nichts und that, was er wollte. Wenn er auch Recht gehabt hätte, wenn ich's glauben könnte, wenn ich's hoffen dürfte, wenn ich's in mein Herz hinein bringen könnte, daß es wahr wäre, bei der ersten Jagd würd' ich hinter den Gebüschen Arnern auflauern und ihn todtschießen; ich würde dem Pfaffen sein Haus abbrennen; aber es ist vergebens, ich kann's nicht glauben, ich darf's nicht hoffen, es ist nicht wahr! Narren sind's, verirrte Narren, die es glauben, oder sie thun nur dergleichen. O, o! Es ist ein Gott! Es ist ein Gott! Markstein! Markstein! ich versetze dich nicht!

So redete der Mann und zitterte, und konnte diese Gedanken nicht los werden. Entsetzen durchfuhr sein Innerstes. Er wollte sich selbst entfliehen, ging auf die Straße, stand beim ersten besten Nachbar und fragte ihn vom Wetter und vom Wind und von den Schnecken, die im Herbst vor drei Jahren dem Roggen Schaden gebracht hatten. Dann kam er nach einer Weile mit ein paar Durstigen wieder in sein Wirthshaus, gab ihnen zu trinken, daß sie blieben, nahm noch ein Jastpulver vom Scheerer und brachte so endlich den Tag des Herrn zu Ende.

41. Häusliche Sonntagsfreuden.

Und nun verlaß ich dich eine Weile, Haus des Entsetzens! Mein Herz war mir schwer, mein Auge war finster, meine Stirn umwölkt, und bang war's mir im Busen über deinen Gräueln. Nun verlaß ich dich eine Weile, Haus des Entsetzens! Mein Auge erheitert sich wieder, meine Stirn entwölkt sich und mein Busen athmet wieder unbeklommen und frei. Ich nähere mich wieder einer Hütte, in welcher Menschlichkeit wohnt.

Als heut am Morgen Lienhard und seine Frau zur Kirche gegangen waren, saßen ihre Kinder fromm und still in der Wohnstube beisammen, beteten, sangen und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten; denn sie mußten solches alle Sonntag Abend der Gertrud wiederholen.

Lise, das älteste, mußte allemal während der Kirche das kleine Gritteli besorgen, es aufnehmen, es trocknen, ihm seinen Brei geben; und das ist immer der Lise größte Sonntagsfreude. Wenn sie das Kleine so aufnimmt und speist, so meint dann Lise, sie sei auch schon groß. Wie sie dann die Mutter spielt, ihr nachäfft, das Kleine tausendmal herzt, ihm nickt und lächelt; wie das Kleine ihr wieder entgegen lächelt, seine Händchen ausstreckt und mit den Füßen zappelt auf ihrem Schoße; wie es seine Lise bald bei der Haube nimmt, bald bei den kleinen Zöpfen, bald bei der Nase; dann wie es über dem bunten Sonntagshalstuch I — ä, I — ä macht und wie Niclas und Enne ihm I — ä antworten; wie dann das Kleine Kopf und Augen herum dreht, den Ton sucht, den Niclas erblickt und auch gegen ihn lacht, wie Niclas dann zuspringt und das lachende Schwesterlein herzt; wie dann Lise den Vorzug will und Alles aufbietet, daß das Liebe gegen sie lache; auch wie sie Sorge trägt, wie sie seinem Weinen zuvorkommt, wie sie ihm Freude macht, es bald in die Höhe hebt bis an die Decke, bald wieder gleich lustig und sorgfältig hinunter läßt bis an den Boden, wie dann das Gritteli bei diesem Spiele jauchzt, auch wie sie Hände und Kopf dem Kind in den Spiegel hinein drückt, und dann endlich, wie es beim Anblick der Mutter weit hinunter in die Gasse jauchzt, wie's ihr entgegen nickt und lächelt, wie es seine beiden Händchen nach ihr ausstreckt und nach ihr hängend fast überwälzt auf des Schwesterleins Arm: das Alles ist wahrlich schön; es ist die Morgenfreude der Kinder Lienhards an den Sonntagen und an den heiligen Festen und diese Freuden frommer Kinder sind wahrlich schön vor dem Herrn ihrem Gott. Er sieht mit Wohlgefallen auf die Unschuld der Kinder, wenn sie sich so ihres Lebens freuen und er

ſegnet ſie, daß es ihnen wohl gehe ihr Lebenlang, wenn ſie folgen und recht thun.

Gertrud war heute mit ihren Kindern zufrieden; ſie hatten Alles in der Ordnung gethan, was ihnen befohlen war. Es iſt die größte Freude frommer Kinder auf Erden, wenn Vater und Mutter mit ihnen zufrieden ſind.

Die Kinder der Gertrud hatten jetzt dieſe Freude, ſie drängten ſich an den Schoß ihrer Eltern, riefen bald Vater, bald Mutter, ſuchten ihre Hände, hielten ſich an ihren Armen und ſprangen am Arme des Vaters und am Arme der Mutter an ihren Hals. Das war dem Lienhard und der Gertrud ein Labſal am Feſttage des Herrn. So lange ſie Mutter iſt, iſt es die Sonntagsfreude der Gertrud, die Freude über ihre Kinder und über ihre kindliche Sehnſucht nach Vater und Mutter, darum ſind ihre Kinder auch fromm und ſanft. Lienhard weinte heute, daß er oft dieſe Freuden des Lebens ſich ſelbſt entriſſen hatte.

Die häuslichen Freuden des Menſchen ſind die ſchönſten der Erde. Und die Freude der Eltern über ihre Kinder iſt die heiligſte Freude der Menſchheit. Sie macht das Herz der Eltern fromm und gut; ſie hebt die Menſchheit empor zu ihrem Vater im Himmel. Darum ſegnet der Herr die Thränen ſolcher Freuden und lohnt den Menſchen jede Vatertreue und jede Mutterſorge an ihren Kindern.

Aber der Gottloſe, der ſeine Kinder für nichts achtet, der Gottloſe, dem ſie eine Laſt ſind und eine Bürde, der Gottloſe, der in der Woche vor ihnen flieht und am Sonntage ſich vor ihnen verbirgt, der Gottloſe, der Ruhe ſucht vor ihrer Unſchuld und vor ihrer Freude und der ſie nicht leiden kann, bis ihre Unſchuld und ihre Freude dahin iſt, bis ſie wie er gezogen ſind: der Gottloſe, der das thut, ſtößt den beſten Segen der Erde mit Füßen von ſich weg. Er wird auch keine Freude erleben an ſeinen Kindern und keine Ruhe finden vor ihnen.

In der Freude ihres Herzens redeten Lienhard und Gertrud mit ihren Kindern am heiligen Feſttage von dem guten Vater im Himmel und von dem Leiden ihres Erlöſers.

Die Kinder hörten still und aufmerksam zu und die Mittagsstunde ging schnell und froh vorüber, wie die Stunde eines Hochzeitfestes. Da läuteten die Glocken zusammen, und Lienhard und Gertrud gingen nochmals zur Kirche. Der Weg führte sie wieder bei des Vogts Hause vorbei und Lienhard sagte zu Gertrud: Der Vogt sah diesen Morgen in der Kirche erschrecklich aus; in meinem Leben sah ich ihn nie so. Der Schweiß tropfte von seiner Stirn, als er zudiente; hast du es nicht bemerkt, Gertrud? Ich sah, daß er zitterte, da er mir den Kelch gab. Ich hab' es nicht bemerkt, sagte Gertrud.

Lienhard. Es ging mir an's Herz, wie der Mann aussah. Hätt' ich's dürfen, Frau, ich hätt' ihm überlaut zugerufen; Verzeih mir, Vogt! Und wenn ich ihm mit etwas zeigen könnte, daß ich's nicht bös meine, ich würd' es gerne thun.

Gertrud. Lohn dir Gott dein Herz, Lieber! Es wäre recht, wenn du dazu Anlaß hättest; aber des Rudi hungernde Kinder und noch mehr schreien Rache über den Mann und er wird dieser Rache gewiß nicht entrinnen.

Lienhard. Es geht mir an's Herz, der Mann ist höchst unglücklich. Ich sah es schon lang mitten im Lärm seines Hauses, daß ihn nagende Unruhe plagte.

Gertrud. Mein Lieber, wer von einem stillen eingezogenen frommen Leben abläßt, dem kann's niemals wohl sein in seinem Herzen.

Lienhard. Wenn ich je etwas in meinem Leben deutlich erfahren und gesehen habe, so ist es dieses. Alles was immer die gewaltthätigen Anhänger des Vogts in seinem Haus rathschlagten, vornahmen, erschlichen oder erzwangen, Alles machte sie nie eine Stunde zufrieden und ruhig.

Unter diesen Gesprächen kamen sie zur Kirche und wurden da sehr von dem Eifer gerührt, mit welchem der Pfarrer über die Geschichte des Verräthers redete.

42. Etwas von der Sünde.

Gertrud hatte das Gemurmel, das in den Weiberstühlen allgemein war, des Vogts Haus sei schon wieder voll von seinen Lumpen, auch gehört und sagte es nach der Kirche dem Lienhard. Dieser antwortete: Ich kann's doch fast nicht glauben — während der Kirche an einem heiligen Tage!

Gertrud. Es ist freilich erschrecklich; aber die Verwicklungen eines gottlosen Lebens führen zu Allem, auch zu dem Abscheulichsten.

Lienhard seufzt. Gertrud fährt fort: Ich erinnere mich, so lang ich lebe, an das Bild, das unser Pfarrer selig uns von der Sünde machte, da er uns das letztemal zum heiligen Nachtmahl vorbereitete. Er verglich sie mit einem See, der bei anhaltendem Regen nach und nach aufschwillt. Das Steigen des See's, sagte er, ist immer unmerklich; aber es nimmt doch alle Tage und alle Stunden zu. Der See wird immer höher und höher, und die Gefahr wird gleich groß, als wenn er plötzlich und mit Sturm so aufschwellte. Darum geht der Vernünftige und Erfahrne im Anfange zu den Wehren und Dämmen, sie zu besichtigen, ob sie dem Ausbruch zu steuern in Ordnung sind. Der Unerfahrne und der Unweise aber achtet das Steigen des See's nicht, bis die Dämme zerreißen, bis Felder und Wiesen verwüstet sind und bis die Sturmglocke das Land aufbietet der Verheerung zu wehren. So, sagte er, sei es mit der Sünde und dem Verderben, das sie anrichte. Ich bin noch nicht alt, aber ich habe es doch schon hundertmal erfahren, daß der redliche Seelsorger Recht hatte und daß ein Jeder, der in irgend einer Sünde anhaltend fortwandelt, sein Herz so verhärtet, daß er das Steigen ihrer Gräuel nicht mehr achtet, bis Verheerung und Entsetzen ihn aus dem Schlafe wecken.

43. Kindercharakter und Kinderlehren.

Unter diesen Gesprächen kamen sie aus der Kirche wieder in ihre Hütte. Und die Kinder alle liefen Vater und Mutter die Stiege hinunter entgegen, riefen und baten: Wir wollen doch geschwind wiederholen, was wir diese Woche gelernt haben, komm doch geschwind, Mutter, daß wir bald fertig werden.

Gertrud. Warum so eifrig heut, ihr Lieben? warum thut es so noth?

Kinder. Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir's können, mit dem Abendbrod, — gelt, Mutter, wir dürfen? Du hast's uns gestern versprochen.

Mutter. Ich will erst sehen, wie ihr das könnt, was ihr gelernt habt.

Kinder. Aber wir dürfen alsdann, Mutter?

Mutter. Ja, wenn ihr fertig sein werdet.

Die Kinder freuten sich herzlich und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut. Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrod und zwei Schüsseln Milch, von der sie den Rahm nicht abgenommen hatte, weil es Festtag war. Sie nahm jetzt auch das Gritteli an ihre Brust und hörte mit Herzensfreude zu, wie die Kinder während des Essens eins dem andern erzählten, wem sie ihr Abendbrod geben wollten. Keines aß einen Mund voll von seinem Brod, Keines that ein Bröcklein davon in die Milch, und jedes freute sich über sein Brod, zeigte es dem andern und Jedes wollte, das seine sei das größte. Jetzt waren sie fertig mit ihrer Milch; das Brod lag noch neben der Mutter. Niclas schlich zu ihr hin, nahm ihr die Hand und sagte: Du gibst mir doch auch noch einen Mund voll Brod für mich, Mutter?

Mutter. Du hast ja schon, Niclas!

Niclas. Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter. Ich habe dir's nicht befohlen; du darfst es essen, wenn du willst.

Niclas. Nein, ich will's nicht essen; aber du gibst mir doch noch einen Mund voll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niclas. Ach, warum nicht?

Mutter. Damit du nicht meinſt, man müſſe erſt, wenn man den Bauch voll hat und nichts mehr mag, an die Armen denken.

Niclas. Iſt's darum, Mutter?

Mutter. Aber gibſt du es ihm jetzt noch ganz?

Niclas. Ja, Mutter, gewiß, gewiß. Ich weiß, er hungert entſetzlich und wir eſſen um ſechs Uhr zu Nacht.

Mutter. Und, Niclas, ich denke, er bekommt dann auch nichts.

Niclas. Ja gewiß, Mutter, er bekommt gewiß nichts zu Nacht.

Mutter. Ja, das Elend der Armen iſt groß und man muß grauſam und hart ſein, wenn man nicht gern, was man kann, an ſich ſelbſt und an ſeinem eignen Munde erſpart, ihnen ihre große Noth zu erleichtern.

Thränen ſtehen dem Niclas in den Augen. Die Mutter fragt ſodann auch noch die andern Kinder: Liſe, gibſt du deines auch ganz weg?

Liſe. Ja gewiß, Mutter.

Mutter. Und du, Enne, du auch?

Enne. Ja freilich, Mutter.

Mutter. Und du auch, Jonas?

Jonas. Das denk ich, Mutter.

Mutter. Nun das iſt brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es jetzt anſtellen? Es hat alles ſo ſeine Ordnung, und wenn man's noch ſo gut meint, ſo kann man etwas doch unrecht anſtellen. Niclas, wie willſt du's machen mit dem Brod?

Niclas. Ich will laufen, was ich vermag, und ihm rufen, dem Rudeli; ich ſteck es auch nicht in die Taſche, daß er's geſchwind kriegt. Laß mich doch jetzt gehen, Mutter!

Mutter. Wart noch ein wenig, Niclas. Und du, Liſe, wie willſt du es machen?

Liſe. Ich will's nicht ſo machen, wie der Niclas. Ich winke dem Betheli in eine Ecke; ich verſtecke das Brod

43. Kindercharakter und Kinderlehren.

Unter dieſen Geſprächen kamen ſie aus der Kirche wieder in ihre Hütte. Und die Kinder alle liefen Vater und Mutter die Stiege hinunter entgegen, riefen und baten: Wir wollen doch geſchwind wiederholen, was wir dieſe Woche gelernt haben, komm doch geſchwind, Mutter, daß wir bald fertig werden.

Gertrud. Warum ſo eifrig heut, ihr Lieben? warum thut es ſo noth?

Kinder. Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir's können, mit dem Abendbrod, — gelt, Mutter, wir dürfen? Du haſt's uns geſtern verſprochen.

Mutter. Ich will erſt ſehen, wie ihr das könnt, was ihr gelernt habt.

Kinder. Aber wir dürfen alsdann, Mutter?

Mutter. Ja, wenn ihr fertig ſein werdet.

Die Kinder freuten ſich herzlich und wiederholten, was ſie in der Woche gelernt hatten, geſchwind und gut. Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrod und zwei Schüſſeln Milch, von der ſie den Rahm nicht abgenommen hatte, weil es Feſttag war. Sie nahm jetzt auch das Gritteli an ihre Bruſt und hörte mit Herzensfreude zu, wie die Kinder während des Eſſens eins dem andern erzählten, wem ſie ihr Abendbrod geben wollten. Keines aß einen Mund voll von ſeinem Brod, Keines that ein Bröcklein davon in die Milch, und jedes freute ſich über ſein Brod, zeigte es dem andern und Jedes wollte, das ſeine ſei das größte. Jetzt waren ſie fertig mit ihrer Milch; das Brod lag noch neben der Mutter. Niclas ſchlich zu ihr hin, nahm ihr die Hand und ſagte: Du gibſt mir doch auch noch einen Mund voll Brod für mich, Mutter?

Mutter. Du haſt ja ſchon, Niclas!

Niclas. Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter. Ich habe dir's nicht befohlen; du darfſt es eſſen, wenn du willſt.

Niclas. Nein, ich will's nicht eſſen; aber du gibſt mir doch noch einen Mund voll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niclas. Ach, warum nicht?

Mutter. Damit du nicht meinſt, man müſſe erſt, wenn man den Bauch voll hat und nichts mehr mag, an die Armen denken.

Niclas. Iſt's darum, Mutter?

Mutter. Aber gibſt du es ihm jetzt noch ganz?

Niclas. Ja, Mutter, gewiß, gewiß. Ich weiß, er hungert entſetzlich und wir eſſen um ſechs Uhr zu Nacht.

Mutter. Und, Niclas, ich denke, er bekommt dann auch nichts.

Niclas. Ja gewiß, Mutter, er bekommt gewiß nichts zu Nacht.

Mutter. Ja, das Elend der Armen iſt groß und man muß grauſam und hart ſein, wenn man nicht gern, was man kann, an ſich ſelbſt und an ſeinem eignen Munde erſpart, ihnen ihre große Noth zu erleichtern.

Thränen ſtehen dem Niclas in den Augen. Die Mutter fragt ſodann auch noch die andern Kinder: Liſe, gibſt du deines auch ganz weg?

Liſe. Ja gewiß, Mutter.

Mutter. Und du, Enne, du auch?

Enne. Ja freilich, Mutter.

Mutter. Und du auch, Jonas?

Jonas. Das denk ich, Mutter.

Mutter. Nun das iſt brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es jetzt anſtellen? Es hat alles ſo ſeine Ordnung, und wenn man's noch ſo gut meint, ſo kann man etwas doch unrecht anſtellen. Niclas, wie willſt du's machen mit dem Brod?

Niclas. Ich will laufen, was ich vermag, und ihm rufen, dem Rudeli; ich ſteck es auch nicht in die Taſche, daß er's geſchwind kriegt. Laß mich doch jetzt gehen, Mutter!

Mutter. Wart noch ein wenig, Niclas. Und du, Liſe, wie willſt du es machen?

Liſe. Ich will's nicht ſo machen, wie der Niclas. Ich winke dem Betheli in eine Ecke; ich verſtecke das Brod

da unter meine Schürze und ich geb's ihm, daß es Niemand sieht, nicht einmal sein Vater.

Mutter. Und du, Enne, wie willst du's machen?

Enne. Weiß ich's, wie ich den Heireli antreffen werde? Ich werde es ihm geben, wie's mir kommen wird.

Mutter. Und du, Jonas, du kleiner Schelm, du hast Tücke im Sinn, wie willst du's machen?

Jonas. In den Mund steck' ich ihm mein Brod, Mutter, wie du mir's machst, wenn du lustig bist. Den Mund auf, die Augen zu, sag' ich ihm; dann leg' ich's ihm zwischen die Zähne. Es wird lachen. Gelt, Mutter, es wird lachen?

Mutter. Das ist alles recht, Kinder. Aber ich muß euch doch etwas sagen: Ihr müßt das Brod den Kindern still und allein geben, daß es Niemand sehe, damit man nicht meine, ihr wolltet groß thun.

Niclas. Potz tausend, Mutter, so muß ich mein Brod auch in die Tasche thun?

Mutter. Das versteht sich, Niclas.

Lise. Ich habe mir das wohl eingebildet, Mutter, und sagte es vorher, ich wollt' es nicht so machen.

Mutter. Du bist immer das allerwitzigste, Lise. Ich habe nur vergessen, dich dafür zu rühmen; du thust also recht wohl, daß du mich selbst daran erinnerst.

Lise erröthete und schwieg; und die Mutter sagte zu den Kindern: Ihr könnt jetzt gehen; aber denkt an das, was ich euch gesagt habe.

Die Kinder gehen. Niclas läuft und springt, was er vermag, zu des Rudi Hütte hinunter; aber dieser ist nicht auf der Gasse. Niclas hustet ihm, räuspert sich, ruft, aber vergebens; er kommt nicht hinunter und nicht ans Fenster. Da sprach Niclas zu sich selber: Was soll ich jetzt machen? Geh ich zu ihm in die Stube? Ja, ich muß es ihm allein geben. Ich will doch hineingehen und ihm nur sagen, er soll herauskommen auf die Gasse.

Der Rudeli saß eben mit seinem Vater und mit seinen Geschwistern bei dem offenen Sarge der lieben gestorbenen Großmutter, die man in ein paar Stunden begraben sollte,

und der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die die Verstorbene ihnen im Leben erzeigt hatte; sie weinten über ihren letzten Kummer wegen der Erdäpfel und versprachen vor dem offenen Sarg dem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, wieder etwas zu stehlen.

Eben jetzt öffnet Niclas die Thür, sieht die Gestorbene, erschrickt und läuft wieder aus der Stube.

Der Rudi aber, der ihn sieht, denkt, der Lienhard wolle ihm etwas sagen lassen, läuft dem Knaben nach und fragt ihn, was er wolle. Nichts, nichts, antwortete Niclas, nur zu dem Rudeli hab ich wollen, aber er betet jetzt.

Rudi. Das macht nichts, wenn du zu ihm willst.

Niclas. Laß ihn doch nur ein wenig zu mir auf die Gasse.

Rudi. Es ist ja so kalt und er geht nicht gern von der Großmutter weg. Komm doch zu ihm in die Stube.

Niclas. Ich mag nicht hinein, Rudi. Laß ihn doch nur einen Augenblick zu mir herauskommen.

Ich mag's wohl leiden, antwortete der Rudi, und geht zurück nach der Stube. Niclas geht ihm nach bis an die Thür und ruft dem Rudeli: Komm doch einen Augenblick zu mir heraus.

Rudeli. Ich mag jetzt nicht auf die Gasse, Niclas. Ich bin jetzt lieber bei der Großmutter; man nimmt sie mir bald weg.

Niclas. Komm doch nur einen Augenblick.

Rudi. Geh doch und sieh, was er will.

Der Rudeli geht hinaus. Der Niclas nimmt ihn bei dem Arm und sagt: Komm, ich muß dir etwas sagen, führt ihn in eine Ecke, steckt ihm sein Brod geschwind in die Tasche und läuft davon. Der Rudeli dankt und ruft ihm nach: Dank doch auch deinem Vater und deiner Mutter. Niclas kehrt sich um, deutet ihm mit den Händen, daß er doch schweige, und sagt: Es muß es Niemand wissen; und läuft wie ein Pfeil davon.

44. Unarten und böse Gewohnheiten verderben dem Menschen auch die angenehmen Stunden, in denen er etwas Gutes thut.

Lise geht indessen in gemächlichem Schritt ins obere Dorf zu des Reutimarxen Betheli. Dieses stand eben am Fenster. Lise winkt ihm und das Betheli schleicht aus der Stube zu ihm heraus. Der Vater aber, der es merkt, schleicht ihm nach und versteckt sich hinter das Tennthor. Die Kinder vor dem Tennthor denken an keinen Vater und schwatzen nach Herzenslust.

Lise. Du, Betheli, ich habe da Brod für dich.

Betheli, das zitternd die Hand darnach streckt: Du bist gut, Lise. Es hungert mich; aber warum bringst du mir jetzt Brod?

Lise. Weil du mir lieb bist, Betheli. Wir haben jetzt genug Brod; mein Vater muß die Kirche bauen.

Betheli. Meiner auch.

Lise. Ja, aber deiner ist nur Handlanger.

Betheli. Das ist gleich viel, wenn's nur Brod gibt.

Lise. Habt ihr großen Hunger leiden müssen?

Betheli. Ach, wenn's nur jetzt besser wird.

Lise. Was habt ihr zu Mittag gehabt?

Betheli. Ich darf dir's nicht sagen.

Lise. Warum nicht?

Betheli. Wenn es der Vater vernähme, er würde mir —

Lise. Ich würd' es ihm gewiß gleich sagen?

Das Betheli nimmt ein Stück ungekochte weiße Rüben aus der Tasche und sagt: Da sieh — —

Lise. Herr Jesus, sonst nichts?

Betheli. Nein, jetzt schon zwei Tage.

Lise. Und du darfst es Niemand sagen und von Niemand etwas fordern?

Betheli. Ja, wenn er nur wüßte, was ich dir gesagt habe, es würde mir schlecht gehen! —

Liſe. Iß doch das Brod, ehe du wieder hinein mußt.

Betheli. Ja, ich will; ich muß bald wieder hinein, ſonſt fehlt's.

Es fängt an zu eſſen, aber eben öffnet der fromme Marx von der Neuti die kleinere Thür der Scheune und ſagt: Was iſſeſt du da, mein Kind? Sein Kind würgt und ſchluckt ganz erſchrocken über dem lieben Vater den ungekauten Mund voll hinunter und ſagt: Nichts, nichts, Vater.

Marx. Ja — nichts! Wart nur! Und du, Liſe, — es iſt mir kein Gefallen, wenn man meinen Kindern hinterrücks Brod gibt, damit ſie erzählen, was man im Hauſe eſſe oder trinke, und dabei ſo gottlos lügen. Du gottloſes Betheli! Aßen wir nicht einen Eierkuchen zu Mittag?

Liſe zieht jetzt ſo geſchwind wieder ab, als es allgemach daher gekommen war. Das Betheli aber nimmt der liebe Vater mit wildem, zornigem Blick am Arm in die Stube. Und Liſe höret es weit, weit vom Haus weg noch ſchreien. —

Enne trifft den Heireli unter ſeiner Hausthür an und ſagt zu ihm: Willſt du Brod?

Heireli. Ja, wenn du haſt. Enne gibt's ihm; er dankt und ißt, und Enne geht wieder fort. —

Der Jonas ſchlich um des Schabenmichels Haus herum, bis Bäbeli ihn ſah und herab kam. Was machſt du da, Jonas? ſagte Bäbeli.

Jonas. Ich möchte gern etwas Luſtiges machen.

Bäbeli. Ich will mich mit dir luſtig machen, Jonas.

Jonas. Willſt du thun, was ich will, Bäbeli? Es geht dann gewiß luſtig.

Bäbeli. Was willſt du denn machen?

Jonas. Du mußt den Mund aufthun und die Augen zu.

Bäbeli. Ja, du thuſt mir etwas Garſtiges in den Mund.

Jonas. Nein, das thue ich dir nicht, Bäbeli. Meiner Treu nicht!

Bäbeli. Nun — aber ſieh zu, wenn du mich anführſt. Er thut den Mund auf und die Augen nur halb zu.

Jonas. Recht zu mit den Augen, ſonſt gilt's nicht.

Bäbeli. Ja; aber wenn du ein Schelm biſt? Es thut jetzt die Augen ganz zu.

Flugs ſchiebt ihm Jonas das Brod in den Mund und läuft fort.

Das Bäbeli nimmt das Brod aus dem Mund und ſagt: Das iſt luſtig; ſetzt ſich nieder und ißt.

45. Es kann kein Menſch wiſſen, was für gute Folgen auch die kleinſte gute Handlung haben kann.

Sein Vater Michel ſieht das Spiel der Kinder vom Fenſter und erkennt den Jonas des Lienhard; und es geht ihm ein Stich ins Herz.

Was ich für ein Satan bin! ſagt er zu ſich ſelber. Ich verkaufe mich dem Vogt zum Verräther wider den Maurer, der mir Brod zeigt und Verdienſt, und jetzt muß ich noch ſehen, daß auch dieſer Kleine ein Herz hat, wie ein Engel. Ich thue dieſen Leuten nichts Böſes; der Vogt iſt mir ſeit geſtern ein Gräuel. Ich kann's nicht vergeſſen, wie er ausſah, da er mir den Kelch gab. — So ſagte der Mann und blieb den ganzen Abend in ernſten Betrachtungen über ſein Leben zu Hauſe.

Die Kinder Lienhards waren jetzt auch wieder zurück, erzählten dem Vater und der Mutter, wie's ihnen gegangen war und waren ſehr munter. Liſe allein war es nicht, zwang ſich aber fröhlich zu ſcheinen und erzählte mit viel Worten, wie ſie das Betheli ſo herzlich erfreut habe.

Es iſt dir gewiß etwas begegnet, ſagte Gertrud.

Nein, es iſt mir gewiß nichts begegnet und es hat ihm gewiß Freude gemacht, antwortete Liſe.

Die Mutter fragte jetzt nicht weiter, ſondern betete mit ihren Kindern, gab ihnen ihr Nachteſſen und begleitete ſie zur Ruhe. Gertrud und Lienhard laſen noch eine Stunde in ihrer Bibel und redeten mit einander von dem, was ſie laſen; und es war ihnen herzinniglich wohl am Abend des heiligen Feſtes.

46. Am Morgen sehr früh ist viel zu spät für das, was man am Abend vorher hätte thun sollen.

Am Morgen sehr früh, sobald der Maurer erwachte, hörte er Jemand vor dem Fenster rufen. Er stand alsobald auf und öffnete die Thür. Es war Flink, der Harschier aus dem Schloß. Er grüßte den Maurer und sagte: Maurer, ich habe dir schon gestern den Befehl bringen sollen, daß man ungesäumt heute mit dem Steinbrechen anfangen soll.

Maurer. So viel ich gehört habe, hat der Vogt die Arbeiter heute in's Schloß gehen heißen, doch es ist noch früh, ich denke, sie werden noch nicht fort sein; ich will es ihnen sagen.

Da rief er dem Lenk, der in der Nähe wohnte, vor seinem Fenster; aber es antwortete Niemand. Nach einer Weile kam Killer, der mit ihm unter einem Dache wohnte, hervor und sagte: Der Lenk ist seit einer halben Stunde schon fort mit den Andern in's Schloß. Der Vogt hat ihnen gestern nach dem Nachtessen noch sagen lassen, daß sie unfehlbar vor vier Uhr fort sollten, weil sie auf den Mittag wieder daheim sein müßten.

Der Harschier war ernstlich betroffen über diesen Bericht und sagte: Das ist verflucht. Aber was ist zu machen? erwiederte der Maurer.

Flink. Kann ich sie vielleicht noch einholen?

Maurer. Auf des Martis Hügel siehst du ihnen ja auf eine halbe Stunde nach; da kannst du sie, nachdem der Wind geht, zurückrufen, so weit du sie siehst.

Dieser säumt sich jetzt nicht, läuft schnell auf den Hügel, ruft, pfeift und schreit da, was er aus dem Hals vermag, aber vergebens. Sie hören ihn nicht, gehen ihres Weges fort und sind ihm bald aus den Augen. Der Vogt aber, der noch nicht so weit entfernt war, hörte das Rufen vom Hügel, kehrte sich um, das Gewehr des Harschiers glänzte im Morgenstrahle der Sonne, daß der Vogt ihn erkannte; und es wunderte ihn, was der Harschier wolle. Er ging

zurück und der Harschier ihm entgegen. Dieser erzählte ihm jetzt, wie er gestern bis zum Sterben Kopfweh gehabt und versäumt habe, dem Maurer anzusagen, daß man schon heute mit dem Steinbrechen anfangen solle.

---

47. Je fehlerhafter der Mensch ist, desto unverschämter begegnet er denen, die auch fehlen.

Du vermaledeiter Schlingel, was du für Streiche machst, antwortete der Vogt.

Flink. Es wird so schlimm eben nicht sein. Wie hab' ich vom Teufel wissen können, daß die Kerle alle vor Tag zum Dorf hinaus fliegen werden? Hast du es ihnen befohlen?

Vogt. Ja eben, du Hund. Ich muß jetzt vielleicht deinen Fehler ausfressen.

Flink. Ich werde auch kaum leer davon kommen.

Vogt. Es ist verflucht —

Flink. Das war genau auch mein Wort, da ich hörte, daß sie fort wären.

Vogt. Ich mag jetzt nicht spaßen, Schlingel.

Flink. Ich eben auch nicht; aber was machen?

Vogt. Du Narr! Nachdenken!

Flink. Es ist eine halbe Stunde zu spät für meinen Kopf.

Vogt. Wart, man muß nur nie verzagt sein. Es fällt mir etwas ein. Sag du nur keck und mit Ernst, du habest den Befehl am Abend der Frau oder einem Kinde des Maurer gesagt. Sie richten wider dich nichts aus, wenn du mit Ernst daran setzest.

Flink. Mit dem habe ich nichts zu thun; es könnte fehlen.

Vogt. Nein, es kann nicht fehlen, wenn du darauf beharrst; aber bei mehrerem Nachdenken fällt mir etwas ein, das noch besser ist.

Flink. Was denn?

Vogt. Du mußt zurücklaufen zum Maurer, dich grämen

und jammern und sagen, es könnte dir übel gehen, daß du den Befehl versäumt habest; aber er könne dir mit einem einzigen guten Worte aus Allem helfen, wenn er nur etwa einmal dem Junker sage, er habe den Zettel am Sonntage empfangen und aus Mißverstand, da es heiliger Abend gewesen wäre, es ihnen erst heute ansagen wollen. Das schadet dem Maurer kein Haar und thut er's, so ist vollkommen geholfen.

Flink. Du hast Recht; ich glaube, das würde angehen.

Vogt. Es fehlt gewiß nicht.

Flink. Ich muß gehen, ich habe noch Briefe; aber ich will doch noch diesen Morgen zum Maurer hin. Behüt dich Gott, Vogt! Er geht.

Der Vogt allein: Ich erzähle es jetzt so, wie abgeredet, im Schloß. Fehlt's dann, so sage ich, der Harschier hat mir's so erzählt.

---

48. Armer Leute unnöthige Arbeit, und wie ein Heuchler sich einen Schelm zum Freunde macht.

Indessen kamen die Taglöhner zum Schloß, setzten sich auf die Bänke bei der Scheune und warteten da, bis Jemand sie rufen oder bis der Vogt kommen würde, der ihnen versprochen hatte, alsobald nachzukommen. Aber als der Hausknecht im Schlosse sie bei der Scheune sah, ging er zu ihnen hinunter und sagte: Warum seid ihr da, Nachbarn? Unser Herr glaubt, ihr seid an der Arbeit beim Kirchbau. Die Männer antworteten, der Untervogt habe ihnen befohlen, hierher zu kommen, dem Junker für die Arbeit zu danken. Das war nicht nöthig, erwiederte Klaus. Er wird nicht viel darauf geben; aber ich will euch melden.

Der Hausknecht meldete die Männer. Der Junker ließ sie sogleich vor sich und fragte sie freundlich, was sie wollten. Nachdem sie es gesagt und mit Mühe und Arbeit etwas vom Dankenwollen gestammelt hatten, sagte der Junker: Wer hat euch befohlen, um deswillen hieher zu

kommen? Der Untervogt, antworteten die Männer, und wollten noch einmal danken. Das ist wider meinen Willen geschehen, sagte Arner. Geht jetzt in Gottes Namen und seid fleißig und treu, so freut's mich, wenn der Verdienst diesem oder jenem unter euch aufhelfen kann; aber sagt dem Meister, daß man noch heute mit dem Steinbrechen anfangen müsse.

Da gingen die Männer wieder heim.

Und im Heimgehen sagt Einer zum Andern: Das ist doch ein herzguter Herr, der junge Junker. Der alte wäre es auch gewesen, wenn er nicht auf hunderterlei Arten betrogen und hintergangen worden wäre, sagten die ältern Männer alle aus einem Munde. — Mein Vater hat's mir tausendmal gesagt, wie er in der Jugend so gewesen und es geblieben sei, bis er endlich ganz am Vogt den Narren gefressen hatte, sagt Aebi. — Da war's aus mit des Herrn Güte; sie triefte nur in des Vogts Kisten, und der führte ihn wie einen polnischen Bären am Seil, wohin er wollte, sagte Leemann. — Was er für ein Hund ist, daß er uns jetzt so ohne Befehl im Feld herum sprengt und noch dazu allein läßt, sagt Lenk. — Das ist so sein Brauch, sagte der Kienast; aber ein Hundsbrauch, erwiederte der Lenk. — Ja, der Herr Untervogt ist doch ein braver Mann. Unser einer kann eben nicht alles wissen, was vorfällt, antwortete der Kriecher fast so laut, als er konnte; denn er sah, daß der Untervogt im Hohlweg still daher schlich und nahe bei ihnen war. — Der Teufel, du magst ihn wohl rühmen; ich aber rühme jetzt den Junker, sagte Lenk auch ganz laut, denn er sah den Vogt nicht im Hohlwege.

Dieser aber tritt eben aus der Hecke, grüßt die Nachbarn und fragt dann den Lenk: Warum rühmst du den Junker so mächtig? Der Lenk antwortete betroffen: Ha, wir redeten da mit einander, wie er so liebreich und freundlich war. Das war aber doch nicht alles, erwiederte der Vogt. Ich weiß nichts anderes, sagt Lenk. Das ist nicht schön, Lenk, wenn man so seine Worte verleugnet, sagt Kriecher und fährt fort: Er war aber nicht allein, Herr Untervogt. Es

murrten da Etliche, daß ihr sie so allein gelassen hättet; ich sagte aber, unser einer könne ja nicht wissen, was so einem Herrn allemal vorfällt. Auf dieses hin sagte der Lenk, ich könnte wohl den Vogt rühmen; er rühme jetzt den Junker. Aha! es war also mit mir, daß du den Junker verglichen hast, sagte der Vogt und lachte laut. Er hat's aber eben auch nicht so gemeint, wie man es ihm jetzt auslegt, sagten etliche Männer, schüttelten die Köpfe und murrten über den Kriecher.

Es hat gar nichts zu bedeuten und ist nichts Böses. Es ist ein altes Sprüchwort: Weß Brod ich eß', deß Lied ich sing, sagt der Vogt, drückt dem Kriecher die Hand, redet aber nicht weiter hiervon, sondern fragt die Männer, ob Arner zornig gewesen wäre. Nein, antworteten die Männer, gar nicht; er sagte nur, wir sollten heim eilen und ungesäumt noch heute an die Arbeit gehen. Sagt das dem Maurer und es habe mit dem Mißverstand nichts zu bedeuten; ich lasse ihn grüßen, sagte ihnen der Vogt, ging seines Wegs und auch die Männer gingen den ihrigen.

Der Harschier aber war schon längst bei dem Maurer und bat ihn und flehte, er sollte doch sagen, er habe den Befehl am Sonntag erhalten. Der Maurer wollte dem Vogt und dem Harschier gern gefällig sein, und redete mit seiner Frau.

Ich fürchte alles, was krumm ist, antwortete die Frau; und ich wette, der Vogt hat sich jetzt schon damit entschuldigt. Mich dünkt, wenn der Junker dich frägt, so müsseſt du ihm die Wahrheit sagen; wenn aber, wie es sein kann, der Sache Niemand mehr nachfragt, so kannst du es gelten lassen, wie sie es machen, da es Niemand schadet. Lienhard sagte darauf dem Harschier diese Meinung.

Indessen kamen die Männer von Arnburg zurück. Ihr seid geschwind wieder da, sagte ihnen der Maurer. Sie antworteten: Wir hätten den Gang ersparen können.

Lienhard. War er erzürnt über dieses Verseſen?

Die Männer. Nein, gar nicht. Er war gar freundlich und liebreich und sagte uns, daß wir heim eilen und noch heut an die Arbeit gehen sollten.

Flink. Da siehst du jetzt selbst, daß es für dich nichts zu bedeuten hat. Für mich ist es etwas ganz anderes, und auch für den Vogt.

Ja, bei Anlaß des Vogts, unterbricht sie der ehrliche Hübelrudi, wir hätten's fast vergessen: er läßt dich grüßen, und es habe mit dem Mißverständniß gar nichts zu bedeuten.

Lienhard. War er schon beim Junker gewesen, da ihr ihn antrafet?

Die Männer. Nein, wir trafen ihn auf dem Wege zu ihm an.

Lienhard. Er weiß also nichts, als was ihr ihm sagtet und was ich jetzt auch weiß.

Die Männer. Es kann nicht wohl anders sein.

Flink. Du bleibst doch bei deinem Versprechen?

Der Maurer. Ja, aber ganz wie ich's gesagt habe.

Jetzt befahl der Maurer den Männern, bei Zeiten bei der Arbeit zu sein, und rüstete noch einige Werkzeuge; und nachdem er gegessen hatte, ging er mit den Männern das erstemal an seine Arbeit. Wolle sie dir Gott segnen, sagte ihm Gertrud, da er ging. — Wolle sie ihm Gott segnen, muß ich einmal auch sagen, da er geht.

49. Es wird Ernst, der Vogt darf nicht mehr Wirth sein. Wie er sich gebehrdet und wer bei ihm war.

Als der Vogt ins Schloß kam, ließ ihn Arner lange warten; endlich kam er heraus auf die Laube*) und fragte ihn mit Unwillen: Was ist das? warum hießest du heut die Leute alle ins Schloß kommen ohne Befehl?

Ich glaubte, es wäre meine Pflicht, den Männern zu rathen, Euer Gnaden für die Arbeit zu danken, antwortete der Vogt.

*) Gang, Platz vor einem Zimmer.

Arner erwiederte: Deine Pflicht ist zu thun, was mir und meinen Leuten nützlich ist und was ich dir befehle; aber nicht, arme Leute im Feld herum zu sprengen und sie Complimente zu lehren, die nichts nützen und die ich nicht suche. Das aber, warum ich dich habe kommen lassen, ist, dir zu sagen, daß ich die Vogtsstelle nicht länger in einem Wirthshause lasse.

Der Vogt erblaßte, zitterte, und wußte nicht, was er antworten sollte, denn er erwartete nichts weniger, als einen so plötzlichen Entschluß.

Arner fuhr fort: Ich will dir die Wahl lassen, welches von beiden du lieber bleiben willst; aber in vierzehn Tagen will ich deinen Entschluß wissen.

Der Vogt hatte sich etwas wieder erholt und dankte stammelnd für die Bedenkzeit.

Arner erwiederte: Ich übereile Niemand gern und ich suche dich nicht zu unterdrücken, alter Mann. Aber diese zwei Berufe schicken sich nicht zusammen.

Diese Güte Arners machte dem Vogt Muth. Er antwortete: Es haben doch bisher alle Vögte Ihrer Herrschaft gewirthet, und in allen Landen unsers Fürsten ist das allgemein.

Arner aber war kurz und sagte: Du hast jetzt meine Meinung gehört, nimmt dann den Taschenkalender und sagt ferner: Heute ist der 20ste März, und in vierzehn Tagen wird der 3te April sein; also auf den 3ten April erwarte ich deine Antwort, weiter hab' ich jetzt nichts zu sagen. — Arner zeichnete noch den Tag in seinen Kalender und ging in seine Stube.

Bang und beklemmt in seinem Herzen ging der Vogt auch fort. Dieser Schlag hatte ihn so verwirrt, daß er die Leute, an denen er durch die Laube und die Stiege hinunter vorbei ging, nicht sah und nicht kannte. So, fast seiner selber nicht bewußt, kam er bis unten an die Schloßhalde*) zum alten dickstämmigen Nußbaum, da steht er wieder still und sagt zu sich selbst: Ich muß Athem holen. Wie mir

*) Schloßhalde ist der steile Weg vom Schloß herunter.

das Herz klopft! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht! Ohne einzutreten in eine Klage, ohne mir etwas zu beweiſen, bloß weil's ihm ſo beliebt, ſoll ich nicht Vogt ſein oder nicht Wirth. Das iſt über alle Grenzen! — Kann er mich dazu zwingen? Ich glaub's nicht. Den Mantel kann er mir ohne Klage nicht nehmen, und das Wirthsrecht iſt gekauft. — Aber wenn er ſucht, wenn er öffentlich Klage ſucht, er findet, was er will. Von allen den verdammten Buben, denen ich diente, iſt mir keiner, kein Einziger treu. Was ſoll ich jetzt machen? — Vierzehn Tage iſt endlich immer etwas. Oft hab' ich viel in ſo viel Zeit in Ordnung gebracht. Wenn mir nur der Muth nicht entfällt! — Alles kommt nur von dem Maurer; kann ich den verderben, ſo fehlt's nicht, ich finde Auswege aus Allem. — Aber wie mir ſo ſchwach und blöde iſt.

Er nimmt eine Branntweinflaſche aus der Taſche, kehrt ſich gegen den Schatten des Baums, braucht ſein Hausmittel und trinkt einen Schoppen auf einmal hinunter. Einen Dieb oder einen Mörder, dem Steckbriefe nachjagen, erquickt der erſte Trunk Waſſer, den er auf dem erlaufenen Boden der Freiheit trinkt, nicht mehr, als die Branntweinflache den Vogt bei ſeinen Ränken erquickt. Er fühlt ſich jetzt wieder beſſer und mit ſeinen Kräften wächſt auch wieder der Muth des Verbrechers. Das hat mich mächtig erfriſcht, ſagt er zu ſich ſelber, und ſtellt ſich wieder wie ein Mann, der Herz hat und den Kopf hoch trägt. Vor einer Weile, ſagt er, glaubte ich eben noch, ſie werden mich vor dem Abendbrod freſſen, jetzt iſt mir wieder, als ob ich das Mäurerlein und ſelber den Arner da, den gnädigen Buben, mit dem kleinen Finger zuſammen drücke, daß ſie jauchzen wie ſolche, die man bei den Ohren in die Höhe zieht. Gut war's, daß ich meine Flaſche nicht vergeſſen habe; aber was ich auch für ein Kerl wäre ohne ſie.

So redete der Vogt mit ſich ſelber. Der Schrecken war nun völlig ſeinem Zorn, ſeinem Stolz und ſeiner Branntweinflaſche gewichen. Er ging wieder ſo hochmüthig und ſo feindſelig einher, als er je that.

Er nickte den Leuten auf dem Feld, die ihn grüßten, vogtrichterlich stolz, nur so ein klein wenig zu. Er trug seinen knorrichten Stock gebieterisch hoch in der Hand, als ob er im Land mehr zu befehlen habe, als zehn Arner; er hing sein Maul, wie eine alte Stute, und machte Augen so groß und so rund, man sagt bei uns, wie ein Pflugsrädli.

So ging der Tropf einher zu einer Zeit, da er so wenig Ursach hatte.

Neben ihm ging sein großer Türk, ein Hund, der auf einen Wink des Vogts die großen weißen Zähne gegen Jedermann zeigte und seinen Mann auf Leib und Leben packte. Dieser große Türk war weit und breit der Schrecken des armen lumpigten Mannes ebenso, als sein Meister der Schrecken aller armen gedrückten Müdlinge und Schuldner in der ganzen Herrschaft ist. Dieser gewaltige Türk ging neben dem Vogt gleich gravitätisch daher; aber ich darf nicht sagen, was mir auf der Zunge liegt. — Doch ist ganz gewiß, daß der Vogt, der entsetzlich wüthend war, jetzt in seinem Angesicht mit dem Hund etwas Gleiches hatte.

50. Auflösung eines Zweifels.*)

Aber daß der Vogt nach dem gestrigen Jammer und nach dem heutigen Schrecken jetzt dennoch so stolz thut, das wundert vielleicht einen einfältigen Frager; ein gescheidter Landmann merkt's von selbst. Der Hochmuth plagt einen nie stärker, als wenn man im Koth steckt. So lang Alles gut geht und Niemand in Zweifel zieht, daß man oben am Brett ist, so thut Niemand so gar dick; aber dann, wenn links und rechts der Schadenfroh ausstreut, es stehe nicht wie vor Altem, dann regt sich das Blut, schäumt und wallt auf, wie heiße Butter im Kessel, und das war eben der Fall des Vogts. Also ist es ganz natürlich und auch dem

*) In einem andern Buche würde ich den Abschnitt überschreiben: Die Sorgfalt des Autors gegen kunstrichterliches Bedenken. P.

Einfältigsten begreiflich, daß er, da er sich unten an der Schloßhalde vom Schrecken wieder erholt hatte, so stolz habe thun können, als ich gesagt habe. Zudem hatte er diese Nacht auf seine zwei Pulver, und da er wenig getrunken hatte, außerordentlich gut geschlafen und heute am Morgen den Kopf von dem Schrecken und Sorgen des vorigen Tages ziemlich leer gehabt.

Ich erzähle die Sachen, wie sie geschehen und wie sie mir zu Ohren gekommen sind; aber ich könnte und möchte bei Weitem nicht allemal auf unnütze Fragen so Antwort geben, wie jetzt.

---

51. Eine Abschweifung. — Betrachtungen eines alten Mannes, der diese Geschichte erzählt.

Freilich wäre es besser gewesen, der Vogt hätte seine Branntweinflasche am Nußbaum, unter dem er stand, zerschlagen und wäre zurückgegangen zu seinem Herrn, ihm seine Verhältnisse zu entdecken, ihm zu sagen, daß er nicht reich sei, sondern den Vogtsdienst und das Wirthsrecht um der Schulden willen, darin er stecke, nothwendig habe, und ihn um Gnad und Barmherzigkeit zu bitten. Ich weiß, Arner hätte den alten Mann unter diesen Umständen nicht verstoßen.

Aber eben das ist das Unglück der Gottlosen, ihre Laster bringen sie um allen Verstand, daß sie in ihren wichtigsten Angelegenheiten wie blind werden und daß sie wie unsinnig zu ihrem Verderben handeln; da hingegen die guten redlichen Menschen, die ein einfältiges und unschuldiges Herz haben, im Unglück ihren Verstand gar viel besser behalten und sich daher auch gemeiniglich in den Zufällen des Lebens weit leichter helfen und rathen können, als die Gottlosen. Sie demüthigen sich im Unglück, sie bitten ihre Fehler ab, sie richten in der Noth ihre Augen nach der Hand, die allenthalben gegen das Elend der Menschen, welche mit reinem Herzen Hülfe suchen, sich ausstreckt. Der Friede Gottes,

der alle Vernunft übertrifft, ist ihnen Schutz und Leitstern durch ihr Leben, und sie kommen immer so durch die Welt, daß sie am Ende Gott von Herzen danken.

Aber den Gottlosen führt seine Gottlosigkeit aus einer Tiefe in die andere. Er braucht seinen Verstand nie, auf den geraden Wegen der frommen Einfalt Ruh und Gerechtigkeit und Frieden zu suchen. Er braucht ihn nur zu den krummen Wegen der Bosheit, Jammer anzurichten und Unruhe zu stiften. Darum kommt er immer in Unglück; in seiner Noth trotzt er dann. Er leugnet im Fehler, er ist hochmüthig im Elend. Hülfe und Rettung will er entweder erheucheln und erlügen, oder erzwingen und erstehlen. Er traut auf seinen verwirrten wilden Sinn. Er stößt die Hand des Vaters, die sich gegen ihn ausstreckt, von sich; und wenn dieser ihm zuruft: Beug' dich, mein Kind! Ich, dein Vater, ich bin, der da züchtigt, und bin, der da hilft, ich dein Vater! — so verspottet er die Stimme des Retters und sagt: Da mit meiner Hand und mit meinem Kopf will ich mir helfen, wie ich will.

Darum ist des Gottlosen Ende immer so tiefer Jammer und so tiefes Elend.

Ich bin jung gewesen und alt worden, und ich habe mich viel und oft umgesehen, wie es dem Frommen und dem Gottlosen geht. Ich habe die Knaben meines Dorfs mit mir aufwachsen sehen. Ich sah sie Männer werden, Kinder und Kindeskinder zeugen, und nun habe ich die von meinem Alter alle bis auf sieben zum Grabe begleitet. — Gott! du weißt meine Stunde, wenn ich meinen Brüdern folgen soll. Meine Kräfte nehmen ab; aber mein Auge harret deiner, o Herr! Unser Leben ist wie eine Blume des Feldes, die am Morgen blühet, am Abend aber verwelket. O Herr, unser Herrscher, du bist gnädig und gut den Menschen, die auf dich trauen, darum hoffet meine Seele auf dich; aber der Weg des Sünders führt zum Verderben.

Kinder meines Dorfs, o ihr Lieben, laßt euch lehren, wie es dem Gottlosen geht, damit ihr fromm werdet. Ich habe Kinder gesehen, die ihren Eltern trotzten und ihre Liebe

für nichts achteten: allen, allen ist's übel gegangen am Ende. Ich kannte des unglücklichen Uli Vater; ich habe mit ihm unter einem Dache gewohnt und mit meinen Augen gesehen, wie der gottlose Sohn den armen Vater kränkte und schimpfte und in meinem Leben werde ich's nicht vergessen, wie der alte arme Mann eine Stunde vor seinem Tode über ihn weinte. Ich sah den bösen Buben an seinem Begräbniß lachen. — Kann ihn Gott leben lassen, dacht' ich, den Bösewicht? Was geschah? Er nahm ein Weib, das hatte viel Gut; und er war jetzt im Dorf einer der Reichsten und ging in seinem Stolz und in seiner Bosheit einher, als ob Niemand im Himmel und Niemand auf Erden über ihm wäre. Ein Jahr ging vorüber, da sah ich den stolzen Uli an seiner Frau Begräbniß heulen und weinen; ihr Gut mußte er ihren Verwandten bis auf den letzten Heller zurückgeben. Er war plötzlich wieder arm wie ein Bettler. In seiner Armuth stahl er und ihr wisset, welch ein Ende er genommen hat. Kinder, so sah ich immer, daß das Ende des Gottlosen Jammer und Schrecken ist.

Ich sah aber auch den tausendfachen Segen und Frieden in den stillen Hütten der Frommen. Es ist ihnen wohl bei dem, was sie haben. Bei Wenigem ist ihnen wohl, und bei Vielem sind sie genügsam. Arbeit in ihren Händen und Ruhe in ihren Herzen, das ist der Theil ihres Lebens. Sie genießen froh das Ihrige und begehren das nicht, was ihres Nächsten ist. Der Hochmuth plagt sie nicht und der Neid verbittert ihnen ihr Leben nicht; darum sind sie immer froher und zufriedner und mehrentheils auch gesünder, als die Gottlosen. Sie haben auch des Lebens Nothwendigkeiten sicherer und ruhiger; denn sie haben ihren Kopf und ihr Herz nicht bei Bosheiten, sondern bei ihrer Arbeit und bei den Geliebten ihrer stillen Hütten. So ist ihnen wohl im Leben. Gott im Himmel sieht herab auf ihre Sorge und auf ihren Kummer und hilft ihnen.

Kinder meines Dorfs, o ihr Lieben! Ich sah viele fromme Arme auf ihrem Todbette, und ich habe nicht gefunden, daß Einer, ein Einziger von allen, in dieser Stunde sich über

seine Armuth und über die Noth seines Lebens beklagt hätte. Alle, alle dankten Gott für die tausend Proben seiner Vatergüte, die sie in ihrem Leben genossen hatten.

O Kinder meines Dorfs, werdet doch fromm und bleibt einfältig und unschuldig. Ich habe gesehen, wie das schlaue und arglistige Wesen einen schlimmen Ausgang nimmt. Hummel und seine Gesellen waren weit schlauer als alle Andern; sie wußten immer tausend Dinge, wovon uns Andern nichts träumte. Das machte sie stolz und sie glaubten, der Einfältigere sei nur darum in der Welt, daß er ihr Narr wäre. Sie fraßen einige Zeit das Brod der Wittwen und der Waisen und tobten und wütheten gegen die, so nicht ihre Knie beugten vor ihnen. Aber ihr Ende hat sich genähert. Der Herr im Himmel hörte der Wittwen und der Waisen Seufzen. Er sah die Thränen der Mütter, die sie mit ihren Kindern weinten über die gottlosen Buben, die ihre Männer und Väter verführten und drängten; und der Herr im Himmel half den Unterdrückten und den Waisen, die keine Hoffnung mehr hatten, zu ihrem Rechte zu gelangen.

---

52. Das Entsetzen der Gewissensunruhe, aber Liebe und Theilnahme mildern sie.

Als am Sonntag Abend Hans Wüst vom Vogt heim kam, quälten ihn die Sorgen des Meineids noch tiefer, daß er auf dem Boden sich wälzte und heulte, wie ein Hund, dem ein erschreckliches Grimmen die Eingeweide zerreißt. So raste er die Nacht über und den ganzen folgenden heiligen Tag, raufte seine Haare sich aus, schlug sich mit Fäusten bis aufs Blut, aß nichts und trank nichts, lief wüthend umher und sagte: O, o des Rudi Hausmatte! O, o seine Hausmatte, seine Hausmatte! Es brennt auf meiner Seele! — Der Satan, der leidige Satan ist meiner mächtig. — O weh mir! O weh meiner armen Seele!

So ging er wüthend umher, geplagt und gequält von

den Sorgen des Meineids, und heulte das Jammergeheul seiner entsetzlichen gräulichen Schrecken.

Abgemattet von den Qualen dieser Sorgen, konnte er endlich Sonntag Nachts wieder einschlafen.

Am Morgen darauf war ihm wieder etwas leichter und er faßte den Entschluß, seine Qualen nicht mehr bei sich zu behalten, sondern Alles dem Pfarrer zu sagen.

Er nahm auch seinen Sonntagsrock und was er sonst fand, und band alles in ein Bündel zusammen, damit er das Geld, das er dem Vogt schuldig war, darauf entlehnen könne.

Er nimmt jetzt das Bündel, zittert, geht in den Pfarrhof, steht da, will wieder fortlaufen, steht wieder still, wirft das Bündel in den Hausgang und macht Gebehrden, wie ein Mensch, der nicht bei Sinnen ist.

Der Pfarrer sieht ihn in diesem Zustande, geht zu ihm hinunter und sagt zu ihm: Was ist dir, Wüst? Wo fehlt's dir? Komm mit mir hinauf in die Stube, wenn du etwas mit mir reden willst.

Da ging der Wüst mit dem Pfarrer hinauf in seine Stube. Und der Pfarrer war mit dem Wüst so freundlich und herzlich, als er nur konnte. Denn er sah seine Verwirrung und seine Angst, und er hatte das Gemurmel, daß er wegen seines Eids fast verzweifeln wollte, gestern auch schon gehört.

Der Wüst aber, da er sah, wie liebreich und freundlich der Pfarrer gegen ihn war, erholte sich nach und nach wieder und sagte: Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Ich glaube, ich habe einen falschen Eid gethan und verzweifle fast darüber. Ich kann es nicht mehr ertragen; ich will gern alle Strafe, die ich verdient habe, leiden, wenn ich nur noch Gnade und Barmherzigkeit von Gott hoffen darf.

53. Ein Pfarrer, der eine Gewissenssache behandelt.

Der Pfarrer antwortete: Wenn dir dein Fehltritt von Herzen leid ist, so zweifle nicht an Gottes Erbarmen.

Wüst. Darf ich, Herr Pfarrer, darf ich auch bei diesem meinem Fehler noch auf Gottes Erbarmung hoffen und der Verzeihung der Sünden mich getrösten?

Pfarrer. Wenn Gott einen Menschen dahin gebracht hat, daß er aufrichtige Buße thut und im Ernst nach der Verzeihung seiner Sünden seufzt, so hat er ihm den Weg zur Verzeihung und zur Erhaltung aller geistlichen Gnaden schon gezeigt; glaube das Wüst! Und wenn deine Buße dir aufrichtig von Herzen geht, so zweifle nicht, sie wird Gott wohlgefällig sein.

Wüst. Aber kann ich es auch wissen, daß sie ihm wohlgefällig ist?

Pfarrer. Du kannst bei dir selbst wahrlich wohl wissen, wenn du mit Ernst auf dich Achtung gibst, ob sie aufrichtig ist und ganz von Herzen geht, und wenn sie aufrichtig ist, so ist sie Gott gefällig; das ist das Einzige, was ich sagen kann. Sieh, Wüst, wenn einer dem Nachbar den Grund vom Acker weggepflügt hat und es reuet ihn; er geht, ohne daß der Nachbar es weiß, ohne daß er es fordert, für sich selbst und in Stillen, pflügt den Grund dem Nachbar wieder an seinen Acker und thut eher ein Uebriges, als zu wenig, so muß ich denken, es sei ihm Ernst mit der Reue. Gibt er ihm aber das Seinige nicht oder nicht ganz zurück; braucht er im Zurückgeben Vortheil; sorgt er nur, daß ihm der Diebstahl nicht auskomme; ist ihm nur um sich selbst und nicht um seinen Nachbar zu thun, dem er Unrecht gethan hat: so sind seine Reue und sein Zurückpflügen ein Tand, mit welchem der Tropf sich selbst bethört. Wüst, wenn du in deinem Herzen nichts suchst und nichts wünschest, als daß aller Schade, den deine böse That verursacht, und alles Aergerniß, das sie angerichtet hat, aufhöre und wieder gut werde, und daß dir Gott und Menschen verzeihen; wenn du nichts Anderes wünschest, wenn du von Herzen gern alles leidest und thust, um deinen Fehler so viel als möglich wieder gut zu machen: so ist deine Buße gewiß aufrichtig und dann zweifle nicht, daß sie Gott gefällig sei.

Wüſt. Herr Pfarrer, ich will gern leiden und thun, was ich auf Gottes Boden thun kann, wenn mir nur dieſer Stein von dem Herzen kommt. Wie er mich drückt, Herr Pfarrer! Wo ich geh und ſteh, zittr' ich über dieſe Sünde.

Pfarrer. Fürchte dich nicht! Geh nur einfältig, gerad und redlich in deinem Unglück zu Werk, ſo wird's dir gewiß leichter werden.

Wüſt. O, wenn ich nur das hoffen darf, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Fürchte dich nicht! Trau auf Gott! Er iſt der Gott des Sünders, der ihn ſucht. Thue du nur, was du kannſt, gewiſſenhaft und redlich. Das größte Unglück, das aus deinem Eid entſtanden, ſind die Umſtände des armen Rudi, der dadurch in ein entſetzliches Elend gerathen iſt; aber ich hoffe, der Junker werde, wenn du ihm die Sache bekennen wirſt, dann ſelbſt helfen, daß der Mann in ſeinem Elend getröſtet werden könne.

Wüſt. Eben der arme Rudi, eben der iſt's, der mir immer auf dem Herzen liegt. Herr Pfarrer, meint ihr, der Junker könne ihm auch wieder zu ſeiner Matte verhelfen?

Pfarrer. Gewiß weiß ich's nicht. Der Vogt wird freilich Alles thun, dein jetziges Zeugniß verdächtig zu machen; aber der Junker wird auch Alles verſuchen, dem unglücklichen Manne zu dem Seinigen zu helfen.

Wüſt. Wenn es ihm nur auch geräth.

Pfarrer. Ich wünſch' es von Herzen und hoff' es wirklich; aber es mag auch dem Rudi gehen, wie es will, ſo iſt es um deiner ſelbſt und um der Ruhe deines Herzens willen gleich nothwendig, daß du Alles dem Junker offenbareſt.

Wüſt. Ich will es ja gern thun, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Es iſt der gerade Weg und es freut mich, daß du ihn ſo willig gehen willſt; er wird dir Ruhe und Friede in dein Herz bringen. — Aber freilich wird dir das Bekenntniß Schimpf und Schande und Gefängniß und ſchweres Elend zuziehen.

Wüſt. O Herr Pfarrer, das iſt Alles nichts gegen den Schrecken der Verzweiflung und der Furcht, daß Einem Gott in der Ewigkeit nicht mehr gnädig ſein werde.

Pfarrer. Du ſiehſt die Sache in deinem Unglück ſo redlich und vernünftig an, daß ich wahre Freude daran habe. Bitte den lieben Gott, der dir ſo viele gute Gedanken und ſo viel Stärke zu guten und rechtſchaffenen Entſchlüſſen gegeben hat, daß er dieſe Gnade dir ferner ſchenken wolle, ſo biſt du auf einem recht guten Wege und wirſt, will's Gott, Alles, was auf dich wartet, mit Demuth und mit Geduld leicht ertragen können. Und was dir immer begegnen wird, ſo zeige mir dein Zutrauen ferner; ich will dich gewiß nie verlaſſen.

Wüſt. Ach Gott, Herr Pfarrer, wie ihr auch ſo gut und liebreich ſeid mit einem ſo ſchweren Sünder!

Pfarrer. Gott ſelber iſt in ſeinem Thun gegen uns arme Menſchen nur Schonung und Liebe; und ich würde wohl ein unglücklicher Knecht meines guten Gottes und Herrn ſein, wenn ich, in welchem Fall es immer wäre, mit einem meiner fehlenden Mitknechte zankte, haderte und ſchmälte.

So väterlich redete der Pfarrer mit dem Wüſt, der vor ihm in Thränen zerfloß und jetzt lange nichts ſagte.

Der Pfarrer ſchwieg auch eine Weile. Der Wüſt aber fing wieder an und ſagte: Herr Pfarrer, ich habe noch etwas anzubringen.

Pfarrer. Was denn?

Wüſt. Ich bin ſeit dem Handel dem Vogt noch acht Gulden ſchuldig. Er ſagte zwar vorgeſtern, er wolle die Handſchrift zerreißen; aber ich will nicht, daß er mir etwas ſchenke, ich will ihn bezahlen.

Pfarrer. Du haſt Recht; das muß unumgänglich ſein und noch ehe du Arnern die Sache entdeckeſt.

Wüſt. Ich habe unten im Haus ein Bündel; es iſt mein Sonntagsrock und noch etwas darin, das zuſammen wohl die acht Gulden werth iſt. Ich muß in Gottes Namen die acht Gulden entlehnen, und ich habe gedacht,

ihr zürnet nicht, wenn ich euch bitte, daß ihr sie mir gegen dieses Pfand vorstrecket.

Pfarrer. Ich nehme nie eine Sicherheit von Jemand und oft muß ich so etwas abschlagen, so weh es mir auch thut; aber in deinem Fall schlage ich es nicht ab. Sogleich gibt er ihm das Geld und sagt: Trag es alsobald zum Vogt hin und dein Bündel nimm nur wieder mit dir heim.

---

54. Auch beim niedrigsten Volk findet man ein Zartgefühl selbst bei der Annahme von Wohlthaten, um die sie bitten.

Wüst zitterte, als er dem Pfarrer das Geld abnahm, dankte und sagte: Aber das Bündel nehme ich gewiß nicht heim, Herr Pfarrer.

Nun so laß ich dir dasselbe nachtragen, wenn du es nicht gern selbst nimmst, erwiederte lächelnd der Pfarrer.

Wüst. Um Gottes willen, Herr Pfarrer, behaltet das Bündel, damit ihr für eure Sache sicher seid.

Pfarrer. Das wird sich schon finden, Wüst! Bekümmere dich jetzt nicht hierüber und denke vielmehr an das weit Wichtigere, das dir vorsteht. Ich will heute noch dem Junker schreiben und du bringst ihm dann morgen den Brief.

Wüst. Ich dank euch, Herr Pfarrer! Aber um Gottes willen, behaltet das Bündel, ich darf sonst das Geld nicht nehmen; weiß Gott, ich darf nicht.

Pfarrer. Schweig jetzt hievon; geh alsobald mit dem Gelde zum Vogt und komm morgen etwa um neun Uhr wieder zu mir; aber rede mir kein Wort weiter vom Bündel.

Da ging Wüst, erleichtert und in seinem Gewissen getröstet, vom Pfarrer fort gerade in des Vogts Haus und gab das Geld, da der Mann nicht zu Hause war, der Frau.

Diese fragte ihn: Woher so viel Geld auf einmal, Wüst?

Niedergeschlagen und kurz antwortete Wüst: Ich hab es so gemacht, wie ich's gekonnt habe; Gott Lob! daß du es hast.

Die Vogtin erwiederte: Wir haben dich doch noch nie darum gemahnt.

Wüst. Ich weiß es wohl, aber es ist vielleicht eben darum desto besser.

Vogtin. Das ist wunderlich geredet, Wüst. Wo fehlt's dir? Du bist die Zeit her gar nicht recht.

Wüst. Ach Gott, du wirst's wohl erfahren; aber zähle doch das Geld; ich muß gehen.

Die Vogtin zählt das Geld und sagt: Es ist richtig.

Wüst. Nun, gib es deinem Mann ordentlich. Behüt Gott, Frau Vogtin!

Vogtin. Muß es sein — so behüt euch Gott, Wüst!

---

55. Ein Förster, der keine Gespenster glaubt.

Der Vogt war auf dem Rückwege von Arnheim im Hirzauer Wirthshaus eingekehrt; da trank und prahlte er unter den Bauern. Er erzählte ihnen von seinen gewonnenen Händeln und von seiner Gewalt unter dem verstorbenen Arner; wie er unter ihm, und zwar er allein, alles Volk in Ordnung gehalten habe und wie es jetzt allenthalben eine Lumpenordnung sei. Dann gab er seinem Hund das Ordinari, was ein wohlhabender Handwerksbursch, ohne den Wein, zu Mittag hat und spöttelte über einen armen Mann, dem ein Seufzer entfuhr, als er die gute Suppe und das liebe Brod dem Hund darstellen sah. Gelt, du würdest auch so vorlieb nehmen, spricht er zum Armen, streichelt den Hund, und prahlt und säuft und pocht so unter den Bauern bis auf den Abend.

Da kam der alte Förster vom Schloß und nahm im Vorbeigehen auch ein Glas Wein; und der Vogt, der keinen Augenblick gern allein ist, sagt zu ihm: Wir gehen mit einander heim. Wenn du gleich kommst, antwortete der

Förſter; ich muß einer Spur nach. Den Augenblick, antwortete der Vogt; trinkt aus, fragt zuerſt nach der Zeche des Hunds, dann nach der ſeinen, zahlt beide, gibt noch ein Trinkgeld und geht dann mit dem Förſter weiter.

Da ſie jetzt allein auf der Straße waren, fragte der Vogt den Förſter, ob es auch ſicher ſei zu Nacht im Wald vor den Geſpenſtern?

Förſter. Warum fragſt du mich das?

Vogt. Weil ich's wiſſen möchte.

Förſter. Du biſt ein alter Narr! Schon dreißig Jahr Vogt und ſolche Dummheiten fragen! Du ſollteſt dich ſchämen.

Vogt. Nein, bei Gott! Mit den Geſpenſtern weiß ich nie recht, wie ich daran bin, ob ich ſie glauben ſoll oder nicht, und doch hab ich auch noch keines geſehen.

Förſter. Nun, weil du mich ſo treuherzig fragſt, ſo will ich dir aus der Unwiſſenheit helfen. Du zahlſt mir einſt eine Bouteille für meine Erklärung.

Vogt. Gern zwei, wenn du ſie recht machſt.

Förſter. Ich bin nun vierzig Jahre auf meinem Poſten und als ein Junge ſchon vom vierten Jahr an von meinem Vater im Wald erzogen worden. Dieſer erzählte den Bauern in den Wirthshäuſern und in den Schenken immer von den vielen Geſpenſtern und Schreckniſſen des Waldes; aber er trieb nur mit ihnen den Narren; mit mir verſtand er's ganz anders. Ich ſollte Förſter werden und alſo ſolcherlei Zeugs weder glauben noch fürchten; deshalb nahm er mich zu Nacht, wenn weder Mond noch Sterne ſchienen, wenn die Stürme brauſten, auf Frohnfaſten und Weihnacht mit in den Wald; wenn er dann ein Feuer oder einen Schein ſah oder ein Geräuſch hörte, ſo mußte ich mit ihm drauf los über Stauden und Stöcke, über Gräben und Sümpfe und über alle Kreuzwege mußt ich mit ihm dem Geräuſch nach; und es waren immer Zigeuner, Diebe und Bettler. Sodann rief er ihnen mit ſeiner erſchrecklichen Stimme zu: Vom Platze, ihr Schelme! Und wenn's ihrer zehn und zwanzig waren, ſie ſtrichen ſich immer fort und

sie ließen oft noch Häfen und Pfannen und Braten zurück, daß es eine Luſt war. Oft war das Geräuſch auch nur Hochwild, das manchmal gar wunderbare Töne von ſich gibt; und die faulen, alten Holzſtämme geben einen Schein und machen in der Nacht Geſtalten, die Jedermann, der ſich nicht hinzu wagt, in Schrecken ſetzen können. Und das iſt Alles, was ich in meinem Leben im Wald Unrichtiges gefunden habe; aber immer wird's mein Amtsvortheil ſein und bleiben, daß meine Nachbarn ordentlich glauben, er ſei wahl geſpickt mit Geſpenſtern und mit Teufeln; denn ſiehe, unſer einer altet und iſt froh, bei dunkeln Nächten den Frevlern nicht nachlaufen zu müſſen.

56. Ein Mann, den es gelüſtet, einen Markſtein zu verſetzen, möchte auch nicht gern an Geſpenſter glauben, und glaubt doch.

Indeſſen kamen ſie an den Seitenweg, durch welchen der Förſter in den Wald ging; und der Vogt, der nunmehr allein war, redete da mit ſich ſelbſt:

Er iſt vierzig Jahr lang Förſter und hat noch kein Geſpenſt geſehen und glaubt keins; und ich bin ein Narr und glaube ſie, und darf nicht einmal daran denken, eine Viertelſtunde im Walde einen Stein auszugraben. Wie ein Schelm und ein Dieb nimmt er mir das Wirthsrecht, und der Hundsſtein da auf dem Felſen iſt keine rechte Mark; ich glaub's nicht. Und wenn er es wäre, hätt' er ein beſſeres Recht, als mein Wirthshaus? So gewaltthätig einem Manne ſein Eigenthum rauben! Wer, als der Satan, hat ihm das eingeben können? Und da er mein Haus nicht ſchont, ſo habe ich keinen Grund, ſeinen verdammten Kieſelſtein zu ſchonen; aber ich darf nicht. Zu Nacht darf ich nicht auf den Platz, und am Tage kann's wegen der Landſtraße nicht ſein.

Indem er ſo mit ſich ſelber redete, kam er auf des Meyers Hügel, der nahe am Dorfe liegt. Er ſah die

Maurer an den großen Feldsteinen, die in der Ebene da herum liegen, arbeiten; denn es war noch nicht ganz sechs Uhr. Und er ergrimmte darüber bei sich selber.

Alles, Alles, was ich anstelle und vornehme, Alles, Alles schlägt mir fehl. Alles wird an mir zum Schelmen. Muß ich jetzt noch neben dem verdammten Joseph vorbeigehen und schweigen! — Nein, ich kann's nicht! Neben ihm vorbeigehen und schweigen kann ich nicht. Ich will lieber hier warten, bis sie heim gehen.

Er setzt sich nieder; nach einer Weile steht er wieder auf und sagt: Ich will, ich kann ihnen auch hier nicht zusehen, ich will auf die andere Seite des Hügels gehen; — o du verdammter Joseph! —

Er steht auf, geht einige Schritte zurück hinter den Hügel und setzt sich nieder.

---

57. Die untergehende Sonne und ein verlorner armer Tropf.

Die Sonne ging jetzt eben unter und schien noch mit ihren letzten Strahlen auf die Seite der Anhöhe, auf der er eben saß. Um ihn her war das tiefere Feld und unten am Hügel Alles schon im Schatten.

Sie ging aber herrlich und schön unter, ohne Wind und ohne Gewölke, Gottes Sonne; und der Vogt, der in ihre letzten herrlichen Strahlen, die auf ihn fielen, hineinsah, sagte zu sich selbst: Sie geht doch schön unter, und staunte sie an, bis sie hinter dem Berge war.

Jetzt ist Alles im Schatten, und bald ist's Nacht. O mein Herz! Schatten, Nacht und Grausen ist um dich her; dir scheint keine Sonne.

So mußte er zu sich selbst sagen, ob er wollte, oder er wollte nicht; denn der Gedanke schauerte ihm durch seine Seele und er knirschte mit den Zähnen. Anstatt hinzufallen, und anzubeten den Herrn des Himmels, der die Sonne aus der Nacht wieder hervorruft; anstatt auf den Herrn

zu hoffen, der aus dem Staub errettet und aus den Tiefen erlöst, knirschte er mit den Zähnen.

Da schlug die Glocke in Bonnal sechs Uhr; die Maurer gingen vom Felde heim und der Vogt folgte ihnen nach.

---

58. Wie man mit den Leuten etwas ausrichtet und sogar einen Schelm zum Edelmuth bringt. Gertrud aber zeigt sich wieder als weise Frau.

Die meisten Arbeiter des Maurers hatten ihn schon an diesem ersten Abend, an dem sie bei ihm schafften, lieb gewonnen. Er arbeitete die ganze Zeit mit ihnen, wie sie, griff die schwersten Steine selbst an, ging in Schmutz und Wasser, wo es nöthig war, hinein, wie ein Anderer, und noch vor ihnen. Er zeigte ihnen, da sie ganz ungeübt in dieser Arbeit waren, mit Liebe und Geduld ihre Art und Weise und ihre Vortheile, und ließ auch gegen die Ungeschicktesten keine Ungeduld blicken; kein „du Narr", „du Ochs" entfuhr ihm gegen einen Einzigen, ob er gleich hundertmal Anlaß und Gelegenheit dazu gehabt hätte.

Diese Geduld und diese bescheidene Sorgfalt des Meisters und sein Eifer, selbst zu arbeiten, machten, daß Alles sehr wohl von statten ging.

Michel, als einer der Stärksten und Verständigsten, war den ganzen Abend an der Seite des Meisters und sah alle die herzliche Liebe und Güte, mit der dieser auch gegen die Ungeschicktesten handelte, und Michel, der ein Schelm ist und ein Dieb, gewann den Lienhard lieb dieses geraden, redlichen Wesens wegen und es ging ihm an's Herz, daß er gegen diesen braven, rechtschaffenen Mann ein Schelm sein wollte.

Aber dem Kriecher und dem frommen Marx von der Reuti gefiel es schon nicht so wohl, daß er keinen Unterschied machte unter den Leuten und sogar mit dem Bösewicht, dem Michel, recht freundlich war. Auch Lenk schüttelte den Kopf wohl hundertmal und sprach bei sich selbst: Er ist

ein Narr; nähm er Leute, die arbeiten können, wie ich und mein Bruder, er würde nicht halb so viel Mühe haben. Aber die meisten, die er mit Liebe und Geduld zur Arbeit anführte, dankten ihm von Herzensgrunde und hie und da stiegen stille Seufzer zum Vater der Menschen empor, der alle Geduld und alle Liebe, die ein Mensch seinem schwächern Bruder erweist, lohnt und segnet.

Michel konnte die böse Abrede, die er am Samstag mit dem Vogt gemacht hatte, nicht länger auf seinem Herzen tragen und sagte im Heimgehen zu seinem Meister: Ich habe dir etwas zu sagen; ich will mit dir heimgehen. So komm denn, antwortete Lienhard.

Da ging er mit dem Meister in seine Hütte und erzählte ihm, wie der Vogt ihn am Samstag zu Schelmenstreichen gedungen und wie er ihm auf den schönen Handel zwei Thaler gegeben hätte. Lienhard erschrak, aber schwarz und grün wurde es der Gertrud vor Augen über der Erzählung. Das ist erschrecklich, sagte Lienhard. Ja, das ist wohl erschrecklich, erwiederte Gertrud.

Lienhard. Laß dich jetzt das nicht kümmern, ich bitte dich, Gertrud!

Michel. Laß dir das jetzt keine Mühe machen, ich bitte dich, Meister! — Seht, gegen euch versündige ich mich gewiß nicht; darauf könnt ihr zählen.

Lienhard. Ich danke dir, Michel. Aber ich hab es doch an dem Vogt auch nicht verdient.

Michel. Er ist ein eingefleischter Teufel; die Hölle erfindet nicht, was er, wenn er auf Rache denkt und rast.

Lienhard. Es zittert alles an mir.

Gertrud. Beinahe ward mir ohnmächtig.

Michel. Seid doch nicht Kinder, Alles hat ja ein Ende.

Gertrud und Lienhard auf einmal: Gott Lob, Gott Lob!

Michel. Seht, ihr habt jetzt das Ding, wie ihr nur wollt. Wenn ihr wollt, so will ich den Vogt auf dem Glauben lassen, daß ich ihm treu sei, und gerad morgen

oder übermorgen vom Bau Geschirr wegnehmen und in des Vogts Haus tragen. Dann gehst du in aller Stille zu Arner, nimmst einen Gewaltsschein, alle Häuser durchsuchen zu dürfen, fängst bei des Vogts seinem an und dringst plötzlich in die Nebenkammer hinein, wo du es gewiß finden wirst. Aber nimm das in Acht: Du mußt plötzlich in dem Augenblick, in dem du den Gewaltschein zeigst, hineindringen, sonst ist es gefehlt. Sie sind im Stande, sie nehmen es dir unter den Augen weg, steigen zum Fenster hinein oder legen es unter die Decke des Betts. Wenn du dann höflich bist und da nicht nachsuchst, so werden wir in einem schönen Handel sein. Ich denke aber fast, es ist besser für dich, du schickst Jemand anders; es ist kein Stück Arbeit für dich.

Lienhard. Nein, Michel, das Stück Arbeit würde mir gewiß nicht gerathen.

Michel. Das ist gleich viel; ich will dir schon Jemand finden, der diese Arbeit recht mache.

Gertrud. Michel, ich denke, wir sollten Gott danken, daß wir von der Gefahr, die über uns schwebte, jetzt befreit sind, und nicht aus Rache dafür dem Vogt eine Falle legen.

Michel. Er verdient seinen Lohn; mache dir darüber kein Bedenken.

Gertrud. Was er verdiene oder nicht verdiene, das ist nicht unsere Sache zu urtheilen; aber keine Rache auszuüben, das ist unsere Sache und der einzige gerade Weg, den wir in diesem Falle gehen können.

Michel. Ich muß bekennen, du hast Recht, Gertrud, und es ist viel, daß du dich so überwinden kannst; aber ja, du hast Recht, er wird seinen Lohn schon finden; und überall los sein und nichts mit ihm zu thun haben, ist das beste. Ich will auch geradezu mit ihm brechen und ihm seine zwei Thaler zurückgeben; jetzt hab ich aber nur noch anderthalben. Er nimmt sie aus der Tasche, legt sie auf den Tisch, zählt sie und sagt dann weiter: Ich weiß jetzt nicht, ob ich ihm die anderthalben allein bringen oder ob

ich auf den Wochenlohn warten ſoll bis zum Samſtag, da ich dann alles bei einander habe werde.

Lienhard. Es macht mir gar nichts, dir den halben Thaler jetzt voraus zu bezahlen.

Michel. Ich bin herzlich froh, wenn es ſein kann, daß ich von dieſem Manne noch heute los komme. Ich trag es ihm noch in dieſer Stunde ins Haus, wenn ich's habe. Meiſter, ſeit geſtern beim heiligen Nachtmahl lag es mir ſchon ſchwer auf dem Herzen, daß ich ihm ſo böſe Sachen verſprochen hatte; auf den Abend kam noch dein Jonas und gab meinem Kinde ſein Abendbrod und auch das machte, daß es mir an's Herz ging, daß ich gegen dich ein Schelm ſein wollte. Ich habe dich nie recht gekannt und nie viel Umgang mit dir gehabt, Lienhard. Aber heute habe ich geſehen, daß du mit Geduld und mit Liebe Jedermann helfen und rathen wollteſt; und ich meinte, ich würde nicht ſelig ſterben können, wenn ich einem ſo braven, treuen Menſchen das Gute mit Böſem vergelte. (Er hat Thränen in den Augen.) Da ſeht ihr's, ob's mir nicht Ernſt iſt.

Lienhard. Thue doch überall Niemand etwas Böſes mehr.

Michel. Will's Gott, will ich dir folgen.

Gertrud. Es wird dir dann gewiß auch überall wieder beſſer gehen.

Lienhard. Willſt du noch dieſen Abend zum Vogt gehen?

Michel. Ja, wenn ich kann.

Der Maurer gibt ihm den halben Thaler und ſagt: Bring ihn doch nicht in Zorn.

Gertrud. Sag ihm doch nicht, daß wir etwas davon wiſſen.

Michel. Ich will ſo kurz ſein, als ich kann; aber den Augenblick geh ich, ſo iſt's bald vorüber. Behüt Gott, Gertrud. Ich danke dir, Lienhard. Schlaf wohl!

Lienhard. Thu ihm auch alſo; behüt Gott, Michel!

59. Die Hauptauftritte nähern sich. Auch die letzte Hoffnung verläßt den Vogt.

Als der Vogt heim kam, traf er seine Frau allein in der Stube an. Er konnte also die Wuth und den Zorn, den er den Tag über gesammelt hatte, nun ausleeren. Auf dem Feld, im Schloß und in Hirzau, da war's etwas Anderes. Unter den Leuten zeigt so Einer nicht leicht, wie's ihm um's Herz ist. Ungeschickt, wie ein Schäferbub, würde man sagen, würde ein Vogt sein, der das nicht könnte; und das hat man dem Hummel nie nachgeredet. Er konnte ganze Tage hinunter schlucken Zorn und Neid, und Haß und Gram, und immer lächeln und schwatzen und trinken; aber wenn er heim kam und zum Glück oder Unglück die Wohnstube leer fand, alsdann stieß er die Wuth fürchterlich aus, die er unter den Leuten gesammelt hatte.

Seine Frau weinte in einer Ecke und sagte: Um Gottes willen, thu doch nicht so; mit diesem Rasen bringst du Arnern nur immer mehr auf. Er ruht nicht, bis du nachgibst.

Er wird nicht ruhen, ich mag thun, was ich will; er wird nicht ruhen, bis er mich zu Grunde gerichtet haben wird. Ein Schelm, ein Dieb, ein Hund ist er; der Verfluchteste unter allen Verfluchten, sagte der Mann.

Und die Frau: Herr Jesus! Um Gottes willen! Wie du redest! Du bist von Sinnen!

Vogt. Hab ich nicht Ursache? Weißt du es nicht? Er nimmt mir das Wirthsrecht oder den Mantel in vierzehn Tagen.

Vogtin. Ich weiß es; aber um Gottes willen, thue doch jetzt nicht so. Das ganze Dorf weiß es schon. Der Schloßschreiber hat's dem Weibel gesagt und dieser hat's aller Orten ausgekramt. Ich wußte nichts bis auf den Abend, da ich tränkte; da lachten die Leute auf beiden Seiten der Gasse vor allen Häusern und die Margreth, die auch tränkte, nahm mich beiseits und sagte mir das Unglück. Und noch etwas: Hans Wüst hat die acht Gulden

zurückgebracht. Woher kommt jetzt dieser zu acht Gulden? Auch dahinter steckt Arner. Ach Gott! ach Gott! Allenthalben droht ein Ungewitter.

Wie ein Donnerschlag erschreckte das Wort, Hans Wüst hat die acht Gulden zurückgebracht, den Vogt. Er stand eine Weile, starrte mit halbgeöffnetem Mund die Frau an und sagte dann: Wo ist das Geld? Wo sind die acht Gulden? Die Frau stellte es in einem zerbrochenen Trinkglas auf den Tisch. Der Vogt starrt eine Weile das Geld an, zählt's nicht und sagt dann: Es ist nicht aus dem Schloß; der Junker gibt keine ungesonderten Sorten.

Vogtin. Ich bin froh, daß es nicht aus dem Schlosse ist.

Vogt. Es steckt doch etwas dahinter; du hättest es ihm nicht abnehmen sollen.

Vogtin. Warum das?

Vogt. Ich hätte ihn ausforschen mögen, woher er's habe.

Vogtin. Ich habe wohl daran gedacht; aber er wollte nicht warten und ich glaube nicht, daß du etwas heraus gebracht hättest. Er war so kurz und abgebrochen, als man nur sein kann.

Vogt. Es stürmt Alles auf mich los; ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Gib mir zu trinken. Sie stellt ihm den Krug dar und er geht mit wilder Wuth die Stube auf und ab, schnauft, trinkt und redet mit sich selbst: Ich will den Maurer verderben, das ist das erste, das sein muß. Wenn's mich hundert Thaler kostet, der Michel muß ihn verderben; und dann will ich auch hinter den Markstein. — So sagt er und eben klopft Michel an. Wie im Schrecken zuckt der Vogt zusammen, sagt: Wer ist da so spät in der Nacht? und eilt an's Fenster zu sehen.

Mach auf, Vogt! ruft Michel.

Wie mir der so eben recht kommt, sagt der Vogt, eilt, öffnet die Thüre, grüßt Micheln und sagt: Willkommen, Michel! Was bringst du gutes Neues?

Michel. Nicht viel; ich will dir nur sagen . . . .

Vogt. Du wirst doch nicht unter der Thür reden wollen? Ich gehe noch lange nicht schlafen. Komm in die Stube.

Michel. Ich muß wieder heim, Vogt. Ich will dir nur sagen, daß mich der Handel vom Samstag gereut hat.

Vogt. Ja, bei Gott! das wäre nicht recht. Nein, der muß dich nicht gereuen. Wenn's nicht genug ist, ich biete eher ein Mehreres. Komm nur in die Stube. Es fehlt nicht, wir werden des Handels gewiß eins.

Michel. Um keinen Preis, Vogt. Da sind deine zwei Thaler.

Vogt. Ich nehme sie dir jetzt nicht ab, Michel. Treib nicht den Narren. Der Handel wird dir nicht schaden und wenn dir die zwei Thaler zu wenig sind, so komm in die Stube.

Michel. Ich will weiter nichts hören, Vogt. Da ist dein Geld.

Vogt. Bei Gott, ich nehme dir's jetzt nicht ab. Ich habe jetzt geschworen; du mußt mit mir in die Stube.

Michel. Das kann zuletzt wohl sein. (Er geht mit ihm.) Da bin ich nun in der Stube, und da ist dein Geld. (Er legt es auf den Tisch.) Und jetzt behüt Gott, Vogt! und hiemit kehrte er sich um und ging fort.

---

60. Er macht sich an den Markstein, aber die Nacht betrügt Betrunkene und Schelme, die in der Angst sind, am stärksten.

Der Vogt stand eine Weile stumm und sprachlos da, rollte seine Augen umher, schäumte zum Munde aus, zitterte, stampfte und rief dann: Frau! gib mir Brenz; es muß sein, ich gehe.

Frau. Wohin, wohin willst du in der stockfinstern Nacht?

Vogt. Ich geh, ich geh und grabe den Stein aus; gib mir die Flasche.

Frau. Um Gottes willen thue doch das nicht!

Vogt. Es muß ſein, es muß ſein; ich gehe.

Frau. Es iſt ſtockfinſter; es geht auf zwölf, und in der Charwoche hat der Teufel ſonſt viel Gewalt.

Vogt. Hat er das Roß, ſo nehm' er den Zaum auch. Gib mir die Flaſche; ich gehe.

Schnell nimmt er Pickel und Schaufel und Karſt auf die Achſel und eilt im tiefen Dunkel der Nacht auf den Berg, ſeinem Herrn den Markſtein zu verſetzen.

Rauſch und Rache und Wuth machten ihn kühn; doch wo er ein Scheinholz erblickte oder einen Haſen rauſchen hörte, zitterte er, ſtand einen Augenblick ſtill und eilte dann wüthend weiter, bis er endlich zum Markſtein kam. Er griff jetzt ſchnell zur Arbeit, hackte und ſchaufelte umher. Aber plötzlich erſchreckt ihn ein Geräuſch. Ein ſchwarzer Mann hinter dem Geſträuche kommt auf ihn zu. Um den Mann iſt's hell in der finſtern Nacht, und Feuer brennt auf des Mannes Kopfe. Das iſt der Teufel leibhaftig, ſagt der Vogt, flieht, heult entſetzlich und läßt Karſt und Pickel und Schaufel, den Hut und die leere Branntweinflaſche dahinten.

Es war Chriſtoph, der Hühnerträger von Arnheim, der Eier in Oberhofen, Lunkofen, Hirzau und andern Orten aufgekauft hatte und nun auf ſeinem Heimweg begriffen war. Er trug auf ſeinem Korb das Fell von einer ſchwarzen Ziege und hatte eine Laterne daran hängen, um den Weg im Finſtern zu finden. Dieſer Eierträger erkannte die Stimme des fliehenden Vogts und da er dachte, daß er gewiß etwas Böſes im Sinn hätte, ergrimmte er bei ſich ſelbſt und ſprach: Dem verfluchten Buben will ich's jetzt machen! Er meint, ich ſei der Teufel.

Schnell ſtellt er ſeinen Korb ab, nimmt Karſt und Pickel und Schaufel und ſeinen mit Eiſen beſchlagenen Botenſtock, bindet alles zuſammen, ſchleppt es hinter ſich her über den Felsweg hinunter, daß es fürchterlich raſſelt, läuft ſo dem Vogt nach, und ruft mit hohler heulender Stimme: Oh — Ah — Uh — Hummel — Oh — Ah — Uh — Du biſt mein — Wa — art — Hu — Hummel — —

Der arme Vogt läuft, was er vermag, und ſchreit in ſeinem Laufen erbärmlich: Mordio — und helfio — Wächter, der Teufel nimmt mich!

Und der Hühnerträger immer hinten nach: Oh — Ah — Uh — Vo — ogt — — Wa — art — Vo — ogt! du biſt mein — Vo — o — ogt —

---

61. Das Dorf kommt in Bewegung.

Der Wächter im Dorf hörte das Laufen und Rufen vom Berge und verſtand alle Worte; aber er fürchtete ſich und klopfte einigen Nachbarn am Fenſter.

Steht doch auf, Nachbarn, ſagt er zu ihnen, und hört, wie es am Berge geht. Es iſt, als wenn der Teufel den Vogt nehmen wollte! Hört doch, wie er Mordio und Helfio ruft, und er iſt doch, weiß Gott, bei ſeiner Frau daheim; es iſt keine zwei Stunden, ich hab ihn unter ſeinem Fenſter geſehen.

Als ihrer etwa zehn beiſammen waren, riefen ſie, ſie wollten alle mit einander mit dem Windlicht und mit Gewehr wohl verſehen dem Geräuſch entgegen gehen, aber friſch Brod, den Pſalter und das Teſtament im Sack mitnehmen, daß ihnen der Teufel nichts anhaben könne.

Die Männer gingen, hielten aber noch zuerſt bei des Vogts Haus ſtill, um zu ſehen, ob er daheim wäre. Die Vogtin wartete in Todesangſt, wie's ihm auf dem Berg gehen möchte; und da ſie den nächtlichen Lärm hörte und da die Männer mit den Windlichtern an ihrem Hauſe klopften, erſchrak ſie entſetzlich und rief ihnen: Herr Jeſus, was wollt ihr? Dein Mann ſoll herunter kommen, ſagten die Männer. Er iſt nicht zu Hauſe; aber, Herr Jeſus, was iſt's doch, warum ſeid ihr da? ſagte die Frau. Und die Männer: Das iſt eben ſchlimm, wenn er nicht daheim iſt. Horch, wie er Mordio und Helfio ſchreit, als wenn der Teufel ihm nachliefe.

Die Frau läuft jetzt mit den Männern, wie unſinnig,

fort. Der Wächter fragte sie unterwegs: Was Teufels thut doch dein Mann jetzt noch auf dem Berg? Er war ja noch vor ein Paar Stunden zu Haus. Sie antwortete kein Wort, sondern heulte entsetzlich. Auch des Vogts Hund heulte an seiner Kette.

Als aber der Hühnerträger das Volk dem Vogt zu Hülfe eilen sah und des Vogts Hund so fürchterlich heulen hörte, kehrte er um und ging so still und so geschwind, als er konnte, wieder den Berg hinauf zu seinem Korb, packte seine Beute auf und setzte dann seinen Weg fort.

Kunz aber, der mit des Vogts Frau einige Schritte voraus war, merkte, daß es eben nicht der Teufel sein möchte, faßt den heulenden Vogt ziemlich unsanft beim Arm und sagt: Was ist das? Warum thust du auch so, du Narr? O — — O — — laß mich — — O — — Teufel laß mich — — sagte der Vogt, der im Schrecken nichts sah und nichts hörte. Du Narr! ich bin Kunz, dein Nachbar, und das ist deine Frau, sagte ihm dieser.

Die andern Männer sahen zuerst ziemlich behutsam umher, wo etwa der Teufel stecken möchte; und der mit dem Windlicht leuchtete sorgfältig in die Höhe und auf den Boden und auf alle vier Seiten; es steckte auch ein jeder seine rechte Hand in die linke Tasche zum neugebackenen Brod, zum Testament und zum Psalter. Da sich aber lange nichts zeigte, faßten sie nach und nach Muth; einige wurden sogar munter und fingen an den Vogt zu fragen: Hat der Teufel dich mit den Klauen gefaßt oder mit den Füßen getreten, daß du so bluteſt? Andre aber sprachen: Es ist jetzt nicht Zeit zu spotten; wir haben ja alle die erschreckliche Stimme gehört.

Kunz aber sagte: Und mir ahnt, ein Wilddieb, oder ein Harzer*) habe den Vogt und uns alle geäfft. Als ich ihm nahe kam, hörte das Geheul auf und ein Mensch lief den Berg hinauf, was er konnte. Es hat mich tausendmal gereut, daß ich ihm nicht nachgelaufen bin und wir waren

*) Harzsammler.

Narren, daß wir des Vogts Hund nicht mitgenommen haben.

Du bist ein Narr, Kunz! Das war in Ewigkeit keine Menschenstimme. Es ging durch Leib und Seel; es drang durch Mark und Bein; und ein mit Eisen beladener Wagen rasselt nicht so auf der Bergstraße, wie das gerasselt hat.

Kunz. Ich will euch nicht widersprechen, Nachbarn! Es schauerte mir auch, da ich es hörte. Aber doch lasse ich mir nicht ausreden, daß ich Jemand wieder den Berg hinauf laufen gehört habe.

Meinst du, der Teufel könne nicht auch laufen, daß man ihn höre? sagten die Männer. Der Vogt aber hörte von allem Gerede kein Wort. Und da er daheim war, bat er die Männer, daß sie doch diese Nacht bei ihm blieben; und sie blieben gar gern im Wirthshause.

---

62. Der Pfarrer kommt ins Wirthshaus. — Seelsorger-Arbeit.

Indessen hatte der nächtliche Lärm Alles im Dorfe aufgeweckt. Auch im Pfarrhause stand Alles auf, denn man vermuthete Unglück. Und da der Pfarrer nachfragen ließ, was das für ein Lärm sei, bekam er erschreckliche Berichte über den gräulichen Vorfall. Und der Pfarrer dachte, er wolle diesen Schrecken des Vogts, so dumm auch seine Ursache sei, benutzen und ging in der Nacht ins Wirthhaus.

Blitzschnell verschwanden die Weinkrüge von allen Tischen, als er kam. Die Bauern standen auf und sagten: Willkommen, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Der Pfarrer dankte und sagte den Nachbarn: Es ist brav, daß ihr, wenn ein Unglück begegnet, so bereit und dienstfertig seid. Aber wollt ihr mich jetzt eine Weile bei dem Vogt allein lassen?

Bauern. Es ist unsere Schuldigkeit, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Wir wünschen euch eine gute Nacht.

Pfarrer. Ein gleiches, ihr Nachbarn! Aber ich muß euch noch bitten, daß ihr euch in Acht nehmt, wenn ihr etwas über diesen Vorfall erzählt. Es ist allemal unangenehm, wenn man groß Geschrei von einer Sache macht und wenn darnach heraus kommt, daß nichts an der Sache sei, oder etwas ganz Anderes. Für jetzt weiß noch Niemand, was eigentlich geschehen ist und ihr wisset doch, Nachbarn, die Nacht trügt.

Es ist so, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, sagten die Bauern in der Thür. Und: Er ist immer so ein Narr und will nichts glauben, sagten sie draußen.

Der Pfarrer aber redete mit dem Vogt herzlich: Untervogt, ich habe vernommen, daß dir etwas begegnet ist, und ich bin da, dir mit Trost, so gut ich kann, an die Hand zu gehen. Sage mir aufrichtig, was ist dir eigentlich begegnet?

Vogt. Ich bin ein armer unglücklicher Tropf, der leidige Satan hat mich nehmen wollen.

Pfarrer. Wie so, Vogt? Wo ist dir das begegnet?

Vogt. Oben auf dem Berge.

Pfarrer. Hast du denn wirklich Jemand gesehen? Hat dich Jemand angegriffen?

Vogt. Ich sah ihn — ich sah ihn, wie er auf mich zulief. Es war ein großer schwarzer Mann und er hatte Feuer auf seinem Kopfe. Er ist mir nachgelaufen bis unten an den Berg.

Pfarrer. Warum bluteſt du am Kopf?

Vogt. Ich bin im Herunterlaufen gefallen.

Pfarrer. Es hat dich also Niemand angerührt?

Vogt. Nein, aber gesehen hab ich ihn mit meinen Augen.

Pfarrer. Nun Vogt, wir wollen uns nicht dabei aufhalten. Ich kann nicht begreifen, was es eigentlich war. Es mag aber gewesen sein, was es will, so ist es gleich viel; denn Untervogt, es ist eine Ewigkeit, wo ohne allen Zweifel die Gottlosen in seine Klauen fallen werden; und diese Ewigkeit und die Gefahr, nach deinem Tode in seine

Klauen zu fallen, sollte dich bei deinem Alter und bei deinem Leben freilich unruhig und sorgenvoll machen.

Vogt. O Herr Pfarrer, ich weiß vor Sorgen und Unruhe nicht, was ich thue. Um Gottes willen, was kann, was soll ich machen, daß ich vom Teufel wieder los werde? Bin ich nicht jetzt schon ganz in seiner Gewalt?

Pfarrer. Vogt, plage dich nicht mit Geschwätz und mit närrischen Worten. Du bist bei Sinn und Verstand und also ganz in deiner eigenen Gewalt. Thue, was recht ist und was dir dein Gewissen sagt, daß du es Gott und Menschen schuldig seist. Du wirst alsdann bald merken, daß der Teufel keine Gewalt über dich hat.

Vogt. O Herr Pfarrer, was kann, was muß ich denn thun, daß ich bei Gott wieder zu Gnaden komme?

Pfarrer. Im Ernst deine Fehler bereuen, dich bessern und dein ungerechtes Gut wieder zurück geben.

Vogt. Man glaubt, ich sei reich, Herr Pfarrer; aber ich bin's weiß Gott nicht!

Pfarrer. Das ist gleich viel, du hast des Rudi Matte mit Unrecht; und Wüst und Keibacher haben einen falschen Eid gethan; ich weiß es und ich werde nicht ruhen, bis der Rudi wieder zu dem Seinigen gelangt sein wird.

Vogt. O Herr Pfarrer! Um Gottes willen habt Mitleid mit mir.

Pfarrer. Das beste Mitleid, das man mit dir haben kann, ist dieses, wenn man dich dahin bringen kann, gegen Gott und Menschen zu thun, was du schuldig bist.

Vogt. Ich will ja thun, was ihr wollt, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Willst du dem Rudi seine Matte wieder zurück geben?

Vogt. Um Gottes willen, ja, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Erkennest du also, daß du sie mit Unrecht besitzest?

Vogt. In Gottes Namen, ja, Herr Pfarrer, ich muß es bekennen; aber ich komme an den Bettelstab, wenn ich sie verliere.

Pfarrer. Vogt, es ist besser betteln, als armen Leuten ihr Gut unrechtmäßig vorenthalten.

Der Vogt seufzt.

Pfarrer. Aber was thatest du auch mitten in der Nacht auf dem Berge?

Vogt. Um Gottes willen, fragt mich doch das nicht, Herr Pfarrer! Ich kann's, ich darf's nicht sagen. Habt Mitleid mit mir, ich bin sonst verloren.

Pfarrer. Ich will dir nicht zumuthen, mir etwas zu offenbaren, das du nicht willst. Thust du es gern, so will ich dir rathen, wie ein Vater; willst du es nicht thun, in Gottes Namen! so ist es dann deine Schuld, wenn ich dir da, wo du es vielleicht am nöthigsten hättest, nicht rathen kann. Aber da ich ohne deinen Willen von Allem, was du mir sagen wirst, nichts offenbaren werde, so kann ich doch nicht sehen, was du dabei gewinnst, wenn du mir etwas verschweigst.

Vogt. Aber werdet ihr gewiß nichts wider meinen Willen offenbar machen, es mag sein, was es will?

Pfarrer. Nein, gewiß nicht, Vogt.

Vogt. So will ich's euch in Gottes Namen sagen: Ich wollte dem Junker einen Markstein versetzen.

Pfarrer. Lieber Gott und mein Heiland! Warum auch dem guten lieben Junker?

Vogt. Ach, er wollte mir das Wirthshaus oder den Vogtsdienst nehmen; das brachte mich in Wuth.

Pfarrer. Du bist doch ein unglücklicher Tropf, Vogt! Er meinte es so wenig böse. Er hat dir noch einen Ersatz geben wollen, wenn du die Vogtsstelle freiwillig aufgeben würdest.

Vogt. Ist das auch wahr, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ja, Vogt, ich kann dir es für gewiß sagen, denn ich habe es aus seinem Munde. Er hat am Samstag Abend in seinem Berg gesagt und ich hab ihn auf dem Weg vom Reutihof, wo ich bei der alten Frau war, angetroffen; da hat er mir ausdrücklich gesagt: Der junge Mayer, den er zum Vogt machen wolle, müsse dir, damit

du dich nicht zu beklagen habeſt, hundert Gulden jährlichen Erſatzes geben.

Vogt. Ach Gott! Herr Pfarrer, hätt' ich doch das gewußt, ich würde nicht in dieſes Unglück gefallen ſein.

Pfarrer. Man muß Gott vertrauen, auch wenn man noch nicht ſieht, wo ſeine Vatergüte eigentlich hervorblicken will; und von einem guten Herrn muß man Gutes hoffen, auch wenn man noch nicht ſieht, wie und worin er ſein gutes Herz offenbaren will. Das macht, daß man ihm getreu und gewärtig bleibt und dadurch ſein Herz in allen Fällen zum Mitleiden und zu aller Vatergüte offen findet.

Vogt. Ach Gott, wie ein unglücklicher Mann ich bin! Hätt' ich nur auch die Hälfte von dieſem gewußt.

Pfarrer. Das Geſchehene iſt jetzt nicht mehr zu ändern; aber was willſt du jetzt thun, Vogt?

Vogt. Ich weiß es in Gottes Namen nicht; das Bekenntniß bringt mich um's Leben. Was meint ihr, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ich wiederhole, was ich dir eben geſagt habe. Ich will dir kein Bekenntniß zumuthen. Das, was ich ſage, iſt ein bloßer Rath, aber meine Meinung iſt, der gerade Weg habe noch Niemand irre geführt. Arner iſt barmherzig und du biſt ſchuldig; thu jetzt, was du willſt; aber ich würde es auf ſeine Barmherzigkeit ankommen laſſen. Ich ſehe wohl, daß der Schritt ſchwer iſt; aber es iſt auch ſchwer, ihm den Fehler zu verſchweigen, wenn du wahre Ruhe und Zufriedenheit für dein Herz ſuchſt.

Der Vogt ſeufzt und redet nichts. Der Pfarrer fährt fort, und ſagt wieder: Thue jetzt in Gottes Namen, was du willſt, Vogt! Ich will dir nichts zumuthen; aber je mehr ich es überlege, deſto mehr dünkt mich, du fahreſt am beſten, wenn du es auf Arners Barmherzigkeit ankommen laſſeſt; denn ich muß dir doch auch ſagen, es könne nicht anders ſein, der Junker werde nachforſchen, warum du in dieſer ſpäten Nachtzeit auf der Straße geweſen biſt.

Vogt. Herr Jeſus, Herr Pfarrer, was mir in Sinn kommt! Ich habe Pickel und Schaufel und Karſt und

was weiß ich noch, beim Markstein gelassen und er ist schon halb umgegraben; das kann Alles ausbringen. Es übernimmt mich eine Angst und ein Schrecken von wegen des Pickels und des Karsts, daß es entsetzlich ist, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Wenn dich wegen der armseligen Geräthe, die man ja leicht heut noch vor Tag wegtragen und verbergen kann, eine solche Angst übernimmt, Vogt, so denke doch, wie tausend solche Umstände und Vorfälle eintreffen werden und eintreffen müssen, wenn du schweigst, die dir deine übrigen Tage noch alle zu Tagen der größten Unruhe und der bittersten fortdauernden Besorgnisse machen werden. Ruhe für dein Herz wirst du nicht finden, Vogt, wenn du nicht bekennst.

Vogt. Und ich kann auch nicht bei Gott wieder zu Gnaden kommen, wenn ich schweige?

Pfarrer. Vogt, wenn du das selbst denkst und selbst sorgst und fürchtest, und doch wider die Stimme deines Gewissens, wider deine eigne Ueberzeugung schweigst, wie könnte es möglich sein, daß dieses Thun Gott gefallen und dir seine Gnade wieder bringen könnte?

Vogt. So muß ich's denn bekennen?

Pfarrer. Gott wolle mit seiner Gnade bei dir sein, wenn du thust, was dein Gewissen dich heißt.

Vogt. Ich will es bekennen.

Und da er dieses gesagt hatte, betete der Pfarrer vor ihm also: Preis und Dank und Anbetung, Vater im Himmel! Du hast deine Hand gegen ihn ausgestreckt und sie hat ihm Zorn und Entsetzen geschienen, die Hand deiner Erbarmung und Liebe! Aber sie hat sein Herz bewegt, daß er sich nicht mehr gegen die Stimme der Wahrheit verhärtet, wie er sich lange, lange vor ihr verhärtet hat. Du, der du Schonung und Mitleiden und Gnade bist, nimm das Opfer seines Bekenntnisses gnädig an, und zieh deine Hand nicht ab von ihm. Vollende das Werk deiner Erbarmung und laß ihn wieder deinen Sohn, deinen Begnadigten werden. O Vater im Himmel! der Menschen Leben auf

Erden ist Irrthum und Sünde! Darum bist du gnädig den armen Kindern der Menschen und verzeihst ihnen Uebertretung und Sünde, wenn sie sich bessern. Preis und Anbetung, Vater im Himmel! Du hast deine Hand gegen ihn ausgestreckt, daß er dich suche. Du wirst das Werk deiner Erbarmung vollenden und er wird dich finden, lobpreisen deinen Namen und verkündigen deine Gnade unter seinen Brüdern! —

Jetzt war der Vogt durch und durch bewegt; Thränen flossen von seinen Wangen. O Gott! Herr Pfarrer! Ich will es bekennen und thun, was man will. Ich will Ruhe suchen für mein Herz und Gottes Erbarmen.

Der Pfarrer redete noch eine Weile mit ihm, tröstete ihn und ging dann wieder heim.

Es ging aber schon gegen fünf Uhr, da er heim kam.

Und er schrieb alsbald an Arner. Der Brief, den er gestern geschrieben, und der heutige, lauten also:

---

68. Zwei Briefe vom Pfarrer an Arner.

Erster Brief.

Hochedelgeborner Herr!

Der Ueberbringer dieses, Hans Wüst, hat mir heut eine Sache geoffenbart, welche der Art ist, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu rathen, sie Euer Gnaden als seinem Richter zu entdecken. Er hält nämlich in seinem Gewissen dafür, der Eid, den er und Keibacher vor zehn Jahren in der Sache zwischen dem Hübelrudi und dem Vogt geschworen haben, sei falsch. Es ist eine traurige Geschichte, und es kommen dabei sehr bedenkliche Umstände von dem verstorbenen Schloßschreiber und von dem unglücklichen Vikar meines in Gott ruhenden Vorfahren ans Licht; mir schauert vor allem Aergerniß, das dieses Bekenntniß hervor bringen kann. Ich danke aber wieder Gott, daß der Aermste unter meinen vielen Armen, der gedrückte leidende Rudi, mit seiner schweren Haushaltung durch dieses Bekenntniß wieder zu

dem Seinigen kommen könnte. Die täglich steigende Bosheit des Vogts und sein Muthwillen, der jetzt auch sogar die Feste nicht mehr schont, machen mich glauben, die Zeit seiner Demüthigung sei nahe. Für den unglücklichen armen Wüst bitte ich demüthig und dringend um alle Barmherzigkeit und Gnade, welche die Pflichten der Gerechtigkeit Ihrem menschenliebenden Herzen erlauben können.

Meine liebe Frau empfiehlt sich ihrer werthen Frau Gemahlin und meine Kinder ihren guten Fräuleins. Sie sagen besten Dank für die Blumenzwiebeln, mit denen Sie unsern Krautgarten verzieren wollen. Gewiß werden meine Kinder ihrer mit Fleiß warten, denn ihre Blumenfreude ist unbeschreiblich.

Erlauben Sie, Hochedelgeborner Herr! daß ich mit pflichtschuldiger Ergebenheit mich nenne

Euer Wohledelgeboren

Bonnal, den 20. März 1780. gehorsamster Diener
Joachim Ernst, Pfr.

Zweiter Brief.

Hochedelgeborner Herr!

Seit gestern Abend, da ich Euer Gnaden in beiliegend schon versiegeltem Schreiben den Vorfall mit dem Hans Wüst pflichtmäßig zu wissen thun wollte, hat die alles leitende weise Vorsehung meine Hoffnungen und meine Wünsche für den Rudi, sowie meine Vermuthungen gegen den Vogt auf eine mir jetzt noch unbegreifliche und unerklärbare Weise bestätigt.

Es entstand in der Nacht ein allgemeiner Lärm im Dorfe, der so groß war, daß ich Unglück vermuthete. Ich ließ nachfragen, was es sei, und ich erhielt den Bericht: Der Teufel wolle den Vogt nehmen; er schreie erbärmlich droben am Berge um Hülfe, und alles Volk habe das erschreckliche Geraſſel des ihm nachlaufenden Teufels gehört. Ich mußte über diesen Bericht herzlich lachen. Es kamen aber immer mehr Leute, die alle den gräulichen Vorfall

bestätigten und zuletzt berichteten: Der Vogt sei wirklich mit den Männern, die ihm zu Hülfe geeilt waren, wieder heim, aber so erbärmlich vom leidigen Satan herumgeschleppt und zugerichtet worden, daß er wahrscheinlich sterben werde.

Das Alles war freilich keine Waare in meinen Kram, aber was machen? Man muß die Welt brauchen, wie sie ist, weil man sie nicht ändern kann. Ich dachte, es mag nun gewesen sein, was es will, so ist der Vogt vielleicht jetzt weich; ich darf also die gelegene Zeit nicht versäumen und ging deshalb sogleich zu ihm. Ich fand ihn in einem erbärmlichen Zustande. Er glaubt steif und fest, der Teufel habe ihn nehmen wollen. Ich fragte zwar hin und her, um etwa auf eine Spur zu kommen, aber ich begreife noch nichts von Allem. Nur so viel ist gewiß, daß ihn Niemand angerührt hat und daß seine Verwundung am Kopfe, die aber leicht ist, von einem Falle herrührt. Auch hat der Teufel, sobald die Mannschaft anrückte, mit seinem Rasseln und Heulen nachgelassen.

Aber es ist Zeit zur Hauptsache zu kommen. Der Vogt war gedemüthigt und bekannte mir zwei abscheuliche Thaten, die er mir freiwillig erlaubt, Euer Gnaden zu offenbaren.

Erstlich: Es sei wahr, was mir der Hans Wüst gestern geklagt hätte, nämlich: Er habe Ihren in Gott ruhenden Großvater in dem Handel mit dem Rudi irre geführt und die Matte sei mit Unrecht in seiner Hand.

Zweitens: Er habe diese Nacht Euer Gnaden einen Markstein versetzen wollen und sei wirklich an dieser Arbeit gewesen, als ihm der schreckliche Zufall begegnet sei.

Ich bitte Euer Gnaden demüthig um Schonung und Barmherzigkeit auch für diesen unglücklichen Mann, der Gottlob auch zur Demuth und zur Reue zurückzukommen scheint.

Da sich die Umstände also seit gestern geändert haben, schicke ich den Hans Wüst nicht mit seinem Briefe, sondern ich sende beide durch Wilhelm Aebi, und ich erwarte, was Euer Gnaden hierin für fernere Befehle an mich werden

brav geholfen haben, meines lieben Großvaters Fehler wieder gut zu machen. Wir wollen diesen Abend zu seinem Andenken davon mit einander trinken. Mein lieber Herr Pfarrer, er war doch ein braver Mann, wenn gleich die Schelme sein gutes Herz und sein Zutrauen oft gemißbraucht haben.

Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Pfarrer, für Ihre Mühe und für Ihre Sorgfalt für den Hübelrudi. Freilich will ich ihm helfen. Noch heute muß er mit meinem lieben Großvater wieder zufrieden werden, und, will's Gott! in seinem Leben bei seinem Andenken nicht mehr trauern. Es thut mir in der Seele leid, daß er so unglücklich gewesen ist, und ich will, auf welche Weise ich kann, dafür sorgen, daß der Mann für sein Leiden und für seinen Kummer mit Freude und Ruhe wieder erquickt werde. Wir sind gewiß schuldig, die Fehler unsrer Eltern wieder gut zu machen, so viel wir können und mögen. O es ist nicht recht, Herr Pfarrer, daß man behauptet, ein Richter sei nie in Gefahr und sei nie Ersatz schuldig. Ach Gott, Herr Pfarrer, wie wenig kennt man den Menschen, wenn man nicht einsieht, daß alle Richter eben durch Gefahr ihrer Macht nicht nur zur Ehrlichkeit, sondern auch zur Sorgfalt und zur Anstrengung aller Aufmerksamkeit sollten bewogen und angehalten werden. — Aber was ich da schwatze!

Meine Frau und meine Kinder grüßen Ihre Geliebten alle herzlich und senden Ihren Töchtern noch eine Schachtel Blumensamen. Leben Sie wohl, mein lieber Herr Pfarrer, und stürmen Sie jetzt nicht so in allen Stuben herum, Alles aufzuräumen und Würste und Schinken zu sieden, als ob ich vor lauter Hunger bei Ihnen einkehren wolle, sonst werde ich nicht wieder zu Ihnen kommen, so lieb Sie mir sind.

Ich danke Ihnen noch einmal, mein lieber Herr Pfarrer, und bin mit wahrer Zuneigung

Ihr

aufrichtiger Freund

Karl Arner

von Arnheim.

Arnburg, den 21. März 1780.

N. S. So eben sagt mir meine Frau, sie wolle die Komödie mit dem Hühnerträger auch sehen. Wir kommen Ihnen also mit allen Kindern und mit dem großen Wagen auf den Hals.

66. Ein guter Küher.

Da Arner den Wilhelm fortgeschickt hatte, ging er in seinen Stall, wählte unter seinen fünfzig Kühen für den Hübelrudi eine aus und sagte zu seinem Küher: Füttere mir diese Kuh gut und sage dem Buben, daß er sie nach Bonnal führe und in den Pfrundstall*) stelle, bis ich kommen werde.

Der Küher aber antwortete seinem Herrn: Herr, ich muß thun, was ihr mich heißt; aber es ist unter allen diesen fünfzigen keine, die mich so reut. Sie ist noch so jung, so wohlgestalt und so schön, sie kommt mit der Milch in die beste Zeit.

Du bist brav, Küher, daß dich die schöne Kuh reut. Mich aber freut es, daß ich's getroffen habe. Ich suchte eben die schönste; sie kommt in eines armen Mannes Stall, Küher. Laß sie dich nicht reuen, sie wird ihn auch freuen.

Küher. Ach Herr, es ist ewig Schade um die Kuh. Bei einem armen Manne wird sie abfallen, sie wird mager und häßlich werden. O Herr, wenn ich's vernehme, daß sie Mangel hat, ich laufe alle Tage nach Bonnal und bringe ihr Salz und Brod alle Säcke voll.

Junker. Du guter Küher! Der Mann bekommt eine schöne Matte und Futter genug für die Kuh.

Küher. Nun, wenn es ihr nur auch wohl geht, wenn sie doch fort muß.

Junker. Sei nur zufrieden, Küher, es soll ihr nicht fehlen.

Der Küher fütterte die Kuh und seufzte bei sich selber,

*) Stall, der zum Pfarrhaus, zur Pfrund gehört.

daß sein Herr die schönste im Stall wegschenkte. Er nahm auch sein Morgenbrod und Salz, gab Alles dem Fleck und sagte dann zum Jungen: Nimm deinen Sonntagsrock und ein sauberes Hemd; strehle dich und putze dir deine Schuhe, du mußt den Fleck nach Bonnal führen. Und der Junge that, was der Küher ihm sagte und führte die Kuh ab.

Arner sann jetzt eine Weile still und ernsthaft dem Urtheil nach, welches er über den Vogt fällen wollte. Wie ein Vater, wenn er seinen wilden, ausartenden Knaben einsperrt und züchtigt, nichts sucht, als das Wohl seines Kindes, wie es dem Vater an's Herz geht, daß er strafen muß, wie er lieber verschonen und belohnen würde, wie er seine Wehmuth in seinen Strafen so väterlich äußert und durch seine Liebe mitten im Strafen seinen Kindern noch mehr, als durch die Strafe selber, an's Herz greift: so, dachte Arner, muß ich strafen, wenn ich will, daß meine Gerechtigkeitspflege Vaterhandlung gegen meine Angehörigen sei. Und in diesen Gesinnungen faßte er sein Urtheil gegen den Vogt ab.

Indessen hatten seine Gemahlin und seine Töchter geeilt, daß man früher, als sonst, zu Mittag aß.

---

67. Ein Kutscher, dem seines Junkers Sohn lieb ist.

Und der kleine Karl, der schon mehr als zehnmal den Kutscher gebeten hatte, daß er den Wagen schnell fertig halten sollte, lief noch vom Essen in den Stall und rief: Wir haben gegessen, Franz. Spann an und fahr geschwind an's Schloßthor. Du lügst, Junge! Sie haben noch nicht gegessen, man klingelt ja eben zum Tische, sagte Franz.

Karl. Was sagst du, ich lüge? Das leid' ich nicht, du alter Schnurrbart!

Franz. Wart, Bübchen, ich will dich Schnurrbarten lehren! Dafür flechte ich den Pferden die Schwänze und das Halshaar und binde ihnen die Bänder und die Rosen in's Haar, dann geht es noch eine Stunde, und redest du

ein Wort, so sag' ich zum Papa: Der Herodes hat das Grimmen. Sieh, wie er den Kopf schüttelt! Dann läßt er die Rappen im Stall, nimmt den kleinern Wagen und du darfst nicht mit.

Karl. Nein, Franz, hör' doch auf und flechte die Schwänze nicht; nimm doch keine Bänder! Du bist mir lieb, Franz, und ich will nicht mehr Schnurrbart zu dir sagen.

Franz. Du mußt mich küssen, Karl! An meinen Bart mußt du mich küssen, sonst nehm' ich die Bänder und flechte.

Karl. Nein, nur das nicht, Franz.

Franz. Warum sagst du zu mir Schnurrbart? Du mußt mich küssen, sonst nehm' ich die Bänder und fahre nicht mit den Rappen.

Karl. Nun, wenn ich muß; aber du machst dann den Wagen doch geschwind fertig?

Da legte Franz den Roßstrigel ab, hob den jungen Junker in die Höhe und dieser küßte ihn.

Franz drückte ihn herzlich und sagte: Auch recht, Bübli! eilte mit dem Wagen und fuhr bald vor das Schloßthor. Da setzte sich Arner mit seiner Gemahlin und mit seinen Kindern ein. Und Karl bat den Papa: Darf ich mich zu Franz auf den Bock setzen? Es ist so eng und so warm im Wagen. Meinethalben, sagte Arner und gebot dem Franz, wohl Acht auf ihn zu haben.

68. Ein Edelmann bei seinen Arbeitsleuten und beim Pfarrer.

Und Franz fuhr mit seinen muthigen Rappen rasch fort und war bald auf der Ebene bei Bonnal, wo die Männer Steine brachen. Da stieg Arner aus dem Wagen, nach ihrer Arbeit zu sehen, und er traf einen Jeden an seinem Platz an und der Steine waren für die Zeit, in welcher sie gearbeitet hatten, schon viele beisammen.

Arner lobte die gute Ordnung und die gute Anstalt bei

ihrer Arbeit, also daß auch die Einfältigsten merkten, daß es ihm nicht würde entgangen sein, wenn das Geringste nicht in Ordnung oder nur zum Schein dargestellt worden wäre. Das freute den Lienhard, denn er dachte: Es sieht jetzt ein Jeder selbst, daß es nicht an mir steht, Unordnung und Liederlichkeit zu dulden.

Arner fragte auch den Meister, welches der Hübelrudi sei. In eben dem Augenblick, da ihm der Maurer ihn zeigte, wälzte der todtblasse und sichtbarlich schwache Rudi einen sehr großen Stein mit dem Hebeeisen aus seinem Nest. Schnell rief Arner: Ueberhebt euch nicht, Nachbarn, und sorget, daß keiner unglücklich werde. Darauf befahl er noch dem Meister, ihnen einen Abendtrunk zu geben, und ging weiter gegen Bonnal.

Er sah bald den guten Pfarrer von Ferne gegen ihn kommen; er lief ihm daher schnell entgegen und rief ihm zu: Sie hätten sich doch in diesem Wetter nicht bemühen sollen; es ist nicht recht bei Ihren Beschwerden. Dann eilte er mit ihm heim in seine Stube und erzählte ihm die ganze Geschichte mit dem Hühnerträger und sagte: Ich habe ziemlich viel Geschäfte, Herr Pfarrer; ich will schnell daran, damit wir noch ein paar Stunden ruhig mit einander Freude haben können.

Jetzt sandte er auch zu dem jungen Meyer und ließ ihm sagen, daß er zu ihm komme, und sagte zum Pfarrer: Ich will vor allem des Vogts Rechnungen und Bücher versiegeln lassen, denn ich will wissen, mit wem er in Rechnung stehe und er muß sie mit Jedermann vor mir in Ordnung bringen.

Pfarrer. Dadurch werden Sie einen guten Theil Ihrer Angehörigen sehr nahe kennen lernen, gnädiger Herr.

Junker. Und wie ich hoffe, auch Wege finden, vieler häuslichen Verwirrung in diesem Dorfe ein Ende zu machen, wenn ich bei diesem Anlasse Jedermann deutlich und einleuchtend machen kann, wie sich die Leute unwiederbringlich verderben, wenn sie mit solchen Wucherern, wie der Vogt ist, nur um einen Kreuzer anbinden. Es dünkt mich, Herr

Pfarrer, die Landesgesetze thun zu wenig, diesem Landesverderben zu steuern.

Pfarrer. Keine Gesetzgebung kann das, gnädiger Herr, aber das Vaterherz eines Herrn.

---

69. Des Junkers und des Pfarrers Herz gegen den fehlenden Vogt.

Indessen kam der jüngere Meyer und der Junker sagte zu ihm: Meyer, ich bin im Fall meinen Vogt zu entsetzen; aber so sehr er sich vergangen hat, bewegen mich doch einige Umstände, daß ich wünsche, ihm, so lange er lebt, noch etwas vom Einkommen seines Dienstes zukommen zu lassen. Du bist ein wohlhabender Mann, Meyer, und ich denke, wenn ich dich zum Vogt mache, du läßt dem alten Mann gern noch jährlich hundert Gulden vom Dienste zufließen.

Meyer. Wenn Sie mich zu diesem Dienste tüchtig finden, gnädiger Herr, so will ich mich hierin, wie in allem Andern, nach Ihren Befehlen richten.

Junker. Nun, Meyer, so komm morgen zu mir auf Arnburg, ich will dann dieses Geschäft in Ordnung bringen. Jetzt will ich dir nur sagen: Du mußt mit meinem Schreiber und mit dem Richter Aebi dem Hummel alle seine Schriften und seine Rechnungen versiegeln. Ihr habt genau nachzusehen, daß von allen Papieren und Rechnungen nichts unterschlagen werde.

Da gingen der Meyer und der Herrschaftsschreiber, nahmen noch den Richter Aebi mit sich und versiegelten des Vogts Schriften. Die Vogtin aber ging mit einem nassen Schwamm gegen die gekreidete Wandtafel; aber der Meyer sah es, hinderte sie etwas durchzustreichen und ließ die gekreidete Tafel schnell abschreiben. Und der Meyer, der Schreiber und der Richter Aebi verwunderten sich, als sie auf der Tafel fanden: Samstag, den 18ten dieses, dem Joseph des Lienhard drei Thaler an Geld. — Wofür das?

fragten sie den Vogt und die Vogtin; aber sie wollten's nicht sagen.

Als die Männer mit der Abschrift der Wandtafel ins Pfarrhaus kamen, verwunderte sich der Junker ebenfalls über diese drei Thaler und fragte die Männer: Wisset ihr, für was das war? Es wollte Niemand mit einer Antwort herausrücken, da wir fragten, antworteten die Männer. Ich will es bald herausbringen, sagte der Junker. Wenn Flink und der Gefängnißwächter da sein werden, so sagt ihnen, sie sollen den Vogt und den Hans Wüst hieher bringen.

Der gute Pfarrer hatte das kaum gehört, so schlich er sich alsobald von der Gesellschaft weg ins Wirthshaus und sagte dem Vogt: Um Gottes willen, was ist das mit den drei Thalern an Joseph? Du machst dich doppelt unglücklich, wenn du's nicht sagst; der Junker ist zornig.

Da bekannte der Vogt dem Pfarrer mit Thränen alle Umstände mit Joseph und mit dem Gelde.

Und der Pfarrer eilte schnell wieder zu Arner und sagte ihm Alles und wie wehmüthig der Vogt es ihm gestanden hätte. Er bat auch den Junker noch einmal um Gnade und Barmherzigkeit für den armen Mann.

Sorgen Sie nicht, Herr Pfarrer. Sie werden mich gewiß menschlich und mitleidig finden, sagte Arner. Er ließ hierauf den Joseph gebunden und gefangen von der Arbeit wegnehmen und ihn mit dem Wüst und dem Vogt herbringen.

Der Vogt zitterte wie ein Laub der großblätterigen Espe. Der Wüst schien in stiller Wehmuth in sich selbst gekehrt und von Herzen geduldig. Der Joseph aber knirschte mit den Zähnen und sagte zum Vogt: Du Donnersbub, du bist an allem schuld!

Arner ließ die Gefangenen einen nach dem andern in die untere Stube des Pfarrhauses führen, wo er sie in Gegenwart des Meyers, des Aebi und des Weibels verhörte. Und nachdem der Schreiber alle ihre Aussagen Wort für Wort niedergeschrieben und sie den Gefangenen wieder vorgelesen, diese sie auch von Neuem wiederholt und bestätigt

hatten, ließ er sie alle unter die Linde des Gemeindeplatzes bringen und befahl, jetzt die Gemeinde zusammen zu läuten.

70. Vom guten Muth und von Gespenstern.

Vorher ging der Junker noch ein paar Augenblicke in die obere Stube zum Pfarrer und sagte: Ich trinke noch ein Glas, Herr Pfarrer, denn ich will gutes Muthes sein in der Gemeinde; das muß man sein, wenn man den Leuten etwas beibringen will. Nichts ist gewisser, sagte der Pfarrer.

Der Junker nöthigte ihn, auch mit zu trinken, und sagte: Wenn nur auch einmal die Geistlichen lernten so ganz ohne Umschweif und Ceremonie mit den Leuten umgehen, Herr Pfarrer. Sobald die Leute einen freudigen Muth, ein ungezwungenes offenes Wesen an Einem sehen, so sind sie schon halb gewonnen.

Ach, Junker, sagte der Pfarrer, eben das so gerade hin, mit gutem Muth, mit freudigem, ungezwungenem Wesen mit den Leuten umgehen, daran werden wir auf tausenderlei Art gehindert.

Junker. Das ist ein Unglück für Ihren Stand, Herr Pfarrer, das sehr weit reicht.

Pfarrer. Sie haben ganz Recht, Junker. Ungezwungener, treuherziger und offener sollte Niemand mit den Leuten umgehen können, als die Geistlichen. Sie sollten Volksmänner sein und dazu gebildet werden; sie sollten den Leuten in den Augen ansehen, was und wo sie reden und schweigen sollen. Ihre Worte sollten sie sparen, wie Gold, und sie hergeben wie nichts, so leicht, so treffend und so menschenfreundlich, wie ihr Meister. Aber ach, sie bilden sich in andern Schulen und man muß Geduld haben, Junker. Es sind in allen Ständen noch gleich viel Hindernisse für die liebe Einfalt und für die Natur.

Junker. Es ist so; man kommt in allen Ständen immer mehr von dem weg, was man eigentlich darin sein

sollte; man muß oft und viele Zeit, in der man wichtige Pflichten seines Standes erfüllen sollte, mit Ceremonien und Komödien zubringen und es sind wenige Menschen, die unter der Last der Etikettenformulare und Pedantereien das Gefühl ihrer Pflichten und das innere Wesen ihrer Bestimmung so rein erhalten, wie es Ihnen gelungen ist, mein lieber Herr Pfarrer. Aber an Ihrer Seite ist's mir Freude und Lust, die selige Bestimmung meiner Vaterwürde zu fühlen; auch will ich trachten, diese Bestimmung mit reinem Herzen zu erfüllen und wie Sie, von allen Ceremonien und Gaukeleien, die man mit den Menschen spielt, nur das mitmachen, was ich muß.

Pfarrer. Sie beschämen mich, gnädiger Herr.

Junker. Ich fühle, was ich sage. Aber es wird bald läuten. Ich sehne mich recht auf die Komödie in der Gemeinde; dießmal, glaube ich, werde ich ihnen etwas von ihrem Aberglauben austreiben.

Pfarrer. Gott gebe, daß es Ihnen gelinge. Dieser Aberglaube ist allem Guten, das man den Leuten beibringen will, immer im Wege.

Junker. Ich fühle es auch an meiner Stelle, wie oft und viel er sie in ihren Angelegenheiten dumm, furchtsam und verwirrt macht.

Pfarrer. Er gibt dem Kopf des Menschen einen krummen Schnitt, der Alles, was er thut, redet und urtheilt, verrückt; und was noch weit wichtiger ist, er verdirbt das Herz des Menschen und flößt ihm eine stolze und rohe Härte ein.

Junker. Ja, Herr Pfarrer, man kann die reine Einfalt der Natur und die blinde Dummheit des Aberglaubens nie genug unterscheiden.

Pfarrer. Sie haben ganz Recht, Junker. Die unverdorbene Einfalt der Natur ist empfänglich für jeden Eindruck der Wahrheit und der Tugend; sie ist wie eine weiche Schreibtafel. Die Dummheit des Aberglaubens aber ist wie gegossenes Erz, keines Eindrucks fähig, als durch Feuer und Flammen. Und ich will jetzt, Junker, da Sie von

diesem Unterschiede, der mir in meinem Berufe so wichtig ist, angefangen haben, einen Augenblick davon weiter reden.

Junker. Ich bitte Sie darum, Herr Pfarrer. Die Sache ist mir eben so wichtig.

Pfarrer. Der Mensch, in der unverdorbenen Einfalt seiner Natur, weiß wenig, aber sein Wissen ist in Ordnung; seine Aufmerksamkeit ist fest und stark auf das gerichtet, was ihm verständlich und brauchbar ist; er bildet sich nichts darauf ein, etwas zu wissen, das er nicht versteht und nicht braucht. Die Dummheit des Aberglaubens aber hat keine Ordnung in ihrem Wissen; sie prahlt, das zu wissen, was sie nicht weiß und nicht versteht; sie maßt sich an, die Unordnung ihres Wissens sei göttliche Ordnung und der vergängliche Glanz ihrer Schaumblase sei göttliche Weisheit und göttliches Licht.

Die Einfalt und die Unschuld der Natur braucht alle Sinne, urtheilt nicht unüberlegt, sieht Alles ruhig und bedächtlich an, duldet Widerspruch, sorgt und eifert für Bedürfniß und nicht für Meinung und wandelt sanft und still und voll Liebe einher. Der Aberglaube aber setzt seine Meinung gegen seine Sinne und gegen aller Menschen Sinne; er findet nur Ruhe im Triumph seines Eigendünkels und er stürmt damit unsanft und wild und hart durch sein ganzes Leben.

Den Menschen in seiner reinen Einfalt leitet sein unverdorbenes Herz, auf das er sich immer getrost verlassen kann, und seine Sinne, die er mit Ruhe braucht. Den Abergläubigen aber leitet seine Meinung, welcher er sein Herz, seine Sinne, und oft Gott, Vaterland, seinen Nächsten und sich selbst aufopfert.

Junker. Das zeigt die Geschichte auf allen Blättern und auch ein kleines Maß von Erfahrung und von Weltkenntniß überzeugt einen Jeden, daß Hartherzigkeit und Aberglaube immer gepaart gehen und daß sie nichts als schädliche und bittere Folgen mit sich führen.

Pfarrer. Aus diesem wesentlichen Unterschied der Einfalt des guten unverbildeten Menschen und der Dummheit

des Aberglaubens erhellt, Junker, daß das beste Mittel, gegen den Aberglauben zu wirken, dieses ist: Den Wahrheitsunterricht in der Erziehung des Volks auf das reine Gefühl der sanften und guten Unschuld und Liebe zu bauen und die Kraft ihrer Aufmerksamkeit auf nahe Gegenstände zu lenken, die sie in ihren persönlichen Lagen interessiren.

Junker. Ich begreife Sie, Herr Pfarrer, und ich finde, wie Sie, daß dadurch Aberglaube und Vorurtheil ihren Stachel, ihre innere Schädlichkeit, ihre Uebereinstimmung mit den Leidenschaften und Begierden eines bösen Herzens und mit den grundlosen Grillen der armseligen Einbildung eines müßigen spintisirenden Wissens verlieren würden. Und so wäre der Rest der Vorurtheile und des Aberglaubens nur noch todtes Wort und Schatten der Sache ohne inneres Gift und er würde dann von selbst fallen.

Pfarrer. So sehe ich es an, Junker. Ordnung, nahe Gegenstände, und die sanfte Entwicklung der Menschlichkeitstriebe müssen die Grundlagen des Volksunterrichts sein, weil sie unzweifelhaft die Grundlagen der wahren menschlichen Weisheit sind. Starke Aufmerksamkeit auf Meinungen und auf entfernte Gegenstände, und schwache auf Pflicht und That und auf nahe Verhältnisse, ist Unordnung im Wesen des menschlichen Geistes. Sie pflanzt Unwissenheit in unsern wichtigsten Angelegenheiten und dumme Vorliebe für Wissen und Kenntnisse, die uns nicht angehen. Und Rohheit und Härte des Herzens sind die natürlichen Folgen alles Stolzes und aller Präsumptionen; daher denn offenbar die Quelle des innern Gifts des Aberglaubens und der Vorurtheile darin zu suchen ist, daß beim Unterricht des Volks seine Aufmerksamkeit nicht fest und stark auf Gegenstände gelenkt wird, die seine Personal-Lage nahe und wichtig interessiren, und sein Herz zu reiner sanfter Menschlichkeit in allen Umständen stimmen. Thäte man das mit Ernst und Eifer, wie man mit Ernst und Eifer Meinungen einprägt, so würde man den Aberglauben an seinen Wurzeln untergraben und ihm alle seine Macht rauben. Aber ich

fühle täglich mehr, wie weit wir in dieser Arbeit noch zurück sind.

Junker. Es ist in der Welt alles vergleichungsweis wahr oder nicht wahr. Es waren weit rohere Zeiten, Zeiten, wo man Gespenster glauben oder ein Ketzer sein mußte, Zeiten, wo man alte Frauen auf Verdacht und boshafte Klagen hin an der Folter fragen mußte, was sie mit dem Teufel gehabt, oder Gefahr lief, seine Rechte und seinen Gerichtstuhl zu verlieren.

Pfarrer. Das ist Gott Lob vorbei; aber es ist noch viel des alten Sauerteigs übrig.

Junker. Nur Muth gefaßt, Herr Pfarrer! Es fällt ein Stein nach dem andern vom Tempel des Aberglaubens. Wenn man nur auch so eifrig an Gottes Tempel aufbaute, als man an dem Tempel des Aberglaubens herunter reißt!

Pfarrer. Eben da fehlt's und eben das schwächt oder vernichtet meine Freude darüber, daß man gegen den Aberglauben arbeitet, weil ich sehe, daß alle diese Leute gar nicht bekümmert sind, das Heiligthum Gottes, die Religion in ihrer Kraft und in ihrer Stärke auf der Erde zu erhalten.

Junker. Es ist so; aber bei allen Revolutionen will man im Anfang das Kind mit dem Bade ausschütten. Man hatte Recht, den Tempel des Herrn zu reinigen; aber man fühlt jetzt schon, daß man im Eifer seine Mauern zerstoßen hat, und man wird zurück kommen und die Mauern wieder aufbauen.

Pfarrer. Ich hoffe es zu Gott und sehe es mit meinen Augen, daß man anfängt zu fühlen, daß die eingerissene Irreligiosität die menschliche Glückseligkeit unendlich untergräbt.

Junker. Indessen müssen wir gehen und ich will einmal auch heute gegen den Aberglauben stürmen und eure Gespensterkapelle zu Bonnal angreifen.

Pfarrer. Möge es Ihnen gelingen. Ich habe es mit meinem Angreifen und mit meinem Predigen dagegen noch nicht weit gebracht.

Junker. Ich will's nicht mit Worten versuchen, Herr Pfarrer. Mein Hühnerträger muß mit seinem Korb und mit seiner Laterne, mit seinem Karst und seinem Pickel mir überflüssige Worte sparen.

Pfarrer. Ich glaube im Ernst, dieser werde es vortrefflich gut machen; denn es ist gewiß, wenn man solche Vorfälle wohl zu benutzen weiß, so richtet man dadurch in einem Augenblick mehr aus, als mit allen Rednerkünsten in einem halben Jahrhundert.

---

71. Von Gespenstern, in einem andern Tone.

Indessen waren die Bauern bald alle auf dem Gemeindeplatz. Der gestrige Vorfall und das Gerücht von den Gefangenen war die Ursache, daß sie haufenweise herzueilten. Die erschreckliche Erscheinung des Teufels hatte sie tief bewegt und sie hatten von Morgens früh an schon berathschlagt, was unter diesen Umständen zu thun sei, und sich entschlossen, es nicht mehr zu dulden, daß der Pfarrer so ungläubig lehre und predige und alle Gespenster verlache. Sie riethen, sie wollten den Ehegaumer Hartknopf angehen, daß er darüber einen Vortrag halte in der Gemeinde; der junge Meyer aber widersetzte sich und sprach: Ich mag nicht, daß der alte Geizhund, der seine Kinder verhungern läßt und der allen schmutzigen Suppen nachläuft, für uns und für unsern Glauben reden soll; es ist uns eine ewige Schande, wenn wir den Heuchler anreden.

Die Bauern antworteten: Wir wissen wohl, daß er ein Heuchler und ein Geizhund ist; wir wissen auch, daß seine Dienstmagd ein Laster ist, wie er, und wie sie mit einander leben. Es ist wahr, es lügt Keiner von uns allen so frech, Keiner pflügt dem andern, wie er, über die Mark und Keiner putzt in der Ernte beide Seiten der Furchen aus, wie er, aber dann kann von uns auch Keiner, wie er, mit einem Pfarrer reden oder eine geistliche Sache behaupten. Wenn du Einen weißt, der's nur halb kann, wie er,

und es thun will, so ist's gut. Aber der Meyer wußte Niemand.

Also redeten die Männer den Ehegaumer an und sprachen: Du, Hartknopf, du bist der Mann, der einem Geistlichen Antwort geben kann, wie Keiner von uns allen. Du mußt, wenn der Junker heute Gemeinde halten wird, den Pfarrer verklagen wegen seines Unglaubens und einen Bettag begehren wegen der Erscheinung des leidigen Satans. Sie redeten es aber noch nicht öffentlich mit ihm ab, sondern nur die Vornehmsten betrieben den Handel, denn der Pfarrer hatte unter den Armen viele Freunde, aber den größern Bauern war er desto verhaßter, besonders seitdem er sich in einer Morgenpredigt erklärt, es sei nicht Recht, daß sie sich der Vertheilung eines elenden Weideplatzes, welche der Junker zum Vortheil der Armen betreibe, widersetzten.

Der Ehegaumer Hartknopf nahm den Ruf an und sprach: Ihr berichtet mich zwar spät, doch will ich auf den Vortrag studieren. Und er ging von den Bauern weg in sein Haus und studierte den Vortrag vom Morgen bis an den Abend, da es zur Gemeinde läutete. Da aber jetzt die Verschwornen fast alle bei einander waren, wunderten sie sich, warum der Hartknopf nicht käme, und wußten nicht, wo es fehlte. Da sagte ihnen Nickel Spitz: Es fehlt nirgends, als daß er wartet, bis ihr ihn abholt. Was ist zu machen, sagten die Bauern, wir müssen dem Narren uns wohl unterziehen, sonst kommt er nicht.

Und sie sandten drei Richter, ihn abzuholen; diese kamen dann bald wieder mit ihm zurück. Und der Ehegaumer grüßte die Bauern so gravitätisch, wie ein Pfarrer und versicherte die Vorgesetzten und Verschwornen, die um ihn herum standen, leis und bedenklich, er habe nun den Vortrag studiert.

Indessen gab Arner dem Hühnerträger zum Zeichen, wenn er ein großes, weißes Schnupftuch aus der Tasche herausziehe, so soll er kommen und ordentlich Alles vortragen und thun, wie abgeredet sei. Dann ging er mit dem Pfarrer und mit dem Schreiber in die Gemeinde.

Alles Volk stand auf und grüßte den gnädigen Herrn und den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer. Arner dankte ihnen mit väterlicher Güte und sagte den Nachbarn, sie sollten sich auf ihre Bänke setzen, damit Alles in der Ordnung gehe.

Thereſe aber und die Frau Pfarrer, auch alle Kinder und Dienstleute aus dem Schloß und aus dem Pfarrhause standen auf dem Kirchhofe, von dem man geradehin auf den Gemeindeplatz sehen konnte.

Arner ließ jetzt die Gefangenen einen nach dem andern vorführen und ihnen Alles, was sie ausgesagt und bekannt hatten, öffentlich vorlesen. Und nachdem sie vor der Gemeinde das Vorgelesene bestätigt hatten, befahl er dem Vogt, sein Urtheil auf den Knien anzuhören.

72. Ein Urtheil.

Arner redete den Vogt also an: Unglücklicher Mann! Es thut mir von Herzen weh, dir in deinen alten Tagen die Strafen anzuthun, die auf Verbrechen, wie die deinigen sind, folgen müssen. Du hast den Tod verdient, nicht weil des Hübelrudi's Matte oder mein Markstein eines Menschen Leben werth sind, sondern weil meineidige Thaten und ein freches Räuberleben über ein Land gränzenlose Gefahren und Unglück bringen können. Der meineidige Mann und der Räuber werden Mörder beim Anlaß und sind Mörder im vielfachen Sinn durch die Folgen der Verwirrung, des Verdachts, des Jammers und des Elends, das sie anrichten.

Darum hast du den Tod verdient. Ich schenke dir zwar, wegen deines Alters und weil du einen Theil deiner Verbrechen gegen mich persönlich ausgeübt hast, das Leben. Deine Strafe aber ist diese:

Du sollst noch heute in Begleitung aller Vorgesetzten und wer sonst mitgehen will, zu meinem Markstein gebracht werden, um daselbst in Ketten alles wieder in den vorigen Stand zu stellen.

Hierauf sollst du in das Dorfgefängniß hier in Bonnal geführt werden; daselbst wird dein Herr Pfarrer ganzer vierzehn Tage deinen Lebenslauf von dir abfordern, damit man deutlich und klar erkennen könne, woher eigentlich diese große Ruchlosigkeit und diese Härte deines Herzens entsprungen sind. Und ich selbst werde alles Nöthige vorkehren, den Umständen nachzuspüren, welche dich zu deinen Verbrechen verführt haben und welche auch Andere von meinen Angehörigen in gleiches Unglück bringen könnten.

Am Sonntage über vierzehn Tage wird sodann der Herr Pfarrer öffentlich vor der ganzen Gemeinde die Geschichte deines Lebenswandels, deiner häuslichen Unordnung, deiner Hartherzigkeit, deiner Verdrehung aller Eide und Pflichten und deiner schönen Rechnungsart gegen Arme und Reiche umständlich, mit deinen eigenen Aussagen bekräftigt, vorlegen.

Und ich will selbst gegenwärtig sein und mit dem Herrn Pfarrer Alles vorkehren, was nur möglich ist, meine Angehörigen in Zukunft vor solchen Gefahren sicher zu stellen und ihnen gegen die Quellen und Grundursachen des vielen häuslichen Elends, das im Dorfe ist, Hülfe und Rath zu schaffen.

Und hiermit wollte ich dich denn gern entlassen; und wenn meine Angehörigen sanft und wohlgezogen genug wären, der Wahrheit und dem, was ihr zeitliches und ewiges Heil betrifft, um ihrer selbst willen, und nicht um der elenden Furcht vor rohen, grausamen und ekelhaften Strafen zu folgen, so würde ich dich hiermit wirklich entlassen; aber bei so vielen rohen, unbändigen und ungesitteten Leuten, die noch unter uns wohnen, ist's nöthig, daß ich um dieser willen noch beifüge:

Der Scharfrichter wird dich morgen unter den Galgen von Bonnal führen, dir daselbst deine rechte Hand an einen Pfahl in die Höhe binden und deine drei ersten Finger mit unauslöschlicher, schwarzer Farbe anstreichen, wobei aber mein ernster Wille ist, daß Niemand mit Gespött oder mit Gelächter oder irgend einiger Beschimpfung dir diese Stunde

deines Leidens wider meinen Willen verbittere, sondern alles Volk ohne Geräusch und ohne Gerede still und mit entblößtem Haupt zusehen soll.

Den Hans Wüst verurtheilte der Junker zu achttägiger Gefängnißstrafe.

Und den Joseph, als einen Fremden, ließ er sogleich aus seinem Gebiet fortführen und ihm alle Arbeit und das fernere Betreten seines Bodens bei Zuchthausstrafe verbieten.

73. Vortrag Hartknopfs, des Ehegaumers, und des Junkers Antwort.

Indessen hatte des Pfarrers Gevatter, Hans Renold, ihm ganz in der Stille berichtet, was die Bauern mit dem Ehegaumer vorhätten und wie sie gewiß und unfehlbar ihn wegen seines Unglaubens angreifen würden. Der Pfarrer dankte dem Renold und sagte ihm mit Lächeln, er solle ohne Sorgen sein, es werde so übel nicht ablaufen.

Das ist vortrefflich, sagte der Junker, dem es der Pfarrer gesagt hatte, daß sie das Spiel selbst anfangen wollen, und indem er's sagte, stand der Ehegaumer auf und sprach:

Gnädiger Herr! Ist es auch erlaubt, im Namen der Bauern Eurer getreuen Gemeinde Bonnal etwas anzubringen, das eine Gewissenssache ist?

Arner antwortete: Ich will hören. Wer bist du? Was hast du?

Der Ehegaumer antwortete: Ich bin Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillständer*) von Bonnal, meines Alters sechs und fünfzig Jahre. Und die Vorgesetzten des Dorfs haben mich im Namen der Gemeinde gebeten und erwählt, daß ich für sie, da sie einmal in geistlichen Sachen nicht erfahren und nicht beredt sind, etwas vorbringe.

*) Kirchenvorgesetzte, die nach der Kirche beim Pfarrer gewöhnlich noch eine Weile still stehen.

Arner. Nun denn, Ehegaumer Hartknopf, zur Sache! Da fing der Ehegaumer abermal an: Gnädiger Herr! Wir haben von unsern Alten einen Glauben, daß der Teufel und seine Gespenster dem Menschen oft und viel erscheinen; und da einmal jetzt offenbar worden ist, daß unser alter Glaube an die Gespenster wahr ist, wie wir denn alle keinen Augenblick daran zweifelten, so haben wir uns in Gottes Namen die Freiheit nehmen müssen, unserm gnädigen Herrn anzuzeigen, daß unser Herr Pfarrer, Gott verzeih's ihm, nicht dieses Glaubens ist. — Wir wissen auch wohl, daß selbst Euer Gnaden wegen der Gespenster es mit dem Herrn Pfarrer halten; da man aber in Sachen des Glaubens Gott mehr gehorsamen muß, als den Menschen, so hoffen wir, Euer Gnaden werden es uns in Unterthänigkeit verzeihen, wenn wir bitten, daß der Herr Pfarrer in Zukunft wegen dem Teufel unsere Kinder auf unsern alten Glauben lehre und nichts mehr gegen die Gespenster rede, die wir glauben und glauben wollen. Auch wünschten wir, daß auf einen nahen Sonntag ein Fast-, Bet- und Bußtag gehalten werden möchte, damit wir alle die überhand nehmende Sünde des Unglaubens gegen die Gespenster, im Staub und in der Asche, gnädiglich und auf einen besonders dazu angesetzten Tag abbeten können.

Der Junker und der Pfarrer konnten freilich das Lachen kaum verbeißen, bis er fertig war, doch hörten sie ihm mit aller Geduld zu. Die Bauern aber freuten sich in ihrem Herzen dieser Rede und sie beschlossen, den theuren Mann zu Hunderten heim zu begleiten, da sie ihn nur zu Dreien abgeholt hatten. Auch standen sie zu Dutzenden auf und sagten: Gnädiger Herr! das wäre in Gottes Namen unser aller Meinung, was der Ehegaumer da sagt.

Den Armen aber und allen denen, welchen der Pfarrer lieb war, war es recht angst und bang für ihn; und da und dort sagte noch Einer zum Andern: Wär er doch nur nicht so unglücklich und glaubte auch, was andere Leute, er ist doch sonst so brav. Aber diese durften nicht reden, so weh es ihnen that, daß seine Feinde jetzt triumphirten.

Aber der Junker setzte den Hut auf, sah etwas ernsthaft umher und sagte: Nachbarn! Ihr brauchtet eben keinen Redner für diese Thorheit. Die Sache selber und die Erscheinung des Teufels ist Irrthum und Euer Herr Pfarrer ist einer der verständigsten Geistlichen. Ihr solltet euch schämen, ihn so durch einen armen Tropf, wie euer Ehegaumer da ist, beschimpfen zu wollen. Hättet ihr gebührende Achtung für seine vernünftigen Lehren, so würdet ihr verständiger werden, euern alten Weiberglauben ablegen und nicht allen vernünftigen Leuten zum Trotze Meinungen beibehalten wollen, die weder Hände noch Füße haben.

Die Bauern redeten zu Dutzenden: Offenbar ist doch diese Nacht der Teufel dem Vogt erschienen und hat ihn holen wollen.

Junker. Ihr seid im Irrthum, Nachbarn, und ihr werdet euch noch vor dem Nachtessen eurer Dummheit schämen müssen. Aber ich hoffe, ihr seid doch auch nicht alle gleich verhärtet in eurer Thorheit. — Meyer, bist du auch der Meinung, man dürfe es gar nicht mehr in Zweifel ziehen, daß es wirklich der leidige Satan gewesen sei, der den Vogt auf dem Berge so erschreckt hat?

Der junge Meyer antwortete: Was weiß ich, gnädiger Herr!

Der Ehegaumer und viele Bauern ergrimmten über den Meyer, daß er also antwortete. Und der Ehegaumer murrte hinter sich über die Bänke zu: Wie du auch wider Wissen und Gewissen redest, Meyer! Viele Bauern aber sagten: Wir haben doch alle die erschreckliche Stimme des leidigen Satans gehört.

Junker. Ich weiß wohl, daß ihr ein Geschrei, ein Gebrüll und ein Geraffel gehört habt; aber wie könnt ihr sagen, daß das der Teufel gewesen sei? Kann es nicht sein, daß ein Mensch oder mehrere den Vogt, der ziemlich zur Unzeit an diesem Orte war, habe erschrecken wollen? Der Wald ist nie leer von Leuten und die Straße ist nahe, also daß es eben so leicht Menschen können gethan haben, als der Teufel.

Bauern. Zehn und zwanzig Menschen könnten zusammen nicht so ein Geschrei machen; und wenn Sie da gewesen wären, gnädiger Herr, und es gehört hätten, es käme Ihnen nicht in den Sinn, daß Menschen so brüllen könnten.

Junker. Die Nacht trügt, Nachbarn, und wenn man einmal im Schrecken ist, so sieht und hört man Alles doppelt.

Bauern. Es kann nicht davon die Rede sein, daß wir uns irren; es ist nicht möglich.

Junker. Ich aber sage euch: Es ist ganz gewiß, daß ihr euch irrt.

Bauern. Nein, gnädiger Herr, es ist ganz gewiß, daß wir uns nicht irren.

Junker. Ich meinte fast, ich könnte euch beweisen, daß ihr euch irrt.

Bauern. Das möchten wir sehen, gnädiger Herr!

Junker. Nichts leichter, als dieses.

Bauern. Euer Gnaden scherzen.

Junker. Nein, ich scherze nicht. Wenn ihr glaubt, ich könne es nicht, so will ich es versuchen; und wenn ihr die Gemeindeweide theilen wollt, will ich Wort halten und euch beweisen, daß ein einziger Mensch das Gebrüll und das Gerassel Alles gemacht hat.

Bauern. Das ist nicht möglich.

Junker. Wollt ihr es versuchen?

Bauern. Ja, Junker, wir wollen es. Wir wollen zwei Gemeindweiden daran setzen, nicht bloß eine, daß Sie das nicht können.

Hierauf entstand ein Gemurmel. Einige Bauern sagten unter sich: Man muß sich doch in Acht nehmen, was man verspricht. Andere Bauern auch unter sich: Er kann das so wenig beweisen, als daß der Teufel in den Himmel kommt. Wieder andere Bauern auch unter sich: Wir haben nichts zu fürchten; er muß hinten abziehen. Wir wollen es daran setzen; er kann's nicht beweisen.

Bauern (laut). Ja, Junker, wenn Ihr wollt Wort

halten, so redet; wir sind's zufrieden, wenn Ihr das, was Ihr gesagt habt, daß ein Mensch das Gebrüll, das wir gestern gehört haben, gemacht habe, wenn Ihr das beweisen könnt, daß es bewiesen ist und bewiesen heißt, so wollen wir die Gemeindweide theilen; aber sonst gewiß nicht.

Der Junker nimmt ein großes weißes Schnupftuch, gibt dem Hühnerträger das Zeichen und sagt zu den Bauern: Nur eine Viertelstunde Bedenkzeit. Diese lachten in allen Ecken und etliche riefen: Bis morgen, Junker, wenn Ihr wollt.

Der Junker antwortete auf diese Grobheit kein Wort; aber die auf dem Kirchhofe, als sie den Hühnerträger gegen den Gemeindeplatz anrücken sahen, lachten, was sie konnten. Es träumte aber den Bauern vom Bösen, als sie das laute Gelächter hörten und den fremden Mann mit dem schwarzen Korb und mit der Laterne anrücken sahen. Was ist das für ein Narr, am hellen Tag mit dem brennenden Lichte? sagten die Bauern.

Arner antwortete: Es ist mein Hühnerträger von Arnheim, und rief ihm: Christoph! was willst du hier?

Ich habe etwas anzubringen, gnädiger Herr! antwortete Christoph.

Das magst du meinethalben, erwiederte Arner. Da stellte der Hühnerträger seinen Korb ab und sagte:

Hier sind der Pickel, der Karst, die Schaufel, die Brenzflasche, die Tabakspfeife und der große Wollhut eures Herrn Untervogts, das er Alles in seinem Schrecken beim Markstein gelassen hat, als ich ihn heute von seiner schönen Arbeit weg den Berg hinunter jagte.

Bauern. Wir sollen jetzt glauben, du habest das Geschrei gemacht? Das glauben wir heut und morgen nicht. Junker, der Beweis ist nicht gut; wir bitten um einen andern.

Junker. Wartet nur ein wenig; er hat ja eine Laterne bei sich, er kann euch vielleicht ein helleres Licht anzünden. Und dann sehr laut und sehr ernsthaft: Still! wenn's euch recht ist, bis er ausgeredet hat.

Die Bauern schweigen gehorsamst. Der Hühnerträger aber fährt fort: Ihr seid unhöflicher, als es im Land sonst Brauch ist; warum laßt ihr mich nicht nicht ausreden? Denkt an den Hühnerträger von Arnheim. Wenn ihr mich nicht ganz hört, so fehlt's nicht, der künftige Kalender wird von euch voll sein; denn es ist kein Punkt und kein Tüpflein davon wahr, daß der Teufel dem Vogt erschienen ist. Ich hab' ihn erschreckt, ich, der Hühnerträger, so wie ich da steh' mit diesem Korb und mit diesem neuen, schwarzen Geißfell, das ich über meinem Korb hatte, weil's gestern am Morgen noch regnete, und diese Laterne hatte ich vorn am Korbe, just so, wie ihr mich kommen sahet. Ich füllte sie in Hirzau wohl mit Oel, damit sie gut zünde; denn es war sehr dunkel und der Weg ist bös auf der Hirzauer Seite, wie ihr wohl wißt. Um elf Uhr war ich noch im Hirzauer Wirthshaus, das kann ich mit dem Wirth und wohl mit zehn Männern beweisen, die auch da waren. Als ich auf die Höhe vom Berge kam, schlug es eben zwölf Uhr in Bonnal und da hörte ich, wie der Vogt keinen halben Steinwurf weit von der Landstraße fluchte und arbeitete, und da ich ihn an seiner Stimme und an seinem Husten richtig erkannte, wunderte es mich, was er da schaffe in der Mitternachtsstunde. Ich dachte fast, er grabe Schätzen nach, und wenn ich eben recht käme, so würde er mit mir theilen. Ich ging also dem Geräusch nach. Aber es scheint, der Herr Untervogt habe gestern gegen seine Gewohnheit etwas mehr, als nöthig ist, getrunken gehabt, denn er hielt mich armen sündigen Menschen, sobald er mich sah, für den leibhaftigen Teufel. Und da ich sah, daß er einen Markstein in unsers Herrn Wald versetzen wollte, dachte ich: Nun er fürchtet doch, was er verdient, ich will ihm jetzt die Hölle warm machen. Ich band schnell Karst, Pickel und Schaufel und meinen Botenstock zusammen, schleppte das alles hinter mir her den Felsweg hinunter und rief, was ich aus dem Hals vermochte: Oh — Ah — Uh — Vo — ogt — Du bist mein, Hu — ummel! — — und ich war nicht mehr einen Steinwurf weit von euch weg, als ihr mit euerm

Windlicht langsam und still, dem Herrn Untervogt zu helfen, daher schlichet. Aber ich wollte die unschuldigen Männer nicht so, wie den Vogt, mit meinem Gebrüll gar in der Nähe erschrecken, hörte damit auf und stieg wieder mit meiner Beute Berg an zu meinem Korb und ging den geraden Weg heim. Es war eine Viertelstunde nach zwei Uhr, da mich unser Wächter antraf und mich fragte: Was trägst du Bauerngeschirr auf deinem Eierkorb? Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwortet habe, die Wahrheit nicht; denn ich wollte schweigen, bis ich sie dem Junker erzählt hätte, welches ich heut schon vor sechs Uhr gethan habe. Und nun, Nachbarn! wie könnt ihr jetzt finden, daß ich zu dieser Historie und zu diesem Geschirr am Morgen vor Tage gekommen sei, wenn das, was ich euch sage, nicht wahr ist?

Einige Bauern kratzten sich hinter den Ohren, andere lachten.

Der Hühnerträger fuhr fort: Wenn euch das wieder begegnet, Nachbarn, so will ich dem Wächter, den Vorgesetzten und einer ganzen ehrsamen Gemeinde in Bonnal freundnachbarlich rathen, thut ihm dann also: Laßt den größten Hund in euerm Dorf von der Kette, so werdet ihr den Teufel bald finden.

Der Hühnerträger schweigt. Es erhebt sich ein allgemeines Gemurmel.

---

74. Die Armen gewinnen bei diesem Lustspiel und der Junker dankt dem Pfarrer.

Einige Bauern. Es ist bei Gott, wie er gesagt hat; es treffen alle Umstände ein.

Andere Bauern. Was wir auch für Narren waren!

Kunz. Nun, ich hab' dem Schurken doch nachlaufen wollen.

Einige Vorgesetzte. Wenn wir nur die Gemeindeweide nicht hinein gezogen hätten!

Die Reichen. Das ist verflucht!

Die Armen. Das ist Gott Lob!

Therese. Das Meisterstück ist die Gemeindeweide.

Pfarrerin. Alles ist wahrlich ein Meisterstück.

Der Ehegaumer. Möchten die Steine Blut weinen; unser Glaube ist verloren. Elias! Elias! Feuer vom Himmel!

Die Kinder auf dem Kirchhof. Oh — Ah — Uh — du bist mein, Vogt!

Der Pfarrer. So sah ich noch nie in's Volk wirken.

Der Vogt. Träum' ich oder wach' ich? Alles war Irrthum, und ich muß unter den Galgen und ich kann nicht zurück und muß unter den Galgen?

So redete ein Jedes im allgemeinen Gemurmel seine Sprache nach seiner Empfindung. Nach einer Weile stand Arner auf, lächelte gegen die Nachbarn und sagte: Wie ist's jetzt mit dem heiligen Bettag gegen die fürchterliche Erscheinung des Teufels auf dem Berg? Recht thun, Gott lieben, und sich durch Gottesfurcht über alle Menschenfurcht und über alle Teufelsfurcht emporfühlen, das ist der einige alte Glaube, und eure Erscheinungen und Gespenstergeschichten sind Dummheiten, die euch Kopf und Herz verderben. — Nun ist doch endlich die Vertheilung eures elenden Weidgangs zu Stande gekommen und ihr werdet in wenigen Jahren sehen, wie das euch für Kinder und Kindeskinder so nützlich und so gut ausschlagen wird und wie ich Ursache hatte, diese Sache so eifrig zu wünschen. Ich habe befohlen, daß man euch einen Trunk auf das Gemeindehaus bringen soll. Trinkt ihn auf mein Wohlsein und auf das Wohlsein eurer vielen Armen, die bei eurer Weidetheilung nicht mehr bekommen, als ihr andern, aber für die es darum ein Glück ist, weil sie sonst nichts haben. Weiß doch Keiner von euch, wie es seinen Kindern und Kindeskindern noch gehen wird.

Da entließ Arner die Gemeinde und rief dann dem Hübelrudi, daß er nach einer Viertelstunde zu ihm in's Pfarrhaus kommen solle. Und dann gingen der Junker und

der Pfarrer zu den Frauen auf den Kirchhof und von da mit ihnen in's Pfarrhaus.

Der Pfarrer aber lobte Arnern für die Weisheit und die Menschlichkeit, mit welcher er an seinen lieben Pfarrkindern gehandelt habe und sagte zu ihm: Ich werde Sie nie weiter weder um Schonung noch um Mitleiden gegen Jemand bitten, denn Ihr Vaterherz ist wahrlich über meine Bitten und über meine Lehren erhaben.

Der Junker aber antwortete dem Pfarrer: Ich bitte Euch, beschämt mich nicht. Ich gehe so in Einfalt meine Wege und bin noch jung: Will's Gott, werde ich's noch besser lernen. Mich freut es herzlich, wenn Ihr mit meinem Urtheil zufrieden seid; aber Ihr müßt nicht glauben, daß ich nicht wisse, daß Ihr weit mehr gethan habt, als ich, und daß Eure Sorgfalt und Eure Güte Alles so in Ordnung gebracht haben, daß mir nichts übrig geblieben ist, als das Urtheil zu fällen.

Pfarrer. Gnädiger Herr, Sie gehen zu weit mit Ihrer Güte.

Junker. Nein, Freund, es ist nichts, als was wahr ist und ich wäre undankbar und unbillig, wenn ich's nicht erkennete. Ihr habt mit vieler Mühe und mit vieler Klugheit euch bestrebt, meines lieben Großvaters unvorsichtiges Urtheil aufzudecken und seinen Folgen ein Ende zu machen. Es wird den ehrlichen guten Mann im Himmel freuen, was Ihr gethan habt und daß das schlimme Ding endlich wieder gut worden ist; und gewiß würde er es mir nicht verzeihen, Herr Pfarrer, wenn ich diese Eure Handlung unbelohnt ließe. Nehmt den kleinen Zehnten, den ich in Euerm Dorfe verpachtet habe, zum Zeichen meines Dankes an.

Und hiemit gab er ihm die gesiegelte Urkunde, die in den dankvollsten Ausdrücken abgefaßt war, in die Hand.

Therese stand an der Seite Arners und steckte dem Pfarrer den schönsten Blumenstrauß, der je in einem Pfarrhaus gesehen worden war, in seine Hand. Das ist zum Angedenken des besten Großvaters, Herr Pfarrer! sagte sie.

Und erst am Morgen darauf fand die Frau Pfarrerin, daß der Strauß mit einer Schnur Perlen eingebunden war. Der gute Pfarrer war überrascht, hatte Thränen in den Augen, konnte aber nicht reden. Machen Sie keine Worte, sagte der Junker.

Ihr Herz wäre eines Fürstenthums würdig, sagte endlich der Pfarrer.

Beschämt mich nicht, lieber Herr Pfarrer! antwortete der Junker. Seid mein Freund! Hand in Hand wollen wir versuchen, unsere Leute so glücklich zu machen, als wir können. Ich will Sie in Zukunft mehr sehen, Herr Pfarrer! Und, nicht wahr, Sie kommen auch mehr zu mir? Mein Wagen steht Ihnen zu Diensten. Nehmen Sie ihn doch ohne Complimente an, wenn Sie zu mir kommen wollen.

---

75. Der Junker bittet einen armen Mann, dem sein Großvater Unrecht gethan hatte, um Verzeihung, und der arme Mann zeigt reine Herzensgüte gegen seinen Feind.

Indessen kam der Hübelrudi und der Junker streckte dem armen Mann die Hand dar und sagte: Rudi, mein Großvater hat dir Unrecht gethan und dir deine Matte abgesprochen. Das war ein Unglück; der gute Herr ist betrogen worden. Du mußt ihm das verzeihen und nicht nachtragen.

Der Rudi aber antwortete: Ach Gott, Junker, ich wußte wohl, daß er nicht Schuld war.

Warst du nicht böse auf ihn? sagte der Junker.

Rudi. Es that mir freilich bei meiner Armuth und insonderheit im Anfange oft schmerzlich weh, daß ich die Matte nicht mehr hätte; aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß nie gezürnt.

Junker. Ist das auch aufrichtig wahr, Rudi?

Rudi. Ja gewiß, gnädiger Herr! Gott weiß es, daß

es wahr ist und daß ich nie gegen ihn hätte zürnen können; ich wußte in meiner Seele wohl, daß er nicht Schuld war. Was wollte er machen, da der Vogt falsche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich thaten? Der gute alte gnädige Herr hat mir hernach, wo er mich sah, Almosen gegeben und auf alle Feste sandte er mir in meinem Elend allemal Fleisch, Wein und Brod. — Daß ihm's Gott lohne, dem alten lieben gnädigen Herrn, wie oft er meine arme Haushaltung erquickt hat.

Der Rudi hatte Thränen in den Augen und sagte dann weiter: Ach Gott, Junker, wenn er nur auch so allein mit uns geredet hätte, wie ihr, es wäre Vieles, Vieles nicht begegnet; aber die Blutsauger waren immer, immer, wo man ihn sah, um ihn her und verdrehten Alles.

Junker. Du mußt das jetzt vergessen, Rudi. Die Matte ist wieder dein; ich habe den Vogt in dem Protokoll durchstreichen lassen, und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu, Rudi.

Der Rudi zittert und stammelt: Ich kann euch nicht danken, gnädiger Herr!

Der Junker antwortet: Du hast mir nichts zu danken, Rudi. Die Matte ist von Gott und Rechtswegen dein.

Jetzt schlägt der Rudi die Hände zusammen, weint laut und sagt dann: O, meiner Mutter Segen ist über mir! — Gnädiger Herr, sie ist am Freitag gestorben und hat, ehe sie starb, zu mir gesagt: Es wird dir wohl gehen, Rudi! Denk an mich, Rudi! — O wie sie mich dauert, Junker, meine liebe Mutter!

Der Junker und der Pfarrer hatten Thränen in den Augen und der Junker sagte: Du guter frommer Rudi! Gottes Segen ist wohl bei dir, da du so fromm bist.

Es ist der Mutter Segen, ach, der besten, frömmsten, geduldigsten Mutter Segen ist es, Junker! sagte der Rudi und weinte fort.

Wie mich der Mann dauert, Herr Pfarrer, daß er so lange das Seinige hat entbehren müssen, sagte der Junker zum Pfarrer.

Es ist jetzt überstanden, Junker, sagte der Rudi, und Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind. Aber ich kann euch nicht genug danken für Alles, für die Arbeit an der Kirche, die meine Mutter an ihrem Todestage noch erquickt und getröstet hat, und dann für die Matte; ich weiß nicht, was ich sagen, noch was ich thun soll, Junker! Ach, wenn nur auch sie, wenn nur auch sie das noch erlebt hätte!

Junker. Frommer Mann! Sie wird sich deines Wohlstands auch noch in der Ewigkeit freuen; deine Wehmuth und deine fromme Liebe ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich fast vergessen hätte, daß der Vogt dir auch noch die Nützung deines Guts und deine Kosten zu vergüten schuldig ist.

Pfarrer. Hierüber muß ich doch, gnädiger Herr, dem Rudi etwas vorstellen. Der Vogt ist in sehr klammen Umständen. Er ist dir freilich die Nutzung und die Kosten schuldig, Rudi, aber ich weiß, du hast so viel Mitleiden, daß du mit ihm nicht genau rechnen und ihn in seinen alten Tagen nicht ganz an den Bettelstab bringen wirst. Ich habe ihm in seinen traurigen Verhältnissen versprochen, so viel ich könne, für ihn um Barmherzigkeit und um Mitleiden zu bitten, und ich muß es also auch gegen dich thun, Rudi! Erbarme dich seiner in seinem Elend.

Rudi. Von der Nutzung ist gar nicht zu reden, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer. Und wenn der Vogt arm wird, ich will mich nicht rühmen, aber ich will gewiß auch thun, was recht ist. Seht, Herr Pfarrer! die Matte trägt wohl mehr als für drei Kühe Futter; und wenn ich zwei halten kann, so habe ich genug, mehr als ich hätte wünschen dürfen, und ich will von Herzen gern den Vogt, so lang er lebt, alle Jahre für eine Kuh Heu davon nehmen lassen.

Pfarrer. Das ist sehr christlich und brav, Rudi. Der liebe Gott wird dir das Uebrige segnen.

Arner. Das ist wohl recht und schön, Herr Pfarrer; aber man muß den guten Mann jetzt bei Leibe nicht beim

Wort nehmen; er ist von seiner Freude übernommen. Rudi, ich lobe dein Anerbieten; aber du mußt das Ding ein paar Tage ruhig überlegen, es ist dann noch Zeit so etwas zu versprechen, wenn du sicher bist, daß es dich nicht mehr gereuen werde.

Rudi. Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr, aber gewiß nicht so, daß mich etwas Ehrliches gereuen sollte, wenn ich's versprochen habe.

Pfarrer. Der Junker hat Recht, Rudi. Es ist genug, wenn du dir nicht viel für die Nutzung ausbedingst. Wenn sodann der Vogt doch in Mangel kommen sollte und du die Sache bei dir selbst genugsam überlegt haben wirst, so kannst du ja immer noch thun, was du willst.

Rudi. Ja gewiß, Herr Pfarrer, will ich thun, was ich gesagt habe, wenn der Vogt arm wird.

Junker. Nun, Rudi, ich möchte gern, daß dir heute recht freudig und wohl zu Muthe wäre. Willst du gern hier bei uns ein Glas Wein trinken, oder gehst du lieber heim zu deinen Kindern? Ich habe dafür gesorgt, daß du ein gutes Abendessen daheim findest.

Rudi. Ihr seid auch gar zu gütig, gnädiger Herr. Aber ich sollte heim zu meinen Kindern gehen, ich habe Niemand bei ihnen. Ach, meine Frau liegt im Grabe — und jetzt meine Mutter auch!

Junker. Nun, so geh in Gottes Namen heim zu deinen Kindern. Unten im Pfrundstall ist eine Kuh, die ich dir schenke, damit du wieder mit meinem lieben Großvater, der dir Unrecht gethan hat, zufrieden werdest, und damit du dich heute mit deinen Kindern seines Andenkens freuest. Ich habe auch befohlen, daß man ein großes Fuder Heu von des Vogts Bühne lade, denn es ist dein; du wirst das Fuder gerade jetzt bei deinem Haus finden; und wenn dein Stall oder dein Haus baufällig sind, so kannst du das nöthige Holz in meinem Wald fällen lassen.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen sollte, so hatte ihn dieses Alles übernommen.

Und diese Verwirrung des Mannes, der kein Wort

hervorbringen konnte, freute Arnern mehr, als jede Dank-sagung.

Der Rudi stammelte zuletzt einige Worte von Dank. Arner unterbrach ihn, und sagte lächelnd: Ich sehe wohl, daß du dankest, Rudi, bietet ihm sodann noch einmal seine Hand und sagt weiter: Geh jetzt, Rudi, fahre mit deiner Kuh heim und zähle darauf, wenn ich dir oder deiner Familie euer Leben versüßen kann, so wird es mich immer freuen, es zu thun.

Da ging der Rudi von Arnern weg und führte die Kuh heim.

---

76. Auftritte, die an's Herz gehen.

Der Pfarrer, die Frauen und die Töchter, gerührt von diesem Auftritte, hatten Thränen in den Augen, und Alles schwieg eine Weile still, da der Mann fort war.

Hierauf sagt Therese: Was das für ein Abend war, Karl! Gottes Erde ist schön und die ganze Natur bietet uns allenthalben Wonne und Lust an, aber das Entzücken der Menschlichkeit ist größer als alle Schönheit der Erde. — Ja wahrlich, Geliebte, sie ist größer als alle Schönheit der Erde, sagte der Junker.

Und der Pfarrer: Meine Thränen danken Ihnen, Junker, für alle herrlichen Auftritte, die Sie uns vor Augen gebracht haben. In meinem Leben empfand ich die innere Größe des menschlichen Herzens nie reiner und edler, als bei dem Thun dieses Mannes. Aber, Junker, man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen.

Die Frau Pfarrer aber drückte die Kinder, die alle Thränen in den Augen hatten, an ihre Brust, redete nichts, lehnte ihr Angesicht hinab auf die Kinder und weinte wie sie. Nach einer Weile sagten die Kinder zu ihr: Wir wollen doch heute noch zu seinen armen Kindern gehen, schickt doch unser Abendessen dahin.

Und die Frau Pfarrer sagte zu Arners Gemahlin: Ge-

fällt's Ihnen, so gehen wir mit unsern Kindern. Sehr gern, antwortete Therese. Und auch der Junker und der Pfarrer sagten, sie wollten mitgehen.

Arner hatte ein gebratenes Kalbsviertel in seinem Wagen mitgebracht für die arme Haushaltung und die Frau Pfarrer hatte eine gute, dicke, fette Suppe dazu kochen lassen und sie hatte eben Alles abschicken wollen; jetzt aber stellte sie noch das Abendessen für sie und die Kinder dazu und Claus trug Alles in die Hütte des armen Mannes. Alles Volk aus dem Dorf, Jung und Alt, Weib und Mann, und alle Kinder aus der Schule, standen bei des Rudis Hütte und bei dem Heuwagen und bei der schönen Kuh.

Einen Augenblick nur hinter dem Claus kamen der Junker und seine Gemahlin, die Frau Pfarrer und alle Kinder auch in die Stube und fanden und sahen im ganzen Hause nichts, als halbnackende Kinder, serbende, Hunger und Mangel athmende Geschöpfe.

Das ging Arner von Neuem an's Herz, was die Unvorsichtigkeit und die Schwäche eines Richters für Elend erzeugen. Alles, Alles war vom Elend des Hauses bewegt. Da sagte Arner zu den Frauen: Dieser Rudi will jetzt dem Vogt, der ihn zehn Jahre lang in dieses Elend, das ihr da seht, gestürzt hat, lebenslänglich noch den dritten Theil Heu von seiner Matte versichern. Man muß das nicht leiden, sagte Therese schnell und im Eifer über dieses tiefe Elend. Nein, das ist nicht auszustehen, daß der Mann bei seinen vielen Kindern einen Heller des Seinigen dem gottlosen Buben verschenke.

Aber wolltest du, Geliebte, wolltest du dem Lauf der Tugend und der Großmuth Schranken setzen, die Gott durch Leiden und Elend auf diese reine Höhe gebracht hat, auf eine Höhe, die so eben dein Herz so sehr bewegt und zu Thränen gebracht hat? sagte Arner.

Nein, nein, das will ich nicht, versetzte Therese, das will ich nicht. Verschenk' er alle seine Habe, wenn er's kann; einen solchen Menschen verläßt Gott nicht.

Arner sagte jetzt zu dem Rudi: Gib doch deinen Kin-

dern zu essen. Der Rudeli aber nimmt seinen Vater beim Arm und sagt ihm in's Ohr: Vater, ich bring doch der Gertrud auch etwas. Ja, sagt der Rudi, aber warte nur.

Arner hatte das Wort Gertrud gehört und fragte den Rudi: Was sagt der Kleine von Gertrud? Da erzählte der Rudi dem Arner von den gestohlenen Erdäpfeln, von dem Todbett seiner Mutter, von der Güte des Lienhard und der Gertrud und wie selbst die Schuhe und Strümpfe, die er trage, von ihnen seien. Dann setzte er hinzu: Gnädiger Herr, der Tag ist mir so gesegnet; aber ich könnte mit Freuden keinen Mund voll essen, wenn ich diese Leute nicht einladen dürfte.

Wie das Arner gelobt, wie dann die Frauen die stillen Thaten einer armen Maurerin, wie sie das erhabene Todbett der Catharine mit Thränen bewunderten, wie dann der Rudeli mit klopfendem Herzen zu Lienhard und Gertrud gelaufen, sie einzuladen und wie diese mit ihren Kindern beschämt mit niedergeschlagenen Augen, nicht auf des Rudeli Bericht, sondern auf Arners Befehl, der seinen Claus nachgeschickt hatte, endlich kamen, auch wie Karl für den Rudeli vom Papa, und Emilie für Gritte und Lise von der Mama Schuh und Strümpfe und abgelegte Kleider erbaten, auch wie sie den armen Kindern von ihrem bessern Essen immer zulegten, auch wie Therese und die Frau Pfarrer mit ihnen so liebreich waren, wie aber diese erst, da Gertrud kam, recht freudig wurden, ihr alle zuliefen, ihre Hände suchten, ihr zulächelten und sich an ihren Schoß drängten: Alles das will ich mich hüten, mit viel Worten zu erzählen.

Arner und Therese standen, so lang sie konnten, bei diesem Schauspiel der innigsten Rührung, beim Anblick des erquickten und ganz geretteten Elends. Endlich nahmen sie mit Thränen in den Augen stillen Abschied. Und der Junker sagte zum Kutscher: Fahre eine Weile nicht stark.

Die Frau Pfarrer aber suchte noch alles übergebliebene Essen zusammen und gab es den Kindern.

Und Lienhard und Gertrud blieben noch beim Rudi bis um acht Uhr und waren von Herzen fröhlich.

77. Eine angenehme Aussicht.

Und nun ist seit der vorigen Woche eine allgemeine Rede in unserm Dorf, Gertrud suche dem Rudi des jungen Meyers Schwester, die ihre beste Freundin ist, zur Frau.

Und da die Matte, die der Rudi nun wieder hat, unter Brüdern zweitausend Gulden werth ist und auch der Junker, wie es heißt, ihrem Bruder gesagt hat, es würde ihn freuen, so meint Jedermann, es werde nicht fehlen, sie nehme ihn.

Und dem Maurer geht es bei seinem Bau auch gut; er ist dem Junker täglich lieber.

78. Des Hühnerträgers Lohn.

Auch der Hühnerträger hatte noch ein Glück. Therese sah ihn im Heimfahren aus dem Wagen und sagte zu Arner: Dieser muß auch noch etwas haben; eigentlich ist's doch er, der mit seiner Nachtreise Alles in Ordnung gebracht hat.

Da rief Arner dem Hühnerträger und sagte: Christoph, meine Frau will nicht, daß du deine Teufelsarbeit umsonst gehabt habest; und gab ihm ein paar Thaler.

Der Hühnerträger bückte sich tief und sagte: Gnädiger Herr, so wünschte ich mir alle Tage meines Lebens nur Teufelsarbeit.

Ja, sagte Arner, wenn du versichert bist, daß die Hunde allemal an den Ketten bleiben.

Das ist auch wahr, gnädiger Herr, sagte der Hühnerträger; und der Wagen fuhr fort.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung 3
Vorrede Pestalozzi's zu den sämmtlichen Werken . 35

Abendstunde eines Einsiedlers

Einleitung 41
Abendstunde eines Einsiedlers 53
Bemerkungen 72

Lienhard und Gertrud

Einleitung 77
Vorrede zur ersten Auflage 89
Vorrede zur zweiten Auflage 91
Lienhard und Gertrud. Erster Theil . . 95

1. Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchst unglücklich macht.
2. Eine Frau, die Entschlüsse faßt, ausführt, und einen Herrn findet, der ein Vaterherz hat.
3. Ein Unmensch erscheint.
4. Er ist bei seines Gleichen, und da ist's, wo man Schelme kennen lernt.
5. Der Vogt findet seinen Meister.
6. Wahrhafte Bauerngespräche.
7. Er fängt eine Vogtsarbeit an.
8. Wenn man die Räder schmiert, so geht der Wagen.
9. Von den Rechten im Lande.
10. Des Scheerers Hund säuft zur Unzeit Wasser und verdirbt dem Herrn Untervogt ein Spiel, das recht gut stand.
11. Wohl überlegte Schelmenprojecte.
12. Haushaltungsfreuden.
13. Beweis, daß Gertrud ihrem Manne lieb war.
14. Niedriger Eigennutz.

15. Der klugen Gans entfällt ein Ei, oder: Eine Dummheit, die ein Glas Wein koſtet.
16. Zieht den Hut ab, Kinder; es folgt ein Sterbebett.
17. Die kranke Frau handelt vortrefflich.
18. Ein armer Knabe bittet ab, daß er Erdäpfel geſtohlen hat, und die Kranke ſtirbt.
19. Guter Muth tröſtet, heitert auf und hilft; Muthloſigkeit aber plagt nur.
20. Vorwitz und Undank.
21. Die Qualen des Meineids laſſen ſich nicht mit ſpitzfindigen Künſten erſticken.
22. Ein Heuchler und eine leidende Frau.
23. Ein reines, fröhliches und dankbares Herz — und wie Schelme mit einander reden.
24. Hochmuth in Armuth und Elend führt zu den unnatürlichſten, abſcheulichſten Thaten.
25. Gute Eltern und eine undankbare Tochter.
26. Der Abend vor einem Feſttage in eines Vogts Hauſe, der wirthet. Eine Schelmenzunft.
27. Fortſetzung, wie Schelme mit einander reden und handeln, auf eine andre Manier.
28. Der Abend vor einem Feſttage im Hauſe einer rechtſchaffenen Mutter.
29. Die Freudigkeit und der Ernſt der Gebetſtunde.
30. So ein Unterricht wird verſtanden und geht an's Herz, aber es gibt ihn auch eine Mutter.
31. Ein Samſtagabendgebet.
32. Noch mehr Mutterlehren. Reine Andacht und Emporhebung der Seele zu Gott.
33. Sie bringen einem armen Manne eine Erbsbrühe und zeigen die reine ſtille Größe eines wohlthätigen Herzens.
34. Eine Predigt.
35. Ein Beweis, daß die Predigt gut war. Item, vom Wiſſen und Irrthum und von dem, was es heiße, den Armen drücken.
36. Der Ehegaumer zeigt dem Pfarrer Unfug an.

37. Zugabe zur Morgenpredigt und Unruhe im Wirthshause.
38. Geschichte eines Menschenherzens während des Nachtmahles.
39. Die Frau sagt ihrem Manne große Wahrheiten, aber viele Jahre zu spät.
40. Selbstgespräch eines Mannes, der mit seinem Nachdenken unglücklich weit kommt.
41. Häusliche Sonntagsfreuden.
42. Etwas von der Sünde.
43. Kindercharakter und Kinderlehren.
44. Unarten und böse Gewohnheiten verderben dem Menschen auch die angenehmen Stunden, in denen er etwas Gutes thut.
45. Es kann kein Mensch wissen, was für gute Folgen auch die kleinste gute Handlung haben kann.
46. Am Morgen sehr früh ist viel zu spät für das, was man am Abend vorher hätte thun sollen.
47. Je fehlerhafter der Mensch ist, desto unverschämter begegnet er denen, die auch fehlen.
48. Armer Leute unnöthige Arbeit, und wie ein Heuchler sich einen Schelm zum Freunde macht.
49. Es wird Ernst, der Vogt darf nicht mehr Wirth sein. Wie er sich gebehrdet und wer bei ihm war.
50. Auflösung eines Zweifels.
51. Eine Abschweifung. — Betrachtungen eines alten Mannes, der diese Geschichte erzählt.
52. Das Entsetzen der Gewissensunruhe, aber Liebe und Theilnahme mildern sie.
53. Ein Pfarrer, der eine Gewissenssache behandelt.
54. Auch beim niedrigsten Volk findet man ein Zartgefühl selbst bei der Annahme von Wohlthaten, um die sie bitten.
55. Ein Förster, der keine Gespenster glaubt.
56. Ein Mann, den es gelüstet, einen Markstein zu versetzen, möchte auch nicht gern an Gespenster glauben, und glaubt doch.

57. Die untergehende Sonne und ein verlorner armer Tropf.
58. Wie man mit den Leuten etwas ausrichtet und sogar einen Schelm zum Edelmuth bringt. Gertrud aber zeigt sich wieder als weise Frau.
59. Die Hauptauftritte nähern sich. Auch die letzte Hoffnung verläßt den Vogt.
60. Er macht sich an den Markstein, aber die Nacht betrügt Betrunkene und Schelme, die in der Angst sind, am stärksten.
61. Das Dorf kommt in Bewegung.
62. Der Pfarrer kommt ins Wirthshaus. — Seelsorger-Arbeit.
63. Zwei Briefe vom Pfarrer an Arner.
64. Des Hühnerträgers Bericht.
65. Des Junkers Antwortschreiben an den Pfarrer.
66. Ein guter Küher.
67. Ein Kutscher, dem seines Junkers Sohn lieb ist.
68. Ein Edelmann bei seinen Arbeitsleuten und beim Pfarrer.
69. Des Junkers und des Pfarrers Herz gegen den fehlenden Vogt.
70. Vom guten Muth und von Gespenstern.
71. Von Gespenstern, in einem andern Tone.
72. Ein Urtheil.
73. Vortrag Hartknopfs, des Ehegaumers, und des Junkers Antwort.
74. Die Armen gewinnen bei diesem Lustspiel und der Junker dankt dem Pfarrer.
75. Der Junker bittet einen armen Mann, dem sein Großvater Unrecht gethan hatte, um Verzeihung, und der arme Mann zeigt reine Herzensgüte gegen seinen Feind.
76. Auftritte, die an's Herz gehen.
77. Eine angenehme Aussicht.
78. Des Hühnerträgers Lohn.

Pestalozzi's sämmtliche Werke.

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen

von

L. W. Seyffarth,
Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

Zweiter Band.

Brandenburg a. H.
Druck und Verlag von Adolph Müller.
1869.

Lienhard und Gertrud.

Zweiter Theil.

1. Der Vogt spaziert wieder zum Markstein.

„So wünscht' ich mir alle Tage meines Lebens nur Teufelsarbeit," sagte der Hühnerträger, und der Wagen fuhr fort.

Der Vogt mußte am gleichen Abend noch auf den Berg, bei dem halb umgegrabenen Markſteine Alles wieder in den alten Stand zu ſetzen. Das Volk war wie von den Ketten und wenn der Henker mit dem bloßen Schwert vor den Leuten geſtanden hätte, er hätte ſie faſt nicht im Zaum halten können. Selbſt die Kinder aus der Schule jauchzten umher und liefen ihm auf eine halbe Stunde den Weg vor; die einen riefen: Sie bringen den Vogt! Sie bringen den Vogt! die andern erwiederten: Geſtern nahm ihn der Teufel, heute bringt ihn der Henker! Die Knaben ſchoſſen von den Mauern und Bäumen, wo er vorbeiging. Die Mädchen ſtanden zu Dutzenden Hand in Hand geſchlungen hinter den Zäunen und auf den Anhöhen an der Seite des Wegs und lachten über ſeinen Spaziergang. Nicht alle lachten. Emillens Grete ſtand am Arm ihrer Mutter unter ihrer Thür und trocknete ihre Augen. Er ſah ſie und ihr Jammerblick traf ſein Auge — er erblaßte. Das Mädchen wandte ſein Angeſicht gegen ſeine Mutter und weinte laut. Er hatte vor kurzem ihren Geliebten den Werbern verhandelt, wie man ein Stück Vieh den Metzgern verhandelt. Faſt an allen Fenſtern, faſt unter allen Thüren ſtieß Jemand einen Fluch aus, wo er vorbeiging. Hie und da brauchten böſe Weiber das Maul und hielten Miſtgabeln und Beſen in die Höhe, wie wenn ſie ihn damit auf der Stelle erſchlagen wollten.

So ging's ihm den ganzen Weg hin. Nur vor Lienhards Haus sah man keinen Menschen; keine Thür und kein Fenster war offen.

---

2. Der Pfarrer hemmt den wenn auch noch so gerechten Volksunfug.

Aber der Pfarrer, der den Unfug vernahm und hörte, daß er morgen noch größer werden sollte, schrieb noch in gleicher Nacht an Arner folgenden Brief:

Hochedelgeborner Herr!

Es ist diesen Abend, da der Vogt auf den Berg geführt worden, so viel Muthwille mituntergelaufen, daß ich nicht umhin kann, Ew. Wohledelgeb. davon Nachricht zu geben und meine Besorgniß zu äußern, daß dieser Muthwille auf den morgenden Tag noch viel größer werden möchte. Es verlautet allgemein, daß von 3 bis 4 Stunden her alles müßige Volk nach Bonnal laufen und diesen unglücklichen Anlaß zur Nahrung seines bösen Muthwillens zu benutzen im Sinn habe, und ich muß gestehen, es thut mir weh, vorauszusehen, daß bei einem so verwirrten Gewühl die Strafe des unglücklichen Mannes Niemand bessern und hingegen ein solcher lauter Muthwille bei einem so traurigen Anlasse das Volk noch mehr verhärten und verwildern werde. Ich hätte deshalb gewünscht, meine liebe Gemeinde am Morgen ganz allein ohne einen Fremden in der Kirche anzutreffen, um allda mich mit meinem Volke ernsthaft über den traurigen Umstand zu unterreden und zu trachten, daß der Leidende und die Zuschauer in eine Gemüthsstimmung kommen, welche beiden zum Segen gereichen möchte. Aber so, wie die Sachen kommen wollen, sehe ich voraus, daß ich ohne Ihre Hülfe im Gewühl eines von allen Seiten herzulaufenden Gesindels vergeblich trachten werde, meine Pflicht zu erfüllen. Deshalb bitte ich Sie, auf morgen solche Maßregeln zu nehmen, daß alles fremde Volk von

unſerm Dorf abgehalten und auch bei uns allem Muthwillen und aller Ausgelaſſenheit vorgebeugt werde.

Joachim Ernſt, Pfarrer.

Der Junker antwortete auf der Stelle dem Pfarrer alſo:

Wohlehrwürdiger, lieber Herr Pfarrer!

Ich empfinde, daß ich an Alles, was Sie mir geſchrieben, ſelber hätte denken ſollen, und danke Ihnen, daß Sie mich auch diesmal aus dem Schlafe aufgeweckt.

Hier iſt meine Ordre auf morgen. Ich hoffe, dieſelbe entſpreche Ihren Wünſchen.

„Es ſoll den Vogt Niemand zur Richtſtätte begleiten, als wer am Morgen ſich in der Kirche verſammelt und dem Gottesdienſt beigewohnt. Alles ſoll in einem vollkommen in Ordnung gebrachten ſtillen Zuge aus der Kirche mit ihm zur Richtſtätte gehen und es ſollen Wachen ausgeſtellt werden, welche allen Fremden den Zugang nach Bonnal verſperren, damit Sie, völlig vor allem Zulauf geſichert, Ihre Gemeindegenoſſen allein in der Kirche antreffen.

Jedermann, der ſich in der Kirche oder auf dem Weg einer Beleidigung oder Unanſtändigkeit gegen den Vogt ſchuldig machen oder auch ſonſt Unordnung und Geräuſch veranlaſſen würde, ſoll auf der Stelle vom Platz genommen und in Bonnal bis auf weitere Ordre mit Arreſt belegt werden.“

Hierzu, mein lieber Herr Pfarrer, ſind alle Befehle mit Beſtimmtheit gegeben und ich hoffe, die gemachten Verfügungen werden die genaue Erfüllung dieſer Befehle ſichern. Ich habe indeſſen die Ehre zu ſein u. ſ. w.

von Arnheim.

In Eile, faſt um Mitternacht.

3. Adam und Eva.

Es war recht gut, daß der Junker das befohlen hatte. Am andern Tage früh waren von vielen Stunden her alle alten Müßiggänger, alles junge Juheivolk und alle neugierigen Weiber auf dem Weg nach dem Galgen von Bonnal. Diese alle sperrten Maul und Augen auf, als sie allenthalben Wachen fanden, die sie wieder zurückwiesen.

Es scheint, die Herren von Bonnal wollen ihren Galgen für sich allein haben, daß Niemand dazu darf, sagte der Eine, und ein Anderer: Es darf doch eine Katze einen Altar anschauen, aber es scheint, es sei nicht so mit ihrem Galgen. — So drückten ihrer Viele den Unwillen, bei diesem Anlaß nicht nach Bonnal laufen zu können, ein Jeder auf seine Art aus. Etliche sagten: Hinter dem steckt gewiß etwas, denn seitdem die Welt steht, ist es bis jetzt noch Niemand verboten gewesen, so etwas auch mit anzusehen. Einer sagte sogar: Es ist gewiß mit dem weggeleugneten Teufelszeug nicht so richtig und man will jetzt, daß nicht zu viel Leute dieser Sache nachfragen, damit man nicht hinter die Wahrheit komme. So sagte ein Jeder in seiner Art seine Meinung. Einige verbissen ihre Rede; Andere lachten über die lange Nase, die sie jetzt mit sich heim trugen. Wer am wenigsten verdrüßlich zurückging, waren die jüngern Leute und einige Arme; wer aber das Maul am meisten darob hängte, waren die dicken Bauern mit den großen Stecken und ihre Weiber. Einige von ihnen gelüstete es um so mehr dahin zu kommen, wo man sie nicht haben wollte, je strenger und sorgfältiger die Befehle, sie daran zu hindern, gegeben waren. Wenn wir aber doch nicht so gerade wieder heim gingen, wie man uns da angeben will? sagte die Vogtin von Eubach zur Geschwornin von Kilchthal. — Was anders machen? antwortete die Geschwornin.

Vogtin. Du Narr, durch Abwege ins Dorf schleichen.

Geschw. Und dann?

Vogtin. Und dann uns unter dem Volk verstecken und mit andern laufen, wo es hingeht.

Geschw. Wenn dann aber auch bei der Kirche Wächter sind?

Vogtin. Zeit bringt Rath, und ich hab' allenfalls Geld im Sack.

Geschw. Ich will gerne die Hälfte von dem zahlen, was es kostet, wenn's nur geht.

Vogtin. Probiren ist Meister. Aber wollen wir unsere Männer mitnehmen oder heimlassen, und dann heute Abend, wenn wir auch heimkommen, sie brav darob auslachen?

Geschw. Ja, wir wollen sie heimlassen und dann auslachen, das ist meine Meinung.

Vogtin. Aber wir kommen eher durch, wenn meiner mitkommt. Die Wächter müssen ihn fürchten, weil er Vogt ist.

Geschw. So muß ich denn meinem auch rufen.

He, Vogt! He, Geschworner! Ich hab mein Nastuch verloren, hat's keiner von euch gefunden? rief jetzt die Vogtin, damit Niemand merke, was sie wolle. Du Narr, hättest aufpassen müssen, antwortete der Vogt und ging, ohne zurückzusehen, mit dem Geschwornen weiter. — Steh' nur einen Augenblick still, du mußt mir deins geben, rief die Vogtin noch einmal und lachte laut dazu. Schnurrend sah der Vogt zurück: Was ist's, was hast du immer zu gauzen auf der Straße? Sie aber winkte ihm, daß er merkte, sie wolle etwas Anderes, als das Nastuch, und er stand still.

In Gelüstsachen ist seit Adams Zeiten her wahr: Wenn die Weiber den Apfel vom Baum nehmen, so beißen die Männer auch hinein. Der Vogt und der Geschworne folgten jetzt ihren Weibern durchs Tobel hinter den Reben herum über Zäune und Stöcke und kamen glücklich und ungesehen ins Dorf.

Sie waren aber nicht allein. Auf allen Seiten schlichen die Hochmüthigsten und Kühnsten nach Bonnal und bettelten sich um Geld und gute Worte in die bewachte Kirche hinein. Es schien zwar im Anfang, als wollte es ihnen fehlen. Der Wächter bei der Thüre war fast nicht zu bestechen.

Nachdem aber einmal Eins hinein war, ging das Ding immer leichter und leichter. Zuletzt aber wollten ihm so viel kommen, daß es ihm angst war und er Niemand mehr hineinlaſſen wollte. Aber es war zu ſpät. Er war nicht Meiſter. Was, antworteten ihm jetzt Weiber und Buben, ſind wir nicht ſo gut als die Andern? Du mußt uns hineinlaſſen oder die andern Fremden vor unſern Augen auch wieder herausſchaffen, wir gehen dir ſonſt nicht von der Stelle. Still! ſtill! antwortete der Wächter, ich will euch eben hineinlaſſen, aber verbergt euch in Winkel, daß man euch nicht ſehe. Und ſo kam zuletzt hinein, was hinein wollte.

4. Der Pfarrer bringt Leute zur Kirche hinaus.

Das erſte, das der Pfarrer that, als er auf die Kanzel trat, war, daß er den Befehl Arners verlas und ſagte: Er muß gehalten ſein und Jedermann, der fremd iſt, ſolle ohne Weiteres zur Kirche hinausgehen.

Man ſah bald, daß es im Ernſt galt, und nach und nach ſtand Eins nach dem Andern auf und ging nach der Kirchthüre. Einige liefen hinaus, wie wenn man ſie jagte; Andere gingen züchtig und hoben kein Auge auf; Andere machten doch noch ihre Reverenz gegen den Herrn Pfarrer, ſo feuerroth ſie auch vor Zorn im Geſicht waren.

Aber die Vogtin und Geſchwornin von Kilchthal gaben ihr Spiel noch nicht verloren. Sie glaubten, wenn ſie ſich ſtill hielten und hinter den Balken des Gewölbes und hinter andern Weibern ſich verſteckten, ſo könnten ſie bleiben. Aber die andern Weiber ſtreckten von allen Seiten die Köpfe nach den armen Verſteckten und ſchwatzten und lachten weit und breit um ſie her, ſo daß der Pfarrer es merkte und dem Sigriſt ſagte, der Befehl gehe die Weiber an wie die Männer und er ſolle machen, daß auch dieſe ihres Weges gingen. Und ſo mußten ſie endlich auch wie die Andern wieder hinaus.

5. Aus des Pfarrers Predigt.

Erſt dann fing der Pfarrer an und redete mit dem Volk über den Vogt, über das Elend der Sünde und über das Glück des Rechtthuns. Es war, wie wenn er einem Jeden aus dem Herzen redete, wie wenn er einem Jeden in ſeine Wohnſtube hineindrang und ihn abmalte, wie er mit Weib und Kind, mit Vater und Bruder, mit Knecht und Magd umging und durch Unvorſichtigkeit und Liebloſigkeit, durch Nachläſſigkeit und Leichtſinn aus guten Leuten böſe mache und aus kleinen Fehlern große veranlaſſe und ſo ſelbſt die Liebſten, die er in der Welt habe, anſtatt glücklich, ruhig und zufrieden, unglücklich und elend mache und in eine bedauernswürdige Lage ſetze. Es war, wie wenn der Vogt in der Hand des Pfarrers ein Spiegel wäre, ſo ſah das Volk in dem unglücklichen Mann ſich ſelbſt und der Segen des Herrn war mit dem Pfarrer. Ihrer viele vergaßen bei ſeiner Rede den Vogt und fühlten jetzt nur ſich ſelbſt und dachten jetzt nur an ſich. Ein paar Stellen aus ſeiner Predigt muß ich doch herſetzen.

Liebe Menſchen! Daß doch keines von euch allen meine, dieſes Unglück hätte ihm nicht auch begegnen können! Hebet Eure Augen auf und ſehet! Warum ſteht der arme Mann vor euch? — Antwortet, iſt's etwas anderes, als weil er hochmüthig, geizig, hartherzig und undankbar gegen Gott und Menſchen war? Und hebet eure Augen auf vor dem Angeſicht Gottes und redet: Wer unter euch iſt nicht geizig, hartherzig und undankbar? Redet! Redet! Rede, Mann! Weib, ſtehe auf und rede! Iſt einer unter euch, der in keinem, in gar keinem Stück nicht hochmüthig? Iſt einer unter euch, der in keinem, in gar keinem Stück, weder in wenigem noch in vielem, weder im einen noch im andern geizig, hartherzig und undankbar iſt? Er ſtehe auf und ſei unſer Lehrer! Ich will zu ſeinen Füßen ſitzen und ihn hören und ihm anhangen, wie ein Kind ſeinem Vater anhanget! Denn ich, o Herr, bin ein Sünder und meine

Seele ist nicht rein von allem dem Bösen, um deswillen der arme Mann vor euch leidet! —

Ueber den Unterschied zwischen der Sünde in ihrem Anfang und zwischen der größten Verwilderung, in welcher der Vogt lebte, sagte er ihnen folgendes Gleichniß:

Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Kornähre und einem ganzen Viertel Frucht. Aber wenn du die Aehre säest und übers Jahr schneidest, so hast du vielleicht hundert, und säest du hunderte wieder, so hast du im zweiten Jahr von einer einzigen Aehre vielleicht dein ganzes Viertel Frucht. Liebe Menschen! Wenn der Same des Bösen in uns lebt, keimt und wurzelt, so trägt er Frucht, und wie die einzige Aehre mit Zeit und Jahren ein Viertel Frucht wird, so wird deine Sünde mit Zeit und Jahren stark und schwer in dir, o Mensch! Darum halte den Unterschied des Samenkorns und der Frucht, die du mit Vierteln missest, nicht größer, als er ist, und denke nicht, daß du nicht bei jeder Sünde werden könnest, was der arme Tropf, wenn du nicht mit Mühe und Arbeit ihren Samen in dir selber zu ersticken und auszurotten trachtest. Denke nicht, daß du nicht bei jeder Sünde, die in dir herrscht, werden könnest, was jetzt dieser arme Tropf ist, wenn du nicht mit Gebet und Glauben durch Gottes heiligen Geist Hülfe suchst zur Stärkung deiner selbst gegen die Sünde, die in dir liegt.

Ein andermal sagte er:

Meine Kinder! Seht jetzt die Gerechtigkeit der Welt und zittert! Die Gerechtigkeit der Erde zermalmt, zerknirscht und tödtet! Weinet über den Elenden und über alle Menschen, die in die Hand der Gerechtigkeit fallen, und bittet Gott, daß sich die Fürsten je länger je mehr dieser Armen und Elenden erbarmen und ihre Leiden nie größer machen, als es die Noth erfordert! — Und, meine Kinder, werdet selbst je länger je menschlicher, schonender, gewissenhafter gegen solche Unglückliche. Aber thut noch mehr. Wirket euer eigen Heil mit Furcht und Zittern. So wie die Sünde in euch ist, kann auch euch alles weltliche und äußere Unglück der Sünde treffen. Täuscht euch nicht. Der Fluch

der Sünde kann über euch und über eure Kinder kommen, wie er über diesen Mann gekommen, der vor wenig Tagen noch äußerlich blühte, wie ein Baum, der an den Wasserbächen gepflanzt ist. Ziehet eure Kinder auf in der Furcht und Ermahnung des Herrn.

Und noch einmal sagte er: O Gott! wie viel fehlt oben und unten, daß so viel Böses im Land ist. Bittet Gott, daß er eure geistlichen und weltlichen Führer in seiner Gnade dahin leite, daß sie ihr Gewissen Euretwegen nicht beflecken, sondern allen Fleiß anwenden, vorzubeugen allen Veranlassungen zur Schlechtigkeit und Sünde, und auch und vorzüglich dann, wenn diese Verführungen von Menschen herrühren, die ihre Lieblinge sind und mit deren Sünden sie oft selber verstrickt werden. Aber wenn ihr darum Gott bittet, so zeigt selber, daß ihr das wünscht und sucht, worum ihr betet. Führet Niemand in Versuchung. Verführt Niemand durch euer Leben, weder zur Hoffart, noch zum Geiz, noch zur Liederlichkeit, noch zum Leichtsinn. Lasset euer Licht leuchten vor den Armen und Schwachen, daß sie euer gutes, frommes Leben sehen und an euch ein Beispiel finden zu allem Guten.

---

6. Wenn so ein Pfarrer auf die Gefängnisse und Zuchthäuser eines Reiches Einfluß hätte, er würde die Grundsätze, mit den Gefangenen umzugehen, in ein Licht setzen, das himmelrein leuchtete.

Da er ausgeredet hatte, stieg er von der Kanzel, saß noch eine Weile bei dem Unglücklichen und redete mit ihm brüderlich, wie er es heute den ganzen Tag gethan hatte.

Da der arme Mensch jetzt bald fort sollte, sah er ihm an, daß er vor Ermattung und Schwäche fast einsank und vernahm, daß er noch ganz nüchtern sei. Du darfst dich nicht so auf den Weg machen, sagte er alsobald und ließ

ihm sogleich aus dem Pfarrhaus etwas zu essen und zu trinken in die Kirche hinunter bringen. Der Hans, der es brachte, stellte es gerade auf den Taufstein, bei dem sie standen. Aber dieses ärgerte den Sigrist; er stupfte den Hans und winkte ihm, er solle es doch anderswohin stellen. Dieser wollte auch ungesäumt folgen; aber der Pfarrer sagte: Hans, laß es nur stehen, das macht gar nichts. Und der Pfarrer hatte Recht. Was die Liebe heiligt, verunreinigt den Altar nicht; aber der Altar, auf dem die Liebe entheiligt wird, verunreiniget das Heilige, dem er selbst geweiht ist. Alles, auch das Heiligste, wird in der Hand der Lieblosigkeit unheilig, und der Wein und das Brod, das der Pfarrer in reiner Liebe herbrachte, stand mit Recht auf dem Taufstein.

Nachdem der Vogt also auf dem Taufstein gegessen und getrunken hatte und Alles offenbar gerührt um ihn herumstand, sagte der Pfarrer zu ihm: Willst du jetzt nicht auch gern die Leute alle, von denen vielleicht wenige sind, die du nicht beleidigt und gekränkt hast, um Verzeihung bitten? — Ach, mein Gott! gern, Herr Pfarrer! sagte der Vogt, wandte sich gegen die Umstehenden und sagte: Verzeiht mir doch alle um Gottes willen. — Er konnte nicht mehr reden; aber er sah sie alle so wehmüthig und zerschlagen an, daß Jedermann weich ward. Weib und Mann streckten ihm von allen Seiten die Hände dar und sagten: Es ist mehr als verziehen. — Wie es ihn freute, daß ihm Alles die Hand zustreckte, wie er lange rechts und links mit beiden Armen nach allen Händen haschte und mit hunderterlei Bewegungen zitternd eine jede drückte, das kannst du dir vorstellen, Leser, aber beschreiben kann ich es nicht.

Nach einer Weile sagte der Pfarrer zum Vogt: Ich denke, Vogt, wir wollen in Gottes Namen jetzt gehen. Der Vogt sah ihn wehmüthig an und konnte nicht reden. — Es muß in Gottes Namen einmal sein, erwiederte der Pfarrer. Dann nahm er ihn bei der Hand, machte ihn aufstehen und sagte: Mit Zaudern machst du dir's nur schwerer; komm jetzt in Gottes Namen und leide mit Geduld, was du zu leiden hast; achte nicht, was um dich her ist und was

man um dich herum macht, und denk du jetzt nur an dich selbst.

---

7. Menschlichkeit und Gerechtigkeit bei einander.

So gingen sie mit einander zur Gerichtsstätte und der Pfarrer betete laut den ganzen Weg durch und alles Volk begleitete ihn in tiefem Stillschweigen. So herrschet tiefes Stillschweigen um den Sarg des Bürgers, dessen verlassene Kinder ein gerührtes Volk mitleidig zum Grab begleitet; und die Stunde der stillen Rührung, während welcher die Todtenglocke von Bonnal läutete, that allem Volk wohl. Siehe, es war nicht die Strafe eines wüthenden Thieres, das man nur abthut von der Erde, damit es nichts mehr auf ihr schade, es war die Strafe eines Menschen, mit der man ihn selbst und seinen Nächsten weiser und besser machen wollte, als sie zuvor waren.

Der Vogt stand da, entblößt an Haupt und Füßen, und sprach dreimal laut nach: Hier habe ich verdient zu sterben. — Mit starker Stimme antwortete ein Gerichtsmann: Ja, du hast verdient, daß hier deine Gebeine verfaulen und die Vögel des Himmels dein Fleisch essen. Dreimal antwortete er wieder: Ich habe es verdient! Er hat Gnade, Knecht der Gerechtigkeit! tödte ihn nicht, rief jetzt mit lauter Stimme der Richter mit dem Stab. Was soll ich ihm dann thun? erwiederte der Knecht der Gerechtigkeit. Du sollst ihn binden an den Balken des Galgens und seine Hand an einem Pfahl fest machen und die Finger des Meineidigen dreimal mit unauslöschlicher schwarzer Farbe anstreichen.

Der Knecht der Gerechtigkeit that jetzt, was ihm befohlen war, und stand dann mit entblößtem Schwert hinter dem Unglücklichen. Indessen wandte sich der Richter am Stab und sagte mit lauter Stimme zum Volk: Höre, versammeltes Volk! dein Herr und Vater läßt dir sagen: Wer unter euch eine solche Schande nicht mehr fürchtet als den Tod, der geht mit seinem Haus, mit seinen Kindern und

mit seinem Geschlecht dem Elend entgegen, in welchem ihr jetzt diesen armen Mann seht!

Dann redete der Pfarrer fast eine ganze Stunde mit dem Volk, das noch nie in der Kirche mit mehr Aufmerksamkeit und Rührung vor ihm gestanden.

Der Vogt aber war fast athemlos und zum Einsinken erschöpft. Als es der Pfarrer merkte, rief er seinem Hans und sagte ihm: Du mußt den kleinen Wagen hierher bringen und ein Bettstück darauf. Der Hans that's und brachte Bett und Wagen; und da die Stunde vorüber war und man den Vogt von seinen Banden losließ, nahm ihn der Pfarrer bei der Hand und sagte: Steig jetzt in Gottes Namen hier ein; ich sehe, daß du's nöthig hast und fast nicht mehr heimgehen kannst. Es ist wahr, sagte der Vogt, es zittert Alles an mir, dankte und sagte: Ich habe das nicht verdient. Er stieg in den Wagen, hüllte sein Angesicht in die Decke des Bettes und benetzte sie mit Thränen. Der Pfarrer aber ging neben dem Wagen bis ins Gefängniß nach Bonnal, wohin man ihn führte, und ließ dann auch das Bett aus seinem Wagen hineintragen, bis man ihm eins aus seinem Haus bringen würde.

---

8. Bauerngespräch und Bauernempfindung.

Der Lienhard war diesen Morgen allein bei seiner Arbeit am Kirchhof. Seine Taglöhner waren alle mit dem Vogt. Der gute Maurer weinte herzlich, als die Todtenglocke hart bei ihm das Zeichen gab, daß man ihn ausführe. Er war ganz allein bei der Kirche und sagte zu sich selbst: Jetzt nimmt meine Frau ihr Betbuch und betet für den armen Mann. — Es war vor Altem eine gute Gewohnheit, daß, wenn ein armer Sünder zu seiner Hinrichtung ausgeführt wurde und die Todtenglocke das Zeichen seiner Ausführung gab, allemal jeder Hausvater die Seinigen zusammen rief und so lange die Glocke läutete, mit ihnen betete und sie vor alle dem warnte, was jeden Menschen zu einem so

unglücklichen Ende führen kann. Diese Stunden waren fast in allen Haushaltungen rührend und oft von warmen Thränen begleitet. Auch die rohesten Mütter drückten, von der Empfindung über solches Unglück hingerissen, meistens ihre Kinder an ihr Herz und sagten ihnen in ihrer tiefsten Bewegung: Um Gottes willen hütet euch doch, daß keins von euch so unglücklich werde. — Auch bei der Richtstätte war ehemals über das ganze Volk eine feierliche, stille Andacht verbreitet. Alles zog, wenn der Augenblick der Hinrichtung nahte, wie vor dem Todbett des frömmsten Mannes, den Hut ab, faltete die Hände und betete für den Unglücklichen, daß Gott sich seiner erbarme, und die meisten Menschen, die zusahen, standen sichtbar voll Rührung bei dem Anblick des Unglücklichen. Aber ach Gott, ach Gott, wie ist das Alles in unsern Tagen bei unserm Volk verschwunden! Das Herz der Menschen ist viel roher und theilnahmloser geworden, als es unter den Alten war. Man sieht jetzt dem Hinrichten oft so kalt und ungerührt zu, als man dem Schlachten eines unvernünftigen Thieres zusieht. Man macht sich nichts mehr daraus. Darum werden auch die Verbrecher umsonst getödtet. Ihr Tod hilft nichts, beweist nichts, als wie gering der Werth eines Menschen in den Augen unsrer Zeit ist.

Nach einer Weile kamen die Taglöhner zurück und schwatzten fast den ganzen Tag mit einander von dem, was vorgefallen war.

Mir ist es sehr zu Herzen gegangen, sagten der Aebi und der Kienast.

Kriecher. Und mir, wie wenn man mich mit kaltem Wasser übergossen hätte.

Rüti Marx. Da wär's ja gut, Schelm sein.

Leemann. Und man hatte Sorg zu ihm, wie zu einer Kindbetterin.

Lenk. Wenn ich oder ein Anderer es gewesen wäre, es wäre wohl anders gekommen.

Aebi. Es scheint mir, es mögen's ihm Etliche nicht wohl gönnen, daß er nicht gehängt worden.

Leemann. Es wird noch andere Historien absetzen.

Michel. Was denn?

Leemann. Der Junker will ja zehn Jahr zurück Allem nachforschen.

Rüti Marx. Darum wird sich Niemand graue Haare wachsen lassen.

Michel. Wie meinst du das?

Rüti Marx. Ich meine, das würde so in die dicken Bäuche greifen, daß sie wohl einen Deckel finden werden, den Niemand heben kann.

Kriecher. Und der Teufel, es ist doch nicht ganz sicher.

Aebi. Aber habt ihr auch den Harfknopf gehört, wie er über die Predigt sein Maul gebraucht?

Michel. Er ist ein Narr.

Marx. Er sagt doch manchmal auch Sachen, die wahr sind.

Michel. Ja, wenn er um zwölf Uhr sagt, es läute Mittag.

Marx. Das ist jetzt genarrt. Vom Glauben versteht er sicher mehr als ich und du. Er gibt in der Kirche Achtung, wie ein Sperber, und ist im Stand, er zählt dem Pfarrer die Hauptwörter des Christenthums an den Fingern nach.

Michel. Das ist eine erbauliche Arbeit, aber ich möchte ihr nicht zuhören. Das ist höchstens etwas für solche Leute, die lieber das Maul aufsperren, als die Hände rühren. Der Pfarrer hat Recht, daß er seine Worte nicht so ausspitzt, daß alle Silben daran frömmeln. Mit eurem Wörterzählen und Silbendrehen macht ihr eben die Leute so verwirrt, daß sie die Augen verkehren, wenn sie das Hirn brauchen sollten, und die Hände in den Schoß legen, wo sie sie rühren sollten!

Marx. So —

Michel. Ja so! Man muß ein Stein sein, wenn es Einem nicht zu Herzen geht, wie der Pfarrer sich heute gegen den Vogt und gegen uns alle benommen.

9. Hausordnung und Hausunordnung.

Gertrud ging diesen Morgen, nachdem sie, so lange die Todtenglocke dem Vogt läutete, mit ihren Kindern gebetet, zu ihrem guten Nachbar, dem Hübelrudi, der nun nicht mehr mit den andern Handlangern beim Kirchbau um Taglohn arbeitete. Sie sagte am Tag, wo Arner ihm seine Matte wieder zusicherte und ihm eine Kuh in seinen Stall stellte und Heu für sie auf seine Bühne schenkte, selbst zum Junker: Der Mann muß jetzt den Tag über bei seinen Kindern bleiben und sich angewöhnen, in allen Rücksichten ein ordentlicher Hausvater zu werden. Es würde ihm und seiner Haushaltung jetzt schaden, wenn er den ganzen Tag an dem Bau handlangen müßte.

Du hast Recht, sagte der Junker zur Gertrud; und Gertrud sagte dem Rudi schon am gleichen Abend, er habe das jetzt nicht mehr nöthig, er müsse nun daheim bei seinen Kindern bleiben.

Der gute Mann antwortete der Gertrud verlegen: Aber wenn ich jetzt dem Junker nicht mehr zur Arbeit komme, meint er dann etwa nicht, ich sei ob meines neuen Glückes hochmüthig oder gar undankbar worden?

Gertrud erwiederte: Ich habe es dem Junker schon gesagt und er findet, ich habe Recht.

Rudi. Das ist gut. Ich bleibe natürlich lieber zu Haus bei meinen Kindern.

Gertrud kannte den Hübelrudi auch von seiner schwachen Seite und wußte überhaupt, daß der Unmuth und die Niedergeschlaggenheit, in die der Mensch durch Armuth und Noth so leicht versinkt, in ihm fast immer alle wahre Haushaltungskraft und allen wahren Haushaltungsgeist zu Grunde richtet, so daß ihm, wenn er auch durch einen Zufall wieder in bessere Umstände kommt, sein neues Glück, wenn er darin nicht Rath und That findet, wie ein Aal im Wasser wieder aus der Hand schlüpft. Und da sie seiner Mutter auf dem Todbette versprochen, sich seiner Kinder anzunehmen, so wollte sie keine Stunde versäumen, um dem Rudi, so viel

sie könnte, zur Ordnung zu verhelfen, damit nicht wieder die Hälfte durch Unordnung zu Grund ginge.

Sie traf noch alle Kinder an, wie sie eben aus dem Bett aufgestanden waren, und er selbst sah aus, als hätte er noch nicht Zeit gehabt, sich recht anzuziehen. Die Kleider der Kinder lagen auf dem Boden umher, die Katze saß neben der schwarzen Schüssel, woraus sie gestern gegessen, auf dem Tische. Gertrud fühlte die Größe des Verderbens einer solchen Unordnung und suchte dann dem guten Rudi der Länge und Breite nach begreiflich zu machen, wie weit das lange und wohin es ihn bringen werde. Er machte Augen, wie Einer, der halb im Schlaf zuhört, als sie so mit ihm redete; denn er war die Unordnung schon lange gewohnt und meinte, weil er seine Matte wieder habe, so sei Alles wieder ganz gut bestellt, so daß er lange nicht recht fühlte, was Gertrud jetzt mit ihrem Predigen eigentlich wolle. Endlich begriff er sie, Thränen schossen ihm in die Augen und er antwortete: Ach, mein Gott! Nachbarin, du hast wohl Recht; aber es war in unserm Elend nicht anders möglich. Ich saß zuletzt oft Stunden und Tage herum, daß ich fast nicht mehr wußte, wo mir der Kopf stand, viel weniger, was ich angreifen sollte und was ich angreifen möchte.

Gertrud. Das ist eben, was ich sage und warum du dir jetzt mußt rathen und helfen lassen, und glaub mir, Rudi, das ist eine Krankheit, die sehr tief liegt und von der du dich jetzt im Ernst wirst heilen lassen müssen.

Rudi. Wenn ich wieder genug zu essen habe und der Hunger meiner Kinder mir nicht mehr angst und bange macht, so wird sich diese Krankheit wohl von selber heilen.

Gertrud. Denke doch nicht, daß es mit der Heilung dieser Krankheit so leicht gehen werde. Es wird ganz gewiß nicht leicht sein, dir Alles wieder anzugewöhnen, was du dir jetzt wieder angewöhnen mußt. Siehe, Rudi, wenn deine Kinder erzogen werden sollen, daß es erzogen heißt, so muß Alles, bis auf die Schuhbürsten hinunter, in eine andere Ordnung kommen. Wir wollen jetzt nicht schwatzen,

sondern die Hände in den Teig stoßen. Es muß mir heute, noch ehe die Sonne untergeht, in deiner Stube aussehen, daß man sich nicht mehr darin kennt. Tisch, Fenster, Boden, Alles muß abgewaschen und gereinigt sein und die Stube muß täglich gelüftet werden. Deine Kinder sehen gewiß auch darum so übel aus, weil sie Tag und Nacht keine reine Luft einathmen können. Es ist ein Unglück, daß deine Frau selig auf die Letzte ihre Haushaltung auch so gar vernachlässigte. So arm eine Frau auch ist, so sollte sie doch an ihrem Mann und Kindern wenigstens noch das thun, was nichts kostet.

Rudi. Die Großmutter hat es ihr tausendmal gesagt, aber das Elend hat sie so weit herunter gebracht, daß sie allen Sinn für Alles verloren, wo sie etwa noch etwas hätte thun können, so daß ich fast denken muß, es sei noch ein Glück für mich gewesen, daß sie gestorben. In dem Augenblick, da er das sagte, entfiel ihm ein Seufzer und er sagte gleich darauf: Nein, ich darf das nicht denken; wenn sie noch erlebt hätte, wie es mir jetzt geht, sie wäre gewiß auch nach und nach wieder zu sich selbst gekommen und wieder geworden, wie im Anfang. Sie kommt mir seit gestern nie aus dem Kopf und wo ich gehe und stehe, meine ich immer, sie sollte wieder da sein und das Gute jetzt auch mit mir haben, wie sie das Böse mit mir getragen.

Gertrud. Es ist ihr jetzt besser als uns allen, Rudi, und ich weiß nicht, ob's ihr auf der Welt wieder wohl geworden wäre. Wer so lange Alles so schwer aufgenommen, wie sie, der kommt nicht mehr so leicht zu sich selber.

Rudi. Das ist auch wahr.

Gertrud. Was du jetzt am besten zu ihrem Andenken thun kannst und was ihr noch im Himmel Trost und Freude machen wird, ist dieses, wenn du deine Kinder sorgfältig auferziehest, daß sie nicht so unglücklich werden, wie sie. Und glaub mir, es kommt in der Erziehung eines Kindes wesentlich auf Kleinigkeiten an, ob ein Kind eine halbe Stunde früher oder später aufstehe, ob es seine Sonntagskleider die Woche über in einen Winkel werfe oder sorgfältig an einen Ort

zusammenlege, ob seine Mutter Brod, Mehl, Butter, und was sie braucht, täglich abtheile und unter gleichen Umständen immer mit dem gleichen Maaß auskomme, oder ob sie gleichgültig in der einen Woche mehr, in der andern weniger brauche; hauptsächlich kommt es darauf an, daß die Kinder den ganzen Tag über nie der Zerstreuung und Gedankenlosigkeit überlassen sind, sondern vom Morgen bis an den Abend wissen, was sie zu thun haben und thun müssen. Wenn man's an den Kleinigkeiten mangeln läßt, die zu dieser Ordnung nothwendig sind, so kann eine Tochter, die in ihrer Jugend das gutmüthigste, frömmste und gefälligste und auch das heiterste und glücklichste Kind schien, im Alter, wenn es eine Frau wird und selbst eine Stube voll Kinder hat, ihr ganzes hoffnungsvolles Wesen verlieren und so werden, daß sie kein Mensch, der sie in der Jugend gesehen hat, mehr zu erkennen vermag.

Der Rudi erwiederte: So ganz ging es meiner Frau selig.

Dann kamen sie auf ihre Jugendgeschichte und Gertrud sagte: Ich kannte ihre Eltern. Es war in ihrer Haushaltung nie Ordnung und dann fiel sie auch noch dem Pfarrer Flieg in Himmel in die Hände, der ihr den Kopf mit Meinungen über die Offenbarung Johannis u. dergl. füllte und sie darob träumen und darüber lesen machte, wie wenn sie dazu in der Welt wäre.

Rudi. Sie vergaß sich über ihren Büchern so sehr, daß ich oft fürchten mußte, sie zünde mir noch das Haus an; so vergeßlich ging sie mit Allem um, was sie zur Hand nahm. Von den Kindern mag ich gar nichts sagen. Die Bücher waren ihr Heiligthum und ihr Himmel. Sie vergaß mich und die Kinder und Alles, was sie hatte.

Gertrud. Das ist übel. Die Bücher müssen einer Frau höchstens wie der Sonntagsrock sein.

Rudi. Sie trug diesen Sonntagsrock alle Tage.

Gertrud. Er nutzte sich aber auch darum so ab, daß er zuletzt nicht einmal zu einem Alltagsrock mehr gut war.

Rudi. Was mir bei alledem immer am meisten zu

Herzen ging, war, daß sie bei aller ihrer Liederlichkeit immer so fromm war und die Kinder so fleißig zum Beten anhielt.

Gertrud. Alle wahre Frömmigkeit hat Kraft. Wo keine wahre Kraft ist, da ist auch keine wahre Frömmigkeit, und wer liederlich ist, kann weder recht beten, noch seine Kinder recht beten lehren.

Rudi. Es ist wahr. Ihre Kraft ging am Ende auch für's Betenlehren verloren. Da sie ihr gewohntes Essen und Trinken nicht mehr hatte, fing sie endlich an, auch ihre Bücher liegen zu lassen, betete nicht mehr mit den Kindern und weinte nur, wenn ihr eins vor Augen kam.

Gertrud. Laß dir das zur Warnung dienen. Lehre deine Kinder beten, damit sie gern arbeiten, aber dann auch arbeiten, damit sie das Beten nie überdrüssig bekommen, sondern seinen Segen bis an ihr Grab empfinden und genießen.

Rudi. Ich will die zwei Aeltesten sogleich zu einer Nätherin schicken, sie müssen mir nähen lernen.

Gertrud. Nicht sogleich. Du mußt sie zuerst kleiden. So wie sie jetzt sind, dürfen sie mir nicht zur Stube hinaus.

Rudi. Kauf ihnen doch Zeug zu Röcken und Hemden; ich verstehe es nicht. Ich will das Geld heute noch entlehnen.

Gertrud. Nichts entlehnen, Rudi. Das Zeug will ich kaufen und nach der Heuernte zahlst du es.

Rudi. Warum nicht entlehnen?

Gertrud. Weil es zur guten Hausordnung gehört, nie etwas von einem Nagel an den andern zu hängen und weil unter Hunderten, die leihen, nicht zehn sind, die nicht wieder dafür brandschatzen, und besonders du, du bist zu gut und deine Unordnung hat dich dahin gebracht, daß du nicht mehr recht weißt, wie weit auch die kleinsten Fehler im häuslichen Leben dich führen können. Du mußt jetzt lernen, zu dem Deinigen Sorg tragen und leichtsinnigerweise nichts aus den Händen fahren lassen.

Jetzt meinte der Rudi, sie habe schon gehört, daß er

dem Vogt alljährlich Heu für eine Kuh von ſeiner Matte geben wolle und ſagte: Du wirſt doch nichts dawider haben, daß ich die Matte mit dem Vogt theile.

Gertrud. Was ſagſt du? die Matte mit dem Vogt theilen?

Rudi. Ich hab' es in Gottes Namen ſchon dem Herrn Pfarrer verſprochen.

Gertrud. Und der Pfarrer hat gebilligt, daß du ihm die Matte, die er dir abgeſtohlen, halb wieder gebeſt?

Rudi. Ja, ſo verſteh' ich's nicht. Ich hab' ihm nur verſprochen, für eine Kuh Sömmerung und Winterung (Gras und Heu) von der Matte zu geben.

Gertrud. Das iſt jetzt was anderes, und doch hätte ich es nicht gethan.

Rudi. Ach, er iſt jetzt ein armer, alter Tropf, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn in dem Elend zu ſehen, in dem ich war, ohne ihm beizuſtehen.

Gertrud. Du biſt gut, Rudi, und ich will jetzt davon ſchweigen.

Rudi. Liebe Frau, wenn du meine arme Mutter, wie ich, noch auf ihrem Todbett für ihn beten gehört hätteſt, daß es ihm wohl gehe, du hätteſt das gewiß auch gethan.

Gertrud. Vielleicht ſpäter, aber gewiß noch nicht jetzt.

Rudi. Der Pfarrer hat es auch geſagt. Ich darf es dem Vogt noch etliche Tage nicht ſagen, bis er mir's erlaubt.

Gertrud. Das iſt recht vom Pfarrer. Es iſt dem Vogt ſelbſt gut, daß er recht fühle, was Elend und Noth iſt, in das er ſo viele Leute geſtürzt hat, ehe man ihm wieder die Hand bietet.

Während des Geſpräches wuſch Gertrud die Kinder und kämmte ſie mit einer Sorgfalt und Schonung, die ſie nicht kannten, und ließ ſie auch ihre Kleider ſteifer und ordentlicher anziehen, als ſie ſonſt gewohnt waren. Darauf ging ſie in ihre Hütte, kam mit ihrem Zuber und Beſen und Bürſten zurück, fing dann an, die Stube zu reinigen und zeigte auch dem Rudi, wie er daſſelbe machen und angreifen

müſſe und was die Kinder ihm dabei helfen könnten. Dieſer gab ſich alle Mühe und nach ein paar Stunden konnte er es ſo gut, daß ihn Gertrud jetzt allein machen ließ und wieder heim ging. Wenn die Kinder dir brav geholfen, ſo ſchick' ſie auf den Abend zu mir, ſagte ſie im Weggehen.

Der Rudi wußte nicht, was er ſagen und machen ſollte, als ſie jetzt fort war, ſo war's ihm um's Herz. Eine Weile hatte er die Hände ſtill, bürſtete und fegte nicht, ſondern ſtand und dachte bei ſich ſelbſt: Es wäre mir wie im Himmel, wenn ich ſo eine Frau hätte. Und als er auf den Abend ihr ſeine Kinder ſchickte, gab er ſeit Jahren das erſtemal wieder Acht, ob ihre Hände und ihr Geſicht ſauber und ihre Haare und Kleider in der Ordnung wären, ſo daß ſich die Kinder ſelbſt darob verwunderten und die Nachbarn, die ſie ſo ordentlich aus dem Haus gehen ſahen, ſagten, er will gewiß jetzt wieder heirathen.

Die Kleinen fanden des Maurers Kinder alle an ihrer Arbeit. Dieſe empfingen ſie fröhlich und freundlich, aber ſie hörten um deswillen keinen Augenblick auf zu arbeiten. Macht, daß ihr mit eurem Feierabend bald fertig werdet, ſo könnt ihr euch dann mit dieſen Lieben luſtig machen, bis es 6 Uhr ſchlägt, ſagte Gertrud. Und die Kinder: Das denk' ich, wir wollen eilen; die Sonne ſcheint wie im Sommer, Mutter. Aber daß euer Garn nicht gröber werde, antwortete die Mutter. Du wirſt gewiß eher einen Kreuzer mehr als minder von meinem löſen, ſagte Liſe. Und auch von unſerm, riefen aus allen Ecken die andern. Ich werde es ja ſehen, ihr Prahlhänſe, erwiederte die Mutter.

Die Kinder des Rudi ſtanden da, ſperrten Maul und Augen auf ob der ſchönen Arbeit und dem fröhlichen Weſen in dieſer Stube. Könnt ihr auch ſpinnen? fragte jetzt Gertrud. Ach nein, erwiederten die Kinder. Gertrud erwiederte: So müßt ihr's lernen, ihr Lieben. Meine Kinder ließen ſich's nicht abkaufen und ſind am Samſtag ſo luſtig, wenn jedes ſo ſeine etliche Batzen kriegt. Das Jahr iſt lang, ihr Lieben. Wenn man's ſo alle Wochen zuſammenſpinnt, ſo gibt's am End des Jahres viel Geld und man

weiß nicht, wie man dazu gekommen. Ach, bitte, lehr' es uns auch, sagten die Kinder und schmiegten sich an den Arm der guten Frau. Das will ich gern, antwortete Gertrud, kommt nur alle Tage, wenn ihr wollt, ihr sollt es bald können.

Indessen hatten die andern ihren Feierabend aufgespomen, versorgten ihr Garn und ihre Räder, sangen mitunter:

Feierabend, Feierabend, lieb' Mutter,
Feierabend in unserm Haus!
Zu Nacht gehn wir alle gern nieder,
Am Morgen steht Alles froh auf.

Die Kinder nahmen dann ihre Gäste bei der Hand und heiter wie der Abend sprangen jetzt alle Kinder auf der Matte auf allen Seiten dem Zaun nach und rund um die Bäume; aber Gertruds Kinder wichen sorgfältiger als die des Rudi dem Koth im Weg und den Dornen am Haag aus und hatten Sorge zu den Kleidern. Sie banden ihre Strümpfe und ihre Schuhe alsobald, wenn etwa einem etwas losging, und wenn des Rudi Kinder so etwas nicht achteten, sagten ihnen die guten sogleich: Du verlierst deine Schnallen, dein Strumpfband, oder: Du machst dich kothig, oder: Du zerreißt dich hier in den Dornen. —

Des Rudi Kinder lächelten bei Allem, was diese ihnen sagten und folgten, wie man kaum Eltern folgt, denn sie sahen, daß sie Alles, was sie ihnen sagten, selber thaten und es weder böse noch hochmüthig meinten. Auf den Schlag 6 Uhr eilten Gertruds Kinder unter das Dach, wie die Vögel, wenn die Sonne unter ist, in ihr Nest eilen. Wollt ihr mit uns? wir gehen jetzt beten, sagten sie zu des Rudi Kindern. Ja, wir wollen, und auch noch eurer Mutter b'hüti Gott sagen. Nun, das ist recht, daß ihr kommt, sagten diese und zogen den Katzenschwanz (ein Kinderspiel), mit ihnen durch die ganze Matte, die Stiege hinauf und bis an den Tisch, wo sie sich dann zum Beten hinsetzten.

Müßt ihr um 6 Uhr nicht auch heim zum Beten, ihr Lieben? fragte jetzt Gertrud des Rudi Kinder. Wir beten erst, wenn wir ins Bett gehen, sagte das älteste. Und

wann müßt ihr ins Bett? fragte Gertrud. Was weiß ich? antwortete das Kind, und ein anderes: So wenn's anfängt zu nachten. Nun so könnt ihr noch mit uns beten; aber dann ist's Zeit mit euch heim, sagte Gertrud. Es macht nichts, wenn's schon dunkelt, wir fürchten uns nicht, sagte das älteste, und wenn wir alle bei einander sind, setzte ein anderes hinzu. Und dann beteten die Kinder der Gertrud mit ihrer Mutter in ihrer Ordnung und sie ließ auch des Rudi Kinder die Gebete beten, die sie konnten, und begleitete sie dann bis zum Hausgatter. Habt recht Sorge, daß keins falle, ihr Lieben, und grüßt mir den Vater und kommt bald wieder; ein andermal will ich euch ein Spinnrad bereit machen, wenn ihr's lernen wollt, sagte Gertrud ihnen zum Abschied und sah ihnen die Gasse durch nach, bis sie um die Ecke waren, und die Kinder schrieen ihr, so weit man sie hören konnte, zurück: B'hüti Gott und danke Gott und schlaf wohl, du liebe Frau!

Als sie heim kamen, konnten sie nicht genug erzählen, wie viele Freude sie bei der Gertrud und ihren Kindern gehabt hätten, wie sie auf der Wiese Spiele gemacht und mit einander den Katzenschwanz gezogen hätten, bis sie in die Stube hinaufkamen, wo sie dann beten mußten. Während dem sie so lustig von ihrem Katzenschwanzspiel erzählten, war eine Hartknopfennärrin in der Stube, die dies Spiel nicht kannte und sie fragte: Was für eine Katze hattet ihr bei eurem Spiel? Das Betheli antwortete: Keine, aber beim Beten war eine unter dem Tische. Die Frau schüttelte den Kopf und sagte: Was für eine?

Betheli. Eine kohlschwarze.

Frau. Was hatte sie für Augen?

Betheli. Was weiß ich? Schön glänzende.

Frau. Nicht wahr, wie Feuer?

Betheli. Nicht völlig.

Das war der Frau genug. Das ist gewiß etwas Unrichtiges, sagte sie. Man hat des Maurers Frau schon lange zugetraut, sie könne mehr als andere Leute. Damit ging sie fort.

10. Der Pfarrer ſucht ferner das Herz des Vogts zu gewinnen.

Der Pfarrer überließ jetzt den Vogt eine Weile ſich ſelbſt; dann ging er zu ihm hin und das erſte Wort, das der Vogt zu ihm ſagte, war: Ich bin jetzt ein armer, alter, verlorner Tropf und in der Welt zu nichts weiter gut. Wenn ich nur bald ſterben könnte!

Pfarrer. Das muß man nie ſagen; wenn man will iſt man immer zu etwas gut.

Vogt. Ach, ich will mich vor allen Menſchen verbergen und ſo lang ich noch lebe, in einem Winkel für mein ewiges Heil beten, und ſeufzen.

Pfarrer. So lange wir leben, ſind und gehören wir den Leuten, und wir thun nicht Recht und machen uns ſelbſt der Welt läſtig, wenn wir uns von den Menſchen abſondern. Es iſt Gottes Sache und nicht unſre, uns von der Welt abzuſondern und er thut das, wenn er uns ins Grab legt.

Vogt. Ach, wenn er's nur bald thäte!

Der Pfarrer, der wohl ſah, daß es ihm im Grund nicht ſo ums Sterben zu thun war, als um ſeine Freiheit, ſagte ihm gerade heraus: Es macht dir Mühe, daß du gefangen biſt.

Vogt. Natürlich möchte ich gern wieder heim und nicht eingeſperrt ſein.

Pfarrer. Wenn du ſuchſt, wieder zur Ruh und zu dir ſelbſt zu kommen, ſo biſt du frei. Sei doch froh, dich eine Weile dir ſelbſt und ernſten Betrachtungen deiner künftigen Tage zu überlaſſen.

Der Vogt ſah ihn jetzt wehmüthig an und ſagte: Von dieſer Seite kann's mir hier wirklich wohl ſein, wenn ihr nur oft zu mir kommt.

Pfarrer. Das will ich gern thun und dir deinen Aufenthalt hier in Allem, was ich kann und darf, erleichtern.

Der Vogt hatte jetzt wirklich eine Thräne im Auge und ergriff unwillkürlich die Hand des Pfarrers. Als er aber die drei noch ſchwarzen Finger erblickte, zog er ſie ſchnell

und schauernd zurück. Aber der Pfarrer nahm sie wieder und sagte: Es macht mir nichts; ich wünsche, daß du mir sie immer herzlich und freundlich gebest, wenn du nur willst. Das Gespräch war nach und nach ziemlich vertraulich geworden. Der Pfarrer ging mit ihm in sein Jugendleben, in sein männliches Alter, in die Zeit, wo er Wirth und in die, wo er Weibel und Vogt war. Er führte ihm, was er tausendmal vergessen, wieder zu Gemüthe, daß der Vogt am Ende klar einsah, wie er das hatte werden müssen, was er geworden.

Und das Leben des Mannes enthüllte dem Pfarrer das Leben seines ganzen Dorfs, daß er jetzt in alle Haushaltungen hineinsah, wie in einen Spiegel, und hundert traurige Umstände und Sachen, wo vorher alles Rathen und Helfen umsonst war, wurden ihm jetzt klar.

Der Vogt wollte freilich zuerst auch nicht recht mit der Sprache heraus, besonders wenn andere Leute in seine Fehler verwickelt waren, und sagte einmal bei einem solchen Anlaß zum Pfarrer: Ich mag zu Allem, was ich schon auf den Schultern habe, nicht noch machen, daß mich Junges und Altes im Dorf noch verfluche. Aber der Pfarrer zeigte ihm so herzlich und deutlich, daß er ja denen, die es im Anfang zum höchsten übel aufnehmen würden, was er von ihnen aussage, den größten Dienst damit thue, so daß er von der Zeit an dem Pfarrer Alles unverholen sagte, was er wußte.

---

11. Seltsame Wirkungen des bösen Gewissens, auch bei geschäftserfahrnen Leuten.

Aber wie wenn das Wetter ins Dorf geschlagen, so war Alles bei der Nachricht, daß der Vogt dem Pfarrer Alles erzähle, was er von Jedermann wisse, betroffen. Man sah in allen Gassen Leute die Köpfe gegen einander und gegen die Wände kehren. Es fehlte hie und da Männern und Weibern an ihrer natürlichen Farbe. Man sah hie und da

Runzeln an Männer- und Weiberstirnen, wo noch vor acht Tagen keine Spur davon war. Wer ein wenig krank war, war's jetzt doppelt. Viele, die den Husten hatten oder einen kurzen Athem, husteten viel mehr und befanden sich weit übler als gewohnt, und es gab in allen Häusern die wunderlichsten Auftritte. Viele böse Weiber wurden jetzt mit ihren Männern wieder gut. Viele wilde und freche Kinder wurden so zahm, daß man sie um einen Finger herum wickeln konnte. Eheleute und Hausleute fragten sich Sachen, daß man nicht hätte errathen können, wie sie jetzt gerade auf das kämen und an das dachten.

Wenn er jetzt auch sagte, ich hätte ihm deinen Mantel verkauft, der dir gestohlen worden, sagte die durstige Frau Stoffelin zu ihrem häuslichen Mann Joosli. Daß du jetzt auch den Mantel wieder aufwärmst, der mir so wehe that, antwortete der Joosli. Man muß halt immer fürchten, so Einer bringe noch andere Leute ins Unglück, und es ist mir als gebe es so etwas, sagte die Frau. Joosli erwiederte: Du weißt, wie lange ich dir's zutraute, und wie du mich dazu gebracht, daß ich dir versprochen, nichts mehr davon zu reden, und jetzt fängst du wieder damit an, wie wenn du kein gutes Gewissen hättest. Jetzt heulte die Frau und sagte: Du weißt doch auch, daß wir Bettler übernacht hatten, da er weggekommen. Du hast ja davon angefangen, nicht ich, sagte der Joosli, du wirst wohl wissen warum, und schnurrte aus der Stube. —

Ich will dich zurichten, daß du aussiehst, wie eine Nachteule, wenn du mir etwas ausbringst, sagte die Betschwester Barbel zu ihrer Dienstmagd und Mithalterin am verstohlnen Abendtrunk, den sie ihr alle Tage zwischen Feuer und Licht vom Vogt bringen mußte. —

Wenn er auch sagte, daß er alle Wochen von uns Garn bekommen, sagte Christophs Lise zu ihrer Schwester Clara. Wir wollen schweigen, wie Käfer, sagte diese. Und leugnen, wie Hexen, erwiederte jene.

Solche Reden flossen in allen Ecken und allenthalben war die Liebe, die man dem Vogt vor dem Taufstein ver-

sprochen, wie der Wind weg. Sie mußte weggehen. Es braucht aber auch keinen großen Wind, um eine Liebe wegzublasen, die sich gegen einen Menschen zeigen sollte, vor dem man schon lange Angst im Herzen hatte und jetzt von Neuem wieder hat.

Am bängsten aber war's den Herren Vorgesetzten. Diese probirten indessen nach und nach, auf eine andere Manier von diesem schlimmen Handel zu reden.

So ein Ketzer könnte ein ganzes Dorf unglücklich machen, sagte Nachbar Kienholz zu seinem Nachbar Kalberleder. Es ist vielleicht kein Mensch im Dorf, mit dem er in den 20 Jahren, seitdem er Vogt ist, nichts Krummes gehabt hat, und um seinetwillen wird doch hoffentlich nicht die ganze Gemeinde mit ihm unter den Galgen müssen, antwortete dieser. Du Narr, das ist eben der Vortheil, sagte der Kienholz, daß er darunter gestanden.

Ja, bei Gott, das ist wahr, man ist jetzt nicht mehr schuldig, sich mit ihm einzulassen, erwiederte der Mosbauer, und es war, wie wenn dieses Wort den großen Bauern allen das Herz, das ihnen im Leibe zu eng werden zu wollen schien, wieder weit machte. Wie auf einmal ging ihnen das Maul auf und alle, alle waren der Meinung und behaupteten laut, sie seien nicht mehr schuldig, sich mit ihm einzulassen, weil er dem Henker unter den Händen gewesen. Er möge über sie sagen, was er wolle.

Der Hügi aber, der kein Narr war, sagte nach einer Weile: Ihr habt wohl recht, daß ihr das Lied also singt und ich will's gern mit euch singen; aber es wäre doch immer besser, wir könnten machen, daß er das Maul überall hielte. Das kann ein Narr sagen, erwiederte der Kalberleder; aber wie ihm das Maul stopfen? das wäre etwas anderes. Ich meine mit Brod, sagte der Hügi, und im Augenblick waren ihrer viele der Meinung, ja, man müsse trachten, ihm das Maul mit Geld und Brod so zu stopfen, bis er schweige.

Zwar waren auch einige dawider und der geizige Rabserbauer rief überlaut, er wolle nichts von dem hören. Aber

der Kienholz und die andern antworteten ihm: Du wirst wohl davon hören müssen, und man war in Kienholzen's Stube bald einig, man müßte mit allen Vorgesetzten und größern Bauern dießfalls Rath halten. Und der Kienholz sandte den Ständlisänger Christen, der eben vor den Fenstern den Maulaffen feil trug, eilends im Dorf herum und binnen einer Stunde war Alles, was im Dorf etwas zu bedeuten hatte, bei einander.

12. Ein Bauernrath.

Da machte der Kienholz den versammelten Bauern den Vorschlag, sie wollten trachten, den Vogt zu bestechen, daß er sie nicht verschwatze; aber, da es darum zu thun war, wer das Bestechen zahlen müsse und was es etwa kosten möchte, war man gar nicht so geschwind einer Meinung. Hie und da rief Einer überlaut: Bei meiner Seele, ich gebe keinen Heller dazu, und der Rabser sagte deutsch, wenn er ihn vor sich Hungers sterben sähe, er gäb' ihm kein Stück Brod. Aber man fuhr ihm übers Maul. Du Narr, du mußt das Stück Brod dir selber und nicht ihm geben, sagte der Hügi und der Kienholz setzte hinzu: Ihr Esel, es merkt doch wohl ein Jeder von euch, was auf uns wartet, wenn wir ihm das Maul nicht zuthun.

Man wird uns nicht alle hängen, erwiederte der eisgraue Mosbauer, der's mit dem Rabser hielt. Wenn ihr allein wäret, ihr könntet's unserthalben probiren, aber wir wollen nicht mithalten, sagten die Andern.

Es ist so, sagte der Hügi, wenn's fehlt, dann sind die Großmäuler die ersten, die sich die Haare aus dem Kopf herausraufen wollen. Ja, ja, sagte der alte Meyer, der der ehrlichste war, aber sich grausam fürchtete, ich wollte lieber den Rock vom Leibe geben, als mich nur verantworten. Mir würde das Verantworten nichts machen, wenn ich das Beweisen nicht fürchtete, sagte der Speckmolch.

Im Augenblick nahm der Mosbauer wieder das Wort

und sagte: Mit dem Beweisen hat's ja noch keine Noth; Kalberleder, du sagtest erst vor einer Stunde selber, es sei gleichviel, ob ein Hund belle oder so Einer, wie der Vogt jetzt ist, etwas sage. Es ist nicht wahr, ich hab' es nicht gesagt, sagte der Kalberleder. Du redst wie ein Schelm, wenn du es leugnest, sagte der Moosbauer. Schelmet einander, wenn ihr allein seid, sagte der Hügi.

Kienholz. Es hat schon mancher etwas gesagt und es ist ihm hernach wieder anders worden.

Wir müssen machen, daß wir aus der Gefahr kommen, sagten Viele. Das wär' wohl so, aber er hat uns um so Vieles gebracht, sagte der Rabser. Was machen? sagte ein Anderer, Ihr seht ja, wir sind noch jetzt in seinen Klauen; und dann wieder Einer: Und das, was wir ihm versprechen wollen, bringt auf das Jahr für Einen nur drei Kronen, das ist ja ein Bettel, und dann ist er jetzt auch ein alter Krüppel, es kann alle Tage mit ihm aus sein.

Das wär' das Beste, wenn wir nur das bald erlebten, rief noch Einer hinein. Doch war man endlich einig.

Aber wie ihm das geschwind sagen? Darüber war jetzt wieder neuer Rath und viele Meinungen. Einige riethen, den Hartknopf zu senden. Andere sagten: Der macht zu viel Wesens, es muß Einer sein, der, wenn etwas Krummes darein schlägt, mit einem Wort Antwort gibt und nicht mit einer Predigt. Ein junger Gauch rieth auf den Kriecher, als der sich am besten ins Pfarrhaus hineinschleichen könnte. Aber es war Niemand seiner Meinung. Der würde den Lohn nehmen und uns sammt dem Vogt an den Türken verkaufen, sagten unten und oben die Männer.

Endlich stand Kalberleder auf und rieth auf seinen Buben. Die Bauern verwunderten sich und sperrten das Maul auf, denn sie wußten gar nicht, was dieser Besonderes können sollte.

Ihr sperrt das Maul auf, meint ihr denn, ich wisse nicht, was ich sage? sagte jetzt der Kalberleder. Seht, ich habe einen Nußbaum in meiner Matte, gerade auf der Seite vom Pfarrhaus, wo der Vogt steckt, ich will ihn

dran wagen. Mein Bub muß ihn umhauen und auf diese Weise hat er einen Anlaß, viele Stunden nach einander dazustehen und auf Gelegenheit zu passen. Er kennt den Hans und die Köchin, und es kann nicht fehlen, er lockt den Vogt ans Fenster oder lügt sich gar zu ihm ins Pfarrhaus hinein.

Die Bauern fanden den Rath gut und baten den Kalberleder sogar, daß er's so mache. Dieser pochte noch einen Augenblick über den Dienst, den er ihnen thue, und dann gingen die zwei gescheidtesten, der Hügi und der Kienholz, mit ihm heim, den Buben recht zu unterweisen, worum es sich handle und wie er es anstellen müsse.

---

13. Des Kalberleders Versuch, den Sachen zu helfen, und sein übler Ausgang.

Sie waren jetzt da und thaten, was nöthig, und der junge Kalberleder ging bald zum Nußbaum und fing dann an, wie wenn er einen halben Rausch hätte, den Kühreihen zu singen. Das dünkte den Pfarrer gar lustig. Er lag im Fenster und hörte dem Holzhacker zu, der den Kühreihen sang. Auch der Vogt guckte hinter dem Umhang hervor, zu sehen, was es gebe, denn er merkte gleich, daß der Kalberleder nicht für die lange Weile den Baum umhaue, sondern daß dahinter etwas steckte.

Es dauerte nicht lange, so stellte des Pfarrers Hans sich in seine Gartenecke zum Kalberleder und sagte: Es ist Schade, daß du den Baum umhaust, er trug ja alle Jahre so viele Nüsse. Der Kalberleder antwortete: Es gibt gute Läden zu Flintenschäften und mein Vater hat einem Glarner einen guten Baum versprochen. Zudem treiben die Nußbäume mit den Wurzeln gar weit und schaden mehrentheils am Gras mehr, als sie an den Nüssen abtragen.

Hans. Das ist wohl so. Aber ihr lasset diesen da mit seinen Wurzeln ja nur gegen unser Land und nicht gegen eures treiben.

Kalberleder. Wie meinſt du das?

Hans. Ich meine, daß ihr bald alle Jahre ihm auf eurer Seite die Wurzeln abgrabt.

Kalberleder. Da weißt du mehr, als ich.

Hans. Nein wie ihr doch ſo unſchuldig thun könnt, ihr Nachbarn.

Kalberleder. Ich weiß gewiß nichts davon. Aber ſag' doch, wär's vielleicht nicht möglich, daß ich dem Vogt auch einen guten Abend wünſchen könnte?

Hans. Wohl freilich.

Kalberleder. Kommt er nie ans Fenſter?

Hans. Du kannſt ja zu ihm in die Stube, der Herr Pfarrer hat gewiß nichts dawider.

Kalberleder. Er möchte glauben, was ich mit ihm wollte.

Haus. Du wirſt nichts Geheimes haben.

Kalberleder. Nichts weniger.

Hans. Der Herr Pfarrer iſt am Fenſter; wenn ich du wäre, ging ich und ſagte es ihm ſelber.

Du haſt recht, ſagte der Kalberleder, legte den Karſt ab, nahm ſeine Kappe in die Hände, ging unter das Fenſter, wo der Herr Pfarrer war, bückte ſich tief und ſagte: Gott grüß euch, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Ich dank dir — erwiederte der Pfarrer.

Kalberleder. Ihr zürnt doch nicht, daß der Vater den Nußbaum da umhauen laſſen will?

Ich wüßte gar nicht, warum ich deshalb zürnen ſollte, ſagte der Pfarrer.

Kalberleder. Ich dachte, wenn er euch etwa Schutz im Hof gäbe.

Pfarrer. Er ſteht nicht an der Windſeite. Nein, ich bin ſogar froh, wenn er wegkommt, er nahm uns die Morgenſonne in dem halben Garten.

Kalberleder. Wenn es dem Vater jemals in den Sinn gekommen wäre, daß er euch im Weg ſtände, er hätte ihn gewiß ſchon lange umgehauen.

Pfarrer. Er ſah das wohl, aber es war meinetwegen nicht nöthig.

Kalberleder. Warum das nicht, Herr Pfarrer? Ihr könnt nicht glauben, wie ihr den Leuten so lieb seid, und wie es auch den Vater freut, daß ihr mit dem armen Tropf so gut seid, den ihr bei euch habt.

Pfarrer. Ich thue nichts, als meine Schuldigkeit.

Kalberleder. Wohl freilich, Herr Pfarrer. Aber wie geht es ihm denn, um Erlaubniß, Herr Pfarrer? Der Vater hat gesagt, vielleicht seh' ich ihn etwa am Fenster und ich soll ihn in dem Fall von ihm grüßen und ihm sagen, daß er doch nicht verzweifle; es werde, will's Gott, auch noch Brod für ihn in der Welt geben.

Pfarrer. So viel ich merken mag, ist er jetzt um sein Brod noch nicht unruhig.

Das freut mich, antwortete der Kalberleder, und nach einer Weile sagte er wieder: Wenn ich dürfte, Herr Pfarrer, ich hätte fast Lust, ihn auch einen Augenblick zu sehen, weil ich doch so nahe bin. Ich mag's wohl leiden, sagte der Pfarrer. —

Nun hatte der Kalberleder, was er wollte. Er ging mit dem Pfarrer in die Stube und paßte da unter gleichgültigen Gesprächen einen Augenblick ab, in welchem der Pfarrer beiseits ging. Wie ein Blitz ergriff er diesen Augenblick und sagte zum Vogt: Ich muß dir geschwind sagen, weil wir allein sind, wenn du still bist und Niemand ins Unglück bringst, so wollen dir die Vorgesetzten alle für deine Lebtage an die Hand gehen, daß du Brods halber ruhig schlafen kannst, aber wenn du schwatzest und sie auch ins Spiel hineinziehest, so zähl' darauf, daß du keinen Menschen im Dorf findest, der dir auch nur ein Stück Brod gibt, wenn er dich auch vor Hunger sterben sieht. Das ist, warum ich da bin und warum ich mich zu dir in die Stube geschlichen.

Der Vogt war über diesen plötzlichen Antrag sehr betroffen, wußte einen Augenblick nicht, was er antworten sollte und sagte dann ganz wehmüthig zum Kalberleder: Ich habe geglaubt, du seist blos aus Freundlichkeit für mich da. Ich bin jetzt dazu da und möchte gern eine Antwort,

sagte der Kalberleder und sah ihn an, wie wenn er ihn durchstechen wollte. Ich kann nicht helfen, ihr könnt mit mir handeln, wie ihr wollt, antwortete der Vogt. Und der Kalberleder: Du hast also schon geschwatzt?

Vogt. Ich kann's nicht leugnen.

Kalberleder. Ach, wenn du willst, du kannst alles wieder zurücknehmen und verdrehen.

Vogt. Ich thue es nicht.

Kalberleder. So! —

Vogt. Es ist mir leid; aber es ist besser; die Unordnungen — — — —

Kalberleder. Schweig doch von Unordnungen. Wer hat sie gemacht, als du?

Vogt. Es thut mir leid.

Kalberleder. Verkehre, was du gesagt hast, es gereut dich nicht.

Vogt. Ich kann nicht.

Kalberleder. Willst du nicht?

Vogt. Ich kann nicht, und die Wahrheit zu sagen, ich will auch nicht. — Aber du wirst erleben, daß ich Niemand damit schaden werde.

Kalberleder. Das ist geredet, wie wenn du den Verstand verloren hättest.

Vogt. Ich kann wohl begreifen, daß es dir so vorkommen wird. Es wäre mir vor vierzehn Tagen auch so vorgekommen.

Kalberleder. Rede doch jetzt nicht, wie eine alte Betschwester. Dein Glück hängt von diesem Augenblick und von deinem Wort ab.

Vogt. Mach' dir keine Hoffnung. Daraus wird es gewiß nichts.

Kalberleder. Glaube mir, du wirst deinen Lohn dafür kriegen.

Eben jetzt kam der Pfarrer wieder in die Stube und der Kalberleder nahm bald darauf Abschied. Vorher aber sagte er noch zum Pfarrer, er glaube, er habe den Vater nicht recht verstanden, und er habe vielleicht nicht den

Nußbaum gemeint, den er angegriffen. Das kann wohl ſein, ſagte der Pfarrer. Und der Kalberleder: Ich will ihn doch, ehe ich ihn vollends umhaue, noch einmal fragen. Du thuſt recht, ſagte der Pfarrer, merkte aber doch, daß etwas Krummes im Werke war.

Die Vorgeſetzten aber waren ſehr begierig, wie es mit dieſem Vorhaben gehe, und ſtanden mit Ungeduld wartend hinter den Häuſern und Zäunen, wo man gegen das Pfarrhaus ſieht. Der Speckmolch kroch ſogar mit ſeinem großen Bauch über Garben und Heuſtock unter das Tagloch, um von da hinunter zu ſehen, wie es dem Kalberleder gehe und wann er wieder heimkäme. Aber die hinter den Hecken und der unter dem Tagloch wurden übel getröſtet, da ſie ſahen, wie er den Kopf hing und die Hände fallen ließ, als er wieder zum Pfarrhaus herauskam.

Sie eilten aber doch zu ſeinem Vater, den Bericht ganz zu vernehmen. Dieſer wollte noch dick thun und zum voraus rühmen, was ſein Sohn ausgerichtet. Sie aber ſtopften ihm das Maul und ſchwuren, was er heimbringe, ſei ein hinkender Bote. Ihr könnt's doch auch nicht wiſſen, bis er da iſt, ſagte der Vater. Wohl freilich, ſagten die Bauern, als eben der Bub anlangte. Er warf das Holzergeſchirr ſo ſtark auf die Tenne hin, daß es in der Stube zitterte, kam erſt, nachdem ihn ſein Vater zweimal gerufen, in die Stube, ſtellte ſich in eine Ecke, grüßte Niemand und ſagte nur: Es iſt alles nichts.

Die Bauern aber wollten mehr wiſſen und er mußte, ſo ungern er redete, ihnen umſtändlich erzählen, wie es zugegangen. Als er fertig war, hudelten ſie ihn noch einen Augenblick aus und gingen dann nach und nach wieder heim, beladen mit Gedanken und Rathſchlägen, die die Angſt in ihnen ausbrütete, die aber noch nicht reif waren.

Den alten Kalberleder reute jetzt nichts ſo ſehr, als ſein Nußbaum. Ich möchte das helle Waſſer weinen, daß ich ihn ſo leichtſinnig umhauen laſſen, ſagte er, als ſie kaum fort waren, zu ſeinem Buben.

Ich war kein Narr, erwiederte dieſer, ich ſtocherte nur

so an den Wurzeln, und er steht deshalb noch hundert Jahre.

Das ist gut, Bub. Was man nicht weggibt, das hat man noch, sagte der Vater. Aber gelt, es hätte den Pfarrer gefreut, wenn er dieses Garten-Nachbars los worden wäre?

Das denk' ich; er und der Hans sagten beide, er fresse nur von ihrem Boden, antwortete der Bub. — Und der Vater sagte, er frißt hoffentlich noch länger davon, als sie beide.

Der Bub. Ich habe dem Pfarrer, da ich sah, daß es mit dem Vogt nichts war, gesagt, ich glaubte, ich hätte dich unrecht verstanden und du hättest vielleicht einen andern Baum gemeint.

---

14. Die Dorfmeister*) suchen in ihrer Angst beim Teufel und seiner Großmutter Hülfe.

Den geängstigten Bauern aber gingen gar wunderliche Dinge in ihren Köpfen herum. Nicht nur einem kam's in den Sinn, wenn der Pfarrer und der Junker oder nur einer von beiden todt wäre, so wäre die Gefahr für sie völlig vorüber. Doch blieb's dabei. Es ging keiner hin, sie todt beten zu lassen und keiner schlug sie todt. Aber sie gegen einander zu bringen und ihnen so viel Arbeit und Verdruß zu machen, als nur immer möglich, dahin zielten zuletzt ihre Entschlüsse, denn sie glaubten auf diese Weise sie dennoch zuletzt von dem, was der Hummel etwa sagen möchte, abzulenken.

Und es traf sich just, daß schon seit dem letzten Sonntag ein Gerücht ging, es sei in der letzten Gemeinde nicht richtig zugegangen und der Hühnerträger habe die Leute mit Teufelskünsten verblendet. Bisher hatte zwar Alles, was ein wenig Vernunft hatte, und besonders die Vorgesetzten über diesen Narreneinfall gelacht; aber jetzt schien er ihnen

*) Die Meister, d. h. die Angesehensten, Vornehmsten im Dorfe.

in den Kram zu passen und sie fingen an, ganz ernsthaft darüber zu reden und machten durch hunderterlei Fragen und Bemerkungen jedem Dummen, den sie vor sich hatten, den Kopf deshalb warm. Sie lobten den Hartknopf überlaut, daß er so standhaft sei und was wahr ist, sagen könne, wenn man ihn schon links und rechts und sogar auf der Kanzel darob auslache.

Dieser schmunzelte, als er sich so loben hörte, wie wenn er Zucker im Munde hätte, und war vom Morgen bis an den Abend ohne Aufhören im Eifer, seine Meinung wider den Hühnerträger allenthalben auszubreiten. Sie fand auch unter dem Schutz, den sie jetzt hatte, vielen Glauben, denn die Dorfmeister boten Alles auf, dieses und ähnliche Sachen jetzt zum Trumpf- und einzigen Gespräch zu machen, worüber sich Junges und Altes unterhielt.

Man zog sogar den Doctor Triefaug, des alten Henkers von Arnheim ehrlich gemachten Großsohn, ins Spiel und machte ihm begreiflich, wie sein Brodkorb daran hange, daß solche Teufelsgeschichten immer guten Glauben fänden und daß es jetzt die beste Zeit sei, hierüber ein wenig den Mund aufzuthun. Dieser ließ sich's nicht zweimal sagen. Wo er eine Klappertasche oder einen Hansdampf antraf, bot er ihm eine Prise Tabak und fing an, mit ihnen zu schwatzen.

Was meint ihr, sagte er dann, was meint ihr? Wie hätte ich Haus und Hof zusammengebracht und einen so großen Bauch erstritten, wenn es keine bösen Leute gäbe? Ja, wenn ich reden dürfte! Just, wo man solche Sachen am stärksten leugnet, gibt man mir am meisten Doublonen zu verdienen. Ich will nichts geredet haben, aber wenn ich sagte, wie es in den Schlössern und Pfarrhäusern aussieht, ihr würdet Maul und Augen aufthun. Erst vor acht Tagen hat mich so ein hoffährtiger Junker mit dem Hut unterm Arm und dem Säckel in der Hand bitten müssen, ihm Ruh zu schaffen. Sr. Gnaden Herr Sohn, der schon Jahr und Tag in einer papiernen Kutsche heimgekommen, erschien dem Alten richtig alle Frohnfasten in seiner Kammer; aber unser einer muß schweigen, ihr könntet sonst merken,

wer's ist. Er wußte sogar den Leuten, ohne daß er's ausdrücklich sagte, einzuschwatzen, daß Arner ihn selbst brauche, weil's unrichtig im Schloß stehe, seitdem der Alte todt sei.

Durch solche Mittel und Wege that die Schelmenbande allen Narren, die jemals etwas Gespenstermäßiges glaubten, das Maul auf.

Man erzählte wieder viel von dem Haus, das der Hoorlacherin gehörte und so ungeheuerlich war, daß Jahre lang Niemand darin wohnen können, bis es endlich der Vogt um einen Spottpreis gekauft und dann durch den Kapuziner Münchthal den Teufel ins Tobel hinten am Eichwald verbannt.

Auch die Geschichte des Krähenbaums bei der Schmiede kam wieder in alle Mäuler, wie nämlich vor zehn Jahren alles Unglück das Haus verfolgte und wie der Schmied es alle Morgen sicher zum Voraus wußte, wenn der Vogel auf dem linken Ast, der kohlschwarz war und darum auch Teufelsast hieß, saß, daß vor Sonnenuntergang ein Unglück im Haus sein würde; und da half dann kein Beten, kein Frommsein, kein Rechtthun: wenn die Krähe am Morgen nüchtern auf diesem Ast den Schnabel aufthat, so war das Unglück beschlossen und vor Abend sicher im Haus. Das ist seit zehn Jahren in einem so fortgegangen, bis endlich der Schmied den Baum umhaute und verbrannte; von der Zeit an ist Jahr und Tag kein Unglück mehr geschehen, außer daß der Schmied selber ein Narr geworden und man ihn an Händen und Füßen hat anbinden müssen; aber sonst war's, wie wenn das Glück zum Dach hineinregnete, seitdem die Krähe nicht mehr auf dem Teufelsast sitzen konnte.

Solche Geschichten waren jetzt allenthalben wieder der Text im Dorf. Die guten und die bösen Mütter redeten wieder fleißig mit den Kindern vom schwarzen Mann, der sie holen würde, wenn sie nicht recht thäten und dergl.

Die junge Kienholzin, die aus Hoffahrt Jahr und Tag ungläubig war und mit ihren Kindern über Gespenster und Hexen Spaß trieb, kehrte jetzt den Spieß wieder um und betete alle Morgen und Abend mit ihnen das Gebet wider

Nachtgespenster, böse Geister und Hexen. Die Kinder sagten zwar am ersten Abend: Mutter, warum müssen wir jetzt auch dies Gebet wieder beten? Du sagtest ja erst vorgestern, die Leute seien Narren, die es beten. Es ist mir wieder anders worden; ihr müßt es jetzt wieder so fleißig beten, als den Glauben und das Vaterunser, sagte die Mutter. Hat's denn wieder Gespenster, Mutter? fragten die Kinder. Daß Gott erbarm, ja freilich, die ganze Welt voll, sagte die Mutter.

Kinder. Wie weißt du's jetzt gerade wieder, daß es die ganze Welt voll hat?

Mutter. Ach, ihr guten Kinder, es gehen gar greuliche Dinge vor; betet nur fleißig eure Gebete und behütet und besegnet euch fleißig, wenn ihr zum Haus hinausgeht, und nehmt ja keiner alten Frau etwas ab, es mag Obst oder Brod, oder was es will, sein.

Auch das Katzenschwanz-Spiel, das die guten Kinder des Maurers und des Rudi spielten, wurde je länger je bedenklicher gemacht. Die Hartknopfnärrin hatte am gleichen Abend allenthalben ausgebreitet, was sie selber in des Rudi Stube von seinen Kindern davon gehört, und wie ein Laufeuer war's im Dorf herum, es sei in des Maurers Haus nicht richtig. Der Hartknopf sagte überlaut, es sei ein Teufelsspiel.

Die Speckmolchin, ein Weib, dazu gemacht, Gift aus Honig zu ziehen und aus Mücken Elephanten zu machen, traf des Rudi Grete unglücklicher Weise auf der Gasse an und wollte jetzt auch so recht darauf kommen, was doch hinter dem Katzenspiel, von dem man so verdächtig rede, eigentlich stecke. Sie gab dem Kinde freundlich die Hand und sagte: Habt ihr euch gestern in des Maurers Haus brav lustig gemacht?

Kind. Das will ich meinen.

Frau. Gelt, Kind, es war eine schöne Katze in der Stube?

Kind. Ei ja.

Frau. Eine schwarze?

Kind. Eine kohlschwarze.
Frau. Sie hatte doch feurige Augen?
Kind. Ja, wenn sie unter der Bank war.
Frau. Was machte die Katze?
Kind. Nichts.
Frau. Saß sie immer still?
Kind. Nein, sie streichelte uns an den Beinen herum und spulte; sie ist mir einmal fast auf den Schoß gesprungen.
Frau. Während des Betens?
Kind. Meint ihr, die Katzen wissen, wenn man betet?
Frau. Rührtet ihr sie an?
Kind. Ja wohl.
Frau. Während des Betens?
Kind. Freilich.
Frau. Wie kamtet ihr sie denn anrühren?
Kind. Mit den Beinen unter dem Tische.
Frau. Aber gelt, sie war kohlschwarz?
Kind. Nicht überall.
Frau. Aber doch fast, gelt, viel schwarz?
Kind. Ja.
Frau. Und sie hatte feurige Augen?
Kind. Hast es ja gehört: wenn sie unter der Bank war.

Aus diesem Gespräche, welches die Speckmolchin rechts und links noch vermehrte und größeren Narren, als sie war, ins Ohr raunte, war innerhalb weniger Stunden herausgebracht, das sei keine natürliche Katze gewesen. Wie ein Lauffeuer ging es im ganzen Dorfe herum, wie unrichtig es in des Maurers Haus stehe, und etliche Tage nach einander war dieses Haus das einzige Gespräch des Dorfes.

Aber weder dem Maurer, noch dem Rudi sagte man lange ein Wort von Allem. Sie merkten nur, daß man sie allenthalben gar wunderlich ansah und ihre Kinder kamen oft heim, weinten und klagten, wo sie hinkämen, sei es, als wenn man sie scheue, und die liebsten Kinder, mit denen sie immer gut gewesen, wollten nichts mehr mit ihnen haben und man rufe ihnen zu den Fenstern heraus und hinter den Zäunen nach: Katzenschwänzler und Katzenschwänzlerin.

15. Die Fahne dreht sich.

Wie's aber denn geht, wenn man Bosheiten und Narrheiten zu weit treibt: es gab Leute, die merkten, was dahinter steckte.

Der Vorgesetzte Renold und ein paar andere Ehrenleute sagten laut, man rede und thue da Sachen, die fehlen könnten und die nicht recht und nicht brav wären; sie hätten in ihrer Jugend den Katzenschwanz auch gezogen, wie des Maurers Kinder und sich manchmal vor und nach dem Beten lustig gemacht, aber es wäre Einer bei ihren Eltern übel angekommen, wenn er's probirt hätte, um einer schwarzen Katze willen, die unter dem Tisch stand, dergleichen Geschwätzwerk im Dorf herumzutragen.

Das bewirkte, daß der Eine und Andere anfing, sich mit seinen Reden in Acht zu nehmen und es ging nicht lange, daß eine Nachbarin, die die Schnabelgritte haßte, dem Maurer erzählte, daß diese allenthalben im Dorf herumtrage, seine Frau sei eine Hexe und der Teufel habe leibhaftig in Gestalt einer schwarzen Katze unter dem Tisch gestanden, da ihre Kinder eben vom Katzenschwanzziehen zurück zum Beten kamen.

Der Maurer, der um Alles in der Welt keine Hexe zur Frau haben wollte, ward ob dieser Erzählung wie wüthend und lief spornstreichs der Schnabelgritte vors Haus und klopfte mit seinem Zollstecken so hart ans Fenster, daß es ein Glück war, daß er das Holz getroffen und keine Scheibe in die Stube fiel. Es war aber Niemand im Haus. Die Gritte stand bei dem Brunnen auf der Gasse, aber er sah sie nicht; sie hingegen sah ihn, erschrak zwar, rief aber dennoch, da es so an ihren Fenstern rasselte: Was gibts, was gibts, Maurer?

Bist du da, antwortete der Maurer, mit deinem gottlosen Maul, du diese und jene, was hast du mit meinen Kindern, daß du so verfluchtes Zeug über sie herumträgst?

Was, was? fragte die Gritte.

Ich will dir zeigen, was, was, antwortete der Maurer.

Die Speckmolchin, die auch da war, stupfte die Gritte und sagte: Du mußt leugnen, es könnte sonst fehlen.

Die andern Weiber aber, denen sie diese Teufelshistorie eben in diesem Augenblick wieder erzählt hatte, glaubten nichts weniger, als daß sie ihre Worte zurücknehmen würde. Sie hatte gerade eben jetzt sich verflucht und verschworen, daß sie dem Lumpenmaurer und seiner Frau alle Worte ins Angesicht hinein sagen würde, wenn sie da ständen. Aber wie verwunderten sich die Weiber, da sie jetzt plötzlich anfing zu leugnen und zu sagen, sie habe nie etwas wieder ihn gehabt und wisse auch von seinen Leuten nichts, als nur Liebes und Gutes.

Nein, das ist doch zu toll! So muß mir's das Mensch nicht machen, sagte die Renoldin, die da stand, zu den andern Weibern und rief im Augenblick darauf dem Lienert: Maurer, es ist doch wahr! Sie hat gerade jetzt ausgesagt, deine Frau sei eine Hexe und man habe den Teufel leibhaftig in Gestalt einer schwarzen Katze unter eurem Tisch gesehen.

Schweig doch, schweig doch, sagten die andern Weiber, was willst du dich darein mischen? es geht dich ja nichts an. Nein, ich will nicht schweigen, sagte die Renoldin, so Eine könnte es ja morgen dir und mir und einer Jedweden so machen, und wenn's vor den Junker käme, so will ich's ihr ins Gesicht sagen, daß sie es gesagt hat.

Das Wort Junker war ihr kaum zum Mund heraus, so sorgte die Speckmolchin für sich selbst und rief überlaut: Ich für mein Theil habe nichts gehört und nichts gesagt, ich habe da mein Kraut gewaschen und nichts geachtet, was vorgefallen. Ich habe auch nichts gehört und nichts gesagt. — Und ich auch nicht, sagten bald mehrere.

Es fragt euch ja Niemand, sagte der Maurer und drohte der Schnabelgritte mit dem Junker. Diese aber heulte und bat, er solle doch nichts daraus machen. Ja, aber da vor diesen Weibern mußt du ausreden und bekennen, daß alles faul und falsch, erwiederte Lienhard. Die Gritte murmelte und sagte stockend, es sei ihr leid und es sei nicht wahr.

15. Die Fahne dreht sich.

Wie's aber denn geht, wenn man Bosheiten und Narrheiten zu weit treibt: es gab Leute, die merkten, was dahinter steckte.

Der Vorgesetzte Renold und ein paar andere Ehrenleute sagten laut, man rede und thue da Sachen, die fehlen könnten und die nicht recht und nicht brav wären; sie hätten in ihrer Jugend den Katzenschwanz auch gezogen, wie des Maurers Kinder und sich manchmal vor und nach dem Beten lustig gemacht, aber es wäre Einer bei ihren Eltern übel angekommen, wenn er's probirt hätte, um einer schwarzen Katze willen, die unter dem Tisch stand, dergleichen Geschwätzwerk im Dorf herumzutragen.

Das bewirkte, daß der Eine und Andere anfing, sich mit seinen Reden in Acht zu nehmen und es ging nicht lange, daß eine Nachbarin, die die Schnabelgritte haßte, dem Maurer erzählte, daß diese allenthalben im Dorf herumtrage, seine Frau sei eine Hexe und der Teufel habe leibhaftig in Gestalt einer schwarzen Katze unter dem Tisch gestanden, da ihre Kinder eben vom Katzenschwanzziehen zurück zum Beten kamen.

Der Maurer, der um Alles in der Welt keine Hexe zur Frau haben wollte, ward ob dieser Erzählung wie wüthend und lief spornstreichs der Schnabelgritte vors Haus und klopfte mit seinem Zollstecken so hart ans Fenster, daß es ein Glück war, daß er das Holz getroffen und keine Scheibe in die Stube fiel. Es war aber Niemand im Haus. Die Gritte stand bei dem Brunnen auf der Gasse, aber er sah sie nicht; sie hingegen sah ihn, erschrak zwar, rief aber dennoch, da es so an ihren Fenstern rasselte: Was gibts, was gibts, Maurer?

Bist du da, antwortete der Maurer, mit deinem gottlosen Maul, du diese und jene, was hast du mit meinen Kindern, daß du so verfluchtes Zeug über sie herumträgst?

Was, was? fragte die Gritte.

Ich will dir zeigen, was, was, antwortete der Maurer.

Die Speckmolchin, die auch da war, stupfte die Gritte und sagte: Du mußt leugnen, es könnte sonst fehlen.

Die andern Weiber aber, denen sie diese Teufelshistorie eben in diesem Augenblick wieder erzählt hatte, glaubten nichts weniger, als daß sie ihre Worte zurücknehmen würde. Sie hatte gerade eben jetzt sich verflucht und verschworen, daß sie dem Lumpenmaurer und seiner Frau alle Worte ins Angesicht hinein sagen würde, wenn sie da ständen. Aber wie verwunderten sich die Weiber, da sie jetzt plötzlich anfing zu leugnen und zu sagen, sie habe nie etwas wieder ihn gehabt und wisse auch von seinen Leuten nichts, als nur Liebes und Gutes.

Nein, das ist doch zu toll! So muß mir's das Mensch nicht machen, sagte die Renoldin, die da stand, zu den andern Weibern und rief im Augenblick darauf dem Lienert: Maurer, es ist doch wahr! Sie hat gerade jetzt ausgesagt, deine Frau sei eine Hexe und man habe den Teufel leibhaftig in Gestalt einer schwarzen Katze unter eurem Tisch gesehen.

Schweig doch, schweig doch, sagten die andern Weiber, was willst du dich darein mischen? es geht dich ja nichts an. Nein, ich will nicht schweigen, sagte die Renoldin, so Eine könnte es ja morgen dir und mir und einer Jedweden so machen, und wenn's vor den Junker käme, so will ich's ihr ins Gesicht sagen, daß sie es gesagt hat.

Das Wort Junker war ihr kaum zum Mund heraus, so sorgte die Speckmolchin für sich selbst und rief überlaut: Ich für mein Theil habe nichts gehört und nichts gesagt, ich habe da mein Kraut gewaschen und nichts geachtet, was vorgefallen. Ich habe auch nichts gehört und nichts gesagt. — Und ich auch nicht, sagten bald mehrere.

Es fragt euch ja Niemand, sagte der Maurer und drohte der Schnabelgritte mit dem Junker. Diese aber heulte und bat, er solle doch nichts daraus machen. Ja, aber da vor diesen Weibern mußt du ausreden und bekennen, daß alles faul und falsch, erwiederte Lienhard. Die Gritte murmelte und sagte stockend, es sei ihr leid und es sei nicht wahr.

Du mußt es laut ſagen, ſo laut, daß die Leute, die da in den Nachbarshäuſern die Köpfe zum Fenſter herausſtrecken, verſtehen, daß du eine Erb- und Erzlügnerin biſt. Ob ſie wollte oder nicht, ſie mußte das vor allen Weibern, die da ſtanden, ihm laut nachſprechen. Dann verſchwor er ſich noch, ſie müſſe ihm durch alle Gaſſen in dem Dorf laufen und vor allen Häuſern ſagen, es ſei Alles erlogen, was ſie über ſeine Frau und über ſeine Kinder geſagt.

16. Wie lange müſſen die Weiber noch ſagen: Mein Mann heißt Nabal und Narrheit iſt in ihm?*)

Er ging endlich von der Gritte weg und heim. Aber ſo iſt er, ſo lange Gertrud ihn gekannt, nie heimgekommen, ſelbſt nicht aus des Vogts Haus. Er war faſt außer Athem und hatte eine Farbe, wie wenn er aus der größten Krankheit aufgeſtanden wäre. Bring mir doch Waſſer, war ſein erſtes Wort, das er ſagte, da er ins Haus hineintrat.

Gertrud war in der Küche und brachte es ihm ſogleich. Aber ſie erſchrak, daß ihr der Waſſerkrug faſt aus den Händen fiel, da ſie ihn ſah. Was iſt dir, daß du ſo ausſiehſt? ſagte jetzt Gertrud. Nichts, nichts, ſagte er, aber gib mir doch das Waſſer. Sie ſchenkte ihm ein Glas voll ein, gab's ihm und ſagte wieder: Aber was fehlt dir doch? Er trank es ſchnell aus und forderte noch eins, eh' er antwortete. Sie ſagte ihm noch einmal: Aber um Gotteswillen, iſt dir ein Unglück begegnet? Nein, ſagte er, nachdem er das zweite Glas ausgetrunken, eben kein Unglück, aber die Schnabelgritte hat mich faſt außer Athem gebracht.

Gertrud. Die Schnabelgritte? Womit doch?

Lienhard. Mit ihrem Läſtermaul.

Jetzt erzählte er, ſo gut er in der Hitze und im Eifer konnte, was zwiſchen ihm und ihr vorgefallen. Sie hörte ihm ſtill zu, aber mit Augen, die Bekümmerniß und Weh-

*) 1. Samuelis 25, 25.

muth zeigten. Er saß und sagte zu ihr: Wie du mich doch auch ansiehst! Sie schwieg und sah ihn forthin unverwandt an. Er war betroffen und sagte dann: Es kann doch nichts Verfluchteres sein, als wie sie es uns gemacht hat.

Gertrud. Sie ist ein dummes Weib und eine Schwätzerin und du nahmst das dumme Zeug zu hoch auf, und wahrlich, wie du dich benommen, ist noch dümmer, als das, was sie gethan hat.

Lienhard. Aber hab' ich denn nicht Recht?

Gertrud. Du bist in einem Zustand, daß du jetzt nicht zu wissen vermagst, wie weit du Unrecht hast. Ich will jetzt nur das sagen, daß du dich und deine Gesundheit nicht ob einer solchen Elendigkeit vergessen und dir damit so weit selbst Schaden thun sollteſt. Sich so seiner Wuth überlassen, wenn man nicht gesünder und stärker ist, als du, heißt, sich vor der Zeit muthwilligerweise unter den Boden bringen.

Jetzt fühlte Lienhard, daß sie Recht hatte und sagte: Das ist wahr, du hast Recht, das Herz klopft mir jetzt noch, wie im größten Fieber, und ich kann fast nicht auf den Füßen stehen, so müd bin ich.

Gertrud. Ist die Schnabelgritte das werth? Auf diese Art kannst du mich vor der Zeit zu einer Wittfrau und deine Kinder zu Waisen machen. Denk an deine unerzogenen Kinder.

Lienhard. Du hast Recht. Es hat mich wirklich übernommen, daß ich meiner selbst nicht mehr Meister war.

Gertrud. Du mußt dieser Schwäche Meister werden, du weißt, wohin sie dich im Wirthshaus geführt hat.

Lienhard. Gib mir doch noch ein Glas Wasser.

Gertrud. Geh doch ins Bett. Ich will dir etwas Warmes machen.

Lienhard. Ja, ich spüre, es thut mir wohl, ein wenig zu liegen.

Er ging jetzt ins Bett. Aber er schwankte, daß sie ihm helfen mußte. Die Sonne schien eben gegen sein Bett

Gertrud. Am Ende wollte ich noch lieber selbst zu ihr gehen, als sie das thun lassen, was du von ihr gefordert.

Lienhard. Wenn ich nur wüßte, wie es anzustellen.

Gertrud. Zieh's in Spaß.

Lienhard. Wie kann ich das?

Gertrud. Bring ihr eins von unsern jungen Kätzchen zum Geschenk und sag' ihr, du thust das, ihr zu beweisen, daß unsere alte Mauserin ein gutes altes Stück von einem braven Katzenthier sei und weder aus der Hölle noch von dem Blocksberg zu uns geflogen.

Das gefiel dem Lienhard. Er sagte seinem Liseli alsobald, es solle ihm eins von diesen Kätzchen bringen. Aber kaum war es fort, so reute es die Gertrud, und sie sagte: Aber wenn du es ungeschickt anstellst und es dann wieder einen neuen Verdruß gibt?

Lienhard. Sei unbesorgt, ich will es gewiß gut machen.

Aber er machte es nicht gut. Er nahm das Kätzchen lustig ins Schurzfell und machte sich geschwind auf den Weg zur Schnabelgritte.

Diese sah ihn von ferne, lief dann schnell zu ihrem Mann und sagte ihm: Du, der Maurer kommt wieder. Was geht das mich an? sagte dieser, der den Beinamen Murrbär hatte.

Gritte. Ach, red' doch du mit ihm.

Murrbär. Ich wollte, du hättest dein Maul, wo der Pfeffer wächst. Soll ich jetzt deine Narrheiten ausfressen?

Gritte. Ich bitt', ich bitt'. Ich verberge mich, wo mich kein Mensch findet. — Und hiemit lief sie schnell fort und verbarg sich auf der Heubühne, wo sie der Murrbär selbst nicht gefunden hätte.

17. Zu gut ist dumm.

Der Murrbär war, wie des Sigristen Volk alles, hochmüthig und fürchtete erschrecklich, das Narrenstück könnte seine Frau ins Gefängniß bringen, welches seiner Ehre nachtheilig wäre; darum schmiegte er sich im Anfang vor dem Maurer, was er konnte und mochte.

Meister Maurer, sagte er ihm, wir waren doch auch noch immer gute Freunde und Vetterleut; meine Frau hat freilich nicht Recht, aber sie erkennt es ja und muß dir Ehre und guten Namen wieder geben, so lieb er dir ist. Aber gib dich wieder zufrieden, es ist doch zuletzt nur ein Weibergeschwätz und es mag sich gewiß nicht der Mühe lohnen, so ein Weites und Breites daraus zu machen.

Der Maurer erwiederte: Du nimmst mir aus dem Munde, was ich sagen wollte. Es ist, wie du sagst, ein Weibergeschwätz. Ich wollte lieber, es wäre nicht begegnet und will gern wieder gut sein, wie vor dem. Meine Frau und ich haben bei mehrerem Nachdenken auch gefunden, daß wir es zu weit getrieben und daß das im Dorf Herumlaufen und Abreden gar nicht nöthig.

Sobald der Murrbär merkte, daß er vom Lienert nichts mehr zu fürchten hatte, war er im Augenblick nicht mehr der Pudel, der sich schmiegte, sondern der Pudel, der knurrte und die Zähne wies. Er sagte jetzt zum Lienert: Es ist gut, daß du wieder zu dir selbst gekommen, daß man mit dir reden kann.

Der ehrliche Lienert antwortete: Es ist mir leid, daß ich mich so wenig beherrschen kann.

Murrbär. Es ist gut, daß in solchen Fällen unter zweien auch Einer Verstand hat. Wenn ich vor ein paar Stunden mich so wenig zu beherrschen gewußt hätte, wie du, es hätte Mord und Todschlag absetzen können; aber ich dachte, es müsse einer der gescheidtere sein und ich wollte dich nur verschnaufen lassen, es sei dann morgen noch Zeit genug, zu sehen, ob dein Gerichtsherrnweib im Ernst über meine Frau so Urtheil und Recht sprechen könne.

Lienert. Es ist hiermit gut, daß ich von selbst gekommen, deiner Frau diese Arbeit zu schenken.

Murrbär. Vom Schenken möchte ich, wenn ich du wäre, so wenig reden, als ich nur könnte. Das ganze Dorf von unten und oben hat aufs Haar gesagt, was meine Frau. Ich weiß zwar wohl, du stehst jetzt gut im Schloß, aber denk' dran, wenn der Junker vernimmt, daß ihr so den Meister spielen und Urtheil machen wollt, er wird anders mit euch sprechen.

Lienert. Ich übereilte mich hierin.

Murrbär. Und überhaupt, Maurer, ihr seid an Allem selbst Schuld. Wenn an der ganzen Geschichte nichts wahr ist, als was ihr selbst erzählt, daß die Kinder den Katzenschwanz bis hinter den Tisch, wo sie beteten, gezogen, so ist das schon nicht recht und sollte einem Musterweib, wie deine Frau sein will, nicht entgehen. Hintennach, wenn man Geschwätzwerk veranlaßt, ist's gar schwer, den Leuten die Mäuler wieder zu stopfen.

Diese Sprache verwirrte den ehrlichen Lienert so sehr, daß er nicht wußte, wie er es mit der Katze im Schurzfell anfangen sollte und er wäre wahrlich wieder mit ihr heimspaziert, ohne den Mund von ihr aufzuthun, wenn der Murrbär ihn nicht endlich selbst gefragt, was er da im Schurzfell hätte, es sei, wie wenn er ein Kind vertragen wollte. Der Maurer antwortete: Nein, es ist nur eine junge Katze. Meine Frau will sie deiner zum Gruß schicken, damit sie sehe, daß unsere Alte eine ehrliche Katze ist und gute Mauserinnen bringe. — Trag du deine Katze, wenn ich dir gut zum Rath bin, nur wieder heim und sag' deiner Frau, wir brauchten keine solchen Späße. Das ist verflucht unverschämt und wie wenn ihr von Neuem Händel suchtet. Das war das letzte Wort, das der Murrbär zum Maurer sagte. Das ist doch eine Sprache, wie der jetzt gegen mich nicht haben sollte, murmelte der Lienert, als er mit seiner Katze im Schurzfell wieder heim ging.

Vater, du bringst unser Kätzchen wieder? sagte das Liseli, und die Frau: Was ist das, warum bringst du sie wieder?

Lienhard. Ich wollte, ich hätte sie nie ins Schurzfell genommen.

Gertrud. Das hat mir geahnt, ehe du fortgingst. Aber was ist denn geschehen?

Jetzt erzählte der Lienhard, wie er so freundlich und gutmüthig mit dem Murrbär geredet und wie unverschämt ihm dieser geantwortet.

Gertrud. Du weißt dich nicht zu benehmen. Ich wollte lieber, ich hätte dich zu Arner gesandt, als zu diesem Mann.

Lienhard. Ich wollte auch lieber zu ihm gehen.

Gertrud. Ich hätte dich besser kennen sollen. Es war erzdumm, daß ich dir die Katze anrieth. Aber es hat dich so gefreut, daß du mein Nachwort nicht mehr hören wolltest.

Lienhard. Es dünkte mich lustig.

Gertrud. Ja, wenn er nicht der unverschämte Kerl wäre, wie ich ihn kenne.

Lienhard. Ich hab' es erfahren.

Gertrud. Sein Benehmen hätte mich zehnmal mehr in Zorn bringen können, als der Gritte ihre dumme Katzenschwanzgeschichte.

---

18. Der Hühnerträger findet keine Hühner, keine Tauben und keine Eier mehr feil.

Es lachte jetzt Jedermann ob der Schnabelgritte, die dem Maurer beim Brunnen ihre Maulsünden bekennen müssen, und die Schelmenbande der Dorfnotablen, die bis jetzt das Katzengeschwätz zum Aufwieglen gegen Arner auch mitnahm, mußte nun über diesen Punkt schweigen. Desto eifriger aber betrieben sie das Gerücht wider den Hühnerträger und behaupteten laut und an allen Ecken, daß er am Samstag die Gemeinde verblendet und sie mit Teufelskünsten glauben gemacht, was nichts weniger als wahr sei.

Sie brachten es hierin auch so weit, daß, da der Meister Christoph am Freitag ins Dorf kam, Hühner, Tauben und

Eier zu kaufen, ihm kein Menſch eine Eierſchale feil bot und ihn ſogar Niemand ins Haus hinein laſſen wollte. Er mußte vielmehr da und dort ins Angeſicht hinein hören, ein Mann, wie er, könnte ihnen die Hühner verderben und den Enten und Tauben weiß nicht was anthun.

Der Meiſter Hühnerträger wußte ſich gar nicht darüber zu faſſen, was ihm begegnete. Er ſetzte ſich mit ſeinem Korbe auf eine Bank beim Haus ſeines alten bekannten Nachbar Leuppi, mit dem er ſein Lebtag ſo manches Glas Wein in Fried und Liebe getrunken, ſtützte ſeinen Kopf auf die Hand und ſagte in ſeinem Mißmuthe: Meine Teufelsarbeit und mein Trinkgeld dafür iſt mir übel bekommen, Nachbar.

Behüt' uns Gott davor, daß du dich um ein Trinkgeld in ſo etwas eingelaſſen, ſagte der Leuppi und ſtand von der Bank auf, damit ihm ja nicht etwas begegne, wenn er länger neben ihm ſitze.

Worein eingelaſſen? ſagte freilich der Hühnerträger. Aber der Leuppi ließ ihn ohne Antwort. Hingegen war in einer Stunde im ganzen Dorf herum, er habe vor vielen Leuten auf der Bank vor des Leuppi Haus ſelber eingeſtanden, daß er ſich um ein Trinkgeld mit dem Teufel in einen Bund eingelaſſen.

Dieſe Worte dienten der Schelmenbande ſo ſehr, daß ihrer etliche ſagten, wenn man ſie mit Gold hätte aufwiegen müſſen, ſie wären nicht zu theuer geweſen. Dergleichen Dinge ſind in ſolchen Fällen wie ein Lauffeuer in jedem Dorf herum. Ein Weib ſagt es dem andern. Ein Narr ſagt es dem andern. Wenn eine Gans gackert, ſo gackern die andern auch, und je dümmer eine Sache oft iſt, deſto leichter findet ſie Glauben. Das wußte die Schelmenbande und freute ſich herzlich, daß bald kein Menſch im Dorf auch nur einen Zweifel daran ſetzte, daß dem ſo ſei. Selbſt die beſten Freunde vom Hühnerträger glaubten's, wie das Evangelium. Doch ſagten noch Einige, wenn man davon redete: Es iſt doch Schade um den Mann, er iſt ſonſt ein ſo guter Menſch, ich hätte ſo etwas mein Lebtag nicht von

ihm geglaubt. Die Bosheit und die Leidenschaften, die im Dorf waren, mischten sich von allen Seiten ins Spiel. Ein Vorgesetzter, dem das Weidevertheilen gar nicht recht war, sagte zu einer ganzen Bank voll seiner Spießgesellen: Wir haben's jetzt wegen der Weide nicht blos mit dem Junker, wir haben's auch mit dem Teufel zu thun; aber es ist gut, daß der Teufel verrathen ist; ein verrathener Teufel hat nicht mehr die halbe Gewalt.

Da der Hühnerträger mit dem leeren Korbe auf dem Rücken verdrießlich mit seinem Botenstock auf den Boden schlug, rief ein junger Löli ihm zu: Christoph, nicht wahr, es geht viel leichter über den Berg als sonst? Einige Weiber machten sich lustig, sie könnten jetzt im Schloß Fasttag halten, da sie keine Hühner und Tauben von Bonnal bekämen. Fressen sie jetzt auch einmal Erdäpfel und Rüben, wie wir, sagte die Speckmolchin. Des Hügi Frau, die gern etwas Gutes aß, sagte zu ihrem Mann, sie wollten jetzt einmal ein paar junge Tauben, die sie sonst verkauften, selber essen, aber der Hügi sagte, er wolle lieber ein Stück Speck, er esse die Tauben nicht gern. Eine neidische Alte sagte zu ihrer Nachbarin: Wenn sie jetzt nur auch das Haus voll Gäste bekämen, ich möchte ihnen das gönnen, sie haben gewiß noch kein eigenes Geflügel im Schloß. Aber die pfiffige Sigristin sagte: Es ist jetzt ein gut Stück Geld zu verdienen; sie kaufte in der Stille einige fette Tauben und Kapaunen auf und schlich sich, damit sie Niemand sehe, durch einen Umweg, der durch den Wald geht, ins Schloß. Sie hatten auch wirklich Gäste und zahlten ihr mehr als sonst für ihre Kapaunen und Tauben.

---

19. Art und Weise, der Obrigkeit zu berichten und sie dahin zu lenken, wohin man sie gern haben will.

Das Hauptanliegen der Vorgesetzten und größern Bauern war, die Vertheilung des Weidegangs zu hintertreiben. Das Bekenntniß des Hühnerträgers, daß er sich um ein Trinkgeld

in einen Bund mit dem Teufel eingelaſſen, ſchien ihnen jetzt eine große Stütze für ihr Vorhaben. Sie hielten auch beinahe Tag und Nacht Rath, wie die Sache am ſchicklichſten anzugreifen ſei.

Dem Junker gerade ins Geſicht abzuſchlagen, was ſie ihm verſprochen, weil die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen und man Teufelskünſte gebraucht, um ſie um ihren Weidegang zu bringen, wäre wohl das geweſen, was ſie am liebſten gethan hätten. Aber ſie durften nicht trauen und fürchteten, er möchte den Erſten, der dieſes anbringen würde, ſo bei den Ohren kriegen, daß den Andern die Luſt zum Mithalten vergehen würde. Sie begnügten ſich alſo, Ausflüchte und Auswege zu ſuchen, und Einer rieth an, man könne fürs Erſte nicht weiter kommen, als zu trachten, die Sache bis in den Herbſt hinzuhalten, hernach werde es ſich weiter zeigen, und ſeiner Meinung nach ſolle man dem Junker vorſtellen laſſen, es ſei jetzt eine unpaſſende Zeit zu dieſer Vertheilung; ſie ſeien alle mit Vieh überſtellt und mit dem Futter nicht dazu eingerichtet, den Weidegang auf der Stelle zu entbehren, und könnten unmöglich ihr Vieh jetzt in den Ställen verhungern laſſen; der Junker werde das auch ſelber nicht wollen.

Eine andere Meinung war, ſie wollten zur Probe ein Stück Land, das gar nichts nutz war und voll großer Steine und Sümpfe, im Winkel zwiſchen dem obern und untern Wald, gerade jetzt zum Vertheilen Preis geben. Das Stück wird denen, die es bekommen, die Sache von ſelbſt verleiden, ſagten ſie unter einander; ſie werden es ſchlecht bauen und wenn der Junker das ſieht, ſo wird er verdrießlich werden und dann können wir ihm leicht beibringen laſſen, ſie ſeien faule Hunde, es ſei nichts mit ihnen auszurichten und man könne ihnen damit nicht helfen.

Nach langem Streite, welche von dieſen zwei Meinungen die beſſere ſei, fanden ſie endlich, daß ſie beide neben einander Platz hätten, und entſchloſſen ſich, beide mit einander vor den Junker bringen zu laſſen. Hierzu aber hatten ſie den Untervogt Meyer nothwendig. Denn keiner von ihnen

konnte ſo ſchicklich und von Amtswegen mit ihm reden, wie dieſer.

Sie gingen alſo zu ihm hin und machten ihm den Vortrag. Er wollte widerſprechen und ſagte: Es ſind ja alles lauter Lügen, was ihr vorbringt, und ihr müßt doch nicht glauben, ich wiſſe nicht, daß ihr die Scheuern noch voll Heu habt und daß der Markt für das Weidevieh auch erſt über acht Tage iſt; der Winkel aber, den ihr vertheilen wollt, iſt ein Sumpfloch, den Niemand umſonſt zum Eigenthum nehmen würde.

Die Bauern antworteten ihm: Vogt, du ſtehſt zu ſpät auf, um uns zu berichten, und wir wiſſen ſicher ſo gut als du, wie viel Vieh und wie viel Heu wir haben und was der Winkel werth iſt. Aber wir wiſſen auch, was wir wollen und was du, wenn du, wie du ſollſt, unſer Mann und ein Gemeindemann ſein und bleiben willſt, dem Junker ſagen ſollſt, und glaube nur nicht, daß wir uns von dir wollen ſchulmeiſtern laſſen.

Dieſe Sprache verwirrte den guten Vogt. Er konnte kaum herausbringen: Es dünkt mich, ihr wollet mich ſchulmeiſtern und nicht ich euch.

Bauern. Glaube doch das nicht. Thu jetzt nur, was wir wollen, wir haben's gewiß überlegt.

Vogt. Ich kann das nicht. Ich müßte ja mit beiden Augen blind ſein, wenn ich nicht merken ſollte, daß ihr den Narren mit mir treiben wollt.

Bauern. Meinſt du jetzt, der Junker wiſſe, was du weißt? Weil du weißt, wie viel Heu ungefähr im Dorfe iſt, meinſt du, er wiſſe es auch? Du kennſt die Gewalt noch nicht, die ein rechter Vogt über einen ſolchen Junker hat und haben muß, wenn er der Gemeinde lieb bleiben will, und das iſt eben noch unſer Glück, daß die Junker in Bauernſachen meiſtens auf beiden Augen blind ſind.

Vogt. Glaubt doch das nicht, daß er auf beiden Augen blind ſei.

Bauern. Er wird doch auch etwas von ſeinem Großvater und Ahnherrn haben, die beide tüchtig blind waren,

und wir wollen's einmal jetzt wagen und probiren, wie weit er's auch sei.

Vogt. Es fehlt euch gewiß, es fehlt euch gewiß.

Bauern. Das ist dann unsere Sache, dafür laß uns sorgen. Thu' du nur, was wir jetzt sagen.

Vogt. Ihr habt gut reden. Ihr geht heim und sitzt hinter dem Ofen und ich muß allein ins Schloß.

Jetzt spotteten sie ihn noch aus und sagten, er sei eine alte Frau Base und habe einen so schlechten Vogtsmagen, daß er unmöglich sechs Wochen drei Tage auf seiner Stelle bleiben könne. Andere sagten, er werde schon zu einem bessern kommen, wenn er ihnen nur recht folge. Der gute Mann schwitzte vor Angst und ließ sie reden.

Der Hügi sagte: Fürchte dich nur nicht, es geht allen Lehrlingen so, wie jetzt dir. Denk nur, alle Knaben, die Holz spalten, bekommen im Anfang Schwielen, aber wenn sie's forttreiben, so wird die Haut nach und noch hart, und es ist keine Rede mehr von Schwielen. So wird's dir auch gehen, wenn du in deinem Handwerk nicht mehr Lehrbub bist.

Sie übertäubten ihn mit ihrem Gespräch so, daß er endlich sagte: Ich will thun, was ich kann. Nein, nein, sagten sie ihm noch, du mußt thun, was wir wollen. Und er versprach ihnen auch noch das.

---

20. Erziehungs- und Haushaltungs-Grundsätze.

Die einzige Hütte, die an der Unruhe und an den Mühseligkeiten dieses Thorenlebens keinen Theil nahm, war die der Gertrud. Diese Frau war eine Ausnahme in Bonnal und hatte eine gleichsam von allem Koth dieses Dorfes unbefleckte Seele. In der höchsten Einfachheit und Unschuld hatte sie eine Festigkeit des Willens und eine Reinheit des Herzens, die ihr in all ihrem Thun eine seltene selbstständige Kraft gab. Merkwürdig ist, wie sie nach alter Großmutterart vielerlei Sprüchlein hatte, mit denen sie sich

selbst und andern Leuten immer leicht den rechten Weg weisen konnte.

Zu allem schweigen, was Einen nicht angeht. — Von dem den Mund nicht aufthun, was man nicht wohl versteht. — Beiseits gehen, wo man zu laut oder zu leise redet. — Das wohl lernen, was man nothwendig braucht. — Mit Kopf und Herz immer am rechten Ort sein, und nie an gar vielen auf einmal, aber immer bei sich selbst. — Denen, so man schuldig, und denen, die man liebt, mit Leib und Seele zu dienen. —

Solche kleine Sprüche waren dieser Frau der Leitfaden zu einer häuslichen und bürgerlichen Weisheit, über die sich Bücher schreiben ließen. Aber ihre Weisheit ist nicht die Weisheit unsers Volks und unsrer Tage. Selbst die Dorfmeisterweiber und überhaupt Alles, was im Dorf pfiffig war und etwas zu bedeuten hatte, verachteten ihre Sprüchlein und lachten sie darob aus, und unser Zeitgeist verachtet die Manier dieser Sprüchlein allgemein und von Herzen. Sie sind viel zu kraftvoll für das Spinnengewebe seines Maulbrauchens und seiner Herzlosigkeit. Er will Alles nur erklären und wörtlich klar machen, ohne es zu Herzen zu nehmen, und solche Sprüchlein passen gar nicht in die Wortbrühen, Weitläufigkeiten und Kunstformen dieser herzlosen Erklärungssucht, welche die Lebensquelle des reinen Mutterwitzes, der das Wesen aller Anschauungseindrücke so geist- und kraftvoll ausdrückt, untergraben und abschwächen und den Menschen zu dem in stiller Lebendigkeit herrschenden Geist, der sich in der Gertrud und in ihren Sprüchen ausspricht, eigentlich unfähig machen. Ihr waren sie Leitfaden zu einer häuslichen Weisheit und Kraft, die täglich in wirklich erhabenen Zügen hervortrat. Im Sturm des aufgebrachten und verwirrten Dorfs entfiel ihr kein einziges Wort, das man nur hätte mißdeuten können, keines, bei dem man sie ins Spiel hinein ziehen, dessentwegen man sie hassen, keins, bei dem man sie nur hätte auslachen können.

Des Rudi Kinder waren jetzt fast alle Tage bei ihr und lernten täglich mehr auf sich selbst und auf Alles, was

um sie her war, Achtung geben und Sorge tragen. Bei ihrem Spinnen und Nähen lehrte sie die guten Kinder auch noch zählen und rechnen.

Zählen und Rechnen ist der Grund aller Ordnung im Kopf. Das war eine der Meinungen, die Gertrud am eifrigsten behauptete und die auf ihre Erziehung einen großen Einfluß hatten. Ihre Manier war: Sie ließ die Kinder während des Spinnens und Nähens ihre Fäden und Nadelstiche rück- und vorwärts zählen und mit ungleichen Zahlen überspringen, zusetzen und abziehen.

Die Kinder wetteiferten bei diesem Spiel untereinander, welches am geschwindesten und sichersten darin fortkomme. Dazwischen sangen sie Lieder. Am Morgen und am Abend las sie ein Kapitel aus der Bibel und betete mit ihnen und wenn eine Stelle in diesem Kapitel sie vorzüglich rührte, so sprach sie ihnen dieselbe den Tag über während der Arbeit so oft vor, bis sie selbige auswendig konnten. Ihr liebstes Gebet und das, das sie die Kinder zuerst lehrte, heißt:

O Gott, du frommer Gott,
Du Brunnquell aller Gaben,
Ohn' den nichts ist, das ist,
Von dem wir Alles haben:
Gesunden Leib gib mir,
Und daß in solchem Leib
Ein' unverletzte Seel'
Und rein Gewissen bleib'.

---

21. Ein Stück aus einer Leichenpredigt; und wie eine Frau sein soll.

Ich möchte so gern viel von dieser Frau reden und weiß so wenig von ihr zu sagen, dagegen muß ich so viel von der Schelmenbande reden.

Es kann nicht anders sein. Wo es krumm und dumm geht, da gibt's alle Augenblicke etwas anders, wo es dagegen

in der Ordnung und gut geht, da bleibt immer Alles gar gern und gar lang beim-Alten.

Leſer, ich denke jetzt an das Wort eines frommen Geiſtlichen, der in einer Leichenpredigt zu dem hochmüthigen und unruhigen Volk von allerlei Gattung, welches einen braven und ſtillen Mann zu ſeiner Ruheſtätte begleitet, ſagte:

„Selig iſt der Menſch, hinter dem, wenn er todt iſt, Niemand viel redet!“

„Selig iſt er, wenn hinter ihm die ſtille Thräne des Armen weinet!“

„Selig, wenn hinter ihm ſeinem Weib, ſeinem Kind, ſeinem Freund, ſeinem Knecht das Herz blutet!“

„Aber wenn hinter ſeinem Sarg tauſend Mäuler aufgehen und weit und breit Alles über ihn redet, ſo wandelt's mich immer an, daß ich mißtrauiſch nachforſche, ob auch ſeinem Weib und ſeinem Kind das Herz blute, daß er todt iſt, und ob auch ſein Freund und ſein Knecht weine, daß er nicht mehr da iſt, und tauſendmal fand ich dann dieſer Aller Augen trocken.“ — —

Leſer, ich möchte dir dennoch ein Bild ſuchen von dieſer Frau, damit ſie dir lebhaft vor Augen ſchwebe und ihr ſtilles Thun dir immer unvergeßlich bleibe.

Es iſt viel, was ich ſagen will; aber ich ſcheue mich nicht, es zu ſagen.

So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis zum Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr hört ihren Lauf nicht. Aber bei ihrem Untergang weißt du, daß ſie wieder aufſteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif ſind.

Leſer, es iſt viel, was ich ſage; aber ich ſcheue mich nicht, es zu ſagen.

Dieſes Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, iſt das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das ſeine Wohnſtube zum Heiligthum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.

22. Die Arbeit Arners und ihr Lohn.

Sie ist nicht allein, auch Arner wandelt die Wege der lieben Sonne, die über der Erde brütet, und die Wege des Weibes, die ob ihrem Manne und ihren Kindern die Erde vergißt und den Himmel verdient.

Er ritt dieser Tage fast alle Abende auf die Gemeindeweide, die er vertheilen wollte. Er gönnte sich keine Ruhe, bis er dieses Stück Land vollkommen kannte und ließ sogar seinen lieben Sperzer (Hühnerhund), den er sonst fast allenthalben mitnahm, zu Hause, damit er keinen Augenblick in seiner Arbeit aufgehalten werde.

Wohl hundertmal band er sein Pferd an Zäune und Hecken und watete durch Sümpfe und Gräben, um dieses Stück Land aus dem Grund kennen zu lernen. Er sah jede Ecke desselben genau an und dachte bei jedem Stücke an das Ganze. Er that's nicht vergebens. Er fand oben an der ersten Höhe der Weide an einer verwilderten Stelle drei starke Quellen von fettem Wasser. Um sie alle herum wuchs Brunnkresse und Bachbungen; der Heerd um die Quellen war schwarzer Moder und viele dicke große Pflanzen wuchsen um dieselben.

Er maß mit eigenen Händen die Höhe ihrer Lage und die Gründe, auf welche man ihren Reichthum leiten konnte und hatte jetzt doppelte Freude. Er hörte nicht auf, alle Abende auf diese Weide zu reiten, bis er vollends mit sich selber ausgemacht, wozu jedes Stück dienlich, wie weit die Quellen hinlangten, mit ihnen gute Wiesengründe anzulegen, was für Land zu gutem Ackerland übrig bleibe, und welches zu nichts Anderem, als zu Ried und Holzboden taugte. Er trug dann jeden Tag Alles, was er mit sich selber ausgemacht, auf's Papier, bis er seinen Plan vollendet hatte.

So sucht ein Vater seinen Kindern im Garten Beete aus, daß sie darin Blumen und Kohl, Kräuter und Bäume pflanzen. Er zeigt ihnen den Ort der Tulpe, den Ort der Lilie, den Ort des gemeinen Kohls, des Blumenkohls, den Platz der Zwergbäume und den Platz der Obstbäume und

freut sich dann im Geiste alles dessen, was einst seine Lieben da pflanzen werden. Ach, er freut sich dann des Kindes, das noch in der Wiege liegt, und des Säuglings und der Geschlechter, die ferne sind, und fühlt dann, daß seine Kinder Gottes Kinder sind und der Garten nicht sein ist, sondern daß er Vater ist, daß er ihnen gebe, vervollkommne und hinterlasse, was er hat, und sie dasjenige nutzen und brauchen und ihren Kindern hinterlassen lehre, was sie bekommen.

Das fühlte jetzt Arner. Eine Thräne floß in sein Antlitz, als er in der Kühlung der Abendluft unter hohen Eichen bei einem rauschenden Wasserfall die Freuden und Pflichten des Vaters auf den Thronen und die Freuden und Pflichten des Vaters in den niedersten Hütten also fühlte. Langsam ritt er gegen die eben untergehende Sonne, Hand und Zügel ruhten auf seinem Schooße; sein Auge sah den Himmel und sein Herz war beim Vater der Menschen.

Therese empfing ihn im Wäldchen vor dem Thore und der Abend ging in Gesprächen über den Stand der Fürsten und des Adels vorüber.

Das letzte Wort Arners an Therese war dieses: Gottes Gesetz über Fürsten und Edle ist dieses, daß ihr Reich nicht das ihrige, daß sie vielmehr Fürsten und Edle sind, damit sie ihrem Volk geben, sicher stellen, vervollkommnen, was sie ihm geben können, und dasselbe das nutzen und brauchen und Kindskindern hinterlassen lehren, was sie ihm geben.

Und Arner und Therese segneten ihren Stand, umarmten ihre Kinder und baten Gott, daß sie immer menschlich bleiben und das Gesetz Gottes, das über Fürsten und Edle ist, von ihrer Jugend an bis auf ihre friedliche Ruhstätte erkennen und befolgen möchten.

23. In welchem Grad die Folgen der Sünden den Menſchen verwirren und verwildern.

Das waren Gertruds und Arners Wege. Der Weg des Pfarrers war nicht weniger edel und ſchön. Er war alle Tage mehrere Stunden beim Vogt und brachte ihn durch Liebe, Ernſt und Glauben dahin, daß er wirklich ſein tiefes, inneres Verderben einſah, und nun entfaltete ſich in dieſem Mann ein großer Kampf zwiſchen der erwachenden Scham und Reue mit den alle Augenblicke in ihm wieder aufſteigenden Gefühlen und Gelüſten ſeines alten Lebens, und wie er in dieſen Gelüſten bei all ſeinem Unrecht gewaltthätig war, ſo miſchte ſich dieſe Gewaltthätigkeit jetzt auch in die Vorſätze, die er faßte, ſich zu beſſern. Wenn der Pfarrer ihn verließ und er allein war, ſo war er meiſtens trotz des beſten Willens, ſich zu beſſern, in ſich ſelbſt verwirrt und in all ſeinem Thun gewaltthätig, oft ſelbſt gegen ſich. Bald trank er den Wein, den ihm der Pfarrer gab, plötzlich faſt in einem Schluck aus, bald ließ er ihn ſtehen und ſagte: Wenn ich auch Durſts erſticken müßte, ich will ihn jetzt nicht trinken. Einmal ſchüttete er ihn zum Fenſter hinaus mit den Worten: Ich bin nicht werth, daß ich mehr ein Glas Wein auf der Welt trinke. Bald jammerte er wieder, wenn er heim komme, ſo werde er wie ein Bettler leben müſſen und kein Glas Wein mehr bekommen. Am meiſten wüthete er über ſeine Mitvorgeſetzten, daß ſie ihm durch den Kalberleder hatten drohen laſſen. Sie ſind, ſagte er zu ſich ſelbſt, alle ſo ſchlimm als ich, und ich mußte allein unter den Galgen, und jetzt meinen ſie, ich ſoll ihnen noch mit ihren Rechnungen helfen. Aber ich will nicht, wenn ich auch könnte, und einen Augenblick darauf: Ich kann nicht, wenn ich auch wollte.

Der Pfarrer ſah allemal, wenn er zu ihm kam, daß er ihn gleichſam aus einem Traum der Verwilderung, in den er verſunken war, wieder aufwecke, und daß eigentlich bis jetzt weder Liebe noch Glauben in ihm wahre und tiefe Wurzel gefaßt, ſondern daß vielmehr die Sorge, er werde

vergantet und müsse ohne Hülf' und Rath in Noth und Elend versinken, doch immer als das vorherrschende Gefühl seiner jetzigen Stimmung noch da stehe.

Das betrübte den Pfarrer und er sann darüber nach, wie er ihn wohl beruhigen und wieder zufrieden stellen könne. Da kam der Hübelrudi, um dem Pfarrer zu sagen, er könne es nicht länger mehr anstehen lassen, mit dem Vogt zu reden und ihm zu sagen, was ihm seine Mutter auf dem Todbett befohlen und auch, was er ihm in seinem Unglück Gottlob! jetzt Gutes thun könne und wolle.

Das Herz des Pfarrers ward leicht, sobald er den Hübelrudi sah, und da er mit ihm geredet, dankte er dem Vater im Himmel, daß die Hand seiner Allmacht seinen leeren Worten zu Hülfe gekommen sei, und sagte dann zum Rudi, daß er auch ihm danke und sich freue, wenn er sicher sein könne, daß es ihn nie gereuen werde, was er ihm so eben wieder für den armen Vogt versprochen habe.

Rudi. Mein Gott, nein, fürchtet doch das nicht, Herr Pfarrer, fürchtet doch das nicht! Es wird mich gewiß nicht gereuen.

Pfarrer. Nun, so will ich dich auch in Gottes Namen nicht davon abhalten.

Dann gingen sie mit einander zum Vogt.

---

24. Ein durch Menschlichkeit und Christenthum erleichtertes und erschüttertes Gewissen eines verwirrten und verwilderten Menschen.

Der Pfarrer hatte den Vogt mitten in seiner Verwilderung doch dahin gebracht, daß der Glaube an Gott und an eine selige und unselige Ewigkeit in ihm wieder durch allen Taumel seiner Leidenschaften hervordrang, wie eine Flamme, die, zwischen Rauch und Dampf eingehüllt, hie und da mit einigen Strahlen ihres Lichts hervorleuchtet, aber bald wieder verschwindet und nur den Rauch und den

Dampf übrig läßt, in den sie gehüllt ist. In den Augenblicken dieses so durch Rauch und Dampf hervordringenden innern Lichts dachte er sehr oft mit Entsetzen an den Hübelrudi und den Meineid, durch den er zu seiner Matte gelangt. Er stellte sich vor, das sei eine Sünde, die ihm nicht wohl könne verziehen werden. Die Gefahr vor der Hölle ängstigte ihn jetzt oft und der Schrecken, den er beim Markstein gehabt, da er glaubte, der Teufel werde ihn holen, erneuerte sich jetzt oft auf eine Weise in ihm, daß er sich in seiner Einbildung vorstellte, die Hölle sei offen vor ihm und der Teufel stehe mit seinen Klauen schon neben ihm. Als nun der Rudi die Thür aufthat und er ihn erblickte, erschütterte sein Anblick seine zerrüttete Seele so, daß er sich einbilden konnte, seine Mutter folge ihm auf dem Fuß nach und werde ihm das Entsetzen des Meineids vorhalten, der sie um ihre Matte gebracht. Er sah den Rudi mit starren Augen an, ohne ein Wort reden zu können. Dieser sah es und sagte zum Pfarrer: Es hat ihn übernommen, mich plötzlich zu sehen; ich will wieder gehen und ein andermal kommen, wenn er mich erwartet. Jetzt redete der Vogt plötzlich, fiel, mit den Bildern der Hölle noch mächtig erfüllt, vor ihm auf die Knie und sagte hastig: Bleib doch, bleib doch, erbarme dich meiner, erbarme dich meiner!

Um Gotteswillen, steh doch auf und rede nicht so, sagte jetzt der Rudi.

Der Vogt erwiederte: Ich kann nicht aufstehen, ich kann nicht aufstehen, wenn du mir nicht verzeihst.

Hierauf sagte der Pfarrer: Er hat dir schon längst verziehen! Damit nahm er ihn bei der Hand und ließ ihn aufstehen, und der Rudi sagte zwischen hinein: Um Gotteswillen, warum bist du so über mich erschrocken?

Vogt. Da du die Thür aufthatest, meinte ich, deine Mutter komme dir auf dem Fuß nach.

Rudi. Ach, du weißt doch wohl, daß sie gestorben ist.

Vogt. Ich weiß es wohl. Aber ich meinte, sie sei aus dem Grab aufgestiegen und folge dir nach, um mir vorzuwerfen, was ich ihr Alles gethan habe.

Rudi. Denk' doch, daß sie jetzt in einer bessern Welt ist.

Vogt. Ja, und daß sie mich da wegen ihrer Matte noch anklagt.

Der Pfarrer nahm jetzt das Wort und sprach: Vogt, glaub' doch das nicht, sie hat dir schon in dieser Zeitlichkeit verziehen.

Vogt. Ach! Ist das wahr?

Rudi. Weiß Gott, es ist wahr.

Pfarrer. Rudi, erzähl' ihm doch umständlich, was sie seinethalben mit dir auf dem Todbett geredet.

Rudi. Ja, Vogt, es freut mich bis an mein Grab, an jedes Wort zu denken, das sie auf dem Todbett mit mir geredet. Ein Engel könnte nicht freundlicher von dir reden, als sie es gethan hat. Sie hat wörtlich zu mir gesagt: „Wenn ich todt bin und begraben, so geh' zum Vogt hin und sag' ihm, daß ich mit versöhntem Herzen gegen ihn gestorben und Gott bitte, daß es ihm wohlgehe und er noch zur Erkenntniß seiner selbst gelange."

Vogt. Aber ist das auch wahr? Darf ich es glauben?

Gemeinsam antworteten ihm jetzt der Pfarrer und der Rudi: Glaub' es doch, es ist gewiß wahr.

Vogt. Das ist Trost, großer Trost für meine arme Seele.

Eine Weile war Alles still. Aber plötzlich schien der Vogt in einer neuen Bewegung. Er sagte hastig zum Rudi: Aber wann, zu welcher Stunde hat sie dir dieses gesagt?

Rudi. Es war eben, als du wieder von meinem Fenster weggegangen.

Vogt. Sie ist ja gestorben, eh' ich noch von dir wegging.

Rudi. Nein, das ist sie nicht.

Vogt. Dein Kind ist ja zu dir herausgekommen und hat dir gesagt, daß sie gestorben.

Rudi. Es war nur eine Ohnmacht, von der sie sich wieder erholt.

Vogt. Sie ist also meinetwegen in Ohnmacht gefallen.

Rudi. Das ist wahr. Sie hörte dich laut reden und meinte, du wolleſt Geld: aber du wollteſt ja keins und brachteſt mir im Gegentheil eine gute Nachricht.

Vogt. Und doch iſt ſie in Ohnmacht gefallen, — und ich bin ein abſcheulicher Menſch.

Rudi. Warum ſagſt du jetzt doch auch das?

Vogt. Ich habe mich auch in dieſem Augenblicke ſchrecklich an ihr verſündigt.

Rudi. Sag' mir doch jetzt nichts von dem, es mag ſein, was es will.

Vogt. Doch — du mußt es wiſſen.

Rudi. Ich bitte, ſag' mir davon jetzt nichts.

Vogt. Du mußt es wiſſen, du mußt es wiſſen. Ich ſagte in dem Augenblick, als du mit deinem Kind von mir wegſprangſt und glaubteſt, ſie ſei todt, noch: „Es iſt nicht Schade, wenn die alte Hexe todt iſt.“

Rudi. Haſt du das ſagen können? —

Vogt. Ja, ich hab' es geſagt. Ich wollte es dir nicht verhehlen. Du mußteſt es wiſſen.

Dem Rudi entfiel jetzt eine Thräne. Der Pfarrer aber ſagte: Guter Rudi, das iſt jetzt ja nicht mehr in ſeinem Herzen; vergiß das und erzähle ihm alle Worte, die die Großmutter ſeinethalben noch geſagt.

Da trocknete Rudi ſeine Thränen und ſagte: Ja, Herr Pfarrer, ich will und muß es ihm erzählen. Dann nahm er den Vogt wehmüthig bei der Hand und ſagte ihm: Als du vor das Fenſter kamſt, erſchrak ſie über dich entſetzlich und ſagte noch, eh' ich zu dir hinausging, folgende Worte: „Seit unſerm Handel iſt mir immer ein Stich durchs Herz gegangen, wenn ich ihn ſah; ach, Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenſter kommen und huſten. Es iſt Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe, daß ich den letzten Groll überwinde und für ſeine Seele bete. Ich will es thun.“ — Dann betete ſie: „Gott, Du kennſt den Handel. Verzeih' ihm, Vater

im Himmel, verzeih' ihm!" — Da ging ich von ihr fort, zu dir hinaus. Du redeteſt etwas laut mit mir. Darob iſt ſie noch mehr erſchrocken und in Ohnmacht geſunken. Als ſie ſich wieder erholt und ich ihr deine gute Nachricht erzählte, ſagte ſie, ſie ſterbe jetzt leichter und wolle nun Abſchied von uns nehmen. Aber ehe ſie das that, kam ſie noch auf dich und ſagte, was ich dir eben geſagt habe, daß ſie mit verſöhntem Herzen gegen dich geſtorben.

Der Vogt war jetzt gerührt. Er konnte nichts reden. Der Rudi aber fuhr fort und ſagte: Ich weiß, wenn ſie jetzt noch lebte und dich im Unglück wüßte und ich hingegen wieder das Meinige hätte, ſo würde ſie dir gewiß jetzt ihr Mitleiden zeigen, wie ſie dir bei ihrem Beten noch ihre Liebe erwieſen, und wenn ſie jetzt ſchon todt iſt, ſo ſoll dir das nicht ſchaden. Ich will ihren Willen erfüllen, ſo gut ich kann und dir alle Jahr von meiner Matte für eine Kuh Futter zukommen laſſen, und wenn ich noch mehr als das thun kann, ſo will ich's gern thun.

Schluchzend erwiederte jetzt der Vogt: Ich bin dieſer Güte nicht werth, und konnte nicht mehr reden. Da nahm der Pfarrer das Wort und ſagte: Der im Himmel wohnt, iſt größer, als wir denken. Er handelt nicht mit uns nach unſern Sünden und vergilt uns nicht nach unſrer Miſſethat. Lobpreiſe den Namen des Herrn, der dir Hülfe ſendet in der Stunde, wo du noch keine Hülfe hoffteſt und von der Hand derer, die du elend gemacht.

Der Vogt konnte nicht reden; es war ihm zu viel. Er ſtammelte Worte, nicht zum Danken, ſondern um auszudrücken, wie unwürdig er ſei und wie ſchrecklich er ſich an ihnen verſündigt habe.

---

25. Der Sonnenſchein und die Himmelstropfen.

Der Rudi nahm jetzt freundlich vom Vogt Abſchied. Der Pfarrer aber blieb noch eine Weile bei ihm und ſuchte die Rührung, in der er ihn jetzt ſah, zu benutzen, um

seine Stimmung im Allgemeinen milder und sanfter zu machen. Er sagte zu ihm: Du bist zwar jetzt gerührt, aber nicht ruhig, wie es nöthig ist, daß du werdest. Es ist so ein schöner Abend. Geh' jetzt ein wenig in meinen Garten und genieße diesen Abend mit Ruhe und Stille. Der Vogt sagte: Ja, es ist ein himmelschöner Abend, und dankte ihm für die Erlaubniß, in seinen Garten zu gehen. Er ging und legte sich unter einen Baum, der hinter der Weide war. Ein kühlendes Lüftchen milderte die Abendwärme eines der schönsten Herbsttage. Der Vogt fühlte, wie wohl diese Kühlung ihm thue, denn sein Blut war heute den ganzen Tag in beständiger Wallung. So unter seinem Baum halb hinschlummernd, wiederholte er sich jetzt halbträumend die Begegnisse des Tags und sagte zu sich selbst: Die Menschen sind doch besser, als ich geglaubt. So eine That, wie die des Rudi gegen mich ist, hätte ich nicht für möglich gehalten und auch der Pfarrer geht mit mir um, wie ich es von keinem Menschen in meinen Umständen erwartet hätte. — Selbst die untergehende Sonne machte einen neuen Eindruck auf ihn. Er fühlte es und sagte: Ja, in meiner Kindheit, da ich noch nicht recht wußte, was links und rechts ist, war es mir mit der Sonne eben wie es mir jetzt ist, aber seitdem nicht mehr.

Er fühlte sich jetzt auf eine Weise, wie er sich seit seinem Unglück noch nie gefühlt hatte. Er weinte und wußte es selbst nicht; aber als er zufällig mit seiner Hand an seine Augen kam und sie naß fand, sagte er zu sich selbst: So sind sie doch lange nicht mehr naß gewesen! — Ach, es rührte mich nichts mehr, weder das, was mir hätte wohl thun sollen, noch das, was Andern weh that.

Des Pfarrers Hans stand eine Weile, ohne daß der Vogt ihn sah, hinter dem Zaun neben dem Baum, an dem der Hummel lag, hörte ihn in dieser Stimmung mit sich selbst reden, und als er heim kam, konnte er nicht genug erzählen, wie der böse wilde Mann unter dem Birnbaum in diesem Augenblick so ruhig und heiter da gelegen.

Der Vogt vergaß in dieser Stimmung sein Abendbrod,

das er sonst nicht leicht vergaß, und ging nicht ins Pfarrhaus zurück, bis die Sonne untergegangen. In der Zwischenzeit war der Pfarrer bei der kranken Frau des Vogt. Er fand sie so übel, daß er es für seine Pflicht hielt, ihren Mann zu ihr heim zu schicken. Die arme Frau hatte das Unglück, dem Treufaug in die Hände zu fallen. Dieser gab ihr Himmelstropfen, die unter seinem Großater Henkerstropfen hießen; da aber sein Vater ehrlich worden, hat er sie nicht mehr unter diesem Namen verkaufen wollen, sondern ihnen den Namen Himmelstropfen gegeben, unter welchem Namen sie bis jetzt für Menschen und Vieh vielen Abgang hatten. Als die Vogtin dem Treufaug ihre Noth klagte, war seine erste Antwort: Gib mir Kirschwasser, ich bin so durstig, daß ich mich anfeuchten muß, eh' ich mit dir reden kann. Sie gab's ihm und klagte dann ferner der Länge und der Breite nach ihre Noth.

Er gab aber erst, nachdem er sein Kirschwasser fast ausgetrunken, zur Antwort: Was magst du doch so viel schwatzen! Wenn du kein Wort redetest, so wüßte ich gleich, wo es dir fehlt, so gut, als wenn du einen halben Tag davon erzählst. Der Pfiff ist an der Leber und es ist höchste Zeit, daß man zu dir schaue, denn sie ist halb faul, und wenn man dem nicht wehrt, so geht dir in kurzem das Maul auf eine Art zu, daß du es nicht wieder aufthust; aber ich will dir etwas schicken, das schon Prinzen und Pfaffen und großen Herren ihre Leber wieder curirt hat, wenn nur noch ein halb Batzens groß gut daran gewesen, und es muß der Teufel thun, wenn's dir nicht auch hilft. Aber du mußt's saufen, was ich dir schicke, und ich will dir's zum Voraus sagen, es ist kein Schleckwerk; du wirst meinen, es sei aus der Hölle, so wird es dir feuern. Aber Böses muß Böses vertreiben und wenn's dir schon bang macht, so fahre fort auf mein Wort hin und nimm alle zwei Stunden ein paar Löffel, bis du damit fertig bist. Wenn's durchgebrochen, so wird es dir dann schon anders kommen.

Es geschah auch ganz, was er sagte. Die Tropfen

feuerten ihr ſchon im Mund wie der hölliſche Teufel und brachten ſie in einen Jaſt (Hitze), wie wenn ſie das größte Fieber hätte. Seitdem ſie ſolche brauchte, war ihr Athem ſichtbar kürzer. Sie konnte nicht mehr ſchlafen wie vorher, hatte viel ſtärkere Beklemmungen auf der Bruſt und auch der Schweiß, den ſie vorher hatte, verlor ſich.

Bei dem allen dachte ſie an nichts weniger, als daß die Himmelstropfen daran Schuld ſeien, und ſie brauchte ſie nur deſto gewiſſenhafter, je kränker ſie davon wurde. So groß war der Glaube an die Tropfen und an den Doctor bei dieſer armen Frau; und ich muß bei dieſem Anlaß ſagen, der Glaube an die Aerzte iſt ſonſt gewiß ein guter Glaube. Er hilft ſehr viel zur Geneſung. Der beſte Arzt, den ich kannte, hat einſt zu mir geſagt: Wenn ein Kranker, wenn ich das erſte Mal zu ihm komme, vor Freuden faſt aus dem Bett ſpringt und nicht genug ſagen kann, wie ſehr es ihm ein Troſt ſei, daß ich da ſei, ſo glaube ich, die halbe Arbeit, ihn wieder herzuſtellen, ſei ſchon geſchehen. Er ſetzte hinzu: Wo Muth, Freude und Hoffnung im Menſchen ſich lebendig ausſpricht, da erwacht gleichſam ein inneres Leben in ihm, das unter allen Umſtänden auf den guten Zuſtand des Körpers die wohlthätigſte Wirkung hat; dann iſt auch das ganz gewiß wahr, beim Muth und beim Glauben öffnen ſich alle Schweißlöcher (Poren), und das wirkt unglaublich mit zum Heilen; wo Furcht und Angſt iſt, da ſchließen ſie ſich zu und das hindert die Heilung eben ſo ſehr. Der fromme Arzt ſetzte noch hinzu: Wahrlich, der lebendige Glaube an einen Arzt hilft zur Heilung des kranken Leibes, wie der lebendige Glaube an Gott in jedem Fall auf die Heilung einer kranken Seele wirkt. — Er hat im Weſen ganz recht. Aber es muß in beiden Fällen ein wahrer Glaube, ein Glaube an die Wahrheit ſein. Der lebendigſte Glaube an ein Götzenbild und an die Wunder ſeiner Kraft hilft keiner kranken Seele und der Glaube an einen Arzt darf nicht der Glaube an einen Treufaug ſein, ſonſt führt dieſer Glaube leiblicherweiſe ſehr leicht zum Verluſt aller Kräfte des Leibes und dadurch zum

leiblichen Tod, wie der Aberglaube eben so leicht zum Verlust aller Kräfte der Seele und dadurch zum geistigen Tod führt.

---

26. Ein Gespräch zwischen zwei Menschen, die in zehn Tagen Vieles erfahren haben, das sie vorher nicht wußten.

Wenn der Vogt von den Todten auferstanden wäre, es hätte die Frau nicht so überraschen können, wie es sie überraschte, da er Nachts um neun Uhr in die Stube hineintrat, denn sie glaubte, da er noch gefangen sei, werde sie ihn unmöglich sehen können. Nach einem „Herr Jesus! Bist du wieder da?“ streckte sie die Hand gegen ihn aus und fing an zu weinen. Auch der Vogt weinte eine Weile und drückte ihr stillschweigend die Hand.

Wie geht's dir, Frau? war das erste Wort, das er ihr sagte. Fast im gleichen Augenblick sagte sie: Und wie geht's dir? Wehmuth war in beider Augen. Der Vogt sagte wieder: Du hast in dieser Zeit entsetzlich abgenommen.

Vogtin. Ach, wie könnte es anders sein? Wenn's nur Gottes Wille ist, daß er mich bald zu sich nimmt.

Vogt. Wünsch' doch das jetzt noch nicht. Es geht uns vielleicht noch besser, als du hoffst.

Vogtin. Ach, du glaubst es selbst nicht. Wir sind jetzt beide elende Leute, bis wir unter den Boden kommen.

Vogt. Nein, Frau, ich hoffe und glaube jetzt wirklich, der liebe Gott könne und werde uns im Unglück besser helfen, als wir uns im Glück selber nicht geholfen haben.

Diese Sprache hatte der Vogt nie geführt. Die Frau wunderte sich derselben und sagte: Ich bin froh, daß du so redest, aber ich habe es nicht erwartet.

Vogt. Warum nicht?

Vogtin. Ich habe gefürchtet, du wärest wüthend über Alles, was dir begegnet, und daß du jetzt noch gefangen.

Vogt. Ich habe den Pfarrer nie gekannt und habe ihm Unrecht gethan. Er hat mir mein Herz bewegt, wie es mir noch nie bewegt worden ist.

Er erzählte nun eine Weile, wie gut er mit ihm gewesen und wie er Alles gethan, ihm seine Umstände zu erleichtern und ihn darin zu erquicken und zu trösten, und wie er zuletzt den Hübelrudi an der Hand zu ihm geführt, der ihm denn auf die liebreichste Weise für sein Lebtag für eine Kuh Sommerung und Winterung (Gras und Heu) versprochen. Des armen Rudi gute Handlung rührte die Vogtin, daß sie Thränen darob vergoß. Sie sagte: Ich wußte immer, daß er ein guter Mensch war, aber eine solche Handlung hätte ich ihm doch nicht zugetraut. Und er mußte ihr ganz umständlich erzählen, was der Rudi bei diesem Anlaß zu ihm gesagt. Alles ging ihr sehr zu Herzen, besonders was des Rudi Mutter ihm noch auf dem Todbett ihrethalben befohlen. Sie sagte darüber: Ach, es ist mir in meinen Umständen ein großer Trost, daß sie uns also verziehen.

Es war, wie wenn das Dasein ihres Mannes und Alles, was er ihr erzählte, ihr wieder neue Kräfte gab. Sie hörte Stunden lang nicht auf, mit ihm zu reden, und hustete nur schwach und selten zwischen hinein. Da er so weitläufig mit ihr redete und ihr auch erzählte, wie es ihm an der Sonne unter dem Birnbaum so wohl gewesen, daß ihm Himmel und Erde gleichsam in einem andern, neuen Licht vor die Augen gekommen, erwiederte die Vogtin: Gott Lob! Gott Lob! Es ist mir, als ob ich einen andern Menschen vor mir hätte.

Doch ich habe in meiner Erzählung fast vergessen, daß er gleich im Anfang ihren Arzeneien nachgefragt, und als sie ihm sagte, sie brauche des Treufangs Himmelstropfen, schüttelte er den Kopf und sagte: Es ist mit diesen Tropfen nichts, ich hätte sie mir mein Lebtag nie geben lassen. Hast du schon viel davon eingenommen? Sie sagte: Ich bin völlig fertig mit ihnen und sie haben mich sehr angegriffen. Jetzt aber, seitdem du da bist, ist mir etwas besser; aber

Fieber habe ich doch noch viel. Das machte den Vogt bang, sie aber wiederholte: Ich glaube nicht, daß es Gefahr hat, aber es macht mir auch nichts zu sterben. Der Vogt nahm sie bei der Hand und sagte: Gott Lob! Auch ich fürchte den Tod nicht mehr, wie ich ihn ehemals fürchtete, und seitdem der Rudi so an mir gehandelt, kommt mir auch das Leben in der Armuth nicht mehr so erschrecklich vor, als es mir im Anfang meines Unglücks vorgekommen.

Sie konnten fast nicht satt werden, sich Alles zu erzählen, was in dieser Zeit ihnen begegnet. Sie erzählte ihm auch, wie seit seinem Unglück fast kein Mensch mehr ihr Haus betreten, setzte dann aber bald hinzu: Doch, ich habe auch noch Liebe und Mitleiden gefunden. Der Hans Wüst ist vom ersten Tag an, da du fort warst, alle Tage zu mir gekommen, mich zu trösten und mir zu helfen. Er spaltete mir Holz. Er trug mir Wasser und that, was ich wollte.

Vogt. Ach, that er nicht mehr, als ob er verzweifeln wollte?

Vogtin. O gar nicht. Er war jetzt ganz munter und sagte gerade heraus zu mir, er sehe auch wieder freudig Sonne, Mond und Sterne an, weil jetzt Alles am Tag und Jedermann sein Recht widerfahren sei.

Dann erzählte sie ihm noch, wie viel auch der Hübelrudi und Gertrud ihr Liebes und Gutes erwiesen. Die Gertrud sei mehr als viermal bei ihr gewesen, aber jetzt sei sie unwillig, weil sie wider ihren Rath des Treufangs Tropfen gebraucht. Gleich darauf kam sie auf die Schnabelgritte und erzählte, daß sie, da der Maurer sie wegen ihres unverschämten Maules beim Brunnen zu Schanden gemacht, wie wüthend zu ihr gelaufen und gesagt, wir seien ein verfluchtes Volk und an allem Unglück schuld, das jetzt unschuldigen Leuten im Dorf begegne. Ich fragte, was sie denn habe? Da machte sie einen Lärm und ein Geschrei, wie wenn sie an einem Spieß hinge und wie wenn, so lange die Welt steht, Niemand so ein Unglück begegnet wäre, wie ihr. Ich wußte aber ungefähr, was es war und sagte ihr,

wenn sie ihr Maul gehalten hätte, so wäre ihr das nicht begegnet. Sie fuhr aber doch immer fort und sagte, sie habe nie etwas wider des Maurers Familie gehabt und wenn sie wegen ein paar Worten, die ihr entwischt, ins Unglück komme, so habe sie selbiges nur uns zu danken. Ich ließ sie lange reden, endlich aber sagte ich doch: Ich meine, Base, du solltest wissen, daß ich jetzt schon genug zu tragen habe, und solltest nicht noch wegen etwas, woran ich weder wenig noch viel schuldig bin, mit mir umgehen, wie du thust. Sie antwortete: Es geschieht euch nur recht, was euch begegnet; ihr habt es schon längst verdient; aber daß ich und andere ehrliche Leute noch mit euch ins Unglück kommen, das ist nicht recht. Damit bekam ich doch genug und sagte zu ihr: Gritte, wenn du Händel und Streit willst, so suche Jemand, der es besser erleiden mag, als ich jetzt, und hiermit ging ich von ihr weg in die Küche. Darüber ist sie so wild worden, daß sie beim Weggehen die Treppe hinab und auf der offenen Straße mir noch einmal zurief: Ihr seid halt ein verfluchtes Volk und wer mit euch etwas hat, der kommt ins Unglück. — Die Stubenthüre schlug sie zu, daß sie aus den Angeln fuhr.

Vogt. Es nimmt mich nicht Wunder, ich kannte sie mein Lebtag für das.

Vogtin. Es ist wahr; aber du weißt auch, wie viel Gutes sie bei uns genossen, und daß sie allemal, wenn etwas vom Mittagessen übrig war, zugeschlichen kam und den Ranzen füllte, ohne mir einen Heller zu zahlen.

Vogt. Das sind jetzt alte Kalender, dafür uns Niemand nur Dank dir Gott sagt.

Vogtin. Es ist wohl so. Denk' auch, wie mir's der Kriecher hat machen können. Von dem Augenblick an, da dir dein Unglück begegnet, ist er immer vor unserm Haus vorbeigestrichen und hat, wo er Jemand unter einer Thür oder unter einem Fenster sah, gespöttelt und gestichelt und vor mir selbst auf offener Straße beim Brunnen die Zunge herausgestreckt und überlaut vor allen Leuten gesagt, wenn wir das, was uns begegnet sei, mit Nichts verdient hätten,

so wär's dafür, daß wir ihn beim Pfarrer so durchgezogen; aber wir könnten jetzt die Wochenbrötli, die wir ihm abstehlen wollten, selber brauchen.

Vogt. So. — Doch seit Mittwoch hat er das gewiß nicht mehr gethan?

Vogtin. Es ist wahr, er hat's seit Mittwoch nicht mehr gethan; aber warum das?

Vogt. Er hat am Dienstag Abend den Lohn dafür bekommen. Du weißt, am Dienstag Abend kommen die Wochenbrötler ins Pfarrhaus und der Kriecher schickt aus Hoffahrt statt seiner immer Jemand anders, um das Brod abzuholen. Der Pfarrer aber gab es diesem diesmal nicht und ließ dem Kriecher sagen, er solle nur selber kommen. Er wollte nicht gern und sandte sein Kind mit dem Bericht, er sei krank und im Bett und er lasse doch darum bitten, sie hätten keinen Mund voll im Haus. Der Pfarrer aber schickte auch dieses ohne Brod heim mit der Antwort, er kenne seine Krankheit, sie sei schon alt und das Spazieren thue ihm gut, er solle und müsse kommen, er wisse wohl warum. — In der Dämmerstunde kam er endlich. Ich war just in der Nebenstube und es ist mir, ich höre den Pfarrer jetzt noch mit der Faust auf den Tisch schlagen, daß er zitterte und ihm dann sagen: Kriecher, du hast dich diesen Vormittag beim Brunnen gegen die Vogtin aufgeführt, daß nicht ein Pfarrer, sondern ein Kerl mit der Hundspeitsche mit dir reden sollte. Ich habe dich hundertmal in der Kirche und auf der Straße mit meinen Augen vor dem Vogt bücken und schmiegen sehen, wie ein erbärmlicher Kerl, und jetzt, da er im Unglück ist, begegnest du seiner Frau also? Aber er wollte noch recht haben und antwortete dem Pfarrer, man lüge über ihn und es sei nicht so, wie man es ihm gesagt habe. Seine Worte waren noch, es müsse einer doch ein unverschämter Kerl sein, dem wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer solche Lügen zuzutragen; aber er sei ein unglücklicher Mann. Wenn Einer, der von dem Galgen gefallen, etwas über ihn sage, so glaube man es ihm. Aber der Pfarrer kam darüber so sehr in Eifer, daß er ihm Namen

gab, die ich in meinem Leben nie gehört habe über seine Lippen gehen. — Kerl, sagte er ihm, du mußt wissen, daß ich weiß, was ich rede, du hast nicht nur gethan, was ich gesagt, sondern du hast noch bei den Taglöhnern den Narren darob getrieben, daß du es gethan; aber geh' mir jetzt aus den Augen und danke Gott, daß ich alt bin und ein Pfarrer, sonst würde ich den Stock gegen dich gebrauchen, wie du es verdienst. Der Kriecher murrte im Weggehen noch immer vom Unrecht, das er leiden müsse, von Leuten, die von dem Galgen gefallen und die man noch lieber habe, als ihn. Doch wurde er auf der Treppe still. Sobald der Pfarrer die Thür zuthat und er glaubte, daß er allein sei, riß er mit der Hand ein großes Stück von seinem Wochenbrod ab und stieß so viel davon ins Maul, daß er dem Hans, der eben mit einem Zuber voll Wasser die Treppe hinauf kam und ihm einen guten Abend wünschte, mit seinem vollen Maul nicht Dank dir Gott sagen konnte.

---

27. Hundstreue, die eine Menschenempfindung veranlaßt.

So unterhielten sie sich die schlaflose Nacht, die aber der Vogtin gar nicht wohl that; denn so stark sie sich die Nacht über fühlte, so schwach befand sie sich am Morgen.

Auch auf seinen Türk machte seine Erscheinung einen äußerst großen Eindruck. Das arme Thier hatte, seitdem sein Meister in diesem Unglück war, eine sehr böse Zeit. Denn als er den ersten Tag, da der Vogt gefangen war, die ganze Nacht durch vor dem Pfarrhaus heulte, ließ der Sigrist ihn durch den Wächter der Vogtin zum Haus führen und sagte zu diesem, wenn das Geheul ein Unglück bedeute, so sei es besser, er heule, wo er zu Haus sei, als vor anderer Leute Häusern oder gar vor dem Pfarrhaus, das sie alle mit einander wieder aufbauen müßten, wenn's abbrennte. Die Vogtin mußte den Hund jetzt anbinden und viele Leute

neckten ihn im Vorbeigehen. Einige sagten ihm: Du hast's jetzt, wie dein Meister, aber du hast doch nicht mit ihm unter den Galgen müssen. Einige böse Buben, die ihn vorher fürchteten, warfen ihn jetzt, da er an der Kette lag, mit Steinen, so daß er zuletzt, da er sich nicht wehren konnte, zuhinterst in den Stall kroch und viele Tage nicht mehr herauskam. Da aber jetzt der Vogt heimkam, ward er wie wild, zog den ganzen Stall mit der Kette nach sich zur Hausthür und da man ihm das Haus aufthat und ihn abließ, sprang er mit beiden Füßen dem Vogt auf die Achsel und war fast gar nicht wieder von ihm abzubringen. Da er endlich folgen mußte, legte er sich vor ihm nieder, hielt die rechte Tatze dem Vogt auf den Schooß und entzog ihm kein Auge.

Es freute den Vogt sehr, daß sein Türk sich so anhänglich zeigte. Er streichelte ihn und nahm seine Tatzen in die Hände, und der Gedanke kam ihm, es sei ihm in der Welt kein Mensch so anhänglich, wie dieser Hund. Aber plötzlich änderte sich dieser Gedanke in ihm und er sagte zu sich selbst: Ich hab' es verdient. Ich machte mir meinen Türk so von Herzen anhänglich, wie ich mir in meinem Leben keinen Menschen so von Herzen anhänglich gemacht habe. Damit ließ er die Tatzen seines Hundes aus der Hand fallen, aber der Hund blickte ihn an, wie wenn ihm Unrecht geschehen wäre.

28. Lips Hüni als Wächter, und der Untervogt Meyer.

Die Notablen im Dorf, die wir aber jetzt freilich für das kennen, was sie waren, hatten nun Tag und Nacht ein Getriebe in der Gemeinde, wie Schelmenbanden im Wald, wenn sie vernehmen, daß eine allgemeine Bettelsjagd um den Ort ihres Aufenthalts angesagt ist. Sie erkundigten sich alle Augenblicke nach dem, was den Vogt betraf, und da sie vernahmen, daß der Pfarrer ihn zu seiner Frau

heimgelaſſen, redeten ſie mit einander ab, ſie wollten ihm am Morgen, wenn er wieder zurückkehre, aufpaſſen, damit ſie ganz ſicher ſeien, daß er zu Haus geweſen, und es dann dem Junker anzeigen. Sie hatten nämlich zur Abſicht, ihm dadurch einzuſchwatzen, der Pfarrer laſſe ihn in der Gefangenſchaft thun, was er wolle, nur damit er ihm ſchwatze, was er gern höre, was aber nur zu weitern Verdrießlichkeiten und Händeln im Dorf Anlaß geben könne.

Sie beſtellten den Lips Hüni zum Wächter. Dieſer trank bis am Morgen um drei Uhr hinter dem Ofen beim Kalberleder, der der nächſte beim Vogt wohnte, Branntwein. Um drei Uhr machte er ſich dann hinter den Haag nahe bei des Vogts Thür und wartete ſo bis um fünf Uhr, da der Vogt herauskam. Da kroch er ihm auf allen Vieren hinter dem Haag den Weg vor und verbarg ſich hinter des alten Leutholden Nußbaum unten an der Kirchhalde, wo dieſer hart an ihm vorbei mußte und rief ihm da plötzlich hart an die Ohren: Behüte und geſegne uns Gott! Was iſt das? Der Vogt fuhr einen Augenblick zurück, ſah den Kerl, den Kopf hinter dem Baum hervorſtreckend, kannte den Mann und ſagte ſo ziemlich in ſeiner alten Vogtsſprache zu ihm: Was gibts da? Was willſt du?

Der Hüni kam jetzt hinter dem Baum hervor, ſah den Vogt mit einem hämiſchen Geſicht recht nahe in die Augen und ſagte: Biſt du es, Vogt, oder biſt du es nicht? Ich glaubte, du ſteckteſt im Loch, und jetzt biſt du auf der Straße.

Der Vogt merkte am Branntwein, der ihm zum Mund heraus roch, und an Allem, daß er nicht für ſich, ſondern für Jemand anders den Mund aufthat und ſagte zu ihm: Wie viel haſt du Lohn, daß du mir hier aufpaſſeſt?

Das will ich dir ein andermal ſagen, antwortete der Hüni; aber hör', Vogt, wenn du kein Geſpenſt biſt, ſo ſag' mir: Was thuſt du hier? Willſt du dich etwa im Nachtwandeln üben, damit du, wenn du das einſt thun mußt, es wohl könneſt?

Solches und viel anderes rief ihm der Hüni jetzt nach,

bis er im Pfarrhof war, so daß viele Leute, die noch im Bett waren, aufstanden und ans Fenster gingen, zu sehen, was der Hüni da so laut brülle.

Und das war eben, was die Vorgesetzten wollten und warum sie den Hüni an diesen Platz stellten, nämlich zu machen, daß Jedermann im Dorf davon schwatze, der Vogt sei des Nachts heimgelassen worden, damit sie den Meyer zwingen könnten, auch das noch dem Arner wider den Pfarrer anzubringen.

Dieser sperrte sich zwar, wie immer, und sagte ihnen: Ihr wißt doch auch, daß der Junker nichts so annimmt und daß es völlig ist, wie wenn man ihm nichts sage, wenn man ihm mit so etwas kommt. Aber die Bauern hatten, wie immer, keine Ohren für das, was sie nicht wollten.

Es müßte der Teufel thun, wenn das ihn nicht wider den Pfarrer aufbringen würde, sagte der Kienast. Und es fehlt nicht, sagte der Kalberleder. So alt ich bin, hab' ich's noch nie erlebt, daß es nicht Händel absetze, wenn ein Pfarrer etwas gethan hat, wie das ist, sagte der Geschworne Rabser. Es ist sicher dem Junker ins Amt gegriffen, sagte der Mosbauer, und die Bauern alle beharrten darauf, er müsse das anzeigen und so hoch treiben, als er nur immer könne.

Der gute Meyer ließ sich endlich auch das noch aufladen.

---

29. Ein Schelm, dessen Herz gerührt worden, erscheint in einem schönen Lichte.

Aber der Pfarrer schrieb es dem Junker selbst, daß er den Vogt zu seiner Frau heimgelassen. Er gab zugleich dem Michel, der ehedem mit dem Vogt so eng verbunden war, aber seit kurzem so gut mit dem Lienhard worden, ein Bittschreiben an den Junker und sagte darin, wenn er nur eine halbe Stunde mit dem Michel reden werde, so sei seine Fürbitte für ihn gewiß überflüssig.

Der Junker ließ den Michel warten, bis er Zeit fand, ſich mit ihm einzulaſſen. Es verging faſt eine Stunde. Der Michel machte indeſſen allerlei Kalender während der Zeit und kam im Hinauf- und Hinabgehen im Schloßhof einmal nahe an den Kuhſtall. Sobald ihn aber der Küher erblickte, kam er zum Stall heraus und ſagte zu ihm: Du biſt von Bonnal, guter Freund, ſag' mir doch, wie geht's dem Fleck, den der Junker einem armen Mann daſelbſt geſchenkt hat?

Michel. Nicht wahr, dem Hübelrudi?

Küher. Ja, ja, eben demſelben.

Michel. Dem Thier geht's ſo wohl, als es jetzt dem Rudi ſelbſt wieder wohlgeht.

Küher. Das freut mich doch. Wenn ſie ein Menſch wäre und reden könnte, du müßteſt mir ſie tauſendmal grüßen und ihr ſagen, wie es mir weh that, daß ſie aus meinem Stall mußte. Aber weißt du was? Ich gebe dir ein paar Handvoll Geleck; gib es ihr; ſie kennt es gewiß und weiß, daß es von mir kommt.

Hiemit machte er ein kleines Säckchen voll von ſeinem beſten Geleck und that noch ordentlich Salz darein. Der Michel mußte lachen, nahm das Säckchen und ſagte: Ich will es ihr gewiß geben. Sie waren eben in dieſem Geſpräch, als der Junker den Michel kommen ließ.

Als er kam, ſah ihn Arner vom Kopf bis zu den Füßen ſteif an und ſagte ihm dann, er wiſſe, wer er ſei und daß er von den Diebſtählen, die in ſeines Großvaters Haus ſo lange getrieben wurden, genaue Kenntniß habe. Er ſolle ihm umſtändlich erzählen was er darüber wiſſe.

Der Michel that es, ohne ſich zu bedenken; doch ſagte er vorher, er müſſe ſich ſelber anklagen, er habe auch Theil an dieſen Diebſtählen genommen, aber es ſei im Schloß ein Leben geweſen, daß ſich bald Niemand was daraus gemacht. Er ſelber habe zwar nichts davon behalten, wohl aber vom Vogt dafür zu eſſen und zu trinken bekommen, was ihn gelüſtete.

Junker. Ich weiß das. Dein Pfarrer hat mir da-

rüber geschrieben. Erzähle mir jetzt nur bestimmt und wahrhaft, was du weißt.

Da erzählte der Michel, wie er mit den Knechten des Vogts in der Schloßscheune ungedroschenes Korn von den Garben aus den Kornhaufen abgetreten und an Seilen in den Schloßgraben hinuntergelassen und von da ins Wirthshaus getragen, wo das Ablager war. Wie er wohl hundertmal des Nachts die Schloßzeichen von den besten Eichen und Tannen gezimmert und den Bauern geholfen, sie als eigen Holz auf die Säge zu führen; wie sie hundertmal im Wirthshaus mit den Schloßknechten um Werkzeug, Seile, Körbe und dergleichen gespielt und gesoffen; wie noch jetzt viele Bauern Kleider mit solchen gestohlenen Säcken gefüttert trügen, und ganze Räder und halbe Wagen und halbe Pflüge und eine Menge Naben, Pflugeisen, Riestern, Stoßkarren, Tragbahren, Güllen-, Wein- und Bierfässer mit dem Schloßzeichen in den Bauernhäusern stünden, oder in denen es ausgekratzt und ausgehauen worden; wie darum auch alle Handwerksleute es so mit dem Vogt gehalten, und ihm ganz umsonst geschmiedet, geschlossert, gewagnert, gezimmert, getischlert, geschneidert und geschustert, weil er ihnen immer allerhand solchen Abgang aus dem Schloß um einen Spottpreis zuschanzen konnte.

Das gerade, offene Wesen und der Muth, mit dem er das Böse von sich selbst gleich ungescheut wie von den Andern sagte, und die Kenntniß, die er von allen Umständen und von den Ursachen aller Unordnungen im Dorf zeigte, brachte den Junker dahin, daß er wirkliches Vertrauen auf ihn zu fassen anfing und sich über die Verhältnisse des Dorfes in ein wirkliches Gespräch mit ihm einließ. Der Junker sagte zu ihm: Ich kann nicht begreifen, daß du und so viele Menschen an einem solchen Leben haben Theil nehmen können.

Der Michel erwiederte: Die meisten Menschen haben nichts Besseres im Herzen, als Gelüste nach Essen, Trinken und Possen; und wer so ist, dem ists wohl bei diesem Leben. Man konnte im Schloß stehlen ohne alle Gefahr,

und wo's so ist, will bald Jeder gern mithalten, wo er immer kann.

Junker. Aber scheuen sich die Leute nicht vor Gott und der Ewigkeit?

Michel. Gnädiger Herr, die Stimmen im Wirthshaus und an dergleichen Orten überschreien das, was die Leute etwa in der Kirche hören, so stark, daß dieses meistens so viel als nichts auf sie wirkt. Das Uebel ist in unserm Dorf alt und tief eingewurzelt.

Junker. Ich weiß es. Mein Großvater ist daran selbst sehr viel Schuld.

Michel. Er ist sehr betrogen worden.

Junker. Er hätte sich nicht sollen betrügen lassen.

Michel. Es hielt in tausend Fällen schwer, hinter die Wahrheit zu kommen. Er war von allen Seiten mit Leuten umgeben, die unter einem Hut steckten, und wo ein Junker Schreiber und Vögte hat, wie Ihr Großvater, da muß er über das Wichtigste, das in seinen Dörfern geschieht, blind werden, wenn er auch sieben Augen hätte.

Junker. Es ist wahr, das Unglück des Dorfs ist in vieler Hinsicht eine Folge der schlechten Wahl seiner Vorgesetzten.

Michel. Noch bei meinem Denken lebten Leute, die gerade herausfagten, wenn man zu ihren Zeiten dem Volk dergleichen Leute zu Vögten und Richtern gegeben hätte, sie wären an jedem Ort, wo man sie allein angetroffen hätte, gesteinigt worden.

Junker. Hätte das so einem Mann, wie der Hummel ist, noch zu deiner Zeit wirklich begegnen können?

Michel. Zu meiner Zeit nicht, aber zu den Zeiten meines Vaters ganz gewiß. Es war damals noch eine Art von Landestreue und Sorgfalt für das allgemeine Wohl auch auf den Dörfern im Herzen von entschlossenen und braven Männern, die, wenn so ein Mann Vogt gewesen wäre, gleich ausgesprochen hätten, das ist ein Landsverräther, ein Land- und Leuteverderber. Sie hätten ihm auch ganz gewiß, wo sie immer nur gekonnt hätten, auf den Dienst

gelauert, und wenn das Unrecht eines solchen Mannes aufs höchste gekommen und sie weder beim Junker, noch bei sonst jemand gegen einen solchen Mann Schutz und Recht gefunden hätten, so wären solche Männer in ähnlichen Fällen auch des Aeußersten fähig gewesen, so daß ich einem solchen Vorgesetzten für sein Leben damals nicht gut gesagt hätte. Jetzt aber ist von so etwas keine Rede mehr. Unser Volk ist in eine Erbärmlichkeitsschwäche versunken, daß die bravsten Leute im Land sich vor einem solchen Burschen nur zu verbergen suchen, aber durchaus, ihnen entgegenzustehen, das Herz nicht haben. Mein Vater hat diesfalls mehrmal zu mir gesagt, wir sehen den Alten so wenig mehr gleich, als eine arme, täglich ausgemelkte Stallgeiß einem auf dem Gipfel hoher Berge herumspringenden Gemsthier, das in seinem Leben nie erfahren, was melken ist.

Junker. Michel, das ist ein böses Bild, aber es schildert auch einen wahrhaft schlechten Zustand.

Michel. Ihr verzeihet mir das Bild. Ich dachte nichts Arges.

Junker. Ich glaub' dir's; aber wie kann diese Schwachheitsfurcht gegen einen solchen Mann im Dorf allgemein werden?

Michel. Es ist nicht anders möglich. Sie mußte allgemein werden. Die Dorfmeister sind unter einander einig und jeder Mensch im Dorf ist auf diese oder jene Art an einen derselben so angebunden, daß er nicht nur zu Allem schweigen, sondern selber auch das Schlechteste, das er ihm zumuthet, noch thun muß, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen. Bei uns hatte der Hummel Alles so in seinen Klauen und es fürchtete ihn Alles so sehr, daß ich selber Alles, was ich für ihn gethan, aus Furcht hätte thun müssen, wenn ich nicht leichtsinnig genug gewesen wäre, es für Wein, Käs und Würste, die ich immer bei ihm fand, gerne zu thun. Die Furcht vor ihm war im Dorf so allgemein, daß kein einziger Mensch in der Gemeinde ihm irgend einen seiner Streiche, wenn ihn auch die ganze Gemeinde wußte, hat ausbringen dürfen.

Er brachte zum Beleg dieser Aussage die Gespenstergeschichte in des Hoorlachers Haus an. Der Hoorlacher habe das Haus Anno 1767 vom Wagner Leupi um 450 Fl. gekauft und für mehr als 300 Fl. darin verbaut, und der Vogt habe ihm bei Lebszeiten 600 Fl. dafür geboten; da er aber gestorben, wollte er es nicht mehr geben, und ließ durch mich und den Ständlisänger ausſprengen, der Hoorlacher sei keines natürlichen Todes gestorben und man habe hinter seinem Bett den abgehauenen Strick noch gefunden, an dem er erstickt. In acht Tagen war die ganze Gegend von diesem Gerücht voll und man setzte noch hinzu, sein Nachbar, der Kirchmeyer, habe den Strick selber ins Pfarrhaus getragen, aber der Pfarrer habe ihm verboten, davon zu reden, weil der Hoorlacher jetzt doch schon begraben sei und es nur Aergerniß absetzen würde.

Auf das hin schickte der Vogt alle Monate ein paar Mal Einen von uns ins Haus, die Nachbarn zu erschrecken, als ob ein Gespenst darin wäre. Das that er über ein Jahr lang, bis kein Mensch mehr das Haus umsonst genommen hätte; dann kaufte er es der Hoorlacherin aus Mitleiden, wie er sagte, um 200 Fl. ab und versprach, um diesen Greuel aus dem Dorf zu bannen, zwei Kapuziner wohl hundert Stunden weit her kommen zu lassen; aber er redete nur mit dem Saufwaldbruder in der Haberau ab, ließ ihn acht Tag sich im Haus verstecken und dann und wann sich an den Fenstern zeigen und Grimassen machen. Indessen fraßen, soffen und spielten wir alle Nacht mit dem Bruder und thaten so laut, daß der Wächter Leuthold es merkte. Er erkannte vor den Fenstern alle drei Stimmen und kam früh mit dem Geschwornen Kalberleder, seinem Bruder und dem Hügi auf den Schlag 12 Uhr mitten im Jubiliren vors Haus. — Der Pfaff war, sobald sie anklopften, wie der Blitz im Versteck und ich auf dem Dach und von da über den Birnbaum hinunter und fort. Der Vogt kroch in den Ofen, aber er konnte ihn nicht zumachen, weil schon Holz darin war. Die vier stießen die Thüren mit Gewalt auf und waren im Augenblick mit einem Hund

und einem Licht in der Stube, und des Vogts Katze flüchtete ſich vom Tiſch weg zu ihrem Meiſter in den Ofen; dieſer wußte nicht, was es war und that einen fürchterlichen Schrei. Da iſt der Vogt, riefen die Kerls und zündeten ihm mit dem Licht zum Ofen heraus. Er mußte mit ihnen alles Geld, das er bei ſich hatte, theilen, damit ſie ihm den Spaß nicht ausbrächten.

Junker. Bei alle dem kann ich doch nicht begreifen, daß die Leute im Dorf, die doch Ehrenleute haben ſein wollen, an dieſem Leben haben Theil nehmen können.

Michel. An einem Ort, wo eine Handlungsweiſe, wie des Hummels, unter dem Vorgeſetztenvolk ſo allgemein iſt, da gehört ein ſolches Leben und eine ſolche Denkungsart gleichſam zum Ehrenleben und zur Ehrendenkungsart des Volks und Jedermann ſchämt ſich faſt mehr, wenn man ihn nicht zu ſolchen Handlungen zuzieht, als wenn man ihn Theil daran nehmen läßt.

Junker. Das überſteigt doch Alles, was ich geahnt.

Michel. Der Grund, warum es mit dem Volksverderben im Land ſo weit hat kommen können, liegt unter anderm auch darin, daß jetzt ſeit etwa 30 Jahren die Bauern, die mehr als die Andern ſein wollen, alle nur Tröler- und Rechtsſchriften leſen, und ſeitdem finden die größten Schelme, wie der Hummel, allenthalben Gelegenheit, Meiſter im Dorf zu werden und ſich in Vogt-, Schreiber- und Richterſtellen einzuſchleichen. Auf dieſem Wege ſind eine Menge Dörfer dahin gekommen, daß einzelne Menſchen, die in dieſes Leben hineingezogen werden, ſich ſo darin verſtricken müſſen, daß es ihnen faſt unmöglich wird, davon loszukommen.

Junker. Bei dir hat es doch wenig gebraucht, dich von dieſem Leben wieder loszumachen.

Michel. Oh, gewiß nicht wenig.

Junker. Ein paar gute Worte vom Maurer.

Michel. Gewiß nicht Worte, es waren Thaten, die mir ans Herz gingen. Keine Worte, keine Ueberredungen, keine Drohungen, ſelber die Gefahr vor dem Galgen hätte

mich nicht davon abgelenkt; aber das Herz des Maurers griff mich von einer Seite an, der ich nicht widerstehen konnte.

Diese Antwort rührte den Junker; aber er mußte das Gespräch abbrechen und forderte von ihm noch das Verzeichniß von dem, was jetzt noch von den im Schloß gestohlnen Sachen im Dorf zu finden sei.

---

30. Die Menschen sind sich in den Hütten und in den Palästen allenthalben gleich.

Der Junker erzählte das Gespräch mit dem Michel beim Essen. Therese wunderte sich, daß ein Mensch, der so lange schlecht gewesen, wie der Michel, sich so sehr von des Maurers Güte habe rühren lassen. Aber Glülphi, ein früherer Lieutenant, der sich bei Arner aufhielt und diesen in der Bewirthschaftung seiner Güter unterstützte, sagte: Das gute Herz ist allmächtig, ich möchte sagen, ein Stein wird gerührt, wenn es in Unschuld, Leiden und Wehmuth vor ihm steht. Am meisten aber warfen sie ihre Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß der esprit du corps, der in größern Verhältnissen das menschliche Herz so sehr verderbe und verhärte, selbst auch in den Dörfern und in dem Vorgesetztenverein sich finde und diese dahinbringe, daß sie bei einander auf Gemeinderechnung hin sich schlechte Handlungen erlaubten, die sie sich im Privatleben und in eigenen Geschäften durchaus nicht erlauben würden.

Hierüber redeten sie viel. Glülphi sagte: Bei solchen Collectivhandlungen verschwindet bei einem jeden das lebendige Bewußtsein, daß er das selbst gethan habe, was alle Andern mit ihm gethan. Das geht so weit, daß man in vielen Regierungscollegien den Schlüssen der Mehrheit eine Art von Heiligkeit zuschreibt, über deren Recht und Unrecht die Minorität und die Untergebenen auch nicht einmal sich weiter erlauben dürfen, zu reflectiren; daher findet sich unter diesen Leuten ein böses Collectivgewissen, das mit dem Gewissen,

das alle Menschen in ihrem Privatleben erkennen und erkennen müssen, keine Gleichheit hat und eigentlich einem durchlöcherten Sieb gleich sieht. Die Art, wie auch auf den Dörfern das vereinigte Schelmenleben der Vorgesetzten zum Ehrenleben des Orts werden und pfiffigen Burschen eine gute Laufbahn eröffnen und selbst in solchen kleinen Orten zu guten Heirathen und dadurch zu einer Art von Standeserhöhung helfen könne, belebte diese Unterredung um so mehr, da erst neulich in einer benachbarten Stadt ein pfiffiger Bub aus dem niedrigsten Gesindel dahin gekommen, die Tochter eines der ersten Stadträthe zu heirathen, weil er Mittel gefunden, dem Vater derselben, der der Veruntreuung eines beträchtlichen Stadtkapitals verdächtig war, aus dieser Rechtsverlegenheit zu helfen.

---

31. Weil er Vater von Allen ist, so hält er zuerst und am stärksten seinen ältesten Buben im Zaum.

Sie waren kaum vom Essen aufgestanden, so kam der Untervogt Meyer, um beim Junker anzubringen, was er der Schelmenbande versprochen hatte. Er war aber schon beim Grüßen, da der Junker ihm freundlich die Hand bot, so steif, ängstlich und verändert, daß dieser in den ersten paar Minuten zu sich selbst sagte: Er ist kaum acht Tage Vogt und macht schon Augen, wie wenn er Land und Leute verrathen wollte.

Der Vogt aber fing bald an, dem Junker zu verstehen zu geben, daß es gar viel Schwierigkeiten haben werde, die Weide zu vertheilen, und daß es seiner unmaßgeblichen Meinung nach besser wäre, man würde zuerst mit einem kleinern Stück, z. E. mit dem Winkel zwischen dem Wald anfangen, und dann sehen, wie's etwa weiter gehen wollte.

Was ist das für ein Winkel? sagte der Junker.

Vogt. Der da zuoberst an der Wand, wo sie sich zwischen den Tannen gegen den Berg zieht.

Junker (ihn steif ansehend). Der da?

Vogt. Ja — oder wenn Ew. Gnaden ein anderer beliebt.

Junker (ihn immer ſteif anſehend). Aber du meinſt dieſen und redeſt von dieſem?

Vogt. Ja.

Junker. Iſt's dir auch Ernſt?

Vogt. Es ſind gar viel Männer im Dorf dieſer Meinung.

Junker. Aber du auch?

Vogt. Ja.

Junker. Kennſt du den Winkel?

Vogt. So zum Theil.

Junker. Du kennſt ihn gewiß durch und durch, du haſt ja Güter anſtoßend.

Vogt. Ich kenne ihn, ich kenne ihn, gnädiger Herr.

Junker. Aber du glaubſt wohl, ich kenne ihn nicht?

Vogt. Daran dachte ich nicht.

Junker. Woran?

Vogt. Daß Sie ihn nicht kennen.

Junker. Hätteſt du mir ihn anrathen dürfen, wenn du geglaubt, ich kenne ihn?

Vogt. Es iſt mir leid.

Junker. Was iſt dir leid?

Vogt. Daß ich ihn Ihnen angerathen.

Junker. Warum iſt dir das leid?

Vogt. Weil Sie, wie es ſcheint, finden, daß er nichts tauge.

Junker. Findeſt du es nicht auch?

Vogt. Ich kann ihn nicht rühmen.

Junker. Warum haſt du mir ihn denn angerathen?

Vogt. Die Vorgeſetzten waren alle der Meinung, ich müſſe es thun.

Junker. Warum waren ſie dieſer Meinung?

Vogt. Ich weiß es nicht.

Junker. Das kann ich jetzt glauben oder nicht, ich will es dahin geſtellt ſein laſſen; aber was ſein muß und unverzüglich ſein muß, iſt, daß nicht der Winkel,

sondern die ganze Weide, wie sie versprochen, vertheilt werde.

Vogt. Ihre Gnaden werden doch nicht zürnen, wenn ich noch ein Wort sage.

Junker. Nein, gar nicht.

Vogt. Es wird doch diesen Sommer fast nicht möglich sein, die Weide zu vertheilen.

Junker. Warum?

Vogt. Es ist kein Mensch im Dorfe jetzt eingerichtet, das Vieh im Stall zu halten und die Weide zu entbehren.

Junker. Fehlt's am Futter in eurem Dorf?

Vogt. Ja, man sagt, es sei gar wenig und hingegen viel Vieh da.

Junker. Was will dies „man sagt?" Weißt du das nicht sicher?

Vogt. So ganz sicher nicht, gnädiger Herr.

Junker. So — Aber wie viel du selbst Futter hast, weißt du doch.

Vogt. Das wohl.

Junker. Hast du für dich genug, um dein Vieh im Stall halten zu können?

Vogt. Ich kann es nicht leugnen.

Junker. Was leugnen?

Vogt. Ich meine nur nein sagen.

Junker. Du hast eine eigene Sprache. Aber es ist mir, so wie dies Jahr die Heuernte ausgefallen, sollten alle Leute jetzt überflüssig Futter haben.

Vogt. Nein, ich glaube nicht, daß Ueberfluß da sei und, so viel ich weiß, gar viel Vieh.

Junker. Weißt du weder das eine noch das andere ganz genau?

Vogt. Ganz genau kann ich's nicht sagen.

Junker. Nun, man kann dem helfen. Man muß das Heu messen und das Vieh zählen, damit man richtig urtheilen könne, ob das Dorf die Weide diesen Herbst noch entbehren könne oder nicht. Indessen könnte man die Weide doch vertheilen und das Vieh noch bis Ende Herbst darauf weiden lassen.

Vogt. Ja — oder wenn Ew. Gnaden ein anderer beliebt.

Junker (ihn immer ſteif anſehend). Aber du meinſt dieſen und redeſt von dieſem?

Vogt. Ja.

Junker. Iſt's dir auch Ernſt?

Vogt. Es ſind gar viel Männer im Dorf dieſer Meinung.

Junker. Aber du auch?

Vogt. Ja.

Junker. Kennſt du den Winkel?

Vogt. So zum Theil.

Junker. Du kennſt ihn gewiß durch und durch, du haſt ja Güter anſtoßend.

Vogt. Ich kenne ihn, ich kenne ihn, gnädiger Herr.

Junker. Aber du glaubſt wohl, ich kenne ihn nicht?

Vogt. Daran dachte ich nicht.

Junker. Woran?

Vogt. Daß Sie ihn nicht kennen.

Junker. Hätteſt du mir ihn anrathen dürfen, wenn du geglaubt, ich kenne ihn?

Vogt. Es iſt mir leid.

Junker. Was iſt dir leid?

Vogt. Daß ich ihn Ihnen angerathen.

Junker. Warum iſt dir das leid?

Vogt. Weil Sie, wie es ſcheint, finden, daß er nichts tauge.

Junker. Findeſt du es nicht auch?

Vogt. Ich kann ihn nicht rühmen.

Junker. Warum haſt du mir ihn denn angerathen?

Vogt. Die Vorgeſetzten waren alle der Meinung, ich müſſe es thun.

Junker. Warum waren ſie dieſer Meinung?

Vogt. Ich weiß es nicht.

Junker. Das kann ich jetzt glauben oder nicht, ich will es dahin geſtellt ſein laſſen; aber was ſein muß und unverzüglich ſein muß, iſt, daß nicht der Winkel,

sondern die ganze Weide, wie sie versprochen, vertheilt werde.

Vogt. Ihre Gnaden werden doch nicht zürnen, wenn ich noch ein Wort sage.

Junker. Nein, gar nicht.

Vogt. Es wird doch diesen Sommer fast nicht möglich sein, die Weide zu vertheilen.

Junker. Warum?

Vogt. Es ist kein Mensch im Dorfe jetzt eingerichtet, das Vieh im Stall zu halten und die Weide zu entbehren.

Junker. Fehlt's am Futter in eurem Dorf?

Vogt. Ja, man sagt, es sei gar wenig und hingegen viel Vieh da.

Junker. Was will dies „man sagt?" Weißt du das nicht sicher?

Vogt. So ganz sicher nicht, gnädiger Herr.

Junker. So — Aber wie viel du selbst Futter hast, weißt du doch.

Vogt. Das wohl.

Junker. Hast du für dich genug, um dein Vieh im Stall halten zu können?

Vogt. Ich kann es nicht leugnen.

Junker. Was leugnen?

Vogt. Ich meine nur nein sagen.

Junker. Du hast eine eigene Sprache. Aber es ist mir, so wie dies Jahr die Heuernte ausgefallen, sollten alle Leute jetzt überflüssig Futter haben.

Vogt. Nein, ich glaube nicht, daß Ueberfluß da sei und, so viel ich weiß, gar viel Vieh.

Junker. Weißt du weder das eine noch das andere ganz genau?

Vogt. Ganz genau kann ich's nicht sagen.

Junker. Nun, man kann dem helfen. Man muß das Heu messen und das Vieh zählen, damit man richtig urtheilen könne, ob das Dorf die Weide diesen Herbst noch entbehren könne oder nicht. Indessen könnte man die Weide doch vertheilen und das Vieh noch bis Ende Herbst darauf weiden lassen.

Vogt. Das ist richtig, gnädiger Herr, und in dem Fall ist das Heumessen und Viehzählen für den Augenblick nicht einmal nöthig.

Junker. O doch! Ich will genau wissen, ob das Anbringen mit dem Heu und dem Vieh richtig.

Der Vogt stand erschrocken da und wußte nicht, ob er noch anbringen solle, daß der Pfarrer den Hummel des Nachts zu seiner Frau heimlasse. Aber es machte ihm so bang, daß er es den Vorgesetzten versprochen, daß er endlich das Herz in die Hand nahm und zum Junker sagte, er müsse Sr. Gnaden noch anbringen, daß der Pfarrer den Vogt zu Zeiten zu seiner Frau nach Hause heim lasse.

Das ist wieder etwas Krummes, sagte der Junker zu sich selbst und zum Vogt: Bringst du mir das aus dir selbst oder haben es dir Andere aufgetragen?

Diese Frage verwirrte den Vogt und es dauerte eine Weile, ehe er antwortete: Ich habe es für meine Pflicht gehalten, es Ihnen anzuzeigen.

Junker. Und ich habe gefragt, ob dir Jemand aufgetragen, es mir anzuzeigen?

Vogt. Ja, sie haben es mir aufgetragen.

Junker. Wer?

Vogt. Die Vorgesetzten.

Junker. Mit Namen?

Vogt (zitternd und todtblaß). Einer wie der andere.

Junker. Mit Namen?

Vogt. Kienholz, Kalberleder, Moosbauer, Rapser, Kienast, Hügi u. s. w.

Junker. Wie kamst du zu diesen Herren?

Vogt. Gnädiger Herr, so wie es sich gibt.

Junker. Aber eben das wundert mich, wie es sich gab. Gingst du zu ihnen, oder kamen sie zu dir? Trafst du jeden allein an, oder waren sie bei einander, da sie dir diesen Auftrag gaben?

Vogt. Beim Kienholz.

Junker. Und warum? Bei welchem Anlaß?

Vogt. Ich weiß es eigentlich nicht. Ich war nur

wenige Augenblicke bei ihnen und ging so schnell fort, als ich nur konnte.

Junker. Ich glaube das wohl. Aber du wirst doch wissen, was sie in diesem Augenblick hatten und wollten.

Vogt. Ich will's in Gottes Namen sagen.

Junker. Du thust recht daran.

Vogt. Sie suchen das Weidevertheilen zu hintertreiben.

Junker. Das dacht' ich wohl, und du hast dich dazu brauchen lassen?

Der Vogt stand da, wie ein armer Sünder, schlug die Augen nieder und antwortete nichts. Der Junker aber sagte: Vogt, du hättest dich nicht dazu brauchen lassen sollen, mir Lügen zu hinterbringen, damit sie zu ihrem schlechten Endzweck gelangen.

Jetzt sagte der Vogt: Ich wollte, ich wäre nicht Vogt.

Junker. Das glaub' ich dir auch. Aber du bist es nun einmal und so lange du's bist, thu', was deine Pflicht und recht ist. Da es das erstemal ist, daß du so gegen mich gefehlt, so will ich es dir verzeihen, aber sorge dafür, daß du mir nicht zum zweitenmal also kommst. — Damit befahl er ihm, ungesäumt mit dem Weibel das Heu zu messen und das Vieh zu zählen, das im Dorf ist.

---

32. Der neue Vogt neben seinen Bauern.

Stellt euch den Vogt vor, wie er vom Junker weggegangen, und dann die Bauern, wie sie ihn mit seinem Bericht empfangen, als er zu ihnen zurückkam. Er hatte dem Junker einschwatzen sollen, der Winkel zwischen dem Wald schicke sich gar wohl zum Vertheilen, und er kommt mit der Antwort zurück, es müsse Einer ein Narr sein oder ein Schurke, wenn er diesen Hügel hierzu empfehlen könne; er hatte ihm ferner einschwatzen sollen, sie hätten gar viel Vieh und wenig Futter, und kommt mit der Antwort, er müsse das Vieh zählen und das Heu messen; er hatte den Junker über den Pfarrer aufbringen sollen, und der Junker

wird über das Anbringen aufgebracht; er hatte ihn ſollen herumführen, wie wenn er ein Narr wäre, und dieſer packt das Geſchäft an, wie wenn ſie Schelme wären.

Die Bauern wurden verdrießlich, aber dem Vogt war angſt. Er ſagte wohl hundertmal zu ſich ſelber: Wär' ich doch nur nicht Vogt! Aber ich bin's jetzt und muß ihnen zeigen, daß ich's bin.

Er ging etwas unfreundlich in die Stube und ſagte ungefähr ſo etwas. Das verſtanden die Bauern von dem guten Meyer, den ſie bisher an der Naſe herumführten, gar nicht. Sie ſagten ihm: Nur nicht ſo pöchiſch, Herr Untervogt! Wir dürfen doch wohl noch mit dir reden?

Das wohl, ſagte der Meyer, aber ich auch mit euch. Der Junker ſagt, daß ein Jeder, der den Winkel zwiſchen den Tannen zum Vertheilen anrathe, entweder ein Narr oder ein Schurke ſei, und will jetzt alles Heu meſſen und alles Vieh zählen laſſen.

Bauern. So. — Was iſt das? Warum das?

Vogt. Ich denke, er wird wiſſen wollen, ob ihr wirklich zu viel Vieh und zu wenig Heu habt.

Bauern. Das wäre verflucht. Er will uns alſo nachrechnen, was wir im Stall und auf der Bühne haben? Zuletzt könnte er uns nachrechnen, was wir in der Küche zu Mittag kochen. Dazu wird er doch, ſo Gott will, nicht da ſein.

Vogt. Das weiß ich nicht; aber er thut einmal dergleichen, wie wenn er zu ſo etwas da wäre.

Bauern. Er kann dergleichen thun, was er will, aber wir wollen nicht, was er will.

Vogt. Aber ich bin ſein Vogt und muß thun, was er will.

Bauern. Du biſt ein Narr, du mußt ſo thun, als ob du thäteſt, was er wolle, aber im Ernſt und in der Wahrheit thun, was wir wollen.

Vogt. Da ſeid meinethalben ihr Vogt und probirt's, wenn ihr könnt.

Bauern. Das können wir jetzt nicht ſo, du biſt jetzt

einmal unſer Vogt und wenn du ein braver Mann und uns Allen lieb ſein willſt, ſo mußt du uns dazu helfen, daß er uns im Stall, in der Bühne und in der Küche nicht nachrechnen könne, und eben nicht aufs Haar erfahre, wie viel Heu und wie viel Vieh wir haben.

Vogt. Ich kann's nicht.

Bauern. Du wirſt doch nicht wollen ein Schelm an uns ſein?

Vogt. Nein, aber euer Narr kann ich auch nicht ſein.

Bauern. Du ſollſt nicht unſer Narr ſein, im Gegentheil, du mußt klug und brav für uns ſein.

Vogt. Das alles möget ihr ſelbſt ſein, ich muß jetzt im Dorf das Vieh zählen und das Heu meſſen, oder morgen bin ich nicht mehr Vogt. Das merkt ihr ſelber, Nachbarn, und alſo laßt mich mit dem ruhig, was ich nicht kann. Und er ging fort, den Weibel zu ſuchen, der ihm bei dieſer Arbeit helfen ſollte.

Als er fort war, ſagten Einige: Wir hätten einem Narren, wir der Meyer iſt, unſern Auftrag nicht geben ſollen. Andere erwiederten: Wem hätten wir ihn ſonſt geben ſollen? und wieder Andere: Er iſt ſelbſt übel dran, was will er machen? Er muß doch thun, was der Junker will. — Das iſt wohl wahr, ſagte ein Großmaul, aber wenn er ein Kerl wäre, wie ein Vogt in einem Dorf ſein ſollte, ſo fände er gewiß Mittel, dem Junker auf dieſe oder jene Weiſe eine Naſe zu drehen. Angſt war Allen. Bei dem Einen aber drückte ſich die Angſt wild, bei dem Andern furchtſam aus. Einige fluchten, andere ſagten ſeufzend: Was iſt doch zu machen?

---

33. Der Vogt neben des Weibels Töchterlein.

Aber der Vogt traf den Weibel nicht an. Seine Tochter, die ihm unter der Thür Antwort gab, ſagte, der Vater komme vor Nacht nicht heim, er ſei auf dem Wochenmarkt. Der Vogt wußte, daß der Weibel ſonſt immer zu Hauſe

war und nie ſelbſt auf den Markt gehe und meinte alſo, er verleugne ſich nur und wiſſe ſchon, warum es zu thun ſei. Das Letzte war auch wahr. Die Vorgeſetzten hatten ihm, ſobald ſie es mit dem Heumeſſen und Viehzählen vernommen, im Augenblick ſagen laſſen, er ſolle heute ein wenig beiſeits gehen und vor Sonnenuntergang nicht wieder heim kommen.

Der Vogt, der ſchon ſo verdrießlich war, als er nur konnte, ſagte dem Mädchen, er glaube, ſie trieben den Narren mit ihm und der Vater ſei doch daheim. Das Töchterlein aber, das gar nicht furchtſam und, wie die ganze Haushaltung des Weibels, ihm nicht gut war, fing an, anſtatt zu antworten, zu ſpötteln und ſagte: Es ſcheint, der Herr Untervogt iſt nicht guter Laune? — Wenn ich dir rathen ſoll, ſo ſag' du, dein Vater ſoll herunter kommen, ich muß mit ihm reden, ſagte der Vogt. Und das Töchterchen: Und wenn jetzt der Junker von Arnheim in ſelbſteigener Perſon vor mir ſtände, Herr Untervogt, ſo müßte ich warten, bis der Vater wieder die Stiege hinauf wäre, ehe ich ihn könnte heißen herunter kommen.

Vogt. Iſt er im Ernſt zu Markt?

Töchterli. Im ganzen Ernſt.

Vogt. Das iſt vom Schinder!

Töchterli. Ich will's nicht hoffen.

Vogt. Iſt er heute früh fort? und wann kommt er wieder?

Töchterli. Er iſt eben fort und kommt vor Nacht nicht wieder.

Vogt. Wenn er eben fort iſt, ſo ſchick' ihm doch nach.

Töchterli. Ja er iſt zu Pferde und ich weiß nicht, ob er über's Moos oder über den Berg reitet.

Vogt. Er hat bei Gott gewußt, was ich will, daß er eben jetzt fort iſt.

Töchterli. Er iſt doch kein Hexenmeiſter.

Vogt. Ich weiß jetzt nicht, was ich machen ſoll.

Töchterli. Vielleicht könnt's der Vater euch ſagen, wenn er nur da wäre; aber er iſt einmal nicht da.

So ließ des Weibels Töchterchen den neuen Untervogt fortspazieren und lachte dann aus vollem Hals die Stiege hinauf ob der neuen Obrigkeit, die vor ihm fast hatte weinen wollen, daß sie den Vater nicht hinter dem Ofen angetroffen.

---

34. Der Vogt wieder in des Kienholzen Stube, und dann auf der Gasse beim Weibel, der auf dem Roß sitzt.

Der Vogt ging jetzt wieder zurück zu Kienholz und sagte den Vorgesetzten, es müsse ihm jetzt einer helfen, weil der Weibel nicht da sei. Aber es wollte keiner und der Kienholz sagte zu ihm: Es ist viel besser, du machst diese Arbeit über acht Tage, sie freut uns gar nicht so, daß wir dir dabei helfen möchten.

Vogt. Ihr wißt doch, wie der Junker ist, wenn etwas versäumt wird.

Bauern. Ja, das wohl, aber wir wünschten eben, daß er anders würde, als er ist und wir hoffen, wir können es ihn auch noch lehren, wenn du nur ordentlich mithilfst. Und der Kalberleder sagte zu seinem Nachbar: Wenn der Meyer nicht ein Narr wäre, so sollte er das so gut wünschen, als wir.

Vogt. Ihr werdet ihn so bald nicht anders machen, als er ist.

Die Bauern meinten, probiren schade nichts. Sie wollten einmal jetzt nicht helfen Heu messen und Vieh zählen. Der Vogt aber meinte, sie müßten ihm helfen. Sie aber antworteten ihm: Du kannst uns doch nicht zwingen; wir kommen nicht. Der Vogt wußte nicht, was machen; da sagte ihm der Hügi: Weißt du was? Weil der Weibel nicht da ist und du jetzt Niemand findest, der dir hilft, so laß dir von einem jeden Hausvater angeben, wie viel er Heu auf der Bühne und wie viel Vieh er im Stall habe.

Der Vogt ſann eine Weile nach und ſagte dann: Ja, aber man muß mir's beim Eid angeben.

Die Bauern erwiederten: Ja freilich, beim Eid — und lachten gegen einander.

Vogt. Ich will auf der Stelle anfangen. Aber ihr ſeid doch auch zu Haus, wenn ich komme?

Ja freilich, ſagten die Bauern, und Etliche ſetzten hinzu: Wie ſollten wir anders dürfen? Sie hatten eigentlich das Gegentheil im Sinn, aber der Hügi, der das merkte, ſagte, ſobald er fort war: Wir müſſen jetzt nicht den Narren mit ihm treiben, wir müſſen zu Haus bleiben, ſonſt könnt's fehlen und ſo kommen, daß der Junker morgen nicht nur unſer Heu und Vieh, ſondern uns ſelber meſſen und wägen möchte.

Es kam dem Vogt zu gut, daß der Hügi dieſes ſagte. Er fand ſie alle zu Haus und die meiſten waren freundlicher als je mit ihm; aber er zweifelte bei Vielen an der Richtigkeit ihrer Angaben. Sie verſicherten ihm aber Alle, es ſei ſicher alſo, ſie hätten ja die Wahrheit beim Eid verſprochen.

Vogt. Das wohl, wenn's nur ſo iſt — und ging in Gottes Namen jetzt mit ſeinem Verzeichniß zum Junker. Auf dem Weg zu ihm traf er eben den Weibel an, der auf dem Pferd vom Markt zurückkam. Dieſer rief ihm vom Pferd hinab ſpöttiſch zu: Was haſt du da für eine Bürde Papier unter dem Arm?

Ich wollte, dein Roß wäre heut vernagelt geweſen, damit du daheim geblieben; du haſt mir nothwendig helfen ſollen, antwortete der Vogt.

Weibel. Worin?

Vogt. Ich habe müſſen das Heu und Vieh im Dorfe aufſchreiben.

Weibel. Warum das? Gibt's Krieg?

Vogt. Nein, nur wegen der Weide.

Weibel. So —

Vogt. Wenn du nur da geweſen wäreſt!

Weibel. Warum haſt du mir's nicht am Morgen ſagen laſſen? Ich bin erſt um Mittag fort.

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

Vogt. Ich bin auf Schlag 12 Uhr selbst zu dir gekommen und hab' es dir sagen wollen.

Weibel. Das ist doch fatal. Ich bin kaum um die Hausecke herum gewesen, so hab' ich Jemand hören klopfen und mit meiner Tochter reden. Gewiß bist du's gewesen.

Vogt. Daß du auch nicht umgekehrt!

Weibel. Es hat mir nicht geträumt, daß du's seist, oder was du wolleſt, und du hätteſt mir ja nur pfeifen können. Er konnte sich aber des Lachens fast nicht enthalten und sagte: Mein Roß ist im Schweiß, es muß in den Stall. Ich bin auch im Schweiß, sagte der Vogt, und sie gingen von einander.

---

35. Renold, ein braver Mann, tritt auf.

Die Nacht durch war ein Treibjagen und ein Herumlaufen im Dorf, wie im Wald unter den Zigeunern, wenn sie erfahren, daß eine Betteljagd angestellt ist. Die Vorgesetzten wollten mit Gewalt Alles unter einen Hut bringen und schickten wohl dreimal zum alten Renold, von dem sie fürchteten, er stehe nicht zu der Art, wie sie Alles abzuleugnen und zu verdrehen unter einander abgeredet hatten, um ihn zu bitten, er solle ihnen in diesen Umständen doch auch zustehen und abwenden helfen, daß nicht noch mehr Unglück im Dorf entstehe. Er ließ ihnen aber zweimal antworten, er möge die Sache ansehen, wie er wolle, so dünke ihn, es wäre das Beste, wenn man sich demüthigen und um Verzeihung bitten würde. Aber dafür hatte Niemand Ohren; bis auf den Schulmeister behauptete Alles, die Demuth sei jetzt kein goldener Apfel in silbernen Schalen.

Endlich entschlossen sich drei Vorgesetzte, selber noch zu ihm zu gehen und mit ihm zu reden. Sie baten ihn um tausend Gotteswillen, er solle doch wenigstens schweigen und morgen nicht etwas sagen, das sie noch mehr ins Unglück bringen könnte. Er antwortete: Ich mag es ansehen, wie ich will, wir haben verdient, was uns begegnet. Es graut

mir, nur zu denken, wie wir handelten. Vorgesetzte sein und dabei reich, wohlhabend und den armen Leuten im Dorf das Gemeingut verfressen und versaufen — ich schäme mich, so lange unter euch gesessen zu haben. Schelme henkt man um ein paar Thaler und wir verrechneten Schelmereien, die in die Tausende liefen, und kein Mensch durfte uns sagen, daß wir Schelme sind, weil wir Vorgesetzte waren. Die drei Männer sagten: Um Gotteswillen, wie du auch redest!

Renold. Ich kann nicht anders. Vorgesetzte sollten keine Schelme sein und es graut mir, an Menschen zu denken, die auf eine Art im Kleinen oder im Großen die Obrigkeit im Land vorstellen und durch und durch Schelme sind.

Die Männer versanken fast vor ihm und baten ihn, er solle doch um tausend Gotteswillen das Unglück in der Gemeinde nicht noch größer machen, als es schon sei; sie wollten in Zeit und Ewigkeit keine Schelme mehr sein und gern im Stillen der Gemeinde Alles ersetzen, was sie immer noch könnten. Als sie ihn gar zu sehr baten, sagte er endlich, er wünschte, daß er morgen nicht nur seinen Mund, sondern auch seine Augen und Ohren zuhalten könnte. Weiter ließ er sich in kein Versprechen ein, und die Dorfältesten mußten nun erwarten, was morgen geschehen würde.

Wie die Vorgesetzten, also fürchtete sich alles Volk in Bonnal vor diesem Morgen. Arner aber eilte mit himmelreinem Vaterherzen zu dem Volk hin, das sich vor ihm fürchtete.

Wenn nach langen, heißen Tagen die Erde dürstet und alle Pflanzen nach Wasser schmachten und dann an Gottes Himmel ein Gewitter aufzieht, so zittert der arme Bauer vor den steigenden Wolken am Himmel und vergißt das Dürsten des Feldes und das Serben der Pflanzen im brennenden Boden, und denkt nur an das Schlagen des Donners, an die Verheerung des Hagels, an den entzündenden Strahl und an die überschwemmende Fluth; — aber der im Himmel wohnt, vergißt nicht das Dürsten des Feldes und das Serben

der Pflanzen im brennenden Boden und sein Gewitter tränkt mit Segen die Felder der armen Leute, die im Blitzglanz der Mitternachtsstunde beim donnernden Himmel zitternd nach den Bergen hinsehen, von denen sein Gewitter daher rollt. Dann sieht der Arme am Morgen die Hoffnung seiner Ernte verdoppelt und faltet seine Hände vor dem Herrn der Erde, vor dessen Gewitter er zitterte.

Das ist das Bild der armen Leute, die sich vor ihrem Herrn fürchteten, und das Bild Arners, der jetzt zu ihrem Trost und zu ihrer Hülfe nach Bonnal eilte.

---

36. Die Morgenstunde Arners an einem Gerichtstage neben seinem Pfarrer.

Arner war nun da. — Beladen mit den Entschlüssen des Tages und bestürmt von den Bildern einer schlaflosen Nacht, war er stiller und ernster als sonst. Er fühlte jetzt die Last des kommenden Tags und die Sorgen des Mannes, dessen Kinder die Wege ihrer Thorheit vor ihrem Vater verbergen.

Schon beim Aufgang der Sonne stand er im Pfarrhofe neben seinem Pfarrer. Die ersten Strahlen glänzten auf der Thräne des Mannes, der sanft und mild gegen sie hinsah und sagte: Gott geb', daß ich sie heute mit leichtem Herzen untergehen sehe. — Das gebe Gott, erwiederte sein Pfarrer mit eben so bewegter Seele.

Dann redeten sie vom Hummel. Der Pfarrer sagte: Ich kann nicht begreifen, wie er durch alle Wildheit und Gewaltthätigkeit seines Lebens sich noch so viel gesunden und kraftvollen Sinn hat erhalten können.

Der Junker erwiederte: Es braucht auch zum großen Schelmenleben große Naturkraft und einen wo nicht gesunden, doch nicht ganz abgeschwächten Sinn. Aber was mich wundert, ist, er scheint jetzt zu einem wirklich frommen Sinn hinzulenken.

Pfarrer. Es gab Augenblicke, wo ich das wirklich

hoffte, aber die Gewaltthätigkeiten seines alten Lebens mischen sich auch in seine Besserungsaugenblicke; dann war mir auch auffallend, der erste Anfall zu seiner Besserung ging sichtbar von seiner Furcht vor dem Teufel und der Hölle aus und es schien mir, diese Furcht erfaßte ihn wie ein Fieber und die frommen Worte, die der Mensch fieberartig ausspricht, sind mir immer verdächtig; sie mögen sich auch schleich-, faul- oder gallenfieberartig aussprechen, sie arten alle gewöhnlich gern in immer wiederkommende Wechselfieber aus und diese sind für den Seelenzustand die gefährlichsten. Darum bin ich auch in meinem Urtheil über des Vogts Besserung etwas bedächtig. Doch muß ich auch sagen, ich habe ihn über des Rudi großmüthige Handlung in einer Stimmung gefunden, die über alle meine Erwartung war.

Ihr Gespräch führte sie eine Weile auf die Obstbäume, welche der alte Junker schon vor mehr als 20 Jahren auf dem Bonnaler Ried gepflanzt und der Gemeinde verehrt hatte, die aber nirgends gedeihen wollten. Der Hummel hatte nämlich dem Pfarrer gestern gesagt, es fehle da gar nicht am Boden, sondern nur an der Besorgung, und man solle die Bäume nur unter Leute austheilen, die Obst nöthig hätten, so würden sie bald groß und schön sein.

Der Junker verwunderte sich über die Ausgaben, die jährlich dieser Bäume wegen der Gemeinde verrechnet würden und über die Frohndienste, die die Gemeinde jährlich auf diesem Ried thue. Der Pfarrer sagte ihm aber, dies Alles geschehe nur zum Schein, damit die Vorgesetzten ein paar Tage im Jahr mehr auf gemeine Unkosten fressen und saufen könnten und sie möchten den Armen so wenig einen Obstwachs gönnen, als sie ihnen die Weide gönnten; darum werde, so lange es so sei, aus diesen Bäumen nie etwas werden.

Der Junker sagte bei diesem Anlaß, seine Leute äßen bei der sitzenden Lebensart, die je länger je mehr aufkomme, gewiß zu viel und zu unvermischt Erdäpfel und man könne deshalb das Pflanzen der Obstbäume gewiß nicht genug

betreiben. Und auch der Pfarrer bedauerte, daß so viele Leute sich fast nur mit Kraut, Rüben und Erdäpfeln behelfen müßten. Es wäre doch allenthalben so leicht einzurichten, daß auch die ärmste Haushaltung etwa ein Dutzend tragbare Obstbäume und eine Geiß halten könnte, sagte der Junker. Und es ist doch nirgends eingerichtet, erwiederte der Pfarrer. Ach, es ist für den Armen nirgends etwas eingerichtet, bis man ihn ins Spital nimmt, sagte der Junker und erklärte sich im gleichen Augenblick, nicht nur die Bäume auf dem Ried zu vertheilen und eigenthümlich zu machen, sondern für alle seine Leute in seinen Baumschulen so viel junge Bäume zu ziehen, als sie mit Vortheil setzen und brauchen könnten. Er setzte hinzu: Und ich will alles thun, damit ihnen die Bäume recht lieb werden und sie bald Frucht davon haben. Ich denke, ich könne ihnen allemal bei ihren Hochzeiten und Taufanlässen welche schenken.

Pfarrer. Ein solches Andenken an die wichtigsten und freudigsten Ereignisse ihres Lebens kann nicht anders, als für ihr zeitliches und ewiges Wohl heilsam wirken.

Junker. Das geb' Gott!

Pfarrer. Ich kann mich jetzt zwanzig Jahre über mein Grab hinaus denken und mir vorstellen, wie Sie, lieber Junker, dann einst mit meinem, will's Gott, bessern und stärkern Nachfolger Ihre Leute auf dieses Ried, welches bis dahin ein Baumgarten für Ihre Armen werden kann, hinführen und da ein Volksfest feiern werden, das Ihrer würdig sein wird.

Junker. Was für ein Volksfest?

Pfarrer. Das Fest der dankbaren Armuth, welche Sie mit diesen Bäumen erquicken werden.

Junker. Sie machen mich auch träumen!

Pfarrer. Denken Sie, was das für ein Fest sein wird, wenn Ihre Leute am schönsten herbstlichen Tag auf ihrem Ried unter dem Schatten von Bäumen voll reifer Früchte, in dieser herrlichen Aussicht, im Angesicht des Himmels und der Erde ihren Taufbund und ihr Nachtmahlgelübd

erneuern und das Angedenken der Freuden ihrer Hochzeittage und ihres Kindersegens feiern werden.

Junker. Würde ich wohl ein Mensch sein, wenn ich dieses Fest denken könnte und nicht stiften würde?

Pfarrer. Sie werden es stiften.

Junker. Ja, ich will es stiften, und so lange mein Volk dasselbe feiern wird, so soll es Ihrer gedenken.

Pfarrer. Lassen Sie dann Ihr Volk Birnen essen und Aepfel, und gedenken, daß ihre Väter das nicht hatten. In allen Volksfesten des Alterthums wird der Arme mit Speis und Trank erquickt und am Feste des neuen Bundes selber nahm der Herr Brod und gab den Seinigen zu essen, und Wein und gab ihnen zu trinken; und überhaupt ist die Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungssorgen der Armen das heilige äußere Zeichen des Christenthums und des Wesens der Gottesverehrung, die der Heiland auf Erden in seiner Liebe gestiftet. Dieser Geist der Sorgfalt der Aufhebung des Bedrückenden in den Nahrungssorgen der Armen drückt sich auch schon in der Gesetzgebung Moses ganz aus. Sie lenkte mit großer sichtbarer Kraft dahin, das Eigenthum unter dem Volk Israels minder drückend zu machen, als es unter den Völkern der Heiden war, und es ist mir unbegreiflich, daß der Geist seiner Gesetzgebung unter den christlichen Völkern nicht tiefer in das Wesen ihrer bürgerlichen Verfassungen hineinzugreifen vermochte. Zwar war der Klostergeist in seiner ursprünglichen Reinheit geeignet, die religiöse und bürgerliche Liebe und Sorgfalt für die Armen wirklich noch weit höher zu heben, als er durch die Mosaische Gesetzgebung bürgerlich und gesetzlich organisirt war; aber er, der christliche Klostergeist, überlebte auch seine ursprüngliche Reinheit schon fast in seiner Geburtsstunde. Die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen der christlichen Völker blieben allenthalben weit hinter dem kraftvollen Einfluß der Mosaischen Sorgfalt für das leibliche Wohl des Volks Israels und seiner Armen zurück.

Beide, der Junker und der Pfarrer, redeten warm und herzlich über diesen Gesichtspunkt und waren einig, das

Christenthum sei in bürgerlicher Hinsicht das höchste Ideal der göttlichen Vorsicht, den ewig nothwendigen Unterschied der Stände und des Eigenthums des Drückenden, das sie in einer heidnisch rohen Ansicht ihres Rechts haben, zu entledigen, und den Aermsten und Elendesten aller christlichen Gemeindegenossen zum frohen theilnehmenden Mitgenuß der wesentlichen irdischen Segnungen, die Gott für alle Erdenbewohner in aller Fülle erschaffen, zu erheben. Es war Arner und dem Pfarrer angenehm, die Stiftung dieses Fests der dankbaren Armuth im Zusammenhange mit den menschlichen Beförderungsmitteln des wahren Christenthums ins Auge zu fassen.

Der Junker wiederholte mehrmal die Worte: „Ich müßte kein Mensch sein, wenn ich dieses Fest nicht stiften würde“ — und verloren in den Gefühlen dieser schönen Ansicht sann er eine Weile diesem Gedanken nach. Dann sagte er bald: Ach, so schön, wie wir es uns träumen, wird auch diese Stiftung nicht werden, und so schön, als wir es uns träumen, wird nie etwas auf Erden. Es ist wahr, sagte der Pfarrer, aber wir müssen das Gute thun, nicht damit es außer uns gelinge, sondern damit wir es gethan haben. Der Lohn der Tugend ist nicht, daß wir das Unkraut von der Erde vertilgen, sondern daß wir es mindern und zwar jeder vorzüglich auf seinem Acker, und wir freuen uns, wenn unser guter Saame darauf gedeiht und die Bäume, die wir pflanzen, erst auch hinter unserm Grab Früchte tragen werden.

37. Arner fängt seine Tagesarbeit an.

So ging heute die erste Stunde nach der Sonne Aufgang dem Herrn und dem Pfarrer von Bonnal vorüber.

Gegen acht Uhr kam der Untervogt Meyer mit dem Verzeichniß von Vieh und Heu. Er entschuldigte sich, daß er dasselbe nur beim Eid habe aufnehmen können, weil der Weibel, der ihm hätte helfen sollen, auf dem Markt gewesen.

Warum haſt du nicht an ſeiner Statt einen andern Vorgeſetzten zu dir genommen? ſagte der Junker. Es hat Keiner kommen wollen, erwiederte der Vogt.

Junker. Haſt du ihnen geſagt, es ſei mir daran gelegen, daß dir Jemand helfe?

Vogt. Ich hab' es freilich geſagt.

Junker. Und doch hat Keiner kommen wollen?

Vogt. Nein, ich hab' mögen ſagen, was ich hab' wollen, ſo war's vergebens.

Junker. Haſt du alſo weiter Niemand bei dir gehabt, und iſt das Verzeichniß von Niemand unterſchrieben?

Vogt. Nein.

Junker. So nimm daſſelbe nur wieder und geh' ſo geſchwind, als du kannſt, lies einem Jeden in Gegenwart von zwei Vorgeſetzten von Neuem vor, was er ausgeſagt, und bring' das Verzeichniß von dieſen zwei Zeugen unterſchrieben zurück. Aber eile, daß du mit der Arbeit fertig werdeſt, ehe die Gemeinde angeht.

Vogt. Ich treffe ſie juſt beim Kienholz bei einander an.

Junker. So? — Was thun ſie da bei einander?

Vogt. Nichts weiter. Sie haben's ſo im Brauch, daß ſie allemal vor der Gemeinde zuſammen kommen.

Junker. Wer?

Vogt. Alle, welche meinen, ſie hätten was zu bedeuten.

Junker. Es iſt gut, daß ich das weiß; ich vernehme vielleicht ein andermal, was ſie eben bei einander gemacht haben. Ich habe ſchon erfahren, daß dir dergleichen Sachen, wenn du ſie ſchon weißt, nicht eben gar zu leicht aus dem Mund entſchlüpfen. Komm jetzt aber nur mit deinem unterſchriebenen Verzeichniß bald wieder. — Und damit ließ er ihn gehen.

---

38. Bauern, die von ihrem Herrn reden.

Der Vogt ging zum Kienholz und ſagte der Stube voll Nachbarn, ſie müßten ihm ihr Heu und Vieh noch

einmal angeben. Warum das? schrien sie Alle wie aus einem Munde, und hier und dort machten einige Augen gegen ihn, wie ein gestochener Bock. Ich kann nicht helfen, sagte der Vogt, er meint vielleicht, ihr könntet geirrt haben, oder sagen, ihr hättet geirrt. Er hat immer etwas zu meinen. Wenn er uns nicht traut und meint, er könn's besser, als wir, so kann er ja selber kommen und messen und zählen, sagten dann Andere. Aber Andere erwiederten: Nein, dazu möchten wir ihn jetzt doch nicht rufen. Der Hügi setzte hinzu: Er könnte uns für das Zählen und Messen eine Apothekerrechnung machen. Ein dummer Bube vom Kienholz sagte: Wir wollen's ihm auf der Nase abwägen. Still, Bub! sagte der Vater, du hast dein Maul immer offen.

Der Meyer aber unterbrach jetzt diesen Bauernrath und sagte: Ich habe keine Zeit zu verlieren, ich muß noch vor der Gemeinde mit dem Aufschreiben fertig werden. Jetzt muß ich einem Jeden vorlesen, was er ausgesagt, und dann müssen zwei Vorgesetzte unterschreiben, daß ein Jeder seine Aussage bestätigt. Hinter dem steckt der Teufel; es kann dann ja keiner mehr sagen, du habest mit der Feder geirrt, oder du habest ihn nicht recht verstanden, sagte der Hügi. Ich kann nicht helfen, erwiederte der Vogt. Aber es wollte Keiner an den Tanz, bis er seine Rolle Papier unter den Arm nahm und sein Tintenfaß in den Sack schob und sagte, er müsse das anzeigen, mache dann der Junker seinethalben, was er wolle.

Jetzt bequemten sie sich endlich, hießen ihn bleiben und thaten, was sie mußten; denn sie merkten jetzt, daß es besser sei, zu bestätigen, was sie einmal gelogen und es ordentlich unterschreiben zu lassen. Es war ihnen aber dabei doch nicht wohl ums Herz. Dennoch waren Einige noch ferner unverschämt und grob. Der Moosbauer sagte überlaut: Aber wenn mein Fleck heut kalbt, so hab' ich morgen noch ein Stück Vieh mehr im Stall; du kannst ihm das noch mündlich beifügen.

Der Weibel, der es als Zeuge unterschrieb, und so sehr

er dem Vogt häſſig war, ſich dennoch nie in etwas Verfängliches einließ, ſagte ihnen aber doch, es werde gut ſein, wenn es beim Schreiben bleibe, denn wenn es zum Reden kommen ſollte, ſo möchte es fehlen.

Der Hügi rief dem Vogt, als er fortging, noch nach, er ſolle doch machen, daß der Junker jetzt mit dieſem genug habe. Ich kann mit ihm juſt ſo viel machen, als mit euch, ſagte der Meyer. Dann iſts eben wenig, ſagte der Hügi, und ließ ihn gehen.

39. Arner macht die Thür zu.

Jetzt weiß ich doch ſicher, was ſie ausgeſagt. Was ich jetzt aber weiter wiſſen muß, iſt, was daran wahr ſei, ſagte der Junker, als ihm der Meyer das beſtätigte Verzeichniß zurückbrachte. Er befahl ihm, ungeſäumt mit dem Weibel von Haus zu Haus ein neues Verzeichniß aufzunehmen, aber es ſich nicht angeben zu laſſen, ſondern das Vieh ſorgfältig zu zählen und das Heu zu meſſen.

Sogleich ließ er das Zeichen läuten, daß ſich die Gemeinde verſammle und ſagte dann: Ich will expreß, daß die Hausväter nicht zu Haus ſind, wenn ihr zählen und meſſen müßt, und wenn ein Weib oder ein Knecht unter dem Titel: Der Meiſter iſt nicht daheim, ſich widerſetzt, ſo laſſet ſie, es mag ſein, wer es will, durch den Flink gefangen hieher bringen und fahrt mit eurer Arbeit fort. Ich gebe euch den Michel von hier und den Hühnerträger von Arnheim mit, die euch helfen ſollen.

Vogt. Es wäre doch auch beſſer und mehr Anſehen darin, wenn wir noch einen Vorgeſetzten mitnähmen.

Arner. Ich will, daß ihr dieſe mitnehmet.

Vogt. Es iſt dieſe Woche allerlei Geſchwätz mit dem Hühnerträger vorgefallen, und ich fürchte, es ſetze Verdruß, wenn er in alle Häuſer hinein muß.

Junker. Eben darum muß er gehen und wenn ihn Jemand nicht hineinlaſſen will, ſo wißt ihr, was ihr zu thun habt.

Hierauf besetzte der Junker noch alle Zugänge zum Gemeindeplatz und befahl den Wächtern, unter keinem Vorwand einen Menschen vom Platz wegzulassen, bis die Gemeinde verabschiedet sei.

---

40. Sie werden jetzt bald aufhören zu rathschlagen wider ihren Herrn und wider ihr Heil.

Die Gemeinde war bei der Linde versammelt. Aber so lange Bonnal steht, sahen die Bauern nie so wunderlich aus, als heute. Viele, die den Kopf sonst immer hoch tragen und die Beine stellen, wie Soldaten, ließen ihn jetzt hängen und schlichen daher, wie alte Weiber. Einige, die sonst einander haßten, standen jetzt zusammen und flüsterten sich in die Ohren. Andere, denen der Mund vom Morgen bis am Abend nie zuging, redeten jetzt kein Wort. Leute, die sonst immer die Sonntagskleider anzogen, wenn sie an die Gemeinde gingen, kamen jetzt in Werktagsröcken und Schurzfellen. Die meisten saßen da, wie wenn sie nicht wüßten, was sie mit einander reden sollten, und mancher fragte seinen Nachbar wohl zwei bis drei Mal: Gibt's diesen Abend nicht Regen?

Der Hügi und einige Vorgesetzte, die das bemerkten und glaubten, es sei doch nicht das Spiel, daß Alles so traurig thue, fingen an ihr Maul zu brauchen, wie wenn sie sich nicht fürchteten. Einige redeten lustig vom Junker Heumesser und Herrn Kuhzähler. Andere schworen, er richtet nichts damit aus, denn eine Gemeinde hat einen Arm, wenn sie zusammenhält und darf sich alle Stunden mit so einem Jünkerli messen, wenn's Ernst gilt.

Der Hartknopf that am stärksten sein Maul auf und behauptete, man müsse seine leibliche und geistige Freiheit vom Teufel sich nicht so rauben lassen. Er sagte: Wir haben jetzt ja unparteiische Zeugen, daß sein Hühnerträger es selber eingestanden, er sei mit dem Teufel in einen Bund eingetreten, und wer in der Welt sollte uns zwingen können,

etwas zu halten, was man uns also mit Teufelskünsten zu versprechen beredet?

Die Schelmenbande gab ihm lauten Beifall und behauptete, man müsse das treiben, so weit man könne und damit anfangen.

Ein junger Renold widersprach: Ich für mich glaube, der Junker werde da anfangen, wo er will, und unparteiische Zeugen habt ihr keine; denn wenn eine Gemeinde klagt, so können ihre Bürger nicht unparteiisch zeugen.

Wir müssen halt erwarten, was kommt, sagte der Rabserbauer. Und ein Nachbar, der das hörte, sagte, das sei das Allervernünftigste von Allem, so heute noch geredet worden.

---

41. Der alte Trümpi bringt eine böse Nachricht.

Indem sie so redeten, kam noch der alte Trümpi, der sein Lebtag allenthalben zu spät kam, und brachte die Nachricht, der Vogt und der Weibel spazierten mit dem Michel und dem Hühnerträger die Kirchgaß hinunter gegen das Dorf und hätten Papier und Tinte und Federn bei sich.

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht in allen Bänken unter der Linde herum. Von allen Ecken rief man dem Trümpi zu: Was sagst du? Was ist das? Was sagst du? Vornehmes und Gemeines, alles streckte die Köpfe jetzt nur gegen den Trümpi und so lange er lebte, hatte er nicht den zehnten Theil so viel zu antworten, als jetzt.

Es ist nichts anderes, als das verfluchte Kuhzählen und Heumessen geht wieder an, sagten die Bauern aus einem Munde und begriffen jetzt, wo es hinaus wollte, daß sie ihre Aussage wieder hatten bestätigen müssen. Alles war so betroffen, daß von den dickern Bauern kein Einziger seine natürliche Farbe mehr hatte, als der dickhäutige Rabser und der kothfarbige Kienast, und auch diesen sah man's am Mund an, daß sie sich entfärbt hätten, wenn sie sich jemals hätten entfärben können.

Wenige Augenblicke darauf kam's dem Einen in den Sinn, er habe sein Schnupftuch vergessen, einem Andern, seinen Tabak, einem Dritten, er habe nothwendig mit seiner Frau zu reden, dem Vierten, er habe etwas herumliegen lassen, das ihm könnte gestohlen werden — kurz, es kam einer Menge von ihnen zu Sinn, daß sie heim sollten. Der Speckmolch fing sogar an, aus der Nase zu bluten, damit er heim könne.

Aber der Harschier, der in der Lindengasse stand, hieß sie alle wieder zurückgehen, rieth ihnen, Tabak und Schnupftuch bei den Nachbarn zu entlehnen und diesmal das Nasenbluten bei dem Brunnen unter der Linde zu stillen. Kurz, sie mußten zurück und auf ihren Bänken erwarten, was der Vogt und der Weibel und der Hühnerträger und der Michel bei ihren Weibern daheim Gutes oder Böses anstellen möchten.

---

42. Es fängt an, Ernst zu werden.

Ihre Angst erhöhte sich einen Augenblick noch mehr, da jetzt der Befehl zur Linde kam, die Vorgesetzten alle und die größern Bauern, zusammen ihrer siebzehn, sollten auf der Stelle zum Junker ins Pfarrhaus kommen. Was will er mit uns allein thun? sagten sie. Was weiß ich? antwortete der Wächter.

Sie waren aber kaum fort, so fing es an, den Gemeinen nicht ganz übel zu gefallen, daß er diese allein rufe. Hans und Heyni murmelten in den Bänken: Wenn er Schelme sucht, so hat er sicher die rechten. Leisi sagte: Es wäre wohl gut, wenn er es mit diesen allein ausmachte und uns andere gehen ließe. Einer, den sie Hallöri hießen, sagte: Es sind etliche unter ihnen, die sind bei Gott schlimmer als der Vogt. Stickelhauer sagte seinem Nachbar ins Ohr: Ein Stück von der Weide wäre doch nichts so Schlimmes. Und sein Nachbar erwiederte: Wenn die siebzehn nicht wären, so würden unter den Andern nicht mehr sechs sein,

die nicht auch gern eins hätten. Der arme Micheli ſagte überlaut: Wir wollen doch nicht wider unſer eigen Brod ſein. Wenn die nicht wieder zurückkommen, ſo iſt dir kein Menſch dawider, ſagten ihm Etliche zur Antwort.

Aber die Hartknöpfe und die Ehrenverwandtſchaft der ſiebzehn ſtreckten die Köpfe ſo ſtark, wo ſo ein Wort floß, und machten ſo große Augen, daß es den Meiſten, faſt ehe es heraus war, im Hals erſtickte.

Indeſſen ſuchte Arner die ſiebzehn im Pfarrhaus mit Freundlichkeit zu einem freiwilligen Bekenntniß zu führen. Aber es war umſonſt. Sie glaubten jetzt vielmehr, er fürchte ſich hinterher, daß er ſo um den Brei herumtappe. Der Kalberleder unterbrach ihn ſogar, faſt ehe er ausgeredet hatte, und ſagte: Wir wiſſen und begreifen nicht, weder was Sie ſagen, noch was Ihre Klage iſt.

Junker. Wer ſind die Wir, in deren Namen du redeſt?

Kalberleder. Niemand; ich rede nur in meinem Namen.

Junker. Nein, Kalberleder, ihr habt es abgeredet und darum iſt dir das Wir entronnen. Darüber aber verliere ich kein Wort. Ihr wollt meine Klage wiſſen? Sie iſt dieſe: Daß ihr das Gemeindegut veruntreut, die Gemeinderechnungen verfälſcht und mit Allem, was unter euren Händen war, wie meineidige, untreue Buben gehandelt habt.

Das war jetzt deutlich und mehr und härter, als ſie erwartet. Sie ſahen einander an. Eine Weile redete Niemand; doch bald darauf ſagte der Moosbauer: Ich für mich begehre Recht und Gericht wider dieſe Klage in aller Form und Ordnung. Und die andern Bauern begehrten zwar betroffen, aber doch aus einem Mund das Gleiche, und ſchlugen dem Junker ab, neben dem Hummel ein Wort auf Alles, was dieſer anbringen möchte, zu reden.

Der Junker warnte ſie noch einmal. Sie blieben ſtandhaft und behaupteten, ſie ſeien unſchuldig. Das iſt genug, ſagte er jetzt, aber ihr ſeid von dem Augenblick an Gefangene; ihr werdet nicht anders, als mit einer Wache nach

euren Plätzen an die Gemeinde zurückkehren und es ist euch verboten, daselbst mit irgend Jemand weder über wenig, noch über viel euch zu unterreden. Entfernt euch! Die Wache folgte ihnen auf dem Fuß nach und die Befehle, sie zu bewachen, waren scharf.

Aber der Renold, der bei ihnen war, stand zuhinterst und außer der Thüre. Die Andern drängten sich ihm mit Fleiß vor, damit er dem Junker nicht zu nahe unter die Augen komme, und da die Stube des Pfarrers klein war, so kamen die hintersten nicht hinein, und der Renold, dem das Herz so groß war, daß er gern hundert Stunden weit von Allem weg gewesen wäre, stand in einer Ecke in der Laube weit von der Thüre, und wußte noch kein Wort, was vorgefallen, als Arner jetzt laut der Wache rief, sie zu begleiten.

In der Gemeinde war es plötzlich mäuschenstill, als die Männer mit dieser zurückkamen.

Freunde und Vettern standen jetzt um sie her und fragten: Was ist das?

Aber ihre Antwort: Wir dürfen nicht reden, schlug allen denen, die mit ihnen leugnen wollten, den Muth nieder und der Hartknopf, der jetzt wider den Hühnerträger, wie das letztemal wider den Pfarrer, eine Rede einstudirt, sagte zu seinem Nachbar: Es ist heute nicht gut predigen.

---

43. Der Unverstand der Gewaltigen pflanzt die Lügen des Volks, aber ihre Weisheit macht die Menschen wahrhaft.

Indessen kam Arner und befahl den Gemeindegenossen sich zu setzen und den Beklagten, stehen zu bleiben.

Dann erzählte er, daß die siebzehn Männer, denen er wichtige Klagen, die er jetzt wiederholte, aus Freundlichkeit und Schonung im Pfarrhaus eröffnet, sich mit ihrer Unschuld groß gemacht und ihm sogar abgeschlagen, in Gegenwart

des Hummel sich auch nur zu verantworten, und daß er um deswillen ihnen jetzt vor der ganzen Gemeinde sagen und zeigen wolle, wer und was sie seien.

Dann befahl er dem Schreiber, aus dem Verzeichniß von den Diebstählen aus dem Schloß diejenigen Artikel vorzulesen, welche diese siebzehn Männer beträfen.

Der Schreiber las hierauf, wie folgt:

„Im Wagenschopf des Richter Kienast stehen zwei Räder, die aus dem Schlosse gestohlen. — Des Kalberleders Karre ist aus dem Schlosse gestohlen. — Des Kirchmeyer Hoorlachers junge Bäume sind aus den Schloßreben. — Des Moosbauers Güllenfaß ist aus dem Schloß; es hält 15 Saum und ist No. 44 aus dem vordern Keller. — Der Speckmolch hat einen ganzen Pflug, wovon alles Eisen noch jetzt das Schloßzeichen hat. — Die große Winde auf dem Rabserhof ist aus dem Schloß. — Des Hügi große Kuhschelle ist aus dem Schloß."

So las der Schreiber fast eine Viertelstunde Sachen vor, die aus dem Schlosse gestohlen worden und sich in den Häusern der Männer, die da standen, befanden. Von allen siebzehn war, außer dem Renold, kein Einziger, den diese Vorlesung nicht traf. Sie waren erschrocken; denn diese Punkte waren jetzt gewiß, und sie wußten, daß, wenn sie leugneten, er gerade in ihre Häuser schicken konnte, sie zu überführen.

Das ist gar nicht die Hauptsache, aber es ist die Frage, ob ihr vorläufig das leugnen wollt, sagte der Junker.

Eine Weile antwortete Niemand. Dann stand Kienholz auf und sagte: Gnädiger Herr, wollten Sie uns eine Viertelstunde Bedenkzeit erlauben?— Man führe den Kienholz ins Gefängniß, war die Antwort des Junkers, und es geschah alsobald. Die Uebrigen standen jetzt da und wußten weder was sie sagen, noch was sie thun sollten. Aber es ward auf einmal in allen Bänken ein lautes Gerede. Freunde und Verwandte riefen ihnen zu: Um Gotteswillen, ihr seht ja, daß er Alles weiß, warum bekennt ihr doch nicht? — Doch standen sie noch da wie verstummt.

Aber der Renold, der wieder einer von den Hintersten war, drängte sich jetzt durch seine Mitvorgesetzten hervor, stellte sich erblaßt und erschrocken vor den Junker und sagte: Gnädiger Herr! Ich bin ein alter, eisgrauer Mann, und Gott weiß, daß ich keinen Gefallen hatte an dem Uebel und an der Bosheit, die unter uns geherrscht; aber was Sie klagen, ist wahr.

Der Junker antwortete ihm: Alter Mann, du dauerst mich; ich weiß, daß du unter allen am wenigsten schuldig, und es ist mir Leid, daß du mit Leuten verwickelt, die so viel verbrochen und die noch jetzt, da die Sachen offen am Tag liegen, nicht einmal bekennen wollen.

Renold. Gnädiger Herr, sie sind jetzt wie verwirrt und wissen vor Angst nicht, was sie thun sollen.

Da fragte sie Arner noch einmal: Wollt ihr eingestehen, daß das, was euch vorgelesen worden, wahr ist oder nicht? Jetzt antworteten sie endlich, es sei wahr, sie seien in diesem Fehler, sie könnten es nicht leugnen und bäten um Verzeihung.

Als Arner sie so vor sich sah, entsank ihm eine Thräne. Er trocknete sie und sagte mit bewegter Stimme, aber laut zu der ganzen Gemeinde: Einen traurigern Anblick kann ich mir nicht vorstellen, als Männer, die in ihren Dörfern gleichsam die Obrigkeit vorstellen und in dieser Rücksicht der Gemeinde an Gottes Statt vorstehen sollten, als die ersten Verderber alles göttlichen und menschlichen Rechts und als die Quelle der Aufhebung aller bürgerlichen Ordnung und alles bürgerlichen Segens also vor mir stehen zu sehen — und zwar eure Vorgesetzten alle mit einander.

Als er das Wort „alle mit einander" aussprach, erblickte er den Renold, der mit nassen, aber offenen Augen ihn ansah, indessen die andern alle ihre Köpfe gegen den Boden senkten und kein Auge aufheben durften. Er wandte sich an diesen Mann mit den Worten: Nein, ich muß dich doch davon ausnehmen. Ich habe keine Klage gegen dich, als daß du zu ihren schlechten Handlungen geschwiegen. Aber es betrübt mich und ich muß dich nothwendig fragen:

Warum haſt du das gethan? Renold wollte zuerſt mit der Sprache nicht heraus und antwortete: Ew. Gnaden möchten es übel nehmen und glauben, ich wolle jetzt noch mit den Andern die Fehler, die wir bekennen müſſen, entſchuldigen. Der Junker aber bat ihn freundlich, er ſolle ihm hierüber die Wahrheit ſagen, ſie möge auch ſein, welche ſie wolle.

Da bat Renold den Junker, ein paar Schritte beiſeits zu kommen, und ſagte ihm, aber ſo leiſe, daß es auf drei Schritte von ihm weg kein Menſch verſtehen konnte, es ſei unter ſeinem Großvater unmöglich geweſen, über alle dieſe Unordnungen zu klagen, wenn man nicht muthwillig in ſein eigen Unglück habe hineinrennen wollen.

Der Junker antwortete ihm: Kannſt du mir Leute nennen, die unter ihm unglücklich geworden, weil ſie das verſucht haben? Der Renold nannte ihm den Bamberger und mehrere Andere und der Junker bat ihn, ſobald er immer könne, einmal zu ihm zu kommen, um ihm darüber umſtändliche Nachricht zu geben, denn er hatte jetzt nicht Zeit, ihn weiter anzuhören; er ſah eben, daß die Männer, die im Dorf das Heu meſſen und das Vieh zählen mußten, auf den Gemeindeplatz zurückkamen. Er nahm ihnen das Verzeichniß ab und verglich es langſam und genau mit der Ausſage. Dann ſagte er: Es ſind ihrer zwei und zwanzig, die da ihr Vieh und Heu falſch angegeben, und von euch, die ihr anderer Verbrechen wegen ſchon angeklagt ſeid, mangelt auch darin kein einziger.

Arner ſeufzte, da er dies ſagte. Die zwei und zwanzig ſind: Der Geſchworne Kalberleder; Chriſtoph Kalberleder, ſein Bruder; Jacob Kalberleder, der Dicke; der Geſchworne Kienaſt; Joggel Kienaſt, der Metzger; der Geſchworne Kienholz; Chriſtoph Moosbauer; Hans Moosbauer; der Rabſerbauer; der Rabſer Kuri, ſein Bruder; der Geſchworne Speckmolch; der Sennbauer, ſein Schwager; der Geſchworne Meyer; Meyer, der Freßmolch genannt; der Geſchworne Hügi; der Sigriſt; der Schulmeiſter; der Rütibauer; der Lindenberger; der Kuhhändler Stoffel; der Stierenbauer Heirech; des Roßrütſchers Röppi.

44. Ein Sigrist und ein Schulmeister, zwei Brüder dem Leibe nach und auch der Seele.

Der Sigrist und der Schulmeister waren keine Bauern, sondern der eine ein Schneider und der andere ein Schuhmacher; aber sie machten den Betrug aus lauter Hochmuth mit ihrem wenigen Vieh und Heu den andern Bauern auch nach. Es ist ihnen aber übel bekommen. Zum Spaß oder zum Unglück waren sie beide, als der Vogt und die Männer ins Dorf kamen, zu Hause, der Eine wegen der Schule und der Andere wegen des Läutens. Sie wohnten unter einem Dach und waren Brüder.

Der Sigrist hatte noch alles Heu, das auf dem Kirchhof wächst. Er hatte kein Vieh und verkaufte das Heu alle Jahre um baares Geld. Aber er erschrak gar gewaltig, als die Männer ins Dorf kamen; denn er hatte ausgesagt, er habe nur eine Klafter Futter, und es waren mehr als zwei. Geschwind deckte er jetzt eine Ecke vom Heu mit so viel Strohwellen, als er nur hatte und als die Männer in seine Tenne kamen, sagte er, die Kappe unter dem Arm haltend und die Hände reibend: Ihr wisset wohl, ihr Herren, ich mache keinen Halm Futter, als von dem Kirchhöfli, das macht etwa eine Klafter, wie ich es angegeben.

Du verkaufst doch sonst alle Jahre zwei Klaftern und noch mehr, sagte der Hühnerträger. Es sind jetzt gewiß nicht zwei, antwortete der Sigrist. Wir müssen es messen, sagte der Weibel. Der Sigrist erwiederte: Ihr könnt doch gleich sehen, daß das nicht zwei Klaftern sind.

Michel. Ist hinter diesen Wellen Stroh kein Heu mehr?

Sigrist. Kein Halm, ich versichere, kein Halm. Es ist Streu, die ich schon zwei Jahre habe.

Ich kann's doch fast nicht glauben, sagte der Michel, und indem er's sagte, legte er etliche Strohwellen beiseits und hinter den Wellen war Heu. Das schmeckt nicht nach dem Kirchendienst, sagte der Michel, und der Weibel maß jetzt das Heu und sagte dann: Es ist viel über zwei Klaftern.

Der Sigrist war erschrocken und giftig und sagte zur

Antwort: Wenn ihr Jedermann so alle Winkel ausgesucht, so wird sich Mancher um eine Klafter geirrt haben. Der Vogt erwiederte: Wenn du 20 Klaftern hättest, so würde es denn gar nichts machen, daß du um eine dich geirrt hättest. Thut mir doch den Gefallen und schweigt von dieser Klafter, sagte der Sigrist. Das kann nicht sein. Man muß Einen halten wie den Andern, erwiederte der Michel.

Sigrist. Du machst dich groß, Michel, aber du bist gar ein ehrlicher Mann.

Und du bist Sigrist, erwiederte der Michel.

Der Vogt aber sagte: Es ist nicht möglich, wir müssen's anzeigen. — Und dann gingen sie zum Schulmeister.

Dieser hatte anstatt einer Kuh, die er hatte, ihrer zwei angegeben. Er wollte deshalb den Vogt und seine Leute auch fast gar nicht in den Stall hineinlassen. Als er aber zuletzt mußte, sagte er: Ja, ich habe jetzt meine eine Kuh nicht mehr, sie ist gestern fort. Aber ich habe sie doch schon vor acht Tagen fortführen sehen, sagte der Hühnerträger.

Schulmeister. Du hast gewiß eine andere für meine angesehen. Meine ist keine vier Tage fort, und dann wußte ich's auch nicht; meine Frau hat den Stall unter den Händen.

Vogt. Das ist jetzt gleichviel. Wir können dir einmal nur eine aufschreiben, weil nur eine da ist.

Schulmeister. Wenn sie doch auch nur ein paar Tage fort ist?

Michel und Vogt. Wir können da nicht eintreten.

Schulmeister. Ihr wißt auch wenig, was es heißt, Barmherzigkeit erweisen.

Michel. Die Barmherzigkeit ist in diesem Fall des Junkers Sache und nicht die unsrige.

Schulmeister. Ihr seid einmal jetzt da und nicht der Junker.

Michel. Aber wir müssen unsre Pflicht thun, und wir sind nicht Schuld, daß du ein Narr warst und mit deiner einzigen Kuh mit den Vorgesetzten und großen Bauern an einem Seil ziehen wolltest.

Und damit gingen sie von ihm weg in einen andern Stall. Da die Schule aus war, ging der Schulmeister eilend zum Sigrist und beide klagten einander ihre Noth. Nach einer Weile aber sagten sie, sie wollten jetzt noch in die Gemeinde, damit der Junker nicht meine, sie seien um ihres Heues und um ihrer Kuh willen zu Haus geblieben. Sie gingen wirklich ein paar Minuten nach dem Vogt und dem Weibel, die jetzt mit ihrer Arbeit fertig waren, dahin. Doch blieben sie immer einige Schritte hinter ihnen und hielten mit einander Rath, wie sie sich in dieser bösen Sache benehmen wollten, und der Schulmeister meinte, sie könnten vielleicht beim Junker noch eher Gehör finden, als bei dem schönen Michel, der ihnen nie ganz wohl wollte. Als sie aber näher gegen den Gemeindeplatz kamen, sah der Sigrist plötzlich die Vorgesetzten, die, die Köpfe gegen den Boden gesenkt, vor dem Junker standen und einige sogar auf den Knien vor ihm liegen, und sagte zu seinem Bruder, dem Schulmeister: Es ist mir, als ließe er sie Gras rupfen oder gar ein Hexenstückchen probiren, wie das mit dem Hühnerträger. Aber der Schulmeister fürchtete, der Hühnerträger, der nur einige Schritte ihnen voraus war, möchte jetzt das Wort verstanden haben. Er stupfte seinen Bruder, den Sigrist, und sagte ihm: Bist du denn auch ganz blind? Der Hühnerträger hat's gewiß verstanden. — Und es war wirklich so. Dieser stand einen Augenblick umgekehrt still und blickte ihn an, wie man einen Schülerbuben, der Dummheiten macht, anblickt, aber einen Schulmeister nie anblicken sollte. Der arme Sigrist wollte bei ihm abbitten, aber sein Bruder winkte ihm, er solle es nicht thun, es helfe doch nichts. Er meinte, es wäre besser, sie gingen wieder zurück. Sie probirten auch wirklich umzukehren, aber sie waren schon innerhalb der Wache und der Hühnerträger, dem das Hexenstückchen doch nicht recht lag, winkte dem Wächter, er solle sie nicht zurücklassen. Dieser hielt fest auf dem Befehl, den er hatte. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten jetzt mit den bösen Heumessern und Kuhzählern unter die Linde, schlichen sich still hinzu und stellten sich zuhinterst

in einen Winkel, wo sie meinten, daß der Junker sie nicht sehe.

45. Er versteht das Fragen besser, als sie das Lügen.

Nachdem der Junker das alte und neue Verzeichniß verglichen, und die zwei und zwanzig, welche Heu und Vieh falsch angegeben, mit Namen genannt, befahl er dem Weibel, die sechse, welche neben den sechszehn falsche Angaben gemacht hatten, hervorzurufen.

Der Weibel that's und ihrer vier kamen sogleich, aber der Sigrist und Schulmeister zauderten. Sind diese nicht hier? sagte der Junker. Wohl, sie sind hier, sagte leise der Meyer. Und, ja freilich sind sie hier, riefen laut Etliche aus den hintersten Bänken.

Wer sagte nein? antwortete der Sigrist und ging nun mit dem Schulmeister auch hervor, stellte sich dann ehrerbietig vor den Junker hin, machte in aller Ordnung eine Reverenz und sagte dann, die Hände zusammenhaltend und die Augen verkehrend: Ach, mein gnädiger Junker, ich mache doch auch keine Handvoll Futter, als von dem armen Kirchhöfli, und hatte jetzt das Unglück, bei dem elenden Bischen Heu zu irren und es für weniger anzusehen, als es ist.

Der Junker sah ihn an, wie wenn er ihm sagen wollte, du möchtest lügen und kannst es nicht. — Er ließ ihn einige Augenblicke so stehen und schwitzen. Endlich sagte er: Du hast also geirrt, Sigrist?

Ja gewiß, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, antwortete der Sigrist.*)

Um wie viel? fragte der Junker.

Sigrist. Um eine Klafter.

Junker. Wie viel hast du Futter von deinem Kirchhöfli?

*) Es ist ein erschrockener Sigrist, dem der Leser verzeihen muß, daß er in diesem Zustand zu dem Junker „wohlehrwürdiger Herr Pfarrer" sagt.

Sigrist. Sie sagen jetzt, es seien zwei Klaftern, und ich muß es wohl gelten lassen.

Junker. So. — Es wird doch wahr sein, was sie sagen?

Sigrist. Nun — ja.

Junker. Und wie viel hast du angegeben?

Sigrist. Eine.

Junker. Also einmal weniger, als du hattest.

Sigrist. Ich habe in Gottes Namen geirrt.

Junker. Unter allen denen, die mich in dieser Sache betrügen wollen, hat sich doch Keiner um das Halbe geirrt, als du.

Sigrist. Es ist mir Leid.

Junker. Halt deinen Mund.

Da er jetzt schwieg, fing der Schulmeister an und sagte: Ihr seid erzürnt, gnädiger Herr, aber ich bitte unterthänigst um ein Wort. Zwei, wenn du willst, und viere auch, aber die Wahrheit, wenn's dir lieb ist, erwiederte der Junker. O gewiß, die Wahrheit, gewiß alle Wahrheit, sagte der Schulmeister, und erzählte dann, wie vor ein paar Tagen ohne sein Wissen seine eine Kuh aus dem Stall gekommen. So, erwiederte der Junker, du hast also bei der Kuh geirrt und dein Bruder im Heu; ihr seid, scheint's, beide schöne Herren.

Schulmeister. Es ist mir Leid; aber ich habe vergessen, daß der Metzger von Rebstal sie schon abgeholt.

Junker. Es muß dir sehr am Gedächtniß mangeln.

Schulmeister. Die Zeit her gar sehr.

Junker. Ich hörte sonst immer, du habest ein gar gutes Gedächtniß, aber wenig Verstand.

Schulmeister. Es ist nicht mehr, wie vor Altem; — und dann nimmt sich meine Frau fast allein des Stalls an; ich habe in der Schule zu thun.

Junker. Du hättest also deine Frau sollen angeben lassen, wie viel Vieh du hast.

Schulmeister. Es ist wahr — aber — —

Junker. Ich brauche keine Aber. — Du bist Schul-

meiſter und die Jugend des Dorfs iſt in deinen Händen, und du haſt mit kaltem Blute eine Meineid-Ausſage zweimal beſtätigt.

Schulmeiſter. Aber in Gottes Namen, man kann doch auch etwas vergeſſen.

Junker. Ingehalten mit „in Gottes Namen", Kerl! Wenn du nicht hätteſt betrügen wollen, ſo hätteſt du in den Stall gehen können, zu ſehen, ob du eine oder zwei Kühe habeſt, und ich meine, du ſollteſt wiſſen, daß man ſchuldig iſt, ſeine Augen zu brauchen, wenn man etwas bei ſeinem Eid ausſagen muß.

Man hätte meinen ſollen, das wäre jetzt für alle genug geweſen. Aber der Kuhhändler Stoffel meinte es nicht. Er trat auf und ſagte: Aber ich, Junker, ich bin völlig unſchuldig; ich erwarte das Vieh, das ich angegeben, alle Tage.

Junker. Man hat dich doch nicht gefragt, was für Vieh du erwarteſt, ſondern was du habeſt.

Stoffel. Das iſt wohl wahr. Aber da ich das Vieh alle Stunden erwartete, mußte ich wegen der Weide darauf zählen.

Junker. Nicht wahr, es ſind acht Stück, die du mehr angegeben, als du haſt?

Stoffel. Zu dienen, Ihr Gnaden.

Junker. Von wem haſt du ſie gekauft?

Stoffel. Sie kommen mir von ungleichen Orten.

Junker. Auf wann erwarteſt du ſie?

Stoffel. Späteſtens in drei Tagen.

Junker. Alle acht Stück?

Stoffel. Ganz ſicher.

Junker. Ich hoffe, das ſei wahr, was du mir da ſagſt.

Stoffel. Wenn die acht Stück in drei Tagen nicht kommen, ſo will ich entgelten, was recht iſt.

Junker. Dein Anbringen iſt in ſeiner Ordnung, wenn es wahr iſt.

In dieſem Augenblick ſtanden jetzt noch ihrer vier auf und ſagten, ſie hätten auch Vieh gekauft und erwarteten

dasselbe. Aber die Meisten trauten nicht, schwiegen und wollten mit dem Vieh auf dem Weg nichts zu thun haben. Hingegen der Schulmeister, der sich zuerst erklären ließ, was die fünfe aussagten, muckte jetzt auch noch auf und sagte, er erwarte auch wieder ein Stück Vieh und habe das seine nur vertauscht. Du sagtest eben, du habest es dem Metzger gegeben, erwiederte der Junker. Das macht nichts, er hat mir ein anderes versprochen, sagte der Schulmeister. So — sagte der Junker und sah ihn spöttisch an, und fast in allen Bänken lachten die Bauern ob der Kuh, die der Schulmeister an den Metzger vertauscht.

Den andern aber, die vor ihm gesagt, daß sie Vieh erwarteten, war angst ob seiner Dummheit, die, wie sie meinten, ihnen das Spiel verderben könnte. Der Junker aber nahm jetzt wieder das Wort und sagte: Ich halte eure Entschuldigungen für ganz gut, wenn sie wahr sind; aber nehmt euch in Acht, daß ihr nicht lügt.

Sie bestätigten wieder, daß es gewiß wahr sei, und der Junker erwiederte: Vergesset nicht, Nachbarn, daß ihr alle schon, ehe von eurem Vieh und von eurem Heu die Rede war, als schlechte Leute und Betrüger vor mir gestanden. Ihr werdet also nicht denken, daß ich mich von euch an der Nase herumführen lassen wolle. Ihr werdet es natürlich finden, daß ich mich sicher stellen muß, daß ihr die Wahrheit geredet. Ihr bleibet die drei Tage, bis euer Vieh kommt, im Schloß, und ich wünsche, daß es geschehe und ich hierin eure Wahrhaftigkeit und eure Treue finde, an der ich sonst Ursache habe zu zweifeln.

Das hatten sie jetzt nicht erwartet und sie sahen einander an, wie wenn sie sich noch nie gesehen hätten. Aber warum wollt ihr uns nicht heimlassen? — sagte Stoffel der Kuhhändler. Um des einzigen Grundes willen, erwiederte der Junker, weil ihr, wenn ich euch heim lasse, in 24 Stunden eine ganze Heerde Vieh zutreiben könnt, ohne daß ihr jetzt schon eine Klaue davon gekauft habet.

Es entstand hierauf eine große Stille. Was bedeutet diese Stille? sagte der Junker. Es antwortete Niemand

sogleich. Nach einer Weile aber sagte der Stoffel: Ja, meine Käufe sind noch nicht alle vollkommen richtig.

Du sagtest doch eben, daß dir das Vieh — nicht wahr, 8 Stück? — bis übermorgen sicher zukommen werde.

Stoffel. Ja, wenn ich heim kann, so bin ich sicher, daß mir alle bis dann kommen.

Junker. Aber da ich dich jetzt nicht heim lasse, kommen sie dir nicht alle acht?

Stoffel. Nein, so bin ich nicht sicher, daß mir alle achte kommen.

Junker. Aber es kommen dir doch auch sieben oder sechs sicher, wenn du dableibst.

Der Stoffel antwortete darauf kein Wort. Auf die zweite Anfrage aber antwortete er: Nein, ich bin dessen nicht sicher.

Der Junker erwiederte: Wenn dir zuletzt nur vier kommen, so will ich wegen der andern Hälfte, die nachkommt, dann gern ein Aug zuthun.

Hierauf erwiederte der Stoffel: Es kommen mir alle acht, wenn ich nur heim kann.

Junker. Aber, wie es scheint, gar keins, wenn du nicht heim darfst.

Stoffel. Nein, wenn ich keinen Bericht schicken darf, glaube ich, es könne wohl sein, daß keins kommt.

Junker. Ich glaub's selbst nicht und hab's nie geglaubt, daß dir auch nur eine Klaue kommen werde ohne einen Bericht, an den du vorher nicht gedacht hast, so wenig, als ich glaube, daß der Schulmeister dem Metzger seine Kuh vertauscht. Oder wie ist's, Schulmeister, wenn du im Schloß bleibst, kommt dir die Kuh, die du vom Metzger vertauscht?

Der Schulmeister antwortete auch nichts. Und der Junker sagte: Und ihr andern, damit ich's kurz mache, nicht wahr, die ganze Heerde Vieh, die ihr erwartet und gekauft, ist erlogen, und ihr habt geschwind heim gehen und durch den ersten besten Juden oder Christen, der euch angelaufen wäre, das Vieh, das euch mangelt, zutreiben lassen wollen?

Es antwortete kein Mensch. Das machte den Junker verdrießlich. Man sah das und das Volk fing in allen Bänken an, unwillig zu werden und laut zu sagen, sie hätten das nicht thun sollen, das sei nicht in der Ordnung. Selbst der Hartknopf gab ihnen jetzt Unrecht und behauptete, wenn er hundert Klaftern Heu gehabt hätte, so hätte er's angegeben. Aber er hatte keinen Schuh breit Land und war ein Strumpfweber. Seine Nachbarn antworteten ihm dennoch auf diese Rede, er drehe den Mantel nach dem Winde und habe erst diesen Morgen noch gesagt, wenn's doch nur Gottes Wille sei, daß die Vorgesetzten glücklich seien und ihnen nichts Unrechtes auskomme.

46. Jacob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillständer von Bonnal, wird fuchswild gemacht.

Das Geschwätz in den Bänken war so laut, daß der Junker es merkte, daß das Volk seinen Unwillen über die armen Sünder, die vor ihm knieten, zu äußern anfing. Ich wollte gern, sagte er, ich könnte denken, daß die, die in den Bänken übrig sind, viel besser wären, als die, die vor mir stehen; aber es ist mir Leid, daß ich sagen muß, daß es oben und unten im Dorf und in allen Ecken gleich steht und daß fast kein Haus im Dorf ist, in dem nicht Karste, Seile, Säcke und dergleichen Sachen, die ins Schloß gehören, versteckt sind, und ich weiß, daß der Eine und Andere von euch sogar da vor meinen Augen in einem Rock steckt, der mit Kornsäcken von meiner Schütte gefüttert ist.

Diese Worte waren ihm kaum aus dem Munde, so legte der Hartknopf seinen Rock über die Hosen zusammen, daß man das Futter davon nicht mehr sehen konnte, und ward feuerroth.

Es war aber so auffallend, daß es seine Nachbarn links und rechts merkten und ihm vorn und hinten die

Zipfel seines Rocks umkehrten, das Futter zu sehen. Er ward wie rasend. Er wußte aber auch warum, denn sie fanden bald in einem Zipfel wirklich das Schloßzeichen am Futter, und es entstand ein so lautes Gelächter um ihn her, daß Arner fragen mußte, was das sei.

Der Hartknopf hat das Schloßzeichen im Rockfutter, rief Einer überlaut. Ich habe das Futter schon vor zehn Jahren gekauft, sagte der Hartknopf. Aber das Schloßzeichen ist von den neuen Säcken, die keine fünf Jahr alt sind. Die alten Säcke hatten nur Striche — rief wieder Einer aus den Bänken. Wenn ich du wäre, so würde ich den Rock jetzt heimtragen, damit es still würde, sagte der Junker. Der Hartknopf erwiederte: Gar gern, aber ich habe ihn nicht gestohlen. Es kann nicht fehlen, daß das Tuch rechtmäßig in deinen Händen ist, denn du kennst das Schloßzeichen nicht, erwiederte der Junker.

Hartknopf. Ich weiß nicht, was der Schneider mir für Zeug zum Futter genommen.

Junker. So? Der Schneider hat dir also das Futter dazu gegeben?

Hartknopf. Ja, wahrlich, gnädiger Herr!

Junker. Was für ein Schneider?

Der Hartknopf besinnt sich. — Ich weiß nicht — ich kann nicht sagen — — wohl, der von Wylau hat mir den Rock gemacht, sagte er.

Junker. Ist's wahr? Muß ich ihn kommen lassen?

Hartknopf. Ja er ist todt.

Junker. So, — aber ist der Schneider von Bonnal, der hier ist, nicht dein Gevatter?

Hartknopf. Das wohl, aber er hat darum den Rock nicht gemacht.

Junker. Er ist also vergebens so feuerroth geworden, seitdem von deinem Rock die Rede ist. Aber ich mag weder seine, noch deine Verantwortung anhören und was ich am liebsten sehen würde, ist, daß du deinen Rock jetzt mit dir heimtrügest, damit es stille würde.

Der Hartknopf ging jetzt. Aber an der Kirchgasse wollte

ihn der Wächter nicht weiter gehen lassen und da er nicht mit dem Wächter zurück wollte, den Junker zu fragen, ob er ihn heim lassen dürfe, mußte er bei ihm warten, bis die Gemeinde aus war. Er setzte sich unter des Kienholz großen Kirschbaum, erzählte dem Wächter sein Unglück und bat ihn um eine Pfeife Tabak, weil er seinen im Verdruß auf der Bank hatte liegen lassen.

47. Arners Urtheil über die armen Sünder.

Nach einer Weile, da es wieder stille geworden, verurtheilte Arner die sechszehn, die er ins Pfarrhaus hatte kommen lassen, dahin, daß sie unter sich das Loos werfen sollten, welche zwei von ihnen am nächsten Sonntag in der Kirche neben dem Vogt der Gemeinde vorgestellt werden sollten als Männer, die an allen Verbrechen des Hummel Antheil genommen. Den Renold, der der Siebenzehnte war, entschuldigte er selbst noch einmal vor den andern und ließ ihn von aller Strafe frei. Aber der Renold sagte, er wolle nicht, daß man hierin eine Ausnahme mit ihm mache, er wolle das Loos mit den Andern ziehen und treffe es ihn dann, so wolle er sich in Gottes Namen mit Geduld darein finden. Das rührte den Arner so sehr, daß er sich sogleich vornahm, eher den Andern allen diese Strafe zu schenken. Aber er schwieg jetzt darüber und sagte nur noch über den letzten Betrug der zwei und zwanzig mit dem Heu und dem Vieh, er sehe ihre Handlung nicht unter dem Gesichtspunkt an, daß sie gegen ihn geschehen, sondern vielmehr in dem weit wichtigern, daß sie durch ihren Betrug die Vertheilung der Gemeindeweide hätten verhindern und dadurch ihren armen Gemeindegenossen das Recht der wirklichen Benutzung ihres Eigenthums entziehen und sie desselben berauben wollen, und nach diesem Gesichtspunkt wolle er sie auch bestrafen.

Er befahl hierauf dem Weibel, er solle zwölf alte Männer von den ärmsten aus der Gemeinde an die Plätze der Vor-

geſetzten ſetzen und die zwei und zwanzig ſollten vor ihnen wegen ihres Vergehens gegen die Gemeinde hier öffentlich um Verzeihung bitten.

Das geſchah ſogleich. Der Weibel ging zu den Bänken und ſagte es einigen alten Männern. Einige kamen gern; andere baten, daß er doch andere ſuche, und ſie ſitzen laſſe. Der Kriecher drückte ſich, ehe er ihm noch rief, hervor, wie wenn man ihm ein Stück Brod darſtreckte. Willſt du auch hervor? ſagte der Weibel zu ihm. Wie ihr meint, antwortete der Kriecher. Komm nur, wenn's dich ſo gelüſtet, ſagte der Weibel. Er hat doch auch gar keine Scham im Leibe, ſagten ſeine Nachbarn.

Als die zwölf bei einander waren, befahl der Junker der ganzen Gemeinde, mit entblößtem Haupt zu ſtehen, und den zwölf Männern, ſich zu ſetzen und die Hüte aufzuſetzen; aber die meiſten hatten keine. Man gebe ihnen nur der Vorgeſetzten ihre, die brauchen jetzt keine, ſagte der Junker. Und der Weibel nahm zwölf Vorgeſetzten die Hüte aus den Händen und gab ſie den Armen, die ſie dann aufſetzten.

Nun befahl der Junker dem Schreiber, einem Jeden dieſer zwei und zwanzig vorzuleſen, was er bei ſeinem Eid dem Untervogt Meyer angegeben, das er an Heu und Vieh beſitze, und dann, was ſich gefunden, das er an beiden Stücken wirklich beſeſſen; und ein Jeder mußte in Anſehung beider Stücke laut und deutlich vor der ganzen Gemeinde bekennen, daß es ſo ſei, wie man ihm vorgeleſen.

Der Schreiber las jetzt: Der Geſchworne Kalberleder, zuerſt 10 Klaftern Heu und jetzt 18. Iſt's nicht ſo?

Kalberleder. Es iſt ſo.

Schreiber. Weiter, zuerſt 17 Stück Vieh und jetzt 10. Iſt's nicht ſo?

Kalberleder. Es iſt ſo.

Schreiber. Weiter, Chriſtoph Kalberleder, ſein Bruder, zuerſt 12 Klaftern Heu und jetzt 19. Iſt's nicht ſo?

Chriſtoph. Es iſt ſo.

Schreiber. Weiter, zuerſt 14 Stück Vieh und jetzt 9. Iſt's nicht ſo?

Christoph. Es ist so.

Schreiber. Weiter. Jacob, sein Bruder, der Dicke, zuerst 9 Klaftern Heu und jetzt 15. Ist's nicht so?

Jacob. Es ist so.

Schreiber. Ferner: Zuerst 13 Stück Vieh und jetzt 8. Ist's nicht so?

Jacob. Es ist so.

Schreiber. Der Geschworne Kienast, zuerst 13 Klaftern und jetzt 22. u. s. w.

So fuhr er fort, dem Joggel Kienast, dem Metzger, dem Christoph Morlauer, dem Hans Morlauer, dem Geschwornen Rabser, dem Rabser Curi, dem Speckmolch, dessen Schwager, dem Sennbauer, dem Geschwornen Meyer, dem Meyer, Freßmolch genannt, dem Geschwornen Hügi, dem Sigrist, dem Schulmeister, dem Rütibauer, dem Geschwornen Lindenberger, dem Marx, seinem Bruder, dem Stierenbauer Heirech, dem Roßrütscher Stoffel vorzulesen, wie den obigen, und nachdem der Schreiber mit seinem „Ist's nicht so?" und die zwei und zwanzig mit ihrem „Es ist so" fertig waren, mußten sie noch bei den zwölf Armen, einem nach dem andern, wie oben gesagt, Abbitte thun. Dann entließ Arner die Gemeinde. Es war schon ein Uhr. Auf den Schlag drei Uhr, befahl er, müsse die Gemeinde wieder versammelt sein.

48. Es war seine Speise, daß er höre und thue den Willen seines Vaters im Himmel.

Beim Mittagessen ließ Arner den Renold zu sich ins Pfarrhaus kommen und bat ihn, ihm die Geschichte des Bambergers weitläufig zu erzählen.

Es entfiel dem Renold eine Thräne, da der Junker dies forderte; denn der Bamberger war ihm von Jugend auf lieb und er konnte ihm dieses Opfer der Wehmuth nicht vorenthalten. Dann erzählte er, wie der Bamberger von Kindesbeinen auf so gerade und treu gewesen, daß er um

deswillen hundertmal für einen Narren gehalten worden, daß er aber doch bis in sein fünf und dreißigstes Jahr still, ruhig und ungekränkt gelebt, in welchem Jahr ihn der alte Junker sel. zum Vorgesetzten gemacht. Von dieser Zeit an habe er keinen Augenblick mehr in Frieden und Ruhe leben können und sei immer mit allen Mitvorgesetzten im Streit gewesen, weil er nie zu etwas, das nicht den geraden Weg ging, Hand bieten und ja sagen wollte. Er habe in jedem Fall, wo er Gelegenheit gehabt, auch vor dem Junker die Wahrheit gesagt, wie er sie angesehen, es habe angehen mögen, wen es gewollt habe, und es auf eine Zeit sogar dahin gebracht, daß der Junker angefangen, Mißtrauen gegen den Hummel zu zeigen und es diesen wirklich sehr viel Kunst und Mühe kostete, sich bei ihm wieder in seinen alten Sattel zu setzen. Er sei deswegen auch wie wüthend über den Bamberger geworden, habe ihm von allen Seiten her allen nur erdenklichen Verdruß und Herzeleid angethan, und es so weit getrieben, daß sogar die Schloßdiener auf desselben Anstiften ihrem alten, knurrigen und gehässigen Hund den Namen Bamberger gegeben. Das und hundert dergleichen Dinge habe den guten, etwas furchtsamen Mann dahin gebracht, daß er zuerst leutescheu geworden und sich aus Furcht, es begegne ihm etwas Unanständiges, vor Niemand mehr gern gezeigt. Später sei diese Aengstlichkeit in eine Gemüthskrankheit ausgeartet, so daß er es nicht mehr habe ausstehen mögen, weiter in einem Dorf zu wohnen, wo sogar die Kinder auf der Straße ihm Bosheiten nachgeschrien. In diesem Zustand habe er Alles, was er in Bonnal besessen, verkauft und sei ins Kaiserliche gezogen, wo er erst vor ein paar Jahren in Armuth gestorben; aber ein paar Wochen vor seinem Tod habe er durch einen Landsmann noch heim sagen lassen, er wollte lieber unter den Türken sterben, als zurückkommen, so lange es sei, wie es sei.

Der Junker redete hernach auch vom Hummel mit dem Renold. Dieser sagte unverholen, das Uebel sei vor dem Vogt schon eingewurzelt gewesen und wenn im Schloß

Ordnung gewesen wäre, so wäre es mit ihm gekommen, wie mit hundert andern Müßiggängern; er hätte entweder fort aus dem Land müssen, oder die Noth hätte ihn beten und arbeiten gelehrt.

Er sagte wohl noch mehr. Es zerschnitt dem Junker das Herz, aber er ließ ihn reden, denn er sah, daß er die Wahrheit sagte.

Er ließ sogar auch den Vogt noch eine Weile vor sich kommen und der Renold drückte ihm freundlich die Hand und tröstete und ermunterte ihn. Das that auch der Junker und der Pfarrer. Da es bald drei Uhr werden wollte, bat der Renold den Junker, er möchte doch den sechszehn das Looswerfen schenken, oder ihn auch unter sie stellen, damit sie keinen Groll gegen ihn faßten. Auch der Vogt bat für sie und sagte die merkwürdigen Worte: Sie sind jetzt zu ihrer Strafe nicht vorbereitet wie ich, und werden darob nur wüthend werden. Der Junker besann sich einen Augenblick, was er thun sollte, dann sagte er: Ich will's ihnen auf eure Fürbitte schenken. Und der Renold und der Vogt dankten ihm herzlich.

Ueber diese Zeit hatte er sein Essen ganz vergessen. Er war überwältigt vom Gefühl des Guten, das im Innern der Menschen, die so tief gefallen waren, noch wallte, nahm den Pfarrer bei der Hand und ging noch einen Augenblick mit ihm in den Garten. Sie redeten noch mit einander von der merkwürdigen innern Gleichheit und Ungleichheit der Menschen und von der Gefahr ausgezeichneter Talente in verführerischen Lagen und Umständen. Der Vogt, der Michel, der Renold und der Bamberger waren ihnen merkwürdig, und der Pfarrer sagte bei diesem Anlaß zum Junker: Ich will es ewig nicht vergessen, ich habe selbst auf Wegen gewandelt, auf denen ich hätte werden können, was der schlechteste Mensch auf Erden werden kann. Ja, Junker, damals, als ich vier Jahre lang ohne Brod, ohne Dienst und ohne Hülfe herumirrte und wie ein Bettler vor das Schloß eures Großvaters kam, lernte ich, was ein Mensch

ist, und was auch ich geworden wäre, wenn Gottes ob mir waltende Hand mich nicht wunderbar gerettet hätte.[4])

Der Junker umarmte den Pfarrer. Dieser aber sagte nach einer Weile: Wir alle trinken an der Quelle des Elendes, die diesen Mann verheert hat und Gott ist's, der den einen früher, den andern später von dem Gift dieser Quelle heilt. Ihr Gift selbst wird dem Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, dem andern aber ein Geruch des Todes zum Tode und wenn wir nicht auf jenes Leben hofften, so wäre der Zustand von Millionen Menschen, welche unter Umständen leben, die sie fast unwiderstehlich und unwiederbringlich ins Verderben stürzen, mit der Gerechtigkeit Gottes nicht in Einklang zu bringen und der Mensch wäre die elendeste unter allen Kreaturen.

Ja, lieber Pfarrer, sagte der Junker, wir wollen immer auf jenes Leben hoffen. Unsere jetzigen Erfahrungen zeigen uns deutlich und klar, daß wir mit unserm Volk nur dadurch zu einem guten Ziel kommen werden, wenn wir es dahin bringen, sein jetziges Leben mit fester Kraft an die Hoffnungen des künftigen zu knüpfen.

Das war das letzte Wort Arners, das er zum Pfarrer sagte, ehe er wieder in die Gemeinde ging.

---

49. Wohin den Menschen sein armes Herz bringt, wenn er für dasselbe keinen Zaum hat, sogar in eine Ohnmacht.

Die Weiber von Bonnal konnten diesen Morgen fast nicht erwarten, wie die Gemeinde abgelaufen, und sprangen ihren Männern aus Stall und Küche eilends entgegen, als sie heim kamen. Aber die Vorgesetzten und überhaupt die zwei und zwanzig und was ihren Anhang ausmachte, waren nicht in der Laune, ihren Weibern freundliche Antwort zu geben und sich darüber mit ihnen in ein Gespräch einzulassen.

Er ist mit uns umgegangen, wie wenn wir Hunde wären, sagte der Kalberleder. Du Narr, wärst mit uns gekommen, so hättst's gesehen, sagte der Morlauer. Es ist mir, ich sei aus dem Fegfeuer entronnen, sagte der alte Meyer. Laß mich doch erst verschnaufen, ehe ich mit dir plaudern muß, sagte der Speckmolch. Ich will lieber ins Bett, als jetzt essen und schwatzen, sagte der Kienast. Und Alle gaben ihnen zuerst ungefähr solche Antworten.

Doch es half nichts; ob sie verschnaufen oder ins Bett wollten, sie mußten jetzt erzählen, was ihnen begegnet, und es ging keine halbe Stunde vorbei, so wußten die Weiber so ziemlich Alles haarklein. Aber die meisten wurden wie wild. Die Rabserbauerin, die jede faule Birne unter den Bäumen auflies't, sagte selbst: Hundert Gulden Buß thäten mir nicht so weh, als daß du das verfluchte Bettelvolk öffentlich hast müssen um Verzeihung bitten.

Die Kienholzin verschwor sich, Jahr und Tag nicht mehr in die Kirche zu gehen und sich vor Niemand mehr zu zeigen. Die Speckmolchin heulte, daß sie jetzt just auf den Sonntag Gevatter stehen sollte, wo ihr Mann vielleicht unter die Kanzel müsse. Die Kalberlederin brachte eben von der Erzählung ihres Mannes weg ihren Schweinen das Mittagessen. Die Thiere streckten, wie gewöhnlich, als sie kam, ihr und dem Fressen die Köpfe so weit aus dem Trog entgegen, als sie nur konnten: aber die Frau schlug ihnen mit dem Riegel des Sautrogs, den sie eben in der Hand hatte, auf die Schnorren, daß sie derb. bluteten.

Und die Morlauerin warf den Hut ihres Mannes, den der Bettelmann Niggeli heute aufgesetzt hatte, den geraden Weg ins Feuer. Sie wollte zwar nicht, daß es Jemand wissen sollte, aber der Hut stank so sehr, daß, wer nahe beim Hause war, hinzukam und fragte, was so röche. Hinter dem Haus sagte das Elseli dem Hans Löli geradezu die Wahrheit. Vor dem Haus fragten ihrer drei oder vier. — Ihr Narren, ein Bein, das man ins Feuer geworfen, antworteten der Mann und die Frau. Aber der Löli kam eben dazu und sagte: Ja — ich weiß es besser, dein Hut riecht

ſo, deine Frau hat ihn dir verbrannt. Wer ſagt das? ſchrie die Morlauerin. Euer Elſeli antwortete Löli. Und die Frau ſchmiß das Fenſter vor Zorn zu und ſchlug dem Elſeli die Hand auf den Mund, daß es noch ſtärker blutete, als der Kalberlederin ihre Sau. Eine Weile darauf aber beſann ſie ſich, der Mann brauche um drei Uhr wieder einen Hut; und das Elſeli, das kaum ausgeweint hatte, mußte jetzt eilends zum Hutmacher, einen zu holen. Aber der war noch nicht vom Markt heim und die Frau wußte vor Angſt nicht, was machen; ſie ſchickte das Kind jetzt noch zum Dreher, der ihnen ſchuldig war, er ſolle doch dem Vater den Gefallen thun, und ihm den ſeinigen leihen. Aber dieſer war ſchon in der Gemeinde und der Morlauer mußte alſo in der Kappe in die Gemeinde und ſich da wegen des verbrannten Hutes auslachen laſſen.

So ſehr verwirrte die Tagsgeſchichte unter der Linde die Weiber der Dorfmeiſter in Bonnal. Eine Weile konnten ſie vor Verdruß nicht erzählen, wie es auch ihnen während der Zeit gegangen. Dann aber fingen ſie doch an, ihren Männern zu erzählen, wie ſie den verdammten Hexenmeiſter, den Hühnerträger Chriſtoph in ihre Ställe und zu ihren Kühen hätten hineinlaſſen müſſen.

Die junge Kalberlederin hielt ſich beſonders über dieſes Unglück auf und ſagte, ſie habe ſich doch verflucht und verſchworen das nie zuzulaſſen, und ſie habe es jetzt doch thun müſſen: ob ihr das nicht an ihrer Seligkeit ſchaden könne? Du mußt den Hartknopf darüber fragen, antwortete der Mann. Das will ich auch, ſagte die Frau. Ich glaub' dir's, erwiederte der Mann und erzählte ihr dann, daß der Prophet, wie er ihn nannte, in der Gemeinde wegen eines geſtohlenen Rockfutters erbärmlich zu Schanden gemacht worden, und ſetzte hinzu, er wolle ihn mit dem Hund vom Hauſe wegjagen, wenn er wieder kommen würde. Aber es iſt der Frau bei dieſer Erzählung beinahe ohnmächtig worden, und bei der Drohung, daß ihr Prophet nicht mehr zum Hauſe hinzu dürfe, vergaß ſie vollends weiter daran zu denken, ob es ihr nicht etwa an der Seligkeit ſchaden könnte, daß

ſie den Schwur wegen des Hühnerträgers nicht hatte halten können.

Viele andere Weiber fragten auch, und einige gar ängſtlich, ob denn mit dem Sonntag auch Alles aus ſei und ob der Junker dann weiter nicht nachforſche. Einige von den Hochmüthigſten erkundigten ſich auch, ob ſie jetzt den Hühnerträger als einen ehrlichen Mann gelten laſſen und Alles mit der Weide und der letzten Gemeinde liegen laſſen ſollten, wie es liege, und wie der Junker und ein paar Bettelbuben im Dorf es gern ſähen.

Unter dem ärmern Volk aber war's in vielen Stuben gar luſtig. Mehr als ein Dutzend thaten Thüren und Fenſter zu und verſpotteten dann vor ihren Weibern die Herren Vorgeſetzten, wie ſie den Bettelmann Niggeli und Compagnie hätten um Verzeihung bitten müſſen, wie man ihnen einen großen Schelmenbrief vorgeleſen und wie ſie zu Allem „Es iſt ſo, es iſt ſo" hätten ſagen müſſen. Der Eine habe das Maul verbiſſen, der Andere habe es herabgehängt, der dritte habe gezittert, der vierte mit den Füßen geſtampft. Viele tranken auf Arners Geſundheit und auf die künftigen Jahre, wo ſie, wenn der Junker es forthin ſo angreife, will's Gott ruhiger Brod haben würden; und einige Weiber und Kinder weinten wirklich Freudenthränen bei dieſen Erzählungen.

---

50. Die wahre Regierungs-Weisheit wohnt in Menſchen, die alſo handeln.

Nachmittag legte der Junker der Gemeinde ſeinen Plan wegen der Weidevertheilung vor, zeigte, was ſie nie wußten und nie dachten, daß nämlich vermittelſt der reichen Waſſerquellen, die jetzt unnütz dalägen und ihr gutes Land nur verſumpften, ein großer Theil zu gutem Mattland gemacht werden könne, und bewies ihnen überhaupt, daß durch dieſe Vertheilung ein jeder Gemeindegenoß 3 bis 400 fl. gutes

zinstragendes Eigenthum erhalten werde. Er nahm die Kosten der Wasserleitung, die sich nach vorläufiger Schätzung auf 7 bis 800 fl. belaufen möchten, auf sich und bestimmte dafür einen Bodenzins, auf eine halbe Juchart Mattland 4 Batzen, um den Zins der 700 Gulden Vorschusses zu vergüten. Er versicherte dabei die Gemeinde, daß sie zu ewigen Zeiten von diesem Land dem Schloß keine weitern Abgaben zahlen dürfe, und erkannte mit äußerster Bestimmtheit das Recht der ihnen gebührenden, unbeschränkten Nutznießung dieses ihnen als vorher unbeschwerten Eigenthums zustehenden Landes, und äußerte sich eben so bestimmt über das Unrecht der herrschaftlichen Anmaßung, von dem durch bessere Cultur in höhern Abtrag gebrachten Lande vom armen Volk mehr Nutznießung zu fordern, als das gleiche Land ihnen bei schlechterer Cultur eingetragen. Er sagte über diesen Punkt wörtlich zu der Gemeinde: Das Land ist euer und ist euch von euern Vorfahren als Gemeingut, auf dem keine Abgaben hafteten, hinterlassen worden und ich will nichts weniger, als euch von euerm Land, wenn ihr es gut baut, mehr bezahlen zu machen, als ich davon zu beziehen das Recht habe, wenn ihr es schlecht oder gar nicht baut. Er sagte, einen Augenblick beiseits gehend, dem Glülphi: Der Menschen Anspruch auf Nahrung und Decke, d. h. an ein die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang befriedigendes Dasein, ist, von Gottes und des Christenthums wegen, höher, als alles Eigenthums- und alles Herrschaftsrecht. [5])

Er war aber auch im Innern seines Fühlens, Denkens und Handelns mehr Mensch, als Herrschaftsherr. Sein Eigenthum und seine Rechte waren in seiner Hand Mittel seiner innern, reinen Menschlichkeit. Er sicherte durch dieselben seinen Angehörigen jeden ihnen erreichbaren Genuß des Lebens und bot ihnen durch sie Mittel an, diesen Genuß sich selbst auf eine Weise zu erhöhen, wie sie ihn, ohne Dazwischenkunft seiner Rechte und seiner Liebe, nicht hätten erhöhen können, und that Alles, ihren Hausfegen auch dadurch zu verstärken und für die Zukunft zu begründen, daß

er sie selber, durch eigne häusliche Sorgfalt für seine Zwecke mitzuwirken, hinzulenken suchte. Er rieth ihnen in dieser Rücksicht, die Bäume, die sein Großvater ihnen auf diesem Ried gepflanzt, unter sich zu vertheilen, und bot ihnen an, Jedermann, der schickliche Plätze für junge Bäume habe und ihm verspreche, sie wohl zu besorgen, mit solchen aus dem Schloßgarten zu versehen.

Das Volk, das schon lange diese Bäume serben sah, erkannte den Vortheil und war gleich bereit zu dieser Vertheilung.

---

51. Ein Kläger, dem die Sonne scheint.

Indem das Volk von Bonnal anfing, von seiner Tagesfurcht vor Arner zu einigem Vertrauen auf ihn zurückzukommen, erschien der Hühnerträger von Arnheim und brachte vor der Gemeinde an, wie er doch sein Lebtag keinem Kind etwas zu Leide gethan und über fünfzig Jahre mit Jedermann in Friede und Liebe gelebt, aber jetzt auf einmal ein Hexenmeister sein sollte und von seinen besten Leuten geflohen würde, wie wenn er die Pest mit sich herumtrüge.

Der Junker sah einen Augenblick herum, was diese Klage jetzt für einen Eindruck auf die Leute machen würde, und sah bald, daß sie ihnen zur Unzeit gekommen und daß sich Viele wirklich schämten. Denn sie steckten allenthalben die Köpfe zusammen und einige sagten laut: Das Hexenwesen wird jetzt bald vergessen sein, weil die Gemeindeweide vertheilt ist.

Der Junker that, wie wenn er's nicht hörte und sagte: Glauben kann ein Jeder von euch, was er will, aber einen Andern mit eurem Glauben zu kränken und ihm Unrecht zu thun, davor will ich euch bewahren. Wenn ihr den Mann unter dem Vorwand, als ob er ein Hexenmeister sei, um sein tägliches Brod bringen und nicht mehr in eure Hühnerställe hineinlassen wollt, so mache ich ihn euch zum Sigrist (Meßner), und dann müßt ihr ihn bei euren Kind-

taufen und Hochzeiten neben euch ſtehen laſſen und ihn noch zu euren Mahlzeiten einladen. Da entſtand ein allgemeines Gelächter. Ihrer viele ſagten auf einmal: Nein, nein, wir wollen ihn lieber in unſre Küh- und Hühnerſtälle hineinlaſſen, als ihn zum Sigriſt haben.

Dieſes Geſpräch brachte den noch lebenden Sigriſt faſt außer ſich. Er ſagte zu ſeinen Nachbarn: Damit, daß er mir mein Amt nehmen und es einem verdächtigen Mann geben würde, wäre denn doch nicht bewieſen, daß er unſchuldig iſt. Der Junker ſah das Gemurmel um den Sigriſt herum, und der arme Tropf mußte, ob er wollte oder nicht wollte, jetzt laut wiederholen, was er eben zu ſeinen Nachbarn geſagt. Der Junker aber erwiederte: Das verſteh' ich nicht ſo. Ich will Niemand Unrecht thun und auch Niemand in Schutz nehmen, der Unrecht hat. Wenn Jemand eine Klage wider den Hühnerträger hat und etwas Gefährliches oder Ungebührliches über ihn weiß, der trete vor, ich will ihm Recht gegen den Mann verſchaffen, ſo weit ſein Recht zu gehen vermag. Aber es war kein Menſch, der ein einziges Wort gegen ihn anzubringen vermochte. Da ſagte der Junker: Ihr ſeht doch jetzt, mit welchen Erbärmlichkeiten ihr euch herumtreibt und einander plagt, aber euer Stillſchweigen iſt mir jetzt nicht mehr genug. Ich meinte, es ſollte doch jetzt bald Einem der Vorgeſetzten und Angeklagten zu Sinn kommen, offen zu bekennen, daß es mit dieſem Verſchreien des Hühnerträgers ein abgeredetes Spiel und blos darauf abgeſehen war, die Weidevertheilung zu erſchweren und zu hintertreiben. Die Vorgeſetzten ſahen einander an, und der Renold, der unter ihnen ſaß, bat links und rechts, ſie ſollten ſagen, was an der Sache ſei, und ſie folgten jetzt das erſte Mal in ihrem Leben dem guten Mann. Sie begriffen den Vortheil des Augenblicks, den Junker, den ſie nicht meiſtern konnten, wieder gut zu machen. Ihrer vier ſtanden auf und bekannten, ja, es ſei wahr, ſie hätten mit dieſem Gerede nur die Weidevertheilung hindern wollen.

Aber der junge Speckmolch, der nahe bei dem Junker ſtand, ſagte zu ſeinem Nachbar: Es glaubt doch noch faſt

die ganze Gemeinde, daß es wahr sei. Der Junker, der das hörte, wandte sich gegen den Mann und sagte: Was sagst du? Und ob er wollte oder nicht wollte, er mußte wiederholen, was er eben gesagt hatte, und da er sah, daß er mußte, sagte er endlich: Wenn es sein muß, so darf ich's keck herausſagen, Junker. Es glauben noch sehr viele Leute in der Gemeinde, es sei Alles wahr, was man über ihn gesagt hat, und man könne es ihm noch beweisen, daß er selber ausgeredet, er habe sich um ein Trinkgeld mit dem Teufel in einen Bund eingelassen. Erst gestern hat ein Mann, der jetzt auch in der Gemeinde ist, noch zu mir gesagt, er wollte lieber hundert Rockfutter gestohlen, als nur mit einem Haar in des Hühnerträgers Handel verflochten sein und es sei gewiß tausendmal besser, Rockfutter zu stehlen, als mit dem Teufel einen Bund machen. Er setzte noch hinzu, man möge sich jetzt Mühe geben, wie man wolle, die Sache wegzuleugnen und zu behaupten, es sei einer ein Narr, wenn er's glaube, so sei das gleichviel. Die halbe Gemeinde achte das nicht und glaube, was sie glaube. Indem aber der Mann so von dem allgemeinen Glauben der Leute an den Bund des Hühnerträgers mit dem Teufel redete, war in allen Ecken der Gemeinde ein lautes Gelächter über den Vorschlag des Junkers, den Hühnerträger, wenn sie ihn nicht mehr in ihre Küh- und Hühnerställe hineinlassen wollen, zu ihrem Meßner zu machen, daß der Speckmolch selber merkte, der Glaube an diesen Teufelsbund sei den Leuten nicht mehr so warm im Kopfe, wie er geglaubt. Darum sagte er noch zum Junker, ihn gehe aber die Sache nichts an; er habe nur erzählt, was er gehört habe und es sei ihm ganz recht, wenn es nicht sei.

Du siehst doch jetzt, daß die ganze Gemeinde darob lacht und ihn nicht zu ihrem Sigrist will, sagte der Junker jetzt laut, und etliche Bauern antworteten ihm eben so laut: Nein, nein, wir wollen ihn lieber in unsere Küh- und Hühnerställe hineinlassen, als ihn bei unsern Taufen und Hochzeiten neben uns stehen und sitzen lassen.

52. Ein Doktor in der Perücke, auf einer Tragbahre und im Bett.

So machte der Junker diesem Glauben des Volks an den Bund des Hühnerträgers mit dem Teufel durch einen spaßhaften Einfall ein Ende. Es ist in vielen Fällen gut, Fehler und Thorheiten des Volks auf eine so leichte Weise zu behandeln und das in Spaß zu ziehen, was einer ernsten Behandlung nicht werth oder auch nicht geeignet ist, um Nutzen von ihr zu ziehen. Vielen Menschen thut es weit mehr weh, wegen ihrer Fehler ausgelacht, als nur so halbweg gestraft zu werden. Diese nachsichtige Handlung ist allenthalben gut. Wo die Fehler der Menschen nur aus Schwachheit und Dummheit herkommen und nur Augenblickshandlungen der Selbstsucht einzelner schwacher Menschen sind, da ist diese Manier immer sehr gut. Aber wo solche Fehler von einer kraftvollen Bosheit eingelenkt und unterstützt werden, und auch da, wo sie im Feierkleid eines bürgerlichen Rechts oder im Panzer einer öffentlichen Gewalt erscheinen und durch collectives Zusammenstehen einen eigentlichen Gewaltszustand des Unrechts ausbilden und dadurch demselben eine Art von öffentlicher Weihe ertheilen, unter deren Schutz man ohne Gefahr seine Nebenmenschen beschädigen und um Ehr und Gut und Leib und Leben bringen kann, solche Arten von Vergehungen passen nicht unter die Rubrik von Fehlern, die ein Herrschaftsherr bloß in Spaß ziehen darf.

Der Junker achtete das Verkaufen der Himmelstropfen, mit denen der Treufaug die Vogtin vergiftet hatte, für eine Art solcher Vergehungen, derenthalben sich durchaus nicht mit dem Volk spaßen lasse. Als der Hans jetzt aus dem Pfarrhause unter die Linde kam und dem Junker und dem Pfarrer sagte, die Vogtin glaube jetzt selbst, daß sie von des Treufaugs Tropfen vergiftet sei, und wünsche, daß ihr Mann noch zu ihr heimgelassen würde, ehe sie sterbe, so verließ den Junker die gute Laune über das Hexenwesen mit dem Hühnerträger plötzlich und er rief mit einer Stimme, wie

ich ihn noch nie gehört, ob der Henkerstropfenverkäufer nicht in der Gemeinde sei. Seine Nachbarn antworteten, nein, er sei nicht da, er sei zu Haus.

Auf der Stelle rief der Junker dem Weibel und befahl ihm, hinzugehen und ihm zu sagen, daß er diesen Augenblick hieher komme.[6])

Der Treufaug hatte, wie gewohnt, heute viel getrunken und stand müßig und etwas schläfrig unter seinem Fenster, als er den Weibel gegen sein Haus kommen sah. Er rief ihm zum Fenster hinaus, was er bei ihm wolle.

Weibel. Du sollst auf der Stelle unter die Linde kommen, der Junker befiehlt es.

Treufaug. Und warum das?

Weibel. Ich denke, es sei wegen der Vogtin und deiner Himmelstropfen.

Sobald der Treufaug das hörte, erschrak er und sagte zum Weibel: Du weißt, wenn es auf den Abend geht, so ist es für mich zu spät, über so etwas Red und Antwort zu geben; sage doch dem Junker, ich läge schon im Bett und es sei mir gar nicht wohl, aber ich wolle morgen oder übermorgen ins Schloß kommen, wenn er wolle. Der Weibel, der den Treufaug haßte, brachte dem Junker die Antwort eben wie er sie ihm gegeben, nämlich, er habe ihm zum Fenster heraus und in der Perücke geantwortet, er sei krank, liege im Bett u. s. w. Aber der Junker, der sich die Frechheit dieser Antwort mit derjenigen, die Leute ungestraft im Rausch mit den Himmelstropfen morden zu dürfen, in einigem Zusammenhang dachte, verstand jetzt keinen Spaß, er sagte dem Weibel spöttisch, aber bitter lachend: Bringt mir den Mann, damit ihm sein Spaziergang unter die Linde nicht etwa weh thue, im Bett und auf der Tragbahre, wie er geht und steht, mit der Perücke auf dem Kopf und auf keine andere Weise, als auf diese, hierher, er mag dazu sagen, was er will.

Es ahnte aber auch dem Treufaug Böses wegen seiner Antwort. Sobald der Weibel fort war, nahm er sein altes Perspectiv von der Wand und guckte auf den Gemeindeplatz

hinunter, zu ſehen, wie der Weibel mit dem Junker redete, und merkte augenblicklich ſeinem Mund an, daß er das Geſpött mit ihm treibe. Das erſchütterte ihn, wie wenn er das Fieber hätte, und da er jetzt noch gar den Harſchier zum Junker hervortreten ſah, fiel ihm das Fernglas faſt aus der Hand und zum Fenſter hinaus. Was ihm in der Angſt zu Sinn kam, war, er müſſe ins Bett, damit er darin ſei, wenn allenfalls der Harſchier kommen ſollte. Aber ehe er ging, nahm er das Fernglas noch einmal, und ſah jetzt viele Leute mit Tragbahren beim Junker ſtehen. Es däuchte die jungen Burſchen luſtig, den Herrn Doctor im Bett unter die Linde zu bringen. Sie ſprangen zu Dutzenden und brachten die Menge Tragbahren.

So viel Tragbahren müſſen etwas anderes bedeuten, dachte der Doktor, athmete wieder etwas leichter und ging nicht ins Bett, ſondern in den Keller, in einer Weinflaſche Troſt wider ſeinen Schrecken zu ſuchen. Er hatte ſie aber kaum heraufgebracht und auf den Tiſch geſetzt, ſo pochten der Flink und die Burſchen mit der Tragbahre an ſeine Thür; da ward ihm grün und ſchwarz vor den Augen, als er den Harſchier, die Tragbahre und das nachlaufende Volk vor ſeiner Thüre ſah. Was wollt ihr hier mit eurer Tragbahre? rief er ſtotternd vom Fenſter hinunter. Wir müſſen dich darauf zum Junker tragen, antworteten die Träger. Die jungen Burſchen, die mitliefen, erhoben ein lautes Gelächter. Aber der Flink rief ernſthaft: Macht uns auf, ihr müßt mit uns.

Der Treufaug, beinahe ohne zu wiſſen, was er that, zog die Thür auf. Sie gingen hinauf und der Flink berichtete ihm in Form und Ordnung, was jetzt ſein müſſe. Er aber fluchte und ſagte, er vermöge ja zu zahlen und wenn's 1000 fl. koſtete und mehr, wenn er etwas verfehlt; er laſſe ſich nicht ſo behandeln. Die jungen Burſchen antworteten ihm, der Junker thue das nur, ihn zu ſchonen, weil er gehört, das er krank ſei und im Bett liege. Der Flink aber ſagte, er ſolle Vernunft brauchen und gutwillig thun, was ſich nicht ändern ließe. Aber der Treufaug war

wie wüthend und fluchte, daß er nicht so mit sich umgehen und sich nicht auf der Tragbahre unter die Linde tragen lasse.

Zuletzt war der Flink müde und sagte, wenn er nicht gutwillig kommen wolle, so müsse er ihn binden. Bei Gott, sagte der Treufaug, probir' es Einer und rühr' mich an, er wird erfahren, was ihm begegnet. Ohne ein Wort zu antworten, faßte ihn jetzt der Flink so tüchtig beim Arm, daß er das Messer, das er eben in der Hand hatte, fallen ließ und schrie: Jesus! Jesus! Ich habe eine Fontanelle am Arm, laßt mich doch gehen. Der Harschier antwortete, wenn er freiwillig thue, was jetzt sein müsse, so wolle er ihn nicht anrühren. Da setzte sich der Doctor heulend und schluchzend auf die Matratze, die der Harschier schon auf die Tragbahre gelegt; dann deckten sie ihn noch mit seinem Oberbett und trugen ihn so fort. Er aber hüllte sein Gesicht mit sammt der Perücke unter die Decke, da sie ihn so durchs Dorf trugen. Am Ende des Dorfs aber mußte er sich doch Luft machen, denn er war fast erstickt unter der Decke.

53. Ein aufgelöstes Räthsel, und Arners Urtheil über einen privilegirten Mörder.

Die zwei Männer, die ihn trugen, hießen Kühnerfridli und Reutihans. Sie waren aber noch nicht weit, so that auf einmal dem Kühnerfridli der Arm weh und im Augenblick kam ihm in den Sinn, daß der Treufaug gesagt, es solle Einer versuchen, ihn anzurühren, er werde dann sehen, was ihm begegne. Der Doctor schien ihm jetzt zehnmal schwerer, als im Anfang, und der Kopf war schon voll von Gedanken, er werde aufs wenigste für seinen Lebtag am Arm lahm bleiben. Schweißtropfen liefen ihm über Stirn und Nase herab, da er ihn abstellte. Jetzt griff er sogleich mit der Hand an den Ort, wo der Schmerz herzukommen schien, da fand sich, daß ein großer messingener Knopf ihm gerade zwischen das Tragband und die Schulter zu liegen kam.

Er sah die Ursache seines Schmerzes, athmete wieder freier und trocknete den Schweiß von der Stirn.

Da sie jetzt den Doctor unter der Linde abstellten, war ein unbändiges Gelächter unter dem Volk; aber der Treufaug sprang, so besoffen als er war, wüthend aus seiner Bettdecke heraus und sagte, den Junker und wer da stand, nicht achtend, so gehe man mit keinem Hund, geschweige mit einem Menschen um.

Der Junker war, vom Gelächter des umstehenden Volks hingerissen, nicht in der Laune, das ihm übel aufzunehmen, sondern sagte ihm nur: Du stirbst doch nicht davon, wie die Vogtin von deinen Tropfen, und fuhr dann ernsthafter fort: Ich habe dir schon einmal verboten, deine Henkerstropfen zu gebrauchen; jetzt verbiete ich dir es nicht mehr; brauch' sie, so viel du kannst, und tödte meinethalben mit ihnen so viel Leute, als sich gern von dir wollen tödten lassen; aber wenn Jemand unter deinen Händen stirbt, so mußt du ihm sein Grab machen. Da du aber alt, abgesoffen, und vom Husten geplagt bist, daß du nicht mehr graben kannst, so kannst du in diesem Fall einem Taglöhner deinen grauen Rock mit den vielen Knöpfen und deine schwarze Perücke leihen und er darf in diesem Aufzug für dich das Grab machen, aber du mußt auf einer Bank neben ihm sitzen und ihm zusehen, bis er damit fertig ist; verschweigst du mir aber Jemand, der unter deinen Händen gestorben, so setze ich dich an den Schatten und sorge dann sicher dafür, daß du mit deinen Tropfen Niemand mehr ins Grab bringst.

Damit ließ er ihn jetzt heimgehen, und sagte nur noch: Wenn du etwa in dem Zustand, in dem du jetzt bist, nicht alles verstanden hast, was ich zu dir gesagt habe, so kannst du morgen, wenn du deinen Rausch ausgeschlafen, bei diesen Nachbarn, die Alles gehört haben, dir darüber Raths erholen.

54. Arner genießt wieder den Lohn seiner Arbeit.

Arner entließ jetzt die Gemeinde und sagte zu den umstehenden Nachbarn: Ich habe heute Vieles wieder erfahren und gelernt, Gott gebe, daß ich es zu meinem und eurem Heil recht benutze, und auch ihr habt Vieles gehört und gesehen, und Vieles lernen können, das ihr zu Herzen nehmen und benutzen könnt. Er redete noch eine Weile mit dem Glülphi und dem Pfarrer, und ritt dann heim in seine Burg. Im Angesicht derselben glänzte die untergehende Sonne ihm entgegen. Er erinnerte sich ihres Aufgangs und seiner Morgenbitte und sagte: Gottlob, ich kann sie mit frohem Herzen untergehen sehen! Und die letzten Stunden des Tags waren ihm Wonne.

Noch nie hatte er in der Umarmung seines Weibes und seiner Kinder sich edler und größer gefühlt.

---

55. Es nahet ein Todbett.

Seitdem der Vogt am Morgen von seiner Frau weg wieder ins Pfarrhaus gekommen, verschlimmerte sich ihr Zustand von Stunde zu Stunde so, daß sie selber fühlte, es könne kaum mehr als noch ein paar Tage gehen, daß sie sterben müsse. Sie begehrte noch von ihrem Manne Abschied zu nehmen und der Pfarrer schickte ihn eilend zu ihr hin.

Als er kam, weinte er überlaut. Sie bat ihn, ruhig zu sein, nahm von ihm Abschied und sagte noch: Verzeih mir, was ich dir Unliebes und Böses gethan! Er erwiederte: Es ist an mir, dich um Verzeihung zu bitten. Ich bin am Elend deines Lebens Schuld.

Vogtin. Es ist ja jetzt überstanden. Bitte Gott für mich, daß er mich zu sich nehme, und freue dich, daß ich jetzt dieses Lebens los werde. Ich würde dir jetzt selber noch zur Last werden.

Ach Gott! Ach Gott! Sag' doch das nicht, es zerschneidet mir das Herz, erwiederte der Vogt, und im Augenblick da-

rauf trat der gute Pfarrer in ihre Stube. Das Gespräch brach sich ab. Die Frau streckte ihre sterbende Hand nach ihm aus und faßte sie mit einer Kraft, wie eine gläubige Seele im Geist ihren Heiland umfaßt. Er saß schweigend neben ihr da, aber sein Auge, das Liebe und Trost aussprach, blickte sie unverwandt an. Er legte ihr das Kopfkissen zurecht, er trocknete ihr den Schweiß von der Stirn, er machte ihr mit seinem eigenen Tuch den Mund rein. Zwischen diesen Thaten der Liebe hinein redete er einige Worte des Glaubens und der Hoffnung, sagte einige Trostsprüche der Bibel und sprach erhebende Worte des Gebets aus, die die Sterbende nachsprach.[7])

Auch diesmal schien sie sich etwas wieder zu erholen, und als der Pfarrer sie jetzt einen Augenblick schmerzenlos und ruhig daliegen sah, äußerte er den Wunsch, daß sie die Armen, denen in ihrem Haus Unrecht geschehen, noch ehe sie stürbe, vor ihr Bett kommen lassen und sie um Verzeihung bitten möchte. Die Vogtin erwiederte, sie thäte das so gern und hätte auch schon daran gedacht, aber sie fürchte, die armen Leute hätten zu viel Unwillen gegen sie in ihrem Herzen, als daß sie ihr noch den Gefallen thun würden, zu ihrem Todbett zu kommen.

Der Pfarrer erwiederte: Fürchte das nicht. Ich bin sicher, sie werden von Herzen gern kommen, wenn du es begehrst.

Jetzt wandte sich die Vogtin an ihren Mann und sagte: Es läßt mich leichter sterben, wenn sie kommen; nicht wahr, du gehst zu ihnen und bittest sie darum?

Pfarrer. Er kann jetzt nicht von dir gehen. Ich will den Klaus herumschicken, sie zu bitten.

Vogtin. Wenn er's gern thut, Herr Pfarrer, so laßt ihn doch gehen.

Und der Vogt, den die Frau jetzt wehmüthig ansah und die Hand drückte, ward auch gerührt. Er stand auf und sagte: Ich will gehen; es ist recht, daß ich gehe, sie darum zu bitten, und Niemand anders. Und der Pfarrer wandte nichts mehr dagegen ein. Der Vogt hatte Thränen

in den Augen, da er zu den Armen hinging. Auch rührte diese sein Anblick, sobald sie ihn sahen, und ihre Antworten waren allgemein freundlich und schonend.

Sag' doch deiner Frau, sie soll unserthalben nur ruhig sterben, sagte der Eine. — Es ist ja jetzt Alles vorbei, und was vorbei ist, daran denke ich nicht mehr, sagte der Andere. — Es ist ja nicht nöthig, daß sie sich mehr Kummer mache; ich wünsche ihr von Herzen alles Gute und ein seliges Ende. — Es ist ein Jammerthal auf Erden. Wir thun alle zusammen viel Böses. Sie soll sich doch unseretwegen nicht grämen. — Sie hat mir dann und wann auch etwas Gutes gethan und mir in der Noth, weiß Gott, ein paarmal geholfen, ohne daß du es wußtest. — So freundlich gaben die armen Leute dem Vogt, der jetzt demüthig vor ihnen stand, Antwort und alle sagten: Ja, ja, wenn es sie freue, so wollten sie morgen kommen, und alle wünschten ihr eine leichte ruhige Nacht, und, wenn's Gottes Wille sei, gute Besserung.

Nur die Hoorlacherin zitterte, als er zu ihr kam, und sagte: Ich will ihr gern verzeihen, wenn nur meine Kinder in meinem Elende nicht zu Grund gehen. Der Vogt stand sprachlos vor ihr und antwortete nichts. Im Augenblick nahm die Hoorlacherin ihr Wort zurück und sagte: Vogt, ich will dich in deinem Unglück nicht kränken. Das Wort ist mir nur so entfahren. Gott hat bisher geholfen, er wird ferner helfen. Sag' deiner Frau, ich verzeihe ihr gern und wolle gern zu ihr kommen.

56. Die Liebe besiegt Alles.

Als der Pfarrer die Vogtin verließ, ging er noch zum Treufaug. Aber als er die Thür aufthat, fuhr ihn dieser an und fragte, was er jetzt noch bei ihm wolle.

Euch für einmal einen guten Abend wünschen, erwiderte der Pfarrer liebreich und bot ihm die Hand, aber sah ihn dabei doch steif an. Der Doctor fing bald an freundlicher

zu werden, leerte den beſten Stuhl, den er in der Stube hatte, von Kräutern, die darauf lagen, und bat den Pfarrer, ſich darauf niederzuſetzen. Eine Weile war das Geſpräch unbedeutend, aber da jetzt der Pfarrer von der Vogtin zu reden anfing, kam der Treufaug augenblicklich in Eifer und ſagte: Ich habe zum Voraus gedacht, ihr würdet mir damit kommen; aber man thut mir Unrecht; kein Doctor in der Welt kann es verantworten, wenn ihm ein Patient ſtirbt.

Pfarrer. Aber eure Himmelstropfen ſetzen den Menſchen zwiſchen Leben und Tod.

Treufaug. Alle guten Arzneien müſſen angreifen, und ihr verſteht das nicht, worüber ihr redet.

Pfarrer. Ich behaupte nicht, daß ich die Heilkunſt verſtehe, aber ich fürchte, ihr verſteht ſie auch nicht.

Treufaug. Ihr habt euch nicht darein zu miſchen. Ich habe nie gehört, daß ein Pfarrer dazu da ſei, den Aerzten in ihr Handwerk zu reden und Rath zu geben.

Der Pfarrer wollte ihn freundlich zum ruhigen Anhören hinlenken, aber der Treufaug wurde immer heftiger und redete von ſeinem Recht, Alles, was Krankenſache angehe, allein und nach ſeinem Gewiſſen zu beurtheilen und zu behandeln, mit einer ſolchen Derbheit, daß der Pfarrer endlich die Geduld verlor und ihm antwortete, kein Vieharzt habe das Recht, ein Stück Vieh mit ſeinen Arzneimitteln alſo auf Gerathewohl hin zwiſchen Tod und Leben zu ſetzen.

Der Treufaug erwiderte, er ſei kein Vieharzt.

Pfarrer. Aber unendlich mehr als ein Vieharzt ſchuldig, zu wiſſen, was ihr Kranker halber zu thun oder nicht zu thun habt.

Treufaug. Das weiß ich auch, ſo gut als irgend ein Anderer.

Pfarrer. Nein, ihr geht gewiß nicht gewiſſenhaft mit euren Kranken um.

Treufaug. Das laß ich mir nicht ſagen.

Pfarrer. Ihr müßt es euch ſagen laſſen, denn es iſt wahr.

So ging das Geſpräch eine Weile fort. Der Treufaug

ward immer gröber. Endlich war der Pfarrer müde und sagte ihm: Mein Amt und meine Pflicht befehlen mir, euch zu sagen, daß ihr ein gewissenloser Mann seid, und ich habe sichere Nachricht, daß ihr an dem Abend, wo euch die Vogtin zu sich rufen ließ, in einem Zustand gewesen, in welchem kein kluger Bauer von einem Vieharzt eine Arznei für sein Pferd oder für seinen Stier mit Vertrauen annehmen würde, und in diesem Zustand habt ihr eure Tropfen gegeben, und jetzt, seitdem es gefehlt, habt ihr sie seit drei Tagen liegen lassen, ohne sie auch nur zu besuchen. Ich sage noch einmal, so geht kein ehrlicher Vieharzt mit einem Stück Vieh um.

Er wollte sich jetzt noch entschuldigen, aber der Pfarrer unterbrach ihn schnell und sagte: Ich habe jetzt genug mit eurem Gerede; die Vogtin wird sterben, und wenn man sie aufschneidet, so wird es sich zeigen, daß ihr sie vergiftet.

Sobald das Wort aufschneiden dem Pfarrer zum Mund heraus war, entfiel dem Treufaug aller Muth. Er wußte nicht, was er sagte, und stotterte endlich die Worte: Vom Aufschneiden wird doch keine Rede sein?

Der Pfarrer erwiderte: Wenn ihr euch nicht anders benehmt, so ist's nothwendig, daß man sie aufschneide, und ich werde darauf dringen, daß man es thue.

Jetzt sagte der Treufaug: Ihr seid doch auch gar zu sehr wider mich, Herr Pfarrer.

Pfarrer. So lange ihr euch nicht erkennt und in euch selber geht, so muß ich gegen euch sein, wie ich bin.

Treufaug. Was wollt ihr denn, daß ich thun soll?

Pfarrer. Ich will, daß ihr nicht mehr heilt, oder wenigstens die Himmelstropfen Niemand mehr gebt.

Treufaug. Ich habe doch Leuten geholfen, denen sonst Niemand hat helfen können, und mit Arzneimitteln, die sonst Niemand hat. Soll ich nun diese in die See werfen oder mit mir ins Grab nehmen?

Pfarrer. Ich will das eben nicht fordern.

Treufaug. Nun, was fordert ihr denn?

Pfarrer. Ich meinte, ihr ſolltet einen verſtändigen Arzt ſuchen, ihm eure Erfahrungen mittheilen und eure Arzneien offenbaren.

Treufaug. Das heißt, ich ſolle mir das Stück Brod, das ich mir mit meinen Arzneien verdienen kann, aus dem Mund nehmen laſſen und es einem Andern geben. Und iſt mir das zuzumuthen, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ihr könnt vor Gott und mit gutem Gewiſſen nicht ſagen, daß ihr ohne Gefahr für das Leben eurer Mitmenſchen euer Doctorweſen ſo forttreiben könnt, wie ihr es bisher getrieben, und ihr wiſſet, in welche Gefahr ihr kommt, wenn man die Vogtin aufſchneidet.

Das wiederholte Wort aufſchneiden erſchreckte ihn aufs Neue. Er ſagte: Aber, Herr Pfarrer, warum kommt ihr doch immer mit eurem Aufſchneiden?

Pfarrer. Ihr zwingt mich dazu, wenn ihr in eurem Beruf fortfahren wollt, wie bisher.

Jetzt ſchwieg der Treufaug und ſah ihn nicht erbittert, ſondern wirklich bewegt an. Da ſagte der Pfarrer: Lieber Mann! Ihr müſſet auch ſterben, wie die Vogtin jetzt ſtirbt, und möchtet ihr auf eurem Todbett es noch auf eurem Gewiſſen haben, daß ihr auch von heute an noch mehr Menſchen wider euer Wiſſen und Gewiſſen mit euren Arzneien ins Grab gebracht? Möchtet ihr nicht lieber etwas Gutes gethan und für die Wohlfahrt der Andern auch etwas aufgeopfert haben?

Jetzt ſagte der Treufaug: Ja, wenn man ſo mit mir umginge und redete, ſo würde ich das vielleicht nicht weit wegwerfen, was ihr zu mir ſagt. Ich vermag zuletzt zu leben, ohne eben viel mit dieſen Tropfen zu gewinnen. Aber der Junker iſt mit mir umgegangen, wie man mit keinem Hund umgehen ſollte; es muß ja den Menſchen zur Verzweiflung bringen, wenn man ihn behandelt, wie er mich behandelt hat.

Der Pfarrer erwiderte: Ich glaube ſelbſt, der Junker ſei in der Art, wie er euch behandelt, zu weit gegangen, und ich kann nichts weniger als ſagen, daß die Tragbahren-

geschichte und auch das Grabmachen, zu dem er euch verurtheilt hat, mir sehr gefalle, aber das Eine ist jetzt geschehen und ihr müßt es in Gottes Namen vergessen, über das Andere will ich mit dem Junker reden und ich hoffe, ich werde ihn darüber wohl auf andere Gedanken bringen können.

Der Treufaug erstaunte über diese Aeußerung und sagte: Wollt ihr das thun, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Gewiß und von Herzen gern.

Treufaug. Ich habe nicht geglaubt, daß ihr es so gut mit mir meint, und ich muß es sagen, ich bin wegen der Vogtin selber jetzt nicht recht mit mir zufrieden, und ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich die drei Tage über nicht mehr zu ihr gegangen.

Der Pfarrer erwiderte ihm, daß es ihn freue, daß er hierin seinen Fehler erkenne, und munterte ihn auf, von nun an in seiner Lage christlich und vernünftig zu handeln. Der Treufaug widersprach kein Wort mehr, und der Pfarrer fing jetzt an, von der Vogtin zu reden, wie bußfertig sie noch vor ihrem Ende geworden, und wie sie sich vorgenommen, morgen früh alle Armen, denen in ihrem Haus Unrecht geschehen, noch vor ihr Bett kommen zu lassen und sie um Verzeihung zu bitten.

Der Treufaug war jetzt von seinem Unverstand und von seinen bösen Launen so weit zurückgekommen, daß er dem Pfarrer sagte, er möchte doch dieser Abbitte der Vogtin gern zusehen. Der Pfarrer erwiderte, es könnte ihr Verdruß machen, ihn, nachdem er so lange nicht mehr zu ihr gekommen, bei diesem Anlaß zu sehen. Er erwiderte, er wolle nur in die Nebenkammer hinein, wo er Allem zusehen könne, ohne daß sie ihn sehe.

Das mochte jetzt der Pfarrer wohl leiden. Er hoffte, der Anblick dieses Auftritts werde ihn so rühren, daß er ihn in seinen guten Vorsätzen noch weiter bringen könne. Damit nahm er von ihm Abschied.

57. Menſchlichkeit im niedern, ich möchte faſt ſagen, im verworfenen Volk.

Der Morgen dieſes Auftritts und zugleich der Morgen ihres Todestages war da. Sie erwachte nach einem erquickenden Schlummer, und ſah ſinnend aus ihrem Bette in die Sonne, die ihr nun zum letzten Mal auf dieſer Welt aufging. Jenſeit des Grabes wartet meiner eine beſſere Sonne, war der Gedanke, den ſie bei dieſem Anblick hatte.

Gertrud war vor ihrem Erwachen ſchon bei ihr und milderte ihr jeden Augenblick die Leiden ihres ſchmerzhaften Lagers; bald trocknete ſie ihr den Schweiß von der Stirn, bald legte ſie ihr Kopfkiſſen zurecht, bald kehrte ſie ſie auf die linke, bald auf die rechte Seite; ſie reinigte die Luft ihrer Stube mit Eſſig und ſtellte alle Stühle und Bänke, die im Hauſe waren, den Armen, die nun kommen ſollten, zurecht.

Als ſie einſt die Sterbende ſo ſanft umkehrte, ſagte dieſe: Die Hand des Gottloſen iſt überall hart; und ohne dein Herz, Frau, könnteſt du mich gewiß nicht umkehren, daß es mir ſo wenig weh thäte. Ich ſpüre auch hierin, was mir in meinem Leben gefehlt.

Der Treufaug kam mit dem Pfarrer. Gertrud ſah ihn von ferne, erſchrak und ſagte zu ſich ſelbſt: Was will der in dieſer Stunde? Sie ſtand auf mit dem Vorſatz, dem Pfarrer zu ſagen, er ſolle ihn zurückſchicken. So ging ſie vor die Thür und der Pfarrer ſah, was ſie wollte, und ſagte: Er will nur in der Nebenſtube zuſehen, ohne daß ihn Jemand ſieht. Dann mag ich's wohl leiden, ſagte die Gertrud, ließ ihn hineingehen und führte den Pfarrer zur Sterbenden.

Es ſchlug bald darauf 8 Uhr und die Armen, die ſie zu ihrem Todbett berufen, kamen faſt alle auf den Schlag mit einander zu ihrem Haus und warteten daſelbſt, bis alle bei einander waren, weil ſie glaubten, das viele Auf-

und Zuthun der Stubenthüre könnte ihr bei ihrer Todesnähe noch beschwerlich fallen.

Der Pfarrer ging zu ihnen hinaus, dankte ihnen für ihre Bereitwilligkeit, den Wunsch der sterbenden Vogtin noch zu erfüllen, und bat sie dann, so still als immer möglich hineinzukommen. Jetzt zogen viele Männer und Weiber, die in ihren Holzschuhen dastanden, dieselben ab, nahmen sie in die Hand und folgten dem Pfarrer baarfuß in die Stube hinein. Es waren ihrer bei vierzig Personen, Männer, Weiber und Kinder.

Die Vogtin sah Eins nach dem Andern, wie sie hereinkamen, steif an und bewegte gegen ein Jedes ihr sterbendes Haupt. Die Armen erwiederten ihr den Gruß alle mit freundlichem Nicken und hatten meistens Thränen in den Augen, aber Keines redete ein Wort. Die Hoorlacherin sah aus wie der Tod. Die Vogtin sah sie, zwei Kinder, die vom Hunger und Mangel zeugten, auf ihren Armen, und ihre zerrissenen Schuhe in der Hand, vor sich stehen, und gebeugt, aber geduldig nach ihr hinblicken und dann ihr Aug gen Himmel erheben. Die Sterbende zitterte bei diesem Anblicke und nahm ihren Mann bei der Hand. Dieser verhüllte sein Angesicht in die Decke ihres Bettes.

Die Vogtin erholte sich wieder. Sie hatte, seitdem sie erwacht war und die vorige ganze Nacht fast keinen andern Gedanken gehabt, als was sie diesen Unglücklichen noch sagen wolle und sagen müsse. Sie bat sie jetzt, sich zu setzen, und jedes suchte still das nächste Plätzchen, und Männer und Weiber nahmen die Kinder auf den Schoß.

---

58. Worte einer Sterbenden.

Dann sagte die Frau: Gott grüß euch, ihr lieben, armen, so oft von uns gedrückten und gedrängten Leute! Lohn's euch Gott, daß ihr euch meiner noch erbarmet, und jetzt, da ich euch nöthig habe, zu mir kommt. Ich hab' es nicht

um euch verdient! Wenn ihr in Noth und Elend zu mir kamet, so verschloß ich mein Herz vor eurem Jammer. Ich achtete den Hunger und Mangel, der aus euren Augen redete, wie nichts, und sah nur den Pfenning, der in eurer Hand war. Ich sparte den Tropfen im Glas, der euch gehörte, ich leerte das Maß nicht aus, in dem euer Mehl war, ich nahm den Rahm von der Milch, die ihr für eure Kinder kauftet, von Brod und Butter, von Wein und Fleisch gab ich euch nie das volle Maß und Gewicht und zwang euch, von mir theurer zu kaufen, was euch andere wohlfeiler gegeben hätten.

Um der Sünde unsers Hauses willen seid ihr alle, und noch Hunderte, die nicht da sind, unglücklich geworden. Um unserer Sünde willen haben die Kinder des Dorfs ihre Eltern, die Dienstboten ihre Meister, die Weiber ihre Männer bestohlen und den Raub in unser Haus gebracht. Darum sind wir elender geworden, als alle Menschen. —

Viele von euch litten die Strafe des Diebstahls, und haben für uns gestohlen. Viele litten den Unsegen ungehorsamer Kinder, und sind um unsertwillen ungehorsam worden. Viele verzweifelten, weil sie bei uns verführt worden. Söhne liefen aus dem Lande, weil wir sie zu Grunde gerichtet und Töchter sind unglücklich geworden, weil ihnen in unserm Haus Fallstricke gelegt worden! —

Es ist noch viel mehr, ich kann's nicht aussprechen — ich kann's nicht mehr ändern. Wir haben Gottes und seines Wortes vergessen, wir haben den Glauben verleugnet, wir haben die Liebe verloren und wußten nicht mehr, was Beten und Bußethun ist.

Jetzt fing sie plötzlich in ihrer Rede an zu stocken und sagte: Mein Kind, mein armes Kind, als es auf dem Todbette lag, hat noch das letzte Wort der Erbarmung zu uns geredet, aber wir vergaßen es bald und lebten wie vorhin.

In diesem Augenblick warf sie ihren Blick auf die drei schwarzen Finger des Vogts. Entsetzen ergriff sie. Ihre Sinne verloren sich, ihr Auge verwilderte sich, ihre Lippen bebten, sie rief plötzlich mit einem Schrei: Ich hab' es

verdient, sie enthaupten mich! — Bete ein Jedes ein gläubiges Vaterunser für mich! —

Entsetzen ergriff jetzt alles Volk. Unwillkührlich stand Alles von den Sitzen auf und sprang gegen ihr Bett zu, wie wenn es ihr helfen wollte. Die Verwilderung des Augenblicks war aber bald vorüber. Sie war nicht mehr außer sich, sie lag nur ohnmächtig, aber still und ruhig auf ihrem Bett. Der Pfarrer fiel jetzt mitten unter den Armen auf seine Kniee für die arme Sterbende, und als er sein kurzes Gebet geendet, sagte er noch: Sie hat euch alle um ein gläubiges Vaterunser gebeten, sprechet mir alle laut nach. So betete er mit allen Armen laut das heilige Vaterunser. Es war, wie wenn sie es hörte, ihr Gesicht erheiterte sich sichtbar, ob sie gleich nicht erwachte. Dann gab der Pfarrer den Armen das Zeichen, daß sie nun gehen sollten. Sie gingen jetzt still weg. Kein Auge war ohne Thränen. Selbst die Kinder auf den Armen der Mütter hatten Thränen in den Augen.

Der Pfarrer fand den Treufaug in der Kammer so durch und durch bewegt, daß er ihm von freien Stücken sagte, er könne es nicht aushalten und wolle in Gottes Namen seinem Rath folgen. Er bat den Pfarrer, die Vogtin für ihn um Verzeihung zu bitten, und dieser, um ihn in seinen Entschlüssen noch mehr zu befestigen, bat ihn, nächster Tage zu ihm zu kommen und mit ihm zu Mittag zu essen.

59. Hier ist wahrhaftig ein Haus Gottes und eine Pforte des Himmels.

Ein alter Mann sagte noch viele Jahre nachher über diesen Vorfall: Ich saß auch da mitten unter den Leuten; aber ich kann's nicht ausdrücken und nicht beschreiben, wie uns allen zu Muthe war, als sie ohnmächtig vor uns hinsank.

Geist des Herrn! Der du wie ein Wind wehst und wie ein Feuer brennst, die Herzen der Menschen zu lenken, du segnetest und heiligtest die Worte der Sterbenden, daß

die Schaar der Armen, die gestern noch über sie seufzten und Rache schrien und bitter redeten, jetzt für sie jammerten, wie für eine Geliebte, und ihre Liebe suchten, wie die Liebe einer Schwester, und ihren Segen wünschten, wie den Segen einer Mutter.

Geist des Herrn! Der du die Menschenworte segnest, daß sie werden wie Worte Gottes, ruhe ewig auf den Worten dieser Sterbenden, daß ihr Licht nicht erlösche und ihre Kraft nicht verschwinde, so lange Reiche auf Erden drücken und Arme leiden werden.

Meine Seele preise den Herrn und mein Geist lobe seinen Namen, denn er hat der Sterbenden Barmherzigkeit bewiesen, er hat ihr ihre Sünden verziehen und ihre Missethat ausgelöscht. Ihre Armen beten für sie; selbst die Thränen des Unmündigen auf dem Schoße der Eltern beten für sie zum Herrn. Preise meine Seele den Herrn, und lobe, o mein Geist, seinen Namen!

---

60. Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertreffen wird die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.

Im Heimgehen von der sterbenden Vogtin führte der Weg die Hoorlacherin neben dem Renold vorbei. Dieser saß eben in Gedanken vertieft vor seinem Hause. Die Vorfälle dieser Tage lagen ihm schwer auf dem Herzen. Am meisten machte ihm das Wort Mühe, das der Junker zu ihm gesagt, der Hummel und die Vorgesetzten hätten sehr oft seinem Großvater, wenn ihm dies oder jenes, das sie gethan hatten, nicht ganz in der Ordnung schien, geantwortet, er kenne doch den braven Renold, und wenn etwas Krummes und Unrechtes dahinter gesteckt hätte, so hätte dieser nicht Theil daran genommen. So diente ihnen, sagte er jetzt zu sich selber, mein guter Name und mein

Stillschweigen zu einem Rückhalt, hinter dem sie ihre schlechten Streiche noch verbergen konnten. In diesen Gedanken vertieft, sah er die Hoorlacherin mit ihren drei Kindern nahe bei sich. Er meinte, sie wolle ein Almosen von ihm bitten. Sie that es nicht, grüßte ihn nur, aber sie hatte Thränen in den Augen. Er wußte, daß sie von der Vogtin kam und sagte zu ihr: Bist du auch bei ihr gewesen? — Ja, Gott Lob! sagte die Hoorlacherin.

Der Renold sagte: Du wirst viel davon haben! — Ihr Elend ging ihm nämlich so zu Herzen, daß ihm dieses unvorsichtige Wort entschlüpfte. Die Hoorlacherin aber antwortete: Ja, ich habe viel davon. Wenn sie mich auch doppelt elend gemacht hätte, ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß ich nicht bei ihr gewesen wäre. Ich habe jetzt erfahren, wenn man in seinem Herzen aufgemuntert und beruhigt wird, so ist's mehr, als wenn man gegessen.

Der Renold konnte es fast nicht begreifen, daß sie in ihrem Elend so sprechen konnte, und sie mußte ihm jetzt Alles umständlich erzählen, was in dieser Stunde bei der Vogtin vorgefallen. Er hörte mit großer Rührung zu, und als sie nun fertig war, sagte er: Warte jetzt noch einen Augenblick, ich will und muß dir zeigen, daß mir ihr Todbett auch zu Herzen geht. —

Dann ging er zu seiner Frau in die Stube und sagte: Frau, ich habe im Sinn, der Hoorlacherin wieder zu ihrem Haus zu verhelfen. Du kannst nur vier oder fünftehalb hundert Gulden in die Hand nehmen, wenn du das im Sinn hast, sagte die Frau. Und der Renold: Ich weiß wohl, so viel haftet darauf.

Frau. Und willst es doch?

Renold. Ja.

Frau. Das wär' ein Almosen, man könnte hundert daraus machen.

Renold. Es liegt mir am Herzen, wie kein anderes.

Frau. Ich könnte nicht sagen, daß es mir gefiele.

Renold. Frau, ich habe mein Gewissen in des Vogts Haus oft beschwert und mitgegessen und mitgetrunken, wo

ich nicht hätte trinken ſollen, und geſchwiegen, wo ich hätte reden ſollen; und ich möchte gern zeigen, wie ich darüber denke. Du weißt, wenn es 4000 Gulden gälte, wie 400, ich könnte es ja thun.

Frau. Wenn du's alſo anſiehſt, ſo thu' in Gottes Namen, was du willſt und was du glaubſt, das recht ſei.

Es freut mich, daß du nicht dawider biſt, ich hätte es auch nicht gern gegen deinen Willen gethan, ſagte der Renold und erzählte ihr dann noch ein paar Worte von der Vogtin Todbett. — Das rührte die Frau ſehr, und er ging jetzt hinaus und ſagte der Hoorlacherin, was er ihr thun wolle.

Es übernahm die Frau, daß ſie einen Augenblick nicht reden konnte. Er ſah ihre innere Bewegung, die ſie ſtumm machte. Jetzt dankte ſie plötzlich mit einem Schrei und ſagte: Gott iſt heute bei mir; er war bei der Vogtin bei mir, er iſt jetzt bei mir. Jetzt dankte ſie wieder, zitterte und weinte laut, und alle drei Kinder, die die Mutter weinen ſahen, weinten auch. Um Gottes Willen, macht nicht ſo auf offener Straße, komm mit mir in die Stube, ſagte der Renold. Sie ging mit ihm hinein. Er ſtellte ihr einen Stuhl dar, ließ ſie ſetzen und ſagte: Erhol' dich ein wenig, Frau, ehe du heimgehſt.

Der Anblick ging auch der Renoldin zu Herzen. Es freute ſie jetzt, was ihr Mann gethan hatte. Sie gab ihren Kindern noch die Taſchen voll dürre Birnen, ließ ſie eine Milch eſſen mit einem ſchönen Nidel und ſchnitt ihnen viel Brod hinein, denn ſie ſah, daß ſie hungerten.

Die Vogtin vernahm das Geſchenk des Renold an die Hoorlacherin noch in ihrer letzten Stunde. Das iſt doch eine Freude, die ich will's Gott mit mir in den Himmel nehme. Das war auch das letzte Wort, das ſie in dieſer Welt noch redete. Eine Stunde vorher ſagte ſie noch, ſie komme jetzt zu ihrem Kind in den Himmel, das freue ſie ſehr. Sie löſchte ſanft aus, wie ein Licht.

Gertrud beſorgte ſie zum Grabe, und als die Todtenglocke läutete, weinten die meiſten Menſchen im Dorfe und

ihr Mann ging eine Viertelstunde, nachdem sie verschieden, in sein Gefängniß zurück.

61. Der Pfarrer beim Hartknopf.[8])

Der gute Pfarrer suchte in seinem Eifer den Augenblick der Rührung und Beschämung des Dorfs von allen Seiten zu benutzen und ging in dieser Rücksicht auch zum Hartknopf, der ihn aber eben so unfreundlich als der Treufang empfing. Seine Rockfuttergeschichte machte, daß er in viele Häuser nicht mehr hineindurfte, wo er ehedem gut gelitten war. Er konnte das nicht vertragen. Der arme Tropf wußte von nichts weniger in der Welt, als davon, daß der Mensch aus jedem Unglück, das ihm begegnet, den größten Nutzen ziehen könne, wenn er sich überwinden kann nachzuforschen, wie weit er selbst daran schuld sei. Er wüthete nur darüber, daß Jedermann sein Gespött mit ihm trieb und dachte nicht, daß seine Thorheiten und Laster ihm dieses Gespött zugezogen hatten. Aber so ist der Mensch. Er meint, er dürfe zwanzig, dreißig und vierzig Jahr ein Narr und ein Tropf sein und es dürfe dann doch Niemand darüber etwas sagen, wenn es ihm auskomme. Aber die Welt ist nicht so. Sie lacht über die Thoren, denen ihre Thorheit auskommt, und läßt dumme Tröpfe, die sich selbst zu Schanden gemacht haben, immer lieber vor der Thür stehen, als zu sich in die Stube hineinkommen. Doch gibt es immer noch Leute, die nicht lachen, sondern Mitleid haben. Der gute Pfarrer war gewiß auch Einer von diesen, obschon es der Hartknopf nicht glaubte, sondern meinte, er komme jetzt nur zu ihm, ihn auszuhöhnen. Aber der Pfarrer war so herzlich mit ihm, daß er bald von seinem Irrthum zurückkam.

Er ging recht tief mit ihm in die Ereignisse seines Lebens hinein und sagte ihm unter Anderem: Wahrlich, du bist ein eigentlicher Meinungennarr gewesen, und hast immer vergessen, daß wir alle blind sind auf Erden und uns darum über keine Meinungen zanken und ereifern sollten. Es ist

recht heidnisch, wie du an deinen unverstandenen und unverdauten Meinungen gehangen und dir eingebildet hast, wer nicht denke wie du, der kenne Gott nicht und habe den wahren Glauben nicht. Wahrlich du hast die gute Lehre vom stillen, frommen Gottesglauben zu einer Streitlehre gemacht, daß die Leute, die dir glaubten, am Wort Gottes klaubten und das Evangelium studirten, wie ein böses trölerisches Volk ein verfängliches Gesetzbuch studirt, um einander das Leben zu verbittern und das Blut unter den Nägeln hervorzudrücken. Indessen bist du mit diesem Leben ein Lump geworden und wenn du Kinder hättest, du könntest sie nicht mit Gott und Ehren erziehen. Ich will kein Blatt vor den Mund nehmen und sage dir: Wenn du dich nicht änderst und fleißiger wirst, so fällst du in Kurzem der Gemeinde zur Last, denn ich kenne deine Verhältnisse und weiß auch, daß du in allen Ecken weit mehr schuldig bist, als du zahlen kannst.

Der Hartknopf wollte das nicht an sich kommen lassen und fing an, seinen Meinungentand der Weite und der Breite nach zu rechtfertigen und beweisen zu wollen, daß der liebe Gott selber daran einen Gefallen habe. Der Pfarrer aber ließ ihm das nicht gelten und sagte ihm: Du bist ein einfältiger Tropf, daß du glaubst, der große Gott im Himmel achte viel auf der blinden Menschen armes Geschwätz über Sachen, die ihr Aug' nicht gesehen, die ihr Ohr nicht gehört, und deren reine Wahrheit noch von keines Menschen Mund ausgesprochen, weil sie noch in keines Menschen Herz aufgestiegen. Der Hartknopf wollte lange aus der Bibel beweisen, daß er recht habe u. s. w., aber da er mit dem Pfarrer auf diesem Wege nicht zurecht kam, fing er an, unverschämt zu werden, und sagte ihm, er meine jetzt, weil ihm das mit dem Rockfutter begegnet sei, so dürfe er zu ihm sagen, was ihm in den Mund komme. Wenn das nicht wäre, endete er, Herr Pfarrer, so würde ich euch eine Antwort geben, wie es sich gebührt.

Pfarrer. Antworte mir nur, wie du kannst und magst, dein Rockfutter darf dich gar nicht daran hindern.

Hartknopf. Nun, so will ich's euch gerade heraus sagen, Herr Pfarrer, ihr redet völlig, wie ein Ungläubiger.

Pfarrer. Es muß dir so vorkommen, denn dein Maulbrauchen ist dein Glauben, und einen andern hast du nicht und deines Maulbrauchens und deines Lebens halber bin ich freilich ein Ungläubiger, so sehr man ein Ungläubiger sein kann.

Hartknopf. Ich weiß wohl, daß ihr mich verachtet und immer verachtet habt, aber ihr wißt nicht, was das heißt: „Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet."

Pfarrer. Aber es heißt nicht, aus dem Mund der Lumpen und Schuldenmacher und der Leute, die dem Schwatzen über Gott und göttliche Dinge nachlaufen, um dafür zu essen und zu trinken zu kriegen, wo sie es nicht verdient und wo es sich nicht gebührt; es heißt auch nicht, Gott habe einen Gefallen, wenn man seinen Namen unnütz und leichtfertig nennt und, wie die Heiden bei den Götzenopfern, laut aus vollem Hals „Herr! Herr!" ruft.

Der Hartknopf wußte nicht, wie ihm war, da ihm der Pfarrer also redete. Er unterbrach ihn und sagte: Was sagt ihr mir da, was sagt ihr mir da, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer erwiederte: Ich sage und wiederhole es dir, der Spruch aus der Bibel: „Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet" will nicht sagen: Der im Himmel wohnt, habe einen Gefallen daran, wenn man, wie du, anstatt mit täglichem Fleiß und mit Gott und Ehren sein Brod zu verdienen, täglich einfältigen Weibern nachläuft und mit Geschwätzwerk über das ewige Leben Brod, Wein und Braten für das zeitliche Leben abschwatzt.

Hartknopf. Herr Pfarrer! Ich lasse mir das nicht sagen; ich lasse mir das nicht nachreden, daß ich so ein Mann bin.

Pfarrer. Du mußt es dir nachreden lassen, denn es ist wahr. Du hast mit deinem Maulbrauchen über die Bibel nichts anderes gethan, als was jeder Lump, der im

Wirthshaus beſoffenen Bauern den Kalender und die Zeitungen erklärt und dafür miteſſen und mittrinken darf, was auf dem Tiſch ſteht. Gewiß, gewiß, Hartknopf, du hätteſt ſeit vielen Jahren ſchon beſſer gethan, zu Haus zu bleiben und zu arbeiten, anſtatt in allen Häuſern herumzuziehen und am End über deinem dummen Geſchwätze noch Schulden zu machen.

Hartknopf. Meine Schulden gehen euch nichts an, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Das iſt denn doch die Frage.

Hartknopf. Ich wüßte nicht, wie ſie euch etwas angehen könnten.

Pfarrer. Ich kann dir das gar leicht ſagen.

Hartknopf. Das möchte ich ſehen.

Pfarrer. Das ſollſt du. Da ich geſtern Abend aus dem Schloß heim kam, traf ich den Stierenbauer von Hirzau und den Müller von Grienbach an, die mir auf die Frage, was ſie Gutes machten und wo ſie hinaus wollten, antworteten, ihre Weiber hätten ſie dahin gebracht, dem Ehegaumer Hartknopf mehr Geld zu vertrauen, als ſie jetzt wohl ſähen, daß ſie ihm hätten vertrauen ſollen; es gingen Schuldenmachenshalber ſo viele Gerüchte über dieſen Mann herum, daß ſie zu ihrer Sache ſchauen wollten, ehe es zu ſpät ſei. Und nun, Hartknopf, was habe ich Ungläubiger gethan? Und was hätteſt du, gläubige Seele, an mir gethan, wenn dir Jemand etwas Aehnliches von mir erzählt und es in deiner Hand geſtanden hätte, mich unglücklich zu machen? Ich will dir die Antwort erſparen und dir nur ſagen: Ich habe den Männern geſagt, wenn der Wagen falle, ſo ſeien der Räder immer fünfe und es ſei doch jetzt auch möglich, daß man ſeiner Schulden halber mehr ſage, als wahr ſei. Ich ſetzte noch hinzu, wenn es übel ſtehe, ſo ſei es auch für ſie beſſer, ſie griffen dich nicht öffentlich an, denn ſie würden, wenn du überſtoßen würdeſt, von ihrer Schuld weniger bekommen, als wenn ſie mit Schonung und Sorgfalt mit dir zu Werk gingen.

Was keine Vernunftgründe bewirkten, das bewirkte jetzt

der Schuldenzustand beim Hartknopf. Er verlor alle Farbe. Seine Lippen hatten eine Farbe wie ein abgestandener Fisch. Er sagte jetzt: Es ist wahr, diese zwei Männer könnten mich zu Grunde richten, wenn sie ihr Geld auf der Stelle von mir fordern würden. Seine Angst machte, daß er dem Pfarrer fast nicht einmal dafür recht danken konnte, daß er ihm bei diesen Männern zum Besten geredet. Er stotterte und wußte fast nicht, was er sagen sollte. Der Pfarrer aber unterbrach ihn und sagte: Du siehst jetzt, wohin dich dein Hochmuth und deine Trägheit geführt haben. Oder glaubst du es nicht selber, du hättest besser gethan, fleißig auf deinem Strumpfweberstuhl zu arbeiten, als mit Geschwätzwerk über Sachen, die du nicht verstehst, dir selber den Kopf zu verdrehen, und mit einem Heiligenschein, hinter dem nichts steckt, die Stierenbäurin von Hirzau und die Müllerin von Grienbach dahin zu bringen, daß ihre Männer dir Geld leihen mußten, das du ihnen wahrscheinlich nicht mehr zurückgeben kannst? Jetzt war der Hartknopf in seiner Anmaßung so heruntergearbeitet, daß er dem Pfarrer bekannte, es sei wahr, er sei träge und esse wirklich gern zu Zeiten etwas Gutes, das er sich in seinem Haus nicht mehr zu verschaffen vermöchte, und er könne nicht leugnen, das habe hie und da Einfluß auf sein Benehmen gehabt. Am Ende gab er noch dem Magister Heiligenzahn Schuld, der ihn schon vor zwanzig Jahren so in das Bücherwesen hineingeführt und ihm den Kopf davon so voll gemacht, daß er freilich vieles Andere darob vergessen. Wußte der Magister Heiligenzahn, daß du ein Strumpfweber warst? sagte der Pfarrer. Ja, erwiederte der Hartknopf.

Pfarrer. So hatte er Unrecht. Man muß Jedermann bei seinem Handwerk lassen und der Mensch muß sich nie in Sachen hineinbegeben, die gar zu ungleich sind mit denen, die er in seiner Jugend gelernt und durch die er sein Brot verdienen muß. Sage selbst: Wenn du ein fleißiger, braver Strumpfweber geblieben wärest und deinen Kopf immer recht warm bei deinem Stuhle und deinem Garne gehabt hättest, wärst du nicht viel ehrlicher, viel zufriedner und an

Leib und Seel gesünder, als du jetzt bist mit all dem dummen papiernen Kram, den du im Kopfe hast? Hartknopf! Nicht wissen und nicht verstehen wollen, was Einem zu hoch ist, dabei bleibt's Einem wohl. Man singt dann ruhig sein Glaubenslied und kommt heiter zum Grabe; und wer am meisten weiß, weiß immer, daß er nichts weiß. — Hätte dir der Magister Heiligenzahn anstatt des Kopfes das Herz mit der Bibel voll gemacht, so hättest du über ihr sicher nicht so vieles Andere vergessen.

---

62. Das Begräbniß der Vogtin, und die Weisheit des Pfarrers gegen den Treufaug.

Wenige Stunden, nachdem die Vogtin die Armen, denen in ihrem Haus Unrecht geschehen, um Verzeihung gebeten, starb sie. Ihr Begräbniß wahr rührend. In Bonnal begleiten Männer und Weiber die Todten zum Grab.

Die Menge der Armen, denen Unrecht in des Vogts Haus geschehen, kamen zur Leiche und boten dem Vogt freundlich die Hand. Auch der Treufaug begleitete sie zum Grabe. Der Pfarrer hatte dem Junker schon vorher geschrieben, die Erscheinung des Treufaugs beim Grabmachen der Vogtin würde einen Spottauftritt veranlassen, der wohl zur Verwilderung der Volks, aber nicht zur Besserung des Treufaugs beitragen würde. Der Junker antwortete dem Pfarrer, er sehe ein, daß er in seinem diesfälligen Urtheil zu weit gegangen; er solle dem Treufaug sagen, er wolle ihm diese Strafe schenken, aber er verbiete ihm, diese Tropfen wieder Jemand zu geben.

Auch der Junker begleitete die Leiche und der Treufaug bückte sich fast an den Boden, da der Junker ihn grüßte, als er neben ihm vorbeiging, und Jedermann, der den Junker und den Treufaug unter der Linde gesehen, mußte jetzt mitten in der ernsten Stimmung, die allgemein bei diesem Begräbniß herrschte, über den Bückling des Treufaug

lachen. Dieser aber ging noch am gleichen Abend zum Pfarrer, ihm zu danken, daß er ihn von dem schrecklichen Grabmachen erlöst, mit dem ihn der Junker bedroht, und war jetzt bei ihm in einer so guten Laune, als er vorher in einer bösen war. Der Pfarrer setzte ihm eine Flasche vom besten Wein vor, den er im Keller hatte. Der Treufaug nahm sie an, war sehr gesprächig, und sie kamen bald auf die Zaubermittel, die er von seinem Großvater geerbt. Der Pfarrer schlug ihm freundlich auf die Achsel und sagte: Aber nicht wahr, ihr habt an diese Gaukelceremonien nie geglaubt?

Treufaug. Ganz gewiß, Herr Pfarrer, eine sehr lange Zeit, wie an das Evangelium.

Pfarrer. Aber wie ist das möglich?

Treufaug. Es sind mir dabei Sachen begegnet, die mir bis auf den heutigen Tag unbegreiflich sind.

Pfarrer (immer lächelnd). Es gibt allenthalben viel Außerordentliches. Aber ihr habt's gut. Wenn euch die Hexerei geräth, so sagt ihr: Da seht ihr die Wahrheit unserer Kunst; fehlt sie aber, so sagt ihr, es fehle nicht an der Kunst, es fehle nur am Glauben, oder es sei nicht die rechte Stunde und dergl.

Treufaug. Zu Zeiten gibt es wirklich dergleichen Antworten.

Pfarrer. Ihr saht aber doch bald ein, daß eure Zaubermittel Betrug waren.

Treufaug. Um die Wahrheit zu sagen, merkte ich nach einiger Zeit, daß hinter den Recepten des Großvaters nicht Alles stecke.

Pfarrer. Aber ihr brauchtet sie doch fort.

Treufaug. Ich mußte wohl. Wenn ich gesagt hätte, sie wären nichts nutz, so wäre ich um mein Brod gewesen und am Ende war ich solcher Worte so gewohnt, daß ich meinte, sie gehörten zur Sache, ohne etwas dabei zu denken, ungefähr wie unser Kaminfeger; der meint auch, sein Kamin wäre nicht gefegt, wenn er nicht noch ein Lied oben zum Loch hinaus gesungen hätte.

Pfarrer. Aber ihr haltet doch jetzt mit dem Singen von solchen Kaminfegerliedern etwas ein?

Ja, ja, Herr Pfarrer, ganz gewiß, sagte jetzt der Treufaug, und war beim Leeren seiner Flasche immer noch heiterer und gesprächiger; doch da er nun weggehen wollte, und der Pfarrer ihm wiederholte, er solle jetzt bald mit dem Dr. Müller auf ein Mittagessen zu ihm kommen, verfinsterte sich sein Gesicht und er sagte: Diesem möchte ist denn doch nicht Alles erzählen, was ich euch jetzt gesagt habe; wir haben uns nie recht gut mit einander vertragen können.

Pfarrer. Aber ihr kommt doch; er ist ein sehr verständiger Mann und kann euch gewiß dienen.

Das versprach jetzt doch der Treufaug dem Pfarrer noch beim Weggehen in die Hand. Mit solchem Ernst, mit solcher Liebe und mit solcher Sorgfalt benutzte der Pfarrer die Rührung und Beschämung, daß er in diesem Augenblicke viele Menschen im Dorfe für seine Wahrheit empfänglicher machte, als sie es bisher nicht waren.

---

63. Zu beweisen, daß die Menschen das werden, was man aus ihnen macht.

Die Vorfälle dieser Tage hatten indessen auf das Dorf einen äußerst großen Einfluß. Es zeigte sich seit ein paar Tagen ein Anfang von der Möglichkeit, daß sich Vieles im Dorf leichter ändern und bessern könne, als man sonst gewöhnlich annimmt und glaubt. Das aber ist wichtig. Die Anfangspunkte solcher Aenderungen und Besserungen sind in verdorbenen Dörfern schwer zu erzielen. Aber sie waren erzielt. Sie standen sichtbar vor Arners, Glülphis und des Pfarrers Augen und zeigten sich vorzüglich und auffallend darin, daß jetzt Alles mit dem Pfarrer gut sein wollte. Die Weiber machten's am buntesten. Wenn er vorbeiging, riefen sie ihren Kindern aus den Fenstern über die Gasse zu: Siehst du auch den wohlehrwürdigen Herrn

Pfarrer? Gib ihm das Händchen. — Die Männer waren überhaupt ſtiller, doch auch freundlich. Aber faſt Jedermann ſchämte ſich, der Eine ob dem, der Andere ob jenem. Der Eine gab dem, der Andere einem Andern Schuld. Aber Jedermann geſtand, daß man Unrecht und der Junker Recht gehabt. Alles war jetzt ſogar dem Maurer und ſeiner Frau zur Aufwartung bereit, und Alles ließ den Hartknopf, den Kriecher und ſogar des Sigriſten Leute ſtehen und gehen. Sogar der Lips mußte entgelten, was er gethan. „Hüni, Hüni, du haſt ein wüſtes Ei gelegt," riefen ihm links und rechts die Jungen und Alten zu. Der Hühnerträger fand Küchelchen und Eier feil, ſo viel er nur wollte; und ſelbſt die junge Kalberlederin, die ſich vorgeſtern noch wegen ihrer Seele Heil bekümmerte, daß ſie ihn in den Stall hineinlaſſen müſſe, rief ihm jetzt mit lachendem Mund unter der Thür, ſie hätten drei paar ſchöne reife junge Tauben.

Ueberhaupt aber war es ſichtbar, daß Arner alles Volk, ſo zu reden, wieder zu ſich ſelbſt gebracht und bewirkt hatte, daß Jedermann ſich weniger um das Fremde und mehr um das Seinige bekümmerte.

---

64. Zu einem guten Ziel kommen, iſt ganz ſicher beſſer, als vom guten Ziel viel Wortweſens machen, und dabei zurückbleiben.[9])

Aber ſchon am erſten Abend, nachdem der Vogt als Gefangener ins Pfarrhaus gebracht worden und ihn der Pfarrer auf dieſe Strafe, die noch auf ihn warte, vorbereiten wollte, zeigte er das äußerſte Entſetzen vor dieſer Strafe und ſagte gerade heraus, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als ſich unter die Kanzel ſtellen. Der Pfarrer konnte dies Entſetzen nicht begreifen, wollte ihm Vorſtellungen machen und ſagte: Das iſt entſetzlich geredet. Der Vogt erwiederte: Ich kann nicht helfen, unter dem Galgen wußte ich, daß ich dem Henker unter den

Händen ſei und meine Vergehungen kamen mir an dieſem Ort ſo lebendig vor Augen, daß ich, bis zum Einſinken von ihnen ergriffen, nicht ſah, was um mich her und mit mir vorging, in der Kirche aber wird es durchaus nicht alſo ſein; es wird mir nicht ſein, ich leide eine Strafe, es wird mir nur ſein, man treibe Geſpött mit mir, und die hundert und hundert, die ich dann mich kaltblütig und boshaft angaffen ſehen werde, werden mir tauſend und tauſend Dinge in den Kopf bringen, von denen ich wünſchen muß, daß kein Einziges von allen bis an mein Grab mir in den Kopf komme. Der Pfarrer that etliche Stunden nach einander Alles, um ihn von dieſer leidenſchaftlichen Anſicht dieſer Strafe abzulenken, aber es war unmöglich. Thränen floſſen ihm haufenweis über die Wangen, wenn der Pfarrer nur ein Wort wieder davon anfing. Einmal ſagte er gerade heraus: Denkt, Herr Pfarrer, wie es mir wird ſein müſſen, wenn die Vorgeſetzten, die um kein Haar beſſer als ich ſind und von denen Viele, wenn ihre Thaten näher unterſucht würden, eben wie ich unter den Galgen gehörten, in ihren Kirchenſtühlen wie heilige Männer daſtehen und ihre Weiber, die ich ſo oft in meinem Haus voll und toll ſah, anſtatt auf eure Predigt zu achten, die ganze Zeit über ihre Augenweide an meinem Daſtehen haben werden; Herr Pfarrer, denkt, was alles dieſes für einen Eindruck auf mich haben wird und habt wenigſtens Mitleiden mit mir, wenn ihr es nicht ändern könnt. Gewiß aber iſt, ich wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als unter die Kanzel.

Der Pfarrer ward durch dieſe Vorſtellung wirklich bewegt, ſuchte aber noch ein paarmal, ihn von dieſer Anſicht ſeiner ihm noch bevorſtehenden Strafe zurückzulenken. Da er es aber unmöglich fand, ſchrieb er gegen das Ende der zweiten Woche ſeiner Gefangenſchaft dem Junker folgenden Brief:

Wohledelgeborner Herr!

Ich bin ſchon wieder in der Lage, Sie zu bitten, dem Vogt das unter der Kanzel ſtehen zu ſchenken, wie ich Sie

gebeten, dem Treufaug das Grabmachen zu ſchenken. Ich redete, ſobald er als Gefangener ins Pfarrhaus gebracht wurde, mit ihm und wollte ihn auf das, was auf ihn wartete, vorbereiten, aber er ſagte mir, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als ſo in die Kirche. Ich fand es im Anfang unverſchämt und konnte es nicht begreifen, aber er erklärte ſich über den Einfluß, den dieſe Strafe auf ihn machte, ſo lebhaft, daß ich einſah, ſie werde weder auf ihn, noch auf das Volk einen wohlthätigen, ſondern einen ſie beiderſeits ſo verwildernden Einfluß haben, wie keine Kirchenhandlung je einen ſolchen auf die Menſchen haben ſoll. Ich muß alſo, wenn ich meiner Ueberzeugung folgen will, Ew. Gnaden bitten, den Mann am Sonntag in ſeinem Gefängniß und mich mit der Gemeinde allein reden zu laſſen u. ſ. w.

Der Junker antwortete ihm auf der Stelle:

Lieber Herr Pfarrer!

Sie faſſen meine Strafurtheile alle mit ſo viel Menſchenkenntniß und Menſchenfreundlichkeit ins Auge, daß ich faſt denke, ich ſollte keines mehr ausfertigen, ohne es vorher durch Ihre Cenſur paſſiren zu laſſen, und doch bin ich gar nicht der Meinung, daß die bürgerlichen Urtheile viel gewinnen würden, wenn ſie alle nur durch ein kirchliches Exequatur als gültig und vollſtändig erklärt werden müßten. Aber Ihre Anſicht des Gegenſtands iſt ſo richtig und einleuchtend, daß ich faſt nicht begreifen kann, daß ſolche Strafen Jahrhunderte beſtehen konnten, ohne daß ihre Unſchicklichkeit jemals öffentlich zur Sprache kam. Doch man achtet den Eindruck, den irgend etwas in animam vili haben mag, nirgends gar viel. Wären Sie in einer Hauptſtadt und nicht in einem armen Dorf einer kleinen Herrſchaft, ſo würde Ihre Pſychologie vielleicht Folgen haben; doch nicht unter einem Helidor.*) Der würde Sie als der Kirche und dem Staat gefährlich erklären, wenn Sie einen

*) Helidor iſt der allmächtige Miniſter des Landes, in dem Arners Herrſchaft liegt.

alten Gebrauch, wie das unter die Kanzel ſtellen iſt, und der auf das Volk oft wie eine Carnevals-Luſtbarkeit wirkt, auch nur von ferne antaſten wollten.

Leben Sie wohl, lieber Herr Pfarrer ꝛc. ꝛc. —

Der Pfarrer freute ſich über des Junkers Brief und ſagte dem Hummel, daß er zu Haus bleiben könne. Dann las er den Brief noch ein paarmal, weil er im Anfange meinte, der Junker ſei doch über die Cenſur ſeiner Urtheile etwas empfindlich geworden. Aber je mehr er ihn las, deſto mehr verſchwand dieſe Beſorgniß. Er fand im Gegentheil alle Augenblicke mehr, der Brief ſei in ganz guter Laune geſchrieben und nicht ſo wohl gegen ihn, als gegen den Clerus und gegen die Gelüſte nach Ausdehnung ihrer Cenſur- und Gewaltsrechte gerichtet. Dieſe aber kannte er ſelbſt als entbehrlich und von einer Natur, daß ſie die Spottworte der bürgerlichen Gewalt nicht ſelten gar wohl verdienen. Zufrieden ging er jetzt auf ſeine Studirſtube und bereitete ſich auf ſeine Morgenpredigt.

Die Gemeinde aber war voller Erwartung, was der Pfarrer am Sonntage über den Vogt wohl ſagen möchte, und wie es geht bei ſolchen Anläſſen, ſo beſchäftigte man ſich viel mit dem Vogt und ſeinem vergangenen Leben und dieſer und jener wußte ein Stück daraus zu erzählen, das ihnen jetzt in ſeinem wahren Lichte erſchien, während ſie früher über ſeine Schelmenſtreiche, die er in der Weinlaune wohl ſelbſt erzählt hatte, gelacht hatten. Wir müſſen auch hineinſchauen in ſein vergangenes Leben, um die Wurzeln einer ſolchen Verderbtheit zu erkennen und daraus zu lernen, wie das Böſe klein anfängt und groß endigt.

---

65. Was ein Häkchen werden will, krümmt ſich in der Zeit.

Hummel war geboren im Jahr 1729 und iſt den 28. Heumonat deſſelben Jahres in hieſiger Kirche getauft worden. Seine Taufzeugen waren ein Geſchworner Kienholz und

eine Frau Eichbergerin. Er erinnert sich aber nicht, weder von dem Einen noch von dem Andern ein einziges Wort christlicher Lehre oder irgend eine Warnung oder Aufmunterung zu etwas Gutem oder Nützlichem gehört zu haben, vielmehr habe er dem Kienholz allemal, wenn er zu ihm gekommen, alle Bubenstücke und bösen Streiche, die sie im Holz und Feld verübt, erzählen müssen.

Seine Eltern, Christoph Hummel und Margarethe Kienholz, gehörten unter die zahllosen Unglücklichen, denen das Wesentlichste ganz mangelte, was zur guten Erziehung eines jeden Kindes nothwendig ist. Ihre Wohnstube war kein Tempel Gottes. Sie athmete nichts, als menschliches Elend und tägliche Auftritte der Schlechtigkeit und Gottesvergessenheit. Sie lebten ohne Hausordnung, ohne Ueberlegung, ohne Liebe, ohne Achtung, ohne Segen im Verderben eines armseligen sinnlichen Hinschlenderns, in der Elendigkeit eines zwecklosen, willenlosen Lebens. Sie kannten nichts Edles, sie suchten nichts Gutes und fanden im Schlechten und Bösen, das sie thaten, auch keine Befriedigung.

Das Christenthum war ihnen nichts, als etwas Aeußerliches. Sie beteten zwar, wie es damals der Brauch war, am Morgen und Abend. Sie aßen nicht ungebetet und gingen alle Sonntage zur Kirche, selbst wenn's regnete und schneite. Sie glaubten, sie müßten das dem lieben Gott thun, wie sie Zehnten und Bodenzins dem Junker ins Schloß bringen mußten. Aber daß ihr Herz den lieben Gott etwas angehe, davon hatten sie keine Ahnung.

So wie ihnen der liebe Gott innerlich nichts war, ob sie gleich äußerlich thaten, was jeder Hausvater und die ganze Gemeinde dem lieben Gott an den Sonntagen und an Werktagen auch thut, so waren ihnen ihre Kinder innerlich auch nichts, ob sie sie gleich äußerlich nährten, kleideten und in die Schule schickten. Sie thaten alles das auf eine Weise, die nicht schlechter sein konnte. Ihre Kinder waren ihnen in den meisten Fällen, wo sie etwas für sie thun sollten, zur Last. Der Vater war ein Uebelhauser und die Mutter eine unwirthschaftliche Tröpfin und so unordentlich,

daß sie fast allenthalben, wo sie hingekommen, und selbst in der Kirche den Leuten zum Gelächter geworden ist. — Aber was schlimmer war, als ihre krumme Haube und ihre schmutzigen Kleider, war ihr Hochmuth und ihr mißgünstiges Herz.

Sie hatten ein ziemliches Vermögen zusammengebracht, aber bei ihren Fehlern war es natürlich, daß es in ihrer Hand bald zu Grunde ging, und sie ihren Hof bis auf wenige Aecker schon in den jungen Jahren Hummels verkaufen mußten. Das war aber auch der Grund, warum tiefe Verachtung und bitterer Unwille gegen seinen Vater und gegen seine Mutter schon in den jüngern Jahren in die Seele des stolzen und eiteln bösen Buben hinein kam, der sich dann in den spätern Jahren in der abscheulichen Handlungsweise äußerte, die er gegen seinen Vater, der sich endlich bei ihm verleibdingte, erlaubte.

Die Fehler seiner Eltern gaben der Lebendigkeit seiner Anlagen in allen Rücksichten Spielraum und Reiz zur vielseitigsten Befriedigung seiner bösen Neigungen und steigerten eigentlich in ihm alles Schlechte und Böse, das in seinen Eltern lag, zu der Greuelkraft, in der es sich in seinem Leben äußerte. Er wurde nicht nur so schlecht, als sie waren, sondern die vorzüglichsten Talente, die er hatte, machten noch, daß ihre Fehler bei ihm von unendlich größerer Bedeutung wurden. Was in seinen Eltern und bei ihnen schlecht war, wurde in ihm und bei ihm eigentlich verrucht, und das zeigte sich schon in seiner zarten Jugend auf eine Weise, die das Elend und Unglück, dem er entgegen ging, jedem Menschenkenner zum Voraus vor Augen stellen mußte. Er konnte in seinem vierten und fünften Jahre bei jeder Gelegenheit, wo ihm etwas Widriges begegnete, ein paar Augen machen, daß sich jeder ehrliche Vater und jede ehrliche Mutter darob behüten und besegnen müßten, wenn sie je eins ihrer Kinder solche Augen machen sehen würden. Er war in diesem Alter im Stande, den Kopf aufzusetzen und zu trotzen oder Wörter und Ausdrücke, selbst gegen seine Eltern, zu gebrauchen, die keinem nicht schon in die tiefste

innere Verhärtung versunkenen Kind je zum Mund herausgehen. Die armen Eltern lachten zwar oft darüber. Sie glaubten, seine frechen Antworten bewiesen seinen Verstand und dachten nicht, das Frechheit und Schamlosigkeit dem Menschen seinen Verstand gerade da nehmen, wo er ihn am nöthigsten hätte.

Sie ließen ihm den Mund aufthun, wo er wollte und über was er wollte; und das Maulbrauchen und der Müßiggang wurden bei ihm, was sie bei so vielen Leuten sind, gute Geschwister, die sich immer gern bei einander finden. Er ward bei seiner Frechheit schon früh ein Erztagdieb. Anstatt das wilde Feuer, das beinahe von der Wiege an in ihm sichtbar war, zu dämpfen, ließen seine armen Eltern ihn dasselbe im Müßiggang und Maulbrauchen täglich und stündlich noch anfachen.

Er war aber kaum sieben Jahr alt, als sie zu merken anfingen, wo sie mit ihm zu Haus seien. Schon damals wuchsen ihnen seine Fehler, die in ihm erstarkt, über den Kopf. Was sie immer nun von Folgen, Arbeiten und Rechtthun zu ihm sagten, ließ er zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus. Selbst mit Schlägen richteten sie jetzt nichts mehr an ihm aus. Wenn sie einen Teufel aus ihm herauszuschlagen glaubten, so schlugen sie damit sieben andere in ihn hinein. Daß Vater oder Mutter ihn etwas lehren konnten, davon war keine Rede. Er sagte ihnen, wenn sie ihm etwas zeigen wollten: „Du kannst es selbst nicht.“ Er spottete sie aus: Ja, ja! So so, gelt aber? und dergl. Das waren die gewöhnlichen Antworten, die er ihnen gab. Er hatte indessen ein Gedächtniß, wodurch ihm in der Schule alles Lernen wie nichts war; aber er trieb mit Allem, was er konnte, nur Hoffahrt, lachte die Andern aus, wenn sie es minder gut konnten, und hatte über nichts so eine Freude, als wenn er machen konnte, daß sie zu Schanden wurden.

Er flüsterte einst einem Kinde in der Kirche auf die Frage des Pfarrers, wer der Schlangentreter sei, zu: Der Teufel. Der Pfarrer schimpfte auf das arme Kind ab-

ſcheulich wegen dieſer Antwort und fragte hierauf ihn. Der Böſewicht war im Stande, ohne eine Miene zu verziehen, zu antworten: Der Schlangentreter iſt unſer lieber Herr und Heiland und Seligmacher Jeſus Chriſtus.

Den alten Schulmeiſter kränkte er mit Worten und Thaten, ſo viel er nur konnte und mochte. Der alte Mann hatte ſeit vielen Jahren, da es in ſeiner Nachbarſchaft brannte, eine entſetzliche Furcht vor dem Feuer. Wenn dann der Hummel nicht gern lernte, ſo warf er ihm in der Küche Sachen ins Feuer, die übeln Geruch verbreiteten, damit er erſchrecke und im Hauſe herumlaufe, um zu ſehen, wo es unrichtig ſei. Er zündete ſogar oft Zunder in der Taſche an und achtete es nicht, das größte Loch hinein zu brennen, wenn er nur den Schulmeiſter in Schrecken jagen konnte.

Der alte Mann hörte nicht mehr gut und der Bube redete immer entweder ſo leiſe, daß dieſer kein Wort verſtand, oder ſo laut, daß die Leute auf der Gaſſe ſtillſtanden, zu hören, was für Geſchrei in der Schule ſei, was den Schulmeiſter dann noch mehr verdroß.

Einmal hatte er ihm zwei Wochen den Schullohn nicht gebracht und da ihn der Schulmeiſter forderte, gab er ihm zur Antwort: Wenn du nicht warten magſt, ſo will ich heimlaufen und dir ihn auf dem Schubkarren bringen.

Im dreizehnten Jahr iſt er ſeinem Vater entlaufen und in der Waldreuti Weidhirt geworden. Der Reutibauer achtete ſeiner minder als eines Stücks Vieh, wenn er nur alle Abende ſeine Heerde richtig heimbrachte.

Das Weidehirtenleben, wie es jetzt iſt, iſt entſetzlich verderbt. Es kommen jetzt auf den Bergen und in den entfernten Weiden immer bei Halbdutzenden oft von Bettel- und Streifervolk angenommene Hüterbuben zuſammen und thun da alle nur erſinnlichen Bosheiten.

Der Hummel war bei dieſem Weidehirtenleben wie in ſeinem Elemente. Er ſchüttelte weit und breit alle Obſtbäume, ehe ſie reif waren, und warf das unzeitige Obſt zu ganzen Körben voll dem Vieh vor und in Sümpfe und Gräben. Er nahm im Walde und auf den Bäumen alle

Nester aus und marterte die armen Vögel zu Tode. Er ließ, wo er konnte, das Bergwasser ins Feld, die Saat zu verderben. Er öffnete in allen Zäunen dem Vieh Wege, daß es überall Schaden anrichtete. Er rief allen Vorbeigehenden schändliche Dinge nach und tyrannisirte unter anderm einen kleinen fremden Hüterbuben, daß er seine Heerde hüten mußte, wenn er unter dem Baume lag und schlief, oder wenn er im Wald den Vögeln nachkletterte oder mit den größern Weidhirten spielte und gestohlne Erdäpfel briet. Wenn's der arme Kleine nicht thun wollte, so schlug er ihn mit der Geißel. Von den schandbaren und unzüchtigen Dingen, die bei diesem Weidbubenleben vorfielen, darf ich nicht reden, ohne daß Jedem, der es hört, die Schamröthe ins Gesicht steigt.

So war's freilich bei den Alten nicht. Sie nahmen nicht leicht fremdes Gesindel in ihre Dienste und ließen ihre Hirten nicht so zu einander laufen. Wer bei ihnen ein Hausgenoß war, für den sorgten sie an Leib und Seele. Sie machten, daß jeder Hüterbube und jedes Hütermädchen bei ihrer Heerde blieben, und gaben ihnen zu ihrem Hüten noch täglich eine Handarbeit auf. Das Hirtenmädchen strickte Wolle und der Hirtenknabe sammelte dürre Reiser und machte Bürden Holz. Man sah auch damals noch hie und da einen frommen Hirten beim Aufgang und Niedergang der Sonne auf den Knien zu Gott beten und unter dem Schatten der Bäume in der Bibel lesen. Noch zu der Zeit, da der Hummel Hüterbub war, war's bei einigen Bauern im Brauch, von ihren Hirtenknaben am Abend Rechenschaft zu fordern, wie sie den Tag zugebracht. Aber seitdem es nicht mehr Alle thaten, hatten die Kinder derer, die diese Rechenschaft noch forderten, böse Zeit. Die, so nichts arbeiteten, verfolgten sie. Sie jagten ihnen ihr Vieh weit und breit irre, zerrissen ihnen ihr Strickgarn und verdarben ihnen ihre Arbeit, so daß endlich kein Weidekind eine Arbeit mit brachte und auch kein Meister ihm mehr eine Arbeit gab; und so ging endlich auch diese gute alte Landessitte unter das Eis; und der junge Hummel war sehr viel an

dem letzten Stoß schuld, den diese alte gute Gewohnheit im Dorfe erhielt.

Im Winter darauf hatte er auf der Waldreuti spinnen sollen, da aber lief er fort und ging wieder heim. So übel er bei seinen Eltern versorgt gewesen, so war er's bei seinem Meister doch noch schlimmer. Er kam voll Ungeziefer und wild wie ein Raubthier zurück. Die armen Eltern zeigten dem bösen Buben, daß sie froh waren, daß er wieder gekommen, und er mißbrauchte ihre Schwäche so sehr, daß er ihnen den ganzen Winter über für keinen Kreuzer arbeitete und sie noch dahin brachte, in Hoffnung, er werde dann fleißiger werden, ihn ganz neu zu kleiden, ob sie es gleich damals kaum vermochten.

In diesem Winter und dem darauf folgenden wurde er zum Tische des Herrn unterwiesen und blendete da den Pfarrer in der Unterrichtsstunde mit seinem Auswendiglernen, ohngeachtet er alle Bosheiten selber in seiner Stube ausübte, ohne daß der Pfarrer es auch nur ahnte. Er kam nie ohne Würfel und Karten in die Lehrstunde. Er legte der Frau Pfarrerin die Steine von den Pfirsichen und Pflaumen, die er in ihrem Garten gestohlen, vor ihr Fenster, und wenn sie dann hinaus kam, zu sehen, wer es gewesen wäre, so war der Vogel entflohen. Er tunkte Schneeballen ins kalte Wasser, ließ sie steinhart gefrieren, und warf damit nach der Frau Pfarrerin ihrem kleinen Hund und ihren Hühnern, und es war seine Herzensfreude, wenn er eins traf, daß es lahm ward. Seine Kameraden wußten viele von seinen Streichen, aber sie fürchteten ihn so, daß er sicher war, daß sie ihm dieselben nicht ausbrachten, und als Einer einmal zu ihm sagte, wenn der Pfarrer einen einzigen von deinen Streichen merkt, so kannst du darauf zählen, er läßt dich aufs nächste Fest nicht zum Tisch des Herrn, so antwortete er: Geh', probir, sag' es ihm und wette mit mir, ob ich machen könne, daß er glaubt, du habest es gethan und nicht ich. Das wär doch vom Teufel, erwiederte der Knabe, wenn du das könntest. Probir's und wette mit mir, erwiderte der Hummel. Aber der Knabe wollte nicht, und

der Hummel sagte noch, wenn der Pfarrer sieben Augen hätte, so wollte er ihm vierzehn ausbohren.

In eben der Festwoche, da er zum Tische des Herrn gehen sollte, hat er sich im Wirthshause, da gerade Werber da waren, betrunken und überlaut zu ihnen gesagt: Ueber acht Tage könnt ihr dann auch auf mich bieten. Am Festtage selbst probirte er wohl zehnmal, wie er den Hut unter den Arm nehmen müsse, daß das Band daran recht fliege, und wie er sich bei dem Kompliment vor dem Pfarrer recht stellen müsse, wenn er zum Taufstein hervorgehe. Vor der Kirche redete er mit denen, die neu gekleidet waren, ab, daß sie zuerst vor den andern hervorgehen wollten und daß er der größte sei und also der erste hervortreten müsse. So war ihm selber diese hohe heilige Handlung, die der christlichen Jugend so allgemein ein Geruch des Lebens zum Leben sein soll, zu einem schrecklichen Geruch des Todes zum Tode.

Selbst der Pfarrer kam bei dieser heiligen Handlung außer Fassung, als er diesen Hoffahrtszug, den Hummel an der Spitze und die Aermern hinter den besser gekleideten, als einen um der Kleider willen zurückgesetzten Nachzug, zum Taufstein anrücken sah. Er konnte sich des Gedankens nicht enthalten, das ist nicht ohne Abrede so gekommen, und ich möchte den Satan kennen, der an diesem Unfug schuld ist. Die Frechheitszüge des Hummel, der voran ging, fielen ihm jetzt in die Augen, wie sie ihm noch nie aufgefallen waren. Er ließ auch gleich nach der Predigt diese Knaben alle zu sich ins Pfarrhaus kommen, um zu erfahren, wer die Ursache von dieser Unverschämtheit sei, aber der Hummel wußte die Sache schnell dahin zu bringen, daß gleich im Anfang des Gesprächs sich mehrere mit ihm äußerten, sie seien alle mit einander der Meinung gewesen, es sei besser, die reinlich Gekleideten gingen den andern voraus. Aber der Pfarrer redete ihnen ernsthaft zu, wie es eine unchristliche Sache sei, den Aermern, Noth und Mangel Leidenden selber bei dieser heiligen Handlung, bei der man ihn mehr als sonst an irgend einem andern Orte als seinen Bruder erkennen sollte, so zu kränken und zurückzusetzen.

Als sie vom Pfarrer weggingen, sagten doch Einige zu ihm: Du bist an Allem schuld, daß wir jetzt so ausgezankt worden sind. Es wäre von uns allen Keinem in den Sinn gekommen, vor den andern zum Taufstein hervorzugehen, wenn du es uns nicht angegeben hättest. Er antwortete ihnen: Aber was macht euch das, daß er einen Augenblick mit euch gezankt hat? Er hat ja Keinem den Kopf abgebissen und mir macht es gar nichts.

Es war in allem seinem Thun das Nämliche. Wo er immer hinkam, war sein Einfluß im höchsten Grad verderblich.

---

67. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.

Der gute Muth der Unschuld, der in diesem Alter bei der Jugend so herrlich erwacht, war bei ihm schon längst in die wüthende Frechheit der größten Verhärtung übergegangen und steckte die ganze Jugend um ihn her fürchterlich an. Das Unglück ist nicht zu berechnen, das dadurch später für die Gemeinde daraus entstand, daß in dieser Zeit der gute Muth des jungen Volks in ein tiefes Frechheitsverderben ausartete. Dieser gute Muth der Jugend veranlaßte tausend Freuden beim jungen Volk, die, indem sie mit ihrer Unschuld zusammenhingen, ihre Kraft zu allem Guten belebten und stärkten und in ihrem Innern ein sie schützender Damm gegen die Ausschweifungen dieses Alters waren.

Vor Alters sah die kraftvolle Jugend einander in großer Freiheit und Unschuld; aber die Töchter hielten zusammen, und eben so die Knaben, und dieses Zusammenhalten der Geschlechter machte, daß jeder einzelne Knabe und jede einzelne Tochter gar viel mehr und gar viel länger unschuldig blieb. Die Spinnstuben waren da noch nicht Lasterstuben, wie sie's jetzt sind. Das junge Volk kam freilich nach dem Nachtessen auch zusammen; aber Eltern, Verwandte, fromme, ehrenfeste Männer und Weiber waren allemal dabei und nahmen an ihren Freuden Theil, und wenn ein Jüngling, der so viel als versprochen war, nun zu seiner Liebsten allein

kommen durfte, so fand er die Mutter oder die Schwester oder den Bruder bei ihr. Man weiß noch, daß die jetzt so verschrieenen Nachtbuben ehemals mit einander Handlungen abredeten und ausübten, die beides, ihre Unschuld und ihr gutes Herz, in einem hohen Grad an Tag legten. Es war zum Exempel seit Menschengedenken in dieser Gegend der Brauch, wenn eine Wittwe Töchter hatte, die sie ehren wollten, so schnitten sie der Mutter des Nachts beim Mondschein den größten Acker, den sie hatte; dann am Morgen, wenn die Mutter mit den Töchtern, die Sichel in der Hand, auf ihren Acker kamen und ihn geschnitten fanden, horchten die Knaben hinter den Zäunen, wen sie wohl riethen, der den Acker geschnitten, und jauchzten dann freudig, wenn sie's erriethen.

Aber seit Hummels Zeiten trieben die Nachtbuben immer nur schandbare Bosheiten, richteten Schaden an, wo sie hinkamen und verdarben denen, die noch an den alten Sitten hingen, ihre unschuldige Freude. Wenn der Mond untergegangen war und die guten Nachtschnitter mit ihrer Freudenarbeit fertig waren, kamen die Bösewichter, zerstreuten das geschnittene Korn der Wittwe und hausten auf ihrem Acker, wie wenn die wilden Schweine ihn durchwühlt hätten. Am Morgen kamen dann die guten Schnitterknaben, fanden ihre Arbeit verheert, und nach ihnen die Mutter und die Töchter, denen dieser Acker gehörte; die Schnitter stampften, die Töchter erblaßten und die Wittwe schlug ihre Hände über dem Kopfe zusammen mehr wegen der Sünde, Gottes Gaben also zu verwüsten, als wegen des Schadens und der Schande, die sie davon hatten.

Der junge Hummel sah einmal einer solchen Wittwe, die es Gott klagte, daß Menschen so boshaft sein konnten, hinter dem Zaun zu und fing laut an zu jauchzen. Die Frau, erbittert ob des Jauchzens, rief ihm zu: Gott wird dich strafen, du Bösewicht, wer du immer bist! Jetzt schwieg er doch mit dem Jauchzen und schlich sich gebückt hinter dem Zaun fort, daß ihn Niemand sehe.

Da aber dieser Frevel in Bonnal und in der Nachbarschaft

etliche Mal begegnete, fing man an, wirklich davon zu reden, der Hummel möchte dahinter ſtecken; man paßte ihm hie und da auf, und er wäre einmal von den jungen Burſchen in Hirzau beinahe zu Tode geſchlagen worden. Er hatte die Frechheit, am Morgen, da dieſer Frevel in der Nacht geſchehen, noch ins Wirthshaus zu gehen, darin zu trinken und Muthwillen zu treiben, als eben der Bericht, daß dieſer Frevel in der Nacht geſchehen, ins Wirthshaus kam. Alles ſah ihn an und er merkte, daß man Verdacht auf ihn hatte. Er wollte trotzen und ſagte: Was meinet ihr, daß ihr mich ſo anſeht? Aber die jungen Burſchen verſtanden es nicht ſo, ſie hatten auch ein Glas Wein im Kopfe und ſagten ihm: Es iſt kein Menſch als du. Ihr ſagt es wie Schelme, erwiederte er. Da brach das Feuer los. Die jungen Burſchen griffen ihn an, und da er das Meſſer zog, traten ſie ihn mit Füßen und er wäre wahrſcheinlich todtgeſchlagen worden, wenn nicht ein paar verſtändige Männer ihn dem jungen Volk aus den Händen geriſſen und in Sicherheit gebracht hätten. Die gleichen Männer, die ihn retteten, verklagten ihn aber dann am nämlichen Tag beim Junker; aber da ſie nichts beweiſen konnten, geſchah ihm auch nichts. Doch war der Junker ſehr erbittert über den Vorfall und ſagte, er wolle dieſem Frevel in der Wurzel abhelfen und das Nachtſchneiden dem jungen Volk überall verbieten. Aber der Junker hatte Unrecht. Wenn ein Baum an der Wurzel leidet, ſo muß man ihn darum nicht mit ſammt der Wurzel ausgraben; man kann keiner Wurzel damit zur Geſundheit helfen, wenn man den Baum ſelbſt abſterben läßt. Das that jetzt der Junker. Aber das Volk hat in ſolchen Fällen oft einen weit ſicherern Takt für das, was dem Lande frommt, als viele Herren, die das Recht aus dicken Büchern gelernt haben. Das neue Verbot that Jungen und Alten in der ganzen Gemeinde ſo weh, daß, als es der Pfarrer verlas, in den Weiber- und Männerſtühlen ein großes Gemurmel entſtand; wenn er eine neue Auflage von Hühnergeldern oder Oſtereiern für's Schloß verleſen hätte, wäre kaum ein größeres Gemurmel entſtanden. Als ſie aus der Kirche

gingen, ſtanden die Männer in allen Ecken zuſammen und es war nur eine Stimme: Es iſt nicht recht, daß unſere jungen Leute um ein paar Böſewichter willen eine alte Gewohnheit aufgeben müſſen, die bei unſern Vätern und Großvätern dem Volk viele Freude gemacht und auch manche brave Heirath veranlaßt hat. Viele ſagten, es wäre beſſer, er hätte den, der es gethan, aufhängen laſſen, als daß er dem jungen Volk dieſe alte Freude verbiete. Der alte Vogt Lindenberger lebte noch und ſagte laut, wenn der Junker den Hummel gefangen geſetzt und die Sache ſcharf unterſucht hätte, ſo wäre er gewiß auf ihn hinausgekommen. Dann hätte der Junker der Sache recht an die Wurzel gegriffen; aber ſo wie er's gemacht, ſei's nicht recht; und als er den Hummel nach der Kirche auf der Straße antraf, ſagte er zu dieſem: Es iſt doch Niemand als du, der es gethan, und wenn du diesmal den Lohn dafür nicht gekriegt haſt, wie du's verdienſt, ſo wirſt du ihn ſicher noch bekommen, und denk' daran, ich will das Meinige dazu thun, daß es dir nicht fehle. Der Hummel war ſo frech, daß er ihm antwortete: Nur gethan, Herr Untervogt, wenn ihr glaubt, daß ihr's dürft. Wenn ihr etwas wider mich wißt, ſo redet nur, es hat gute Rechte im Lande. Der alte Vogt ſagte noch: Wart' nur, wart' nur! und der Hummel ſagte ihm: Wie alt ſeid ihr, Herr Untervogt? und lief pfeifend von ihm fort.

Es kam in dieſem Zeitpunkt überhaupt noch Vieles zuſammen, das das alte, ſtille, ehrenfeſte Leben des Dorfs zu Grund richtete und auf einmal eine Lebensweiſe von Frechheit, Hoffahrt und Gewaltthätigkeit hineinbrachte, daß ein Menſch, der nur zehn Jahre vom Dorf abweſend geweſen wäre, ſich nicht mehr darin hätte erkennen können.

Auch das Baumwollenſpinnen iſt in dieſem Zeitpunkt aufgekommen und wirkte unglaublich zu dem Verderben, das jetzt ſo allgemein und vielſeitig eingeriſſen. Die wohlhabendſten Leute unſerer Gegend hatten ehedem nicht Geld. Ihr Wohlſtand beſtand darin, daß ihnen das, was ſie zum Eſſen, Trinken und zur Kleidung brauchten, im Ueberfluß

auf ihren Gütern wuchs. Sie begnügten sich damit und brauchten in ihren Haushaltungen gar wenig Sachen, die sie sich mit Geld anschaffen mußten. Die neuen Baumwollenspinner hingegen hatten bald alle Säcke voll Geld; und da das Leute waren, die vorher weder Güter noch Vermögen hatten, folglich vom Hausen und Sparen gar nichts wußten, brauchten sie ihren Verdienst in den Mund, hängten ihn an Kleider, brachten hundert Sachen auf und führten hunderterlei Arten von Bedürfnissen ein, von denen vorher kein Mensch im Dorf etwas wußte. Zucker und Kaffee kam allgemein bei uns auf. Leute, die keine Furche Land hatten, waren schamlos genug und trugen ein Scharlachwams und Sammetbänder auf ihren Kleidern. Die, welche Güter besaßen, wollten natürlich auch nicht weniger sein, als das Baumwollenvolk, das vor kurzem ihnen noch um jede Handvoll Rüben oder Erdäpfel gute Worte gab, und es gingen darum eine Menge der ältesten besten Bauernhaushaltungen zu Grunde, weil sie auf ihren Höfen in den Baumwollenspinnerleichtsinn hineingeriethen, Kaffee und Zucker brauchten, bei den Kaufleuten Tuchkonto aufschreiben ließen und sich nicht mehr mit dem, was ihnen auf ihren Gütern wuchs, begnügten, dessen sie freilich für sich, ihre Kinder und Kindskinder genug gehabt hätten, wie ihre Vorfahren bei hundert Jahren genug davon hatten und glücklich dabei waren.

Der erste, der in unserm Dorfe ein Scharlachwams und fremdes Tuch zum Kittel trug, war der Hummel. Er hatte es freilich nicht mit Baumwollenspinnen verdient, denn er arbeitete nicht; er hat vielmehr das Geld dazu Baumwollenspinner-Lumpen, die mit ihm spielten, abgewonnen und hängte es vorzüglich darum an die Kleider, weil er dadurch hoffte, eine reiche Bauerntochter (denn er zog allen in der Nachbarschaft nach) zu erhaschen. Aber damit war es gar nicht so geschwind richtig. Er betrog im Spiel, und das so frech, daß man es bald merkte und die Lust, mit ihm zu spielen, in vielen verging, denen er bisher Vieles abgewann. Er that, was er konnte, seinen Spieler-Credit

aufrecht zu halten und wieder herzustellen, aber auf eine Weise, die gar nicht zu diesem Ziel, sondern zum Gegentheil davon führte. Er hatte, so jung er war, schon viele Schulden und es kam ihm kein Sinn daran, sie zu bezahlen; nur die Spielschulden zahlte er pünktlich und sagte, was auch einige Schwächlinge aus höhern Ständen sich nicht zu sagen schämen: Spielschulden seien Ehrenschulden und die gingen allen andern voran, die müsse man bezahlen, wenn man auch den künftigen Tag betteln gehen müsse. Aber dieser Spieler-Hochmuth half ihm doch nicht. Das Gerücht, er betrüge im Spiel und man möge spielen können, wie man wolle, so müsse man doch mit ihm verlieren, machten, daß auch die frechsten Buben seinethalben für ihr Geld Sorge trugen, und mit ihm war es, wie wenn das, was er schon gewonnen, ihm gleichsam wieder wie zur Tasche hinausflöge. Das hatte für ihn böse Folgen. Er wollte wieder neue Hoffahrtskleider kaufen, aber da die alten noch nicht bezahlt waren, weigerte ihm der Kaufmann den Credit. Das war ein großer Stoß für den stolzen Buben. Da er von Jugend auf die Kleider nicht achten gelernt hatte, so sah er in seinen nun alternden Hoffahrtskleidern von Kopf bis zu den Füßen bald aus wie ein landfremder Strolch, der in den Scheunen übernachtet und Monate lang nicht aus den Kleidern kommt.

Und es ist recht gut, daß dieses so ist und solche Hoffahrtskleider vom Gebrauch weit geschwinder ekelhaft werden, als gewohnte Landestrachten. Der Gedanke, sie sind bald wieder alt und ich muß bald wieder neue haben, hält doch manchen Armen, der danach gelüsten würde, ab, etwas zu kaufen, darin es ihm in Kurzem gehen könnte, wie jetzt dem Hummel. Der stolze Bursche hatte jetzt eine harte Zeit; denn da er noch im Flor war, und mit seinen Thalern in der Tasche und mit seinen Kleidern am Leib Pracht treiben konnte, machte er sich über Jedermann, der dieses oder jenes etwa nicht so hoffährtig hatte, als er, lustig. Aber jetzt kam die Reihe an ihn. Knaben und Töchter lachten ihn jetzt aus, wenn er in seinen jetzt immer lumpiger werdenden Kleidern

gleich hoffährtig vor ihnen ſtand, und bald dieſe, bald jene, die nichts von ihm wiſſen wollte, an den Arm nahm. Der verſtorbenen Kirchmeyer Leutold hat er's bis ins Grab nachgetragen, daß ſie ihm vor einem ganzen Dutzend Töchter, da er ſie in ſeinen lumpigen und ſchmutzigen Hoffahrtskleidern auch ſo zutraulich bei der Hand nehmen wollte, zur Antwort gab: Was willſt du denn mit uns? Ding du zu Krieg, du biſt ſonſt zu nichts gut. Lange Zeit gaben ihm jetzt ſehr viele Töchter, wenn er etwas mit ihnen wollte, dieſe Antwort: Was willſt du doch mit uns? Ding du zu Krieg, du biſt ſonſt zu nichts gut.

68. Hummel weiß ſich im Schloſſe angenehm und bald auch unentbehrlich zu machen.

Es wäre ſicher dazu gekommen, daß er das hätte thun müſſen, wenn er nicht an der Weihnacht 1751 ein lebendiges Rehböcklein gefangen und dem Junker aufs neue Jahr für die junge Herrſchaft auf Arnburg gebracht hätte. Durch dieſen Umſtand hatte er ſich ins Schloß eingeſchlichen und iſt gar bald wieder zu ganzen Taſchen voll Geld und zu aller Hoffahrt gelangt. Das Rehböcklein machte im Schloß eine ſolche Freude, daß man dem Hummel Wein und Brod zuſtellte und viel Geld dafür gab, und der ſchlaue Burſch ſagte zum Junker: Aber ich darf doch auch alle Wochen ein paarmal ins Schloß kommen und ſehen, wie es meinem lieben Rehböcklein geht? Es kennt mich jetzt ſo wohl und iſt an mich gewöhnt. Ja freilich, ſagte der Junker, komm du nur, du wirſt allemal ein Glas Wein finden, wenn du kommſt. Er ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er ſchlich ſich zuerſt in die Küche, holte da Salz für ſein Rehböcklein, trieb mit müßigen Knechten und Mägden den Narren, fand da immer etwas für ſich in den Mund und dann bald hie und da etwas in die Taſche, daß es Niemand merkte, wie es hineinkam. Er bekam auch in Kurzem im Schloß den Ruhm, was für ein verſchmitzter junger luſtiger Burſch

er sei. Er legte es aber auch darauf an, sich mit seinem Rehböcklein an Orte zu stellen, wo viele Leute aus dem Schloß bei ihm vorbeigingen. Bald stand Jedermann bei ihm still und gab ihm Gelegenheit, dies oder jenes zu sagen, das Aufmerksamkeit auf ihn erregte.

Er fiel vorzüglich dem Schreiber im Schloß auf. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung mit ihm sagte dieser geradezu in seinem Büreau: Einen feinern Galgenbuben habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Er nahm sich im Augenblick vor, ihn an sein Seil zu bringen, und machte den Junker auf ihn aufmerksam. Dieser stand auch, wenn er mit seinem Rehböcklein im Schloßhofe war, und sogar oft mit seinen Damen bei ihm, die den Burschen alle sehr lustig fanden und oft seine Antwort selber bei Tische wiederholten. Der Schreiber hatte schon längst bei sich ausgemacht, er könne ihn im Dorf zu einem Emolumenten-Jagdhund brauchen, wie er nicht leicht einen finde, und da man einmal bei Tische über einen seiner Einfälle laut lachte, sagte dieser zum Junker: Sie sollten den Burschen ins Schloß nehmen, ich wollte etwas Rechtes aus ihm machen. Probirt's mit ihm, sagte der Junker, wenn's etwas Rechtes aus ihm gibt, so will ich ihn ins Schloß nehmen, aber nicht gleich im Anfang. Sie haben Recht, Junker, es ist besser, er bleibt im Dorf und kommt nur zu gewissen Stunden ins Büreau.

Nun war's in der Ordnung. Er war jetzt im Schloß einheimisch, und der Kaufmann, der ihm nur vor ein paar Monaten Credit zu einem Kleid abschlug, gab ihm jetzt Tuch, so viel er wollte. Er kam in wenigen Tagen in einem ganz neuen Kleid ins Büreau. Der Schreiber sagte ihm: Das ist brav, das ist brav. Du mußt machen, daß man dich Kleiderhalber zeigen dürfe, es mag ins Büreau hineinkommen, wer will; und mit dem neuen Rock nahm auch das Ausspotten des jungen Volks über ihn ein Ende. Es war jetzt seines neuen Rockes halber allgemein im Dorf ein Sprüchwort, er habe durch das Rehböcklein ein Fell bekommen, wie kaum noch ein Rehböcklein irgend Jemand

ein Fell geschenkt habe. Einer, der es hörte, sagte: Wenn ihm nur nicht gar zu große Hörner in diesem Fell wachsen. Wie meinst du das? sagten die Andern. Er antwortete: Wie ich das meine? Ich meine, es könnte dahin kommen, daß ihm in diesem Fell Hörner wachsen können, mit denen er die Leute um sich her so in Schrecken jagt, daß kaum ein wilder Ochs im Wald es könnte. Die Stube, in die er jetzt hineinkommt, ist ein Ort, wo böse Hörner gar leicht groß und stark werden.

Des Mannes Wort war eine wahre Prophezeiung. Es wuchsen dem schnöden Buben in der Schreibstube Hörner gegen das Volk und gegen sein Heil, die der unbefangenen Unschuld in dem Lande gewiß so fürchterlich wurden, als die Hörner eines wüthenden Ochsen einem unbewaffneten Menschen, wenn er ihn auf sich zurennen sieht. Er hatte einen großen Meister. Der Schreiber war einer der größten Federschurken, die je in unserm Lande Dintenkünste und Radirgewalt ausgeübt, und der eben so mit seiner Zunge die bösen Künste der Feder zu unterstützen und abträglich zu machen, und das Volk in den Formen des Rechts und in den Verfänglichkeiten des Rechnungswesens auszusaugen verstand; und der Hummel begriff die bösen Künste des Mannes so leicht, wie wenn er sie von der Wiege auf getrieben oder gar in sich selbst mit auf die Welt gebracht hätte.

Er wurde bald, wie der Schreiber voraussagte, ein guter Emolumenten-Jagdhund und geeignet, auf den Schandwegen der Verführung und der Verfänglichkeit alles Unglück und allen Jammer anzubahnen, was die menschliche Bosheit beim Mangel einer festen menschlichen Gesetzgebung und Regierung durch die Formen des Rechts über die unberathene und unbesorgte menschliche Unschuld und Schwäche zu verhängen vermag. Er übertraf auch die Erwartungen des Schreibers auf eine Weise, daß dieser oft zu sich sagte, er glaube, er könnte die halbe Welt auslaufen, ehe er einen Burschen, wie diesen, wieder finden würde. Wo etwas Krummes im Dorfe in dem Wege war, das man auf irgend

eine Art in ein Rechtsnetz oder in eine Rechtsschlinge hineinlocken konnte, spürte er es sicher aus und wenn es einmal in seine Schlinge gebracht war, so hielt er es sicher so lange darin fest, als es ihm noch etwas eintragen konnte, und er wußte die schwachen Menschen, selbst wenn er ihnen das größte Unrecht that, dennoch auf tausenderlei Weise an sich zu ketten. Jedermann wußte, daß er im Schloß ausrichten könne, was er immer wolle, darum wandte sich auch Jedermann, der daselbst etwas suchte, wenn er Recht hatte, bei Tag, und wenn er Unrecht hatte, bei Nacht an ihn, und man verbarg es sich nun nicht mehr, man könne im Schloß, wenn man den Hummel an der Hand habe, in der Audienzstube, in den Kellern und auf dem Kornboden des Junkers ausrichten, was man nur wolle. Darum wandte sich auch Alles an ihn und viele bezahlten ihm seine Fürsprache mit schwerem Geld.

---

69. Wer einmal ein schlechter Mensch ist, der kann auch kein guter Ehemann, kein guter Sohn und kein guter Vater sein.

Wer ihm aber seine Dienste am theuersten bezahlte, war der Müller in Grienbach; der gab ihm seine Tochter dafür, daß er ihm im Schloß Wein und Früchte zu wohlfeilen Preisen lieferte. Man hielt diesen Müller damals allgemein für sehr reich und der Hummel meinte mit dieser Tochter den besten Fang zu thun, der in seiner Gegend nur möglich sei. Aber es ging nicht zwei Jahre nach der Heirath, als es allgemein ruchbar war, er stecke in großen Schulden und seine Häuser und Güter seien kaum werth, was er darauf verzinsen müsse. Sobald aber der Hummel das merkte, hatte seine Frau das elendeste Leben. Er warf ihr alle Tage vor, ihr Vater sei ein Schelm und habe ihn mit ihr betrogen, und wenn sie ihm antwortete, sie sei doch nicht schuld, erwiederte er, sie habe wissen können, wie es stehe,

und wenn ſie nicht ein Schelm an ihm hätte ſein wollen, wie der Vater, ſo hätte ſie es ihm ſagen müſſen.

Sie liegt jetzt hier — Staub und Aſche! Eure Thränen redeten vor wenig Tagen Verzeihung für ſie und mein Herz iſt bewegt über ihren Tod. Friede ſei mit ihren Gebeinen und der Todtenwecker erwecke ſie einſt zum ewigen Leben! Aber ihr Vater hat ſie dahingegeben zum Opfer ſeines Geizes, einem Böſewicht, der ſie nicht liebte und ſie elend machte. Als der Müller ſtarb, trug er den Jammer dieſer That mit ſich ins Grab. Unvergeßlich bleibt die Lehre, die ſein Tod in die Herzen geprägt, daß der Menſch, wenn er um ſeiner ſelbſt willen nicht fromm und treu ſein will, es doch um ſeiner Kinder willen ſein ſollte.

Da der Hummel nun verheirathet war, wollte er auch mit Gütern groß thun, aber er war kein Bauer. Und wie hätte er einer ſein können, ſo träge, ſo liederlich und unordentlich, als er war? Es war nur Hoffahrt, daß er Güter haben wollte. Er beſorgte ſie nie recht und zog bei Weitem nie daraus, was ſeine Nachbarn. Der Kuhhandel hingegen war ihm einträglich. Er brachte aber auch viele Haushaltungen damit um Hab und Gut. Die Armen wurden ihm bald ſchuldig und wer ihm ſchuldig war, mußte mit ihm handeln, und wem er im Schloß einen Gefallen that, der mußte ihm eine Kuh dafür abkaufen oder mit ihm tauſchen. Er gab den armen Leuten oft in einem Jahr mehr als ein Stück, aber eins ſchlimmer als das andere.

Da der Zuſtand ſeines Vaters immer ſchlechter wurde und er ſah, daß das Wenige, das ihm an Haus und Gütern noch übrig blieb, nach und nach auch zu Grund gehen würde, beredete er ihn, ihm ſeine Schulden und Güter zu übergeben und ſich bei ihm zu verleibdingen. Das erregte einen großen Schrecken bei allen denen, denen ſein Vater ſchuldig war, und auch bei denen, die ihm etwas ſchuldig waren. Er machte Alles, was ſein Vater ſchuldig war, ſtreitig, drohte ihnen mit Prozeſſen und erſchreckte ſie, daß ſie die Hälfte und noch weniger nahmen, um ſeiner los zu werden. Die ihm ſchuldig waren, hatten die nämliche Plage. Er forderte,

was ihm in den Sinn kam und was sie schon bezahlt hatten, und wenn sie keine Quittung aufzuweisen hatten, so mußten sie ihm geben, was er wollte, weil es in seinen Büchern nicht durchgestrichen war. Dem Vater hatte er bei der Uebergabe seines Gutes schriftlich ein ehrliches Auskommen und eine liebreiche Behandlung versprochen; aber sobald er die Uebergabetitel aus der Kanzlei hatte, ließ er den alten Mann darben, daß alle Nachbarn Mitleiden mit ihm hatten; der Kirchmeyer Kienast selig hat ihn so zu sagen unterhalten und mit sich essen lassen, wenn er wollte; er kam auch fast alle Tage und klagte immer mit Thränen, wie gottlos sein Bube mit ihm umgehe. Aber wenn es der Junge merkte, so wüthete er gegen den Vater und sagte hundertmal, er wolle ihn in den Boden hineinschlagen, wenn er sich mehr erfreche, einen Mund voll Brod in einem fremden Hause zu essen. Er machte sich auch nichts daraus, öffentlich vor den Leuten zu sagen, das Beste wäre, der alte Lump ginge bald weiter, er nütze so nichts mehr auf der Welt. Das alles ängstigte und verwirrte den armen Mann so sehr, daß er sich in den Kopf setzte, sein Bube wolle ihn noch vergiften, so daß er keinen Löffel voll Suppe ohne Angst aß, wenn er wußte, daß dieser beim Kochen oder sonst am Wege gewesen, und allemal mit Aengstlichkeit Achtung gab, ob er auch davon esse.

Man rieth dem Alten, ins Schloß zu gehen und dem Junker zu sagen, wie er's bei dem Sohn habe. Er that es und bat den Junker mit tausend Thränen, er solle doch dem Buben zusprechen, daß er, so lange er lebe, auch noch christlich mit ihm umgehe. Der Junker befahl ihm, er sollte morgen mit seinem Sohn wieder ins Schloß kommen, damit er ihn auch verhöre. Der Hummel vernahm, was der Vater im Schloß gethan hatte, ehe er wieder heimkam, war aber ganz freundlich mit dem Alten, sagte, er wollte gern kommen, und er begehre nichts, als was recht sei. Als sie nun zum Schloß gingen, überredete er den Vater auf dem Wege, Kirschwasser zu trinken, indem er ganz zutraulich zu ihm sagte: Das macht Herz und Courage, wenn man

vor die Obrigkeit will. Es war kalt und im Januar, und der Alte ließ es sich belieben, denn der Bube bezahlte für ihn. Aber da er jetzt aus der Kälte in die warme Stube kam zum Junker und seine Klage anbringen wollte, schwankte und stotterte er wie ein besoffener Mann, und das Gebrannte stank ihm zum Mund heraus. Der Sohn hingegen stellte sich gar demüthig, that, wie wenn er fast darob weinen müßte, und sagte, es könnte wohl nichts Traurigers sein, als wenn Kinder mit ihren Eltern vor die Obrigkeit müßten, und es sei ihm, so lange er lebe, nichts begegnet, das ihm so weh thue; weil es aber doch jetzt so sei, so müsse er in Gottes Namen sagen, wo der Igel im Haag liege. Wenn er den Vater vom Morgen bis zum Abend lumpen und in den Wirthshäusern stecken ließe und dann für ihn zahlte, so hätte er gewiß nichts über ihn zu klagen; aber er vermöge das nicht und es sei, ob Gott wolle, genug, daß er die schönen Sachen, die er gehabt, beinahe bis auf den letzten Heller durchgebracht u. s. w. Der Bube konnte reden wie eine Dohle und allem eine Farbe anstreichen, wie er nur wollte, und der Junker mußte wohl glauben, was er sagte, der Branntwein roch ja dem Alten zum Mund heraus. Auch war die Sache bald richtig. Der Junker war über ihn böse und sagte zu ihm: Du alter, versoffener Lump! Ich muß ja mit meinen Augen sehen, daß dein Sohn Recht hat und mit dir geplagt ist. Gehe mir im Augenblick aus der Stube und halte dich, daß er keine Klage auf dich hat. Auf dem Heimweg sagte der Hummel wohl zwanzig Mal zu seinem Vater: Du alter versoffener Lump, wie ist's jetzt gegangen? Und so lange er lebte, war dies immer seine Antwort, wenn sein Vater etwas klagte. So handelte er mit seinem Vater.

Seine Frau hatte, wie ich schon gesagt, seitdem er wußte, daß sie nicht viel von ihrem Vater erben werde, das erbärmlichste Leben, und sein einziges Kind hatte das nämliche Schicksal. Es war ein Knabe, aber er brachte sein Alter nicht auf 10 Jahre und war immer kränklich und schwächlich, dabei jedoch ein gutes und frommes Kind. Er saß viel

über der Bibel, las und betete viel; er hatte nicht Kräfte zu arbeiten, aber er sah das Unrecht, das in seines Vaters Haus herrschte, und so jung er war, hatte er schon Thränen darob vergossen und dann und wann unverholen gesagt, daß es ihm noch das Herz abdrücke, dies und jenes zu sehen. Sein Vater haßte ihn, nannte ihn nur Serbling und altes Jammerweib und im Rausch hatte er ihn gar etliche Mal verspottet, wenn er laut und inbrünstig betete. Die Magd, die in des Knaben Kammer schlief, hat bei seinem Tod bezeugt, daß er oft ganze Nächte durch gejammert und kein Auge zugethan, wenn er dazu gekommen, daß sein Vater Jemanden ins Unglück zu bringen gesucht und gedrückt. Etliche Tage vor seinem Tode hat er dem Pfarrer gestanden, was ihm auf dem Herzen lag und ihn gebeten, daß er doch, aber erst, wenn er gestorben, mit dem Vater darüber rede. Der Pfarrer hat es auch gethan, aber der Vater gab ihm zur Antwort: Es scheint, der Bube ist bis in den Tod ein einfältig Tröpflein geblieben, wie er bei Leben immer war. Doch gab er in der Sterbewoche des Knaben einigen Armen etwas Rüben und Erdäpfel zum Almosen.

Alle Verhältnisse, die sonst auch des Menschen Herz erhoben, waren nichts für ihn. Er war als Sohn, als Ehemann, als Vater der gleiche schlechte Mensch und die Wohnstube, in der sonst auch der schlechteste Mensch Augenblicke hat, die ihn zur innern Erhebung seiner selbst und zu den reinern, sanftern Gefühlen der Menschlichkeit im häuslichen Leben hinführen, machte diesen Eindruck nie auf ihn; sie war ihm im Gegentheil so zur Last, daß ihm kein Augenblick darin wohl war, wenn nicht irgend ein Fremder bei ihm in der Stube war.

So wie er gegen die Seinigen handelte, handelte er gegen alle Menschen und zum Unglück für sein Dorf kam er bald in die Lage, in welcher die Folgen seines bösen und schlechten Herzens bald allgemein drückend und ansteckend zugleich wurden.

70. Hummel erhält den Weibeldienst.

Das Verhältniß zwischen ihm und dem Schloßschreiber wurde immer enger und griff immer weiter. Er war oft Stundenlang bei ihm allein, um mit ihm zu überlegen, wie man diesen oder jenen in einen Prozeß verwickeln und auf diese oder jene Weise um sein Hab und Gut bringen könne. Auf des alten Weibels Tod paßten sie schon Jahre lang, um diese Stelle dem Hummel zuzuschanzen. Endlich starb er und der Schreiber schlug ihn dem Junker spät am Abend, da er schon schläfrig und etwas weniger als ganz nüchtern war, zu diesem Amt vor. Der Junker sagte halb im Schlaf: Ja, aber er wußte einen Augenblick darnach nicht, wovon die Rede gewesen, und als der Schreiber ihm am Morgen sagte, der neue Weibel sei vor der Thür und wolle mit ihm sprechen, wußte der Junker nicht, von wem er redete und fragte, wer der neue Weibel sei. Jetzt that der Schreiber, wie wenn er gar nicht begreifen könnte, daß der Junker vergessen, was er gestern mit ihm darüber geredet. Der Junker aber sagte: Das macht nichts, das macht gar nichts; der Mann ist mir recht, ich mag ihn wohl zum Weibel haben. Jetzt war die Schelmengeschichte abgethan und der Hummel Weibel. Und nun rief ihn sein Amt in die Hütte des Elends. Die Gefangenen kamen in seine Hände. Treiben und Pfänden war jetzt das Handwerk, bei dem er sein Brod fand, und den Vater vom hungernden Weibe, die Mutter von den weinenden Kindern wegzuführen, das Elend des Lebens in hundert Hütten aufs Aeußerste zu bringen, dahin führte ihn jetzt fast täglich sein Beruf; aber seinem Herzen war es gar nicht zuwider. Er rechnete immer nur, was ihm jedes Stück, das er so hin und her führte, auch eintrug und verstand es vortrefflich, den Lohn dieser Arbeit auf den höchsten Pfenning zu treiben. Mit seinem Weibeldienst war er aus dem Privatstand, in dem er es in allen seinen Künsten eines verschmitzten verfänglichen Böse-wichts gegen seine Nebenmenschen schon so weit gebracht, in eine der untern Stellen des öffentlichen Diensts getreten.

Ihr habt den Weg, wodurch er dazu gekommen, gesehen. Er ist schrecklich. Man kann sich wirklich fast nichts Schrecklicheres denken, als wenn Schelme durch Schelme also der Obrigkeit empfohlen zu öffentlichen Aemtern gelangen und gleichsam wie Contrebande ins Land eingeschwärzt werden oder vielmehr wie die Pest ins Land einzudringen, Mittel und Gelegenheit finden. Die Gewalt der Fürsten ist heilig und ihr Dienst ist ein heiliger Dienst; aber darum sollten die Obrigkeiten auch keine ruchlosen Menschen in ihren Dienst nehmen und nicht vergessen, daß der Dienst des niedrigsten Weibels im Dorf ihr Dienst, daß er ein heiliger Dienst ist. Ich habe einst einen Mann, von dem ich wußte, daß er mit dem Zustand des Volks genau bekannt war, sagen hören, wenn er wissen wolle, ob ein Land gut regiert werde, so sehe er nur, ob die Vorgesetztenstellen in Städten und Dörfern, selbst bis auf die niedrigsten hinab, von stillen, gutmüthigen und ihren Nachbarn und Verwandten lieben Menschen besetzt seien. Wenn er das sehe, so denke er, Gottes Segen wohnt in diesem Lande; wo aber das mangele, so trüge ihn auch kein öffentlicher Glanz; er sei zum Voraus sicher, daß die große Mehrheit des Volks, in so weit das von der Regierung abhänge, nicht gut besorgt sei. Ich antwortete dem Manne, der mir das sagte: Kommt denn so viel darauf an? Er antwortete mir: Man sieht's nicht und glaubt's nicht, aber es ist doch wahr, der innere, wahre und allgemeine Genuß des Hausfegens, d. h. die ächten und einzigen Fundamente des wahren Volkswohls hängen ganz davon ab. Ich habe des Mannes Worte nicht recht begreifen können und glaubte immer auch nur halb daran; aber das Leben Hummels gibt mir hierüber einen Aufschluß, der mir dieses Wort, ich möchte sagen, gleichsam zu einem heiligen Wort macht. Von dem Augenblicke an, daß er Weibel ward, ist Recht und Gerechtigkeit in seinem Dorf völlig zu einem Schelmenmittel geworden, alle Haushaltungen zu verwirren, sie um das Ihrige und ins Unglück zu bringen. Er kam als Weibel in alle Häuser hinein. Er wußte alle Schulden, die ein jeder hatte, und da bei der Lumpenordnung,

die in der Schreiberei war, jede Versteigerung, insonderheit eines größern Hofs, eine Goldgrube für den Schreiber und ihn war, so wiegelte er, wo er immer einen Bauer in Verlegenheit wußte, ihm seine Schuldner auf und so brachte er alle Jahre mehrere Bauern auf die Gant (Versteigerung), und es ist jetzt allgemein bekannt, daß weder der Leutold mit seinen zwölf Kindern, noch der Bauer auf dem Reutihof, noch der Haselberger zur Gant getrieben worden wären, wenn er nicht mit dem Schreiber Mittel gefunden hätte, sie in kostspielige Prozesse hineinzuführen und ihnen ihre Schuldner aufzuwiegeln. Auch sagt man, es seien bei allen diesen drei Ganten mehrere Tausend Gulden auf die Seite gekommen, daß kein Mensch wisse, wohin.

Es ist jetzt mehr denn zwanzig Jahr seit diesen drei großen Ganten; aber das Elend, das daraus entstanden, dauert noch jetzt und wird noch lange dauern, wenn wir Alle nicht mehr da sind. Es sind unter den 35 Almosengenossen vierzehn Abkömmlinge von diesen Verganteten; außerdem sind noch vier Abkömmlinge von ihnen wegen Diebstahls im Zuchthaus und fünf Töchter und sieben Knaben von ihnen ziehen im Bettel herum, und so wie er eine Menge Menschen um Hab und Gut gebracht, und ich darf wohl sagen, das ganze Dorf an seinem Eigenthum geschädigt, so hat er dasselbe eben so ehrlos gemacht und auch die letzte Spur der alten Ehrenfestigkeit, die darin statt hatte, vernichtet. Er hat als Weibel so viele Leute ins Schloßgefängniß gebracht, daß alle Ehrenfestigkeit unter uns aufgehört hat. Es waren vorher viele Geschlechter, die eine Freude daran hatten und ihre Ehre darin suchten, daß bei hundert Jahren Niemand von ihrem Namen ins Gefängniß gekommen; aber er hat es dahin gebracht, daß das Niemand mehr sagen konnte und daß im Gegentheil Schurken, die sehr oft in allen Gefängnissen herumgeschleppt worden, sich eine Ehre daraus machten, öffentlich im Wirthshause Brüderschaft mit einander zu machen und Niemand an ihrem Tisch zu dulden, der nicht schon wenigstens einmal gefangen gewesen. Diese Frechheit der Ehrlosigkeit war, ich möchte

ſagen, beinahe noch obrigkeitlich eingeübt und plauſibel gemacht. Waren Reiche gefangen, ſo fraßen und ſoffen die Gefangenwärter mit ihnen; waren es Arme, ſo ſtahlen ſie noch vom Brod, das ihnen gehörte. Der Hummel benutzte auch die Vortheile ſeines obrigkeitlichen Dienſtes auf eine Weiſe, wie es ſelten einem Andern gelang.

Im ſiebenten Jahr ſeines Weibeldienſts kaufte er das Wirthshaus und die Mühle und konnte 4500 fl. baares Geld daran zahlen, ohne das Geld, das er noch zur Einrichtung hatte. Das Wirthshaus und die Mühle verdoppelten ihm jetzt natürlich die Mittel, das Dorf von allen Seiten auszuſaugen, wie er nur wollte. Die meiſten Leute im Dorfe haben ſelten einen ihren Bedürfniſſen das ganze Jahr genugthuenden Vorrath im Haus; dann entlehnen ſie im Wirthshaus und in der Mühle auf die künftige Ernte, meiſtens ohne Ordnung und Rechnung; ein harter Menſch, der noch, wie der Hnmmel, verſchmitzt und verfänglich iſt und noch dazu einen obrigkeitlichen Dienſt hat, iſt dann offenbar in der Lage, ſolche Leute zu ſchädigen, wie er nur will, und ihren Haushaltungen von allen Seiten Fallſtricke zu legen, die ſie nothwendig unglücklich machen müſſen.

Wie der Fiſch im Waſſer in Schleußen fällt, wie der Vogel in der Luft ſich im Garne verſtrickt und das Wild im Feld in Gruben gelegt wird, alſo fiel unſer Volk dem Hummel jetzt in ſeine Hände.

Er benutzte die Unzufriedenheit eines jeden Menſchen gegen denjenigen, über den er ſich beklagte, dahin, ihn über denſelben ſo zu empören, daß dieſer am Ende ſich gar nichts mehr daraus machte, ihm Unrecht zu thun und ihn zu ſchädigen. Dem ſtörriſchen Kind ſagte er, warum es doch einer Mutter folge, die ſo eine Frau ſei, wie die ſeine; dem Hoffährtigen, ſein Vater ſollte ſich ſchämen, daß er ihm dieß und jenes nicht gebe, wie es Andere hätten, die gar viel weniger im Vermögen hätten, als er; dem Fleißigen, er ſei ein Narr, daß er ſich ſo plage und nicht mehr Dank davon trage; dem Gewinnſüchtigen, er würde unter den Fremden wohl zehnmal mehr verdienen, als daheim; dem Trägen,

warum er doch vom Morgen bis an den Abend so angespannt sein möge, wie ein Roß am Karren; dem Stiefkinde, es sei himmelschreiend, was für einen Unterschied seine Eltern zwischen ihm und den andern machten; dem Knecht, der einen guten Meister hatte, es sei gut, aber doch auch nicht immer, bei einem Esel dienen; dem, der einen strengen hatte: Wenn du dich beim Teufel verdingt hättest, du hättest es nicht schlimmer, als bei deinem Meister; und so auch der Magd, wenn sie ihre Meisterleute rühmte oder wenn sie selbige schalt; und so auch dem Weib, wenn es seinen Mann lobte und wenn es ihn schalt. Aber allemal kam das Lied, wenn sie dann vertraulich worden, am End da hinaus: Du bist ein Narr oder eine Närrin, daß du dir nicht selber hilfst. An deinem Platze würde ich lachen und dieß und das thun, das allemal deutsch sagen wollte: „Stiehl, was man dir nicht gibt und bring's mir."

Ach, die Lehre ward so wohl verstanden, daß ein großer Theil unsers Volks ein Schelmenvolk und ein großer Theil unserer Haushaltungen wahrhafte Lumpenhaushaltungen geworden. Es kam so weit, daß Schulkinder schon ihren Eltern stahlen und im Wirthshaus Wein und Butter und Käse kauften und mit dem Gestohlnen zahlten.

Der Same der Zwietracht, der der Same aller Laster und alles Unglücks ist, war im Innern aller Haushaltungen ausgesät und wuchs allenthalben, wie die Frucht, die im Mist steht. Das Hundertste kam zwar nicht aus; aber man darf doch die Zahl der Menschen nicht nennen, die in dieser Zeit in den Strafregistern und Kriminalacten des Schlosses aufgeschrieben sind. Ihre Thaten sind die Früchte des Samens, den dieser unglückliche Mann ausgesät, auch klagten ihn viele darüber an.

Der arme Uli sagte unter dem Galgen, er habe nicht den zehnten Theil so viel gestohlen, als der Hummel ihm abgedrückt. Und es war wahr, er hatte ihm sein bestes Land mehr als um ein Drittel zu wohlfeil abgekauft, und weil man wußte, daß es der Vogt gern haben wollte und daß er schon mit ihm darüber im Handel sei, so durfte ihm

Niemand mehr darauf bieten. Der arme Tropf hatte keinen Heller gestohlen, bis er vom Vogt gänzlich ausgesogen und an den Bettelstab gebracht worden.

Auch die Lismergrete ist in seinem Haus unglücklich geworden und als sie hernach, da sie ihr Kind umgebracht, bei ihm in Verhaft genommen worden, sagte sie in Gegenwart vieler Leute zum Vogt: Wenn du mich nicht schon einmal hier eingesperrt hättest, so wäre ich jetzt nicht da. — Er hatte nämlich mit eigener Hand den Schlüssel von der Kammerthür genommen, in welcher der Muthwille mit ihr getrieben worden, der ihr jetzt das Leben kostete. — Was eingesperrt? erwiederte ihr der Hummel, da sie ihm diesen Vorwurf machte. Sie antwortete ihm: Du bist an meinem Unglück schuld. — Das könnte eine Jede sagen, die bei mir tanzt und trinkt, wenn sie dann hintennach thät, was du, erwiederte dieser, riegelte die Thür und ging fort.

Auch von den Knechten, die von ihm weggekommen, haben mehrere wegen Diebstahls landesflüchtig werden müssen. Es konnte aber nicht anders sein; sie sind in seinem Haus wie dazu erzogen worden.

So lange er die Mühle hatte, haben seine Karrer bei aller seiner Kundschaft den Hausvätern hinter dem Rücken von den Frauen, Kindern und Dienstboten gestohlne Frucht genommen; sie hatten hinter Hecken und in Winkeln ihre Oerter, wo man ihnen die gestohlnen Säcke ablegte.

Der Christoph, der so lange bei ihm war, jetzt aber auch landesflüchtig ist, wäre vor 20 Jahren schon um deswillen beinah todtgeschlagen worden. Der Rütibauer merkte noch im letzten Jahr, ehe sein Gut zur Versteigerung kam, daß es mit seiner Frucht nicht richtig gehe, und da er seine Frau, die dem Trunk sehr ergeben war, im Verdacht hatte, gab er auf sie Acht und sah sie einmal an einem Morgen, fast vor Tag, mit einem Sack Frucht, so schwer sie tragen mochte, zum Haus hinausgehen; er schlich ihr durch einen Abweg hinter dem Zaune nach und sah sie den Sack in dem Dickicht an der Steige bei dem Mühlweg verbergen, ließ aber die Frau, ohne sich zu zeigen, wieder heim und

wartete hinter der Hecke, wer jetzt den Sack abzuholen kommen werde. Es verging keine halbe Stunde, so kam der Mühlknecht und nahm noch zwei solche Säcke aus dem Dickicht hervor. Als er aber des Rütibauern seinen nehmen wollte, schlug dieser mit einem Zaunstecken so auf ihn zu, daß er in Ohnmacht fiel und eine Viertelstunde in Mitte der Straße liegen blieb, bis man ihn heimholte. Seit dieser Zeit ist Christoph nie mehr ohne seinen großen Hund von Haus weggegangen.

---

71. Wie Hummel Vogt wurde.

Der Hummel hatte den Weibeldienst neun Jahre versehen, als der alte Vogt starb. So sehr ihm aber der Junker gewogen war, so dachte er im Anfang doch nicht daran, diese oberste Stelle im Dorf, die von Alters her nur angesehenen, sehr ehrenfesten Männern anvertraut worden, ihm zu geben. Er kannte einige Fehler an ihm, z. B. Saufen, Schwören, und dachte nicht daran, daß er zu dieser Stelle gut sei; aber der Hummel hatte vom Schreiber und Vikar an bis zum Gärtner, der auch viel auf den Junker vermochte, so viele Leute im Schloß, die ihm das Wort redeten, daß es zuletzt dem Junker selber schien, er habe im Dorf fast alle Stimmen für sich; und doch waren die Stimmen alle, die der Junker hörte, nur Ohrenblaserstimmen und im ganzen Dorfe hätte der Weibel nicht zehn Stimmen zur Vogtsstelle gehabt, wenn es auf eine geheime Abstimmung des Dorfs angekommen wäre. Aber kurz, man machte dem Junker glauben, er wäre den Leuten angenehm und er ward Vogt.

Er that nun in dieser obersten Dorfstelle als eine Art von Obrigkeit, was er vorher bloß als Schelm that und auch als Weibel noch so ziemlich auf Gefahr seines Halses oder wenigstens des Zuchthauses wagen mußte. Aber jetzt setzte ihn seine höhere Stelle in dieser Rücksicht Rechts- und Einflusses halber so außer Verantwortlichkeit und außer

alle Gleichheit mit allen Dorfleuten, die keine Ehrenstelle haben, daß, wenn auch zehn dergleichen Leute etwas gesagt hätten, dem er widersprechen würde, das Zeugniß aller dieser zehn gegen ihn nichts gegolten hätte, und der Teufel in der Hölle weiß die Vortheile einer solchen Stellung nicht mehr geltend zu machen und besser zu benutzen, als er es wußte. Er war kaum ein paar Wochen in seinem Amt, so zeigte er deutlich, wohin er ziele, und daß er Niemand, wer es auch sei, sich in die Karte hineinschauen lassen wolle. Er vertrieb Alles, was ihm im Wege stand.

Der Bamberger war der erste, gegen den er in dieser Rücksicht die böse Gewalt, die jetzt in seiner Hand war, gebrauchte. Dieser war ein durchaus ehrlicher und fester Mann und der Vogt sah bald, daß, so lange er diesen nicht von seiner Richterstelle vertreiben könne, er keinen Augenblick sicher sei, von einer Seite von ihm angegriffen zu werden, von der er sich durchaus nicht angreifen lassen dürfe. Der Bamberger aber war die Unschuld selber, desto geschwinder fiel er in des Vogts Klauen. Von den meisten andern aber sah er zum Voraus, daß es ihm gar leicht sein werde, sie an sein Seil zu bringen. Ein paar von ihnen waren schon zum Voraus in der Gesinnung Schelme, wie er sie brauchte, andere ließen sich aus Schwäche, ich möchte sagen, fast in der Unschuld des Viehs, das sich an jedem Seil leiten läßt, von ihm hinführen, wohin er wollte. Das Hauptziel aber, wonach er strebte und streben mußte, war, es dahin zu bringen, daß der Junker in Rücksicht auf seinen Einfluß aufs Dorf und in Rücksicht auf das Hauptfundament dieses Einflusses zur Ruhe gesetzt und so viel als bei lebendigem Leib ins Grab gelegt würde. Das setzte er auch vortrefflich durch und wußte es bald dahin zu bringen, daß alles das, dessen sich der Junker im Dorf vorher noch selbst annahm, in einer Art von Trott seinen Weg fortging, ohne daß er Mühe damit hatte oder nur viel davon reden hörte, so daß ihm nach und nach alle Aufmerksamkeit darauf aus der Gewohnheit kam, und damit minderte sich auch natürlich seine Einsicht in diese Gegenstände. Sie wurden ihm all-

mählich ganz fremd und in dem Grade, als sie ihm dieses wurden, wurde ihm der Vogt täglich mehr nothwendig, und in eben dem Grad vermehrten sich auch natürlich des Vogts Mittel, den Junker über das blind zu machen, wovon er wünschte, daß es ihm nicht vor die Augen komme. Die hieraus entsprungene Abhängigkeit des Junkers stieg auf einen solchen Grad, daß es einmal schien, sie fange ihm selber an zu mißfallen und zur Last zu werden; denn so lieb es ihm auf der einen Seite war, nicht mit Geschäften überladen zu sein, so behagte es ihm doch nicht, ganz blind über die Geschäfte zu werden. Er fing auch einmal hie und da ohne des Vogts Vorwissen an, den einen und andern Geschäften näher nachzufragen und kam bald auf die Spur, daß nicht Alles, was der Hummel machte, so ganz den geraden Weg gehe und daß man hie und da im Dorf von diesem und jenem Geschäft sagte, es wäre ganz anders ausgefallen, wenn der Junker seine eigenen Augen dabei gehabt hätte. Das machte den guten Mann unwillig; aber er verstand sich neben einem Mann, der so schlau als der Vogt war, nicht gut zu benehmen. Anstatt näher nachzufragen und die Thatsachen genauer zu erforschen, auf die sich dieses Gerede gründete, sagte er bei der ersten Spur, die ihm Verdacht machte, es dem Vogt geradezu ins Gesicht und zeigte ihm eben so gerade sein Mißvergnügen. Dieser aber war schon längst auf so etwas gefaßt und antwortete dem Junker: Habe ich etwas Unrechtes gemacht, so bitte ich Ew. Gnaden, es mir zu sagen. Der Junker erwiederte: Ich mag jetzt nicht mit dir über das Vergangene streiten, aber nimm dich in Zukunft in Acht, daß alle Sachen, die an mich gelangen sollen, auch wirklich an mich gelangen. Ich will wissen, was vorgeht. Der Vogt erwiderte: Es kann sich Niemand mehr darüber freuen, als ich. Ich werde Ihro Gnaden Willen gewiß erfüllen.

Damit ging er und betrat acht Tag lang das Schloß mit keinem Fuß mehr, schickte aber des Tags drei, vier, fünfmal Leute ins Schloß, die dieses und jenes zu berichten und zu fragen hatten, und redete mit dem Schreiber ab,

daß er ihnen keine Antwort geben, sondern sie alle an den Junker weisen solle. Nun war dieser von Morgen bis Abend mit Anfragen geplagt, über die er so wenig als ein Kind in der Wiege Auskunft geben konnte; er ließ alle Augenblicke beim Schloßschreiber fragen, ob der Vogt von Bonnal nicht da sei. Der war aber richtig nie da. Im Anfang schämte sich der Junker, ihn rufen zu lassen. Er glaubte, er werde und müsse von selbst kommen, aber es ging ganze acht Tage und es kam kein Vogt. Jetzt ließ ihn der Junker rufen. Er kam zwei Mal nicht; aber endlich zum dritten Mal kam er. Der Junker fuhr ihn an und sagte: Was ist das, daß du dich so lang nicht im Schloß blicken läßt? Der Vogt antwortete ganz kalt: Ich habe geglaubt, hierin den Willen Ew. Gnaden zu befolgen. Der Junker erwiederte: Was ist das, wann habe ich dir denn befohlen, nicht mehr ins Schloß zu kommen?

Vogt. Das eben nicht, aber Sie haben mir doch ausdrücklich gesagt, ich mischte mich zu viel in Sachen, die mich nichts angingen.

Der Junker schüttelte bei dieser Antwort den Kopf, aber es standen ein Halbdutzend Bauern vor der Thür, denen er Antwort geben sollte und nicht Antwort geben konnte. Er meinte, ob er wolle oder nicht wolle, er müsse dem Kerl jetzt doch gute Worte geben. Er wandte sich halb freundlich, halb zürnend zu ihm und sagte nach ein paar Worten, er solle nicht den Schalk machen, sondern alle Tage wie vorhin ins Schloß kommen und jetzt in die Schreibstube gehen und sehen, was die Bauern, die da seien, wollten. Mit diesem Wort saß er im Schloß wieder fester im Sattel, als je. Jedermann sah das. Er hatte jetzt sein Schelmenleben als Vogt auf den höchsten Gipfel gebracht und that nun mit vollendeter Sicherheit, was er vorher noch mit Gefahr thun mußte.

Ein Schelm im Amt ist an Orten, wo die Gerechtigkeit keinen bessern Boden hat, als in Bonnal, bei seinen Schelmenthaten sicherer im Lande, als viele ehrliche Leute, die unter einem solchen Amtmann stehen, bei allem Guten, das sie

thun. Und wenn man ſich fragt, wie es ein ſolcher Mann zu dieſer Sicherheit in ſeinen Verbrechen bringe, ſo muß man nicht glauben, es ſei blos, weil er ſeinem dummen und trägen Meiſter wohl dienen könne, nein, es liegt tiefer in der Organiſation des Staats und ſeiner Geſetzgebung, die es nicht zu verhüten vermögen, daß ſchlechte und niederträchtige Menſchen zu Stellen gelangen können, die eidliche Verpflichtungen zu Sachen haben, die nur brave, redliche und edle Menſchen zu erfüllen im Stande ſind. Da, wo ſchlechte und niederträchtige Menſchen dahin gelangen, daß ihnen leicht ſolche Amtseide anvertraut werden, da iſt das Volk gleichſam an den Meineid eines jeden ſolchen Mannes verkauft. Das war beim Vogt der Fall. Der Eid, den er auf ſich hatte und die Eide, die ſeine Kreaturen ſchwuren, waren ihm eine Art Schild, womit er alle ſeine Verbrechen bedecken konnte. Wo ein ſolcher Mann dieſen Schild vorhält, da werden ſeine Lügen zur Wahrheit und die Wahrheit ſeiner Widerpart zu Lügen. Der Werth dieſes Schildes iſt auch allen gewaltthätigen und ungerechten Menſchen, die auf den Dörfern in Ehre und Anſehen ſtehen, unbezahlbar, auch bedienen ſie ſich bald allenthalben deſſelben je länger, je ſchamloſer.

Frage links und rechts und du wirſt hören, daß gemeine Leute im Land allenthalben hundertmal eher Unrecht leiden, und ihr beſtes Recht lieber aufgeben, als es in ihren Streitſachen auf einen Eid ankommen laſſen, ſolche Vorgeſetzte hingegen ſetzen ihren Eid ſo kurzweg und unbeſonnen zu Allem, was ſie oft auch im Rauſch reden und thun, daß es Einen ſchaudert. Auch verfolgt ihrer viele der Fluch, der auf den Meineid von Gott gelegt iſt. Es kann nicht anders ſein. Menſchen, die im öffentlichen Leben ſo ſehr aus dem Gleis des Göttlichen und Chriſtlichen fallen, müſſen auch in ihrem Privatleben nothwendig alles Heil und allen Segen ihrer häuslichen Verhältniſſe verlieren und daher kommt es, daß man allenthalben ſo viele Söhne und Töchter ſchlechter Vorgeſetzten in das äußerſte Elend verſinken ſieht. Der Spruch: Der Herr iſt ein eifriger Gott, er rächet die

Missethaten der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht, wird nirgends so schrecklich wahr, als an Kindern solcher Vorgesetzten. Es kann aber auch nicht anders kommen. Da ihre Kinder alle Tage sehen, daß ihre Väter durch Lug und Trug in allem Meister werden und Jedermann mit seiner Wahrheit und mit seinem Recht hinter ihren Lügen zurückstehen muß, so sind sie offenbar alle Tage in einer bösen Schule des Unrechts und der Lügen, und verlernen auf diese Weise alle Art, mit Menschen in der Wahrheit und in der Liebe umzugehen und sie als ihres gleichen anzusehen und zu behandeln. Solche Menschen achten gewöhnlich Jedermann, der, wie sie meinen, weniger als sie ist, für ihren Dienstmann oder für ihre Milchkuh. Das geht denn freilich bei den Kindern, wenn der Vater todt ist und sie nicht auch Vorgesetzte werden, nicht mehr an und wenn sie es probiren, stoßen sie natürlicherweise die Köpfe an und meinen denn doch, es geschehe ihnen Unrecht und können nicht begreifen, warum sie es den Leuten mit ihrem Benehmen nicht mehr recht machen können, da dasselbe, so lange der Vater lebte, ihnen doch immer ganz recht war. Ich habe einmal einen muntern Mann einer solchen notablen Dorftochter, deren Vatet abgesetzt war, auf eine solche Klage antworten hören: Weißt du was? Thu wie die Leute, so geht's dir wie den Leuten. — Hundert und hundert Söhne solcher Vorgesetzten, wenn sie nicht auch wieder Vorgesetzte werden und dahin kommen, die Elendigkeiten ihres Seins und Lebens mit Vorgesetztenrechten zu bedecken und mit Vorgesetztenemolumenten zu bezahlen und zu bemänteln, werden Lumpen und kommen ins größte Elend. Mit den Töchtern solcher elenden Menschen, die durch ihr Vorgesetztenrechte außer das Gleis aller Menschenpflichten geführt worden, ist es die nämliche Sache. Wenn sie in brave gemeine Haushaltungen hinein heirathen, in denen man gewohnt ist, sich mit Gott und Ehren, mit Beten und Arbeiten durch die Welt zu bringen, taugen sie in diese Lage wie das fünfte Rad am Wagen und sind im Stande, die bravsten Haushaltungen in Jahr und Tag zu Grund zu

richten, indem sie mit jedem Schritt, den sie thun und mit jedem Wort, das sie reden, das Gift des Neides, des Hasses, der Zwietracht und tausend armselige Gelüste in die Haushaltungen hineinbringen und das Fundament ihres Segens, das Beten im Glauben und das Arbeiten in der Liebe in seinem Wesen untergraben.

---

72. Die Schelmenstreiche des Vogt Hummel.

Hummel saß jetzt, wie wir gesehen, in seinem Vogtsdienst fest, wie eine Mauer auf dem Felsen, und nun griff er auch Jedermann, der in Holz und Feld etwas hatte, das ihn gelüstete, an; wollte er es ihm nicht geben, wie er wünschte, so hatte er einen Prozeß auf dem Halse oder war sonst alle Augenblick nicht sicher, in eine Grube zu fallen, die man ihm gegraben.

Er griff die Gemeinde an, wie einen einzigen Mann. Aber wo so ein Vogt Meister ist und die Vorgesetzten eine Clique ausmachen, die mit einander durch Bande einer niederträchtigen Selbstsucht zusammenhangen und mit einem solchen Vogt, wie die fünf Finger an der Hand, eins sind, da ist keine Gemeinde mehr. Der Menschenhaufen, der vorher eine Gemeinde war und jetzt noch eine Gemeinde heißt, ist dann nichts weiter, als ein Knechtegesindel eines solchen, sie zu seinem Dienst mißbrauchenden Schurken und seines Anhangs. Eine solche Gemeinde muß in tausend Fällen einem solchen Mann noch selbst bestätigen und ihm zu Urkund und Siegel von dem helfen, was sie in ihrer Seele weiß, das er ihr abgestohlen. Das war der Fall mit dem Markstein bei des Vogts Acker, der noch jetzt der zugepflügte Acker heißt; er war mehr als ein Drittel der Länge nach der Gemeind abgepflügt. Die alten Männer wußten alle, daß ein Zaunstumpen und ein Markstein funfzig Schritt tiefer unten gestanden, als der Vogt die neuen Marksteine gesetzt, aber der Zaunstumpen war nun seit zehn Jahren ausgestockt und der Markstein ist auch weggekommen, Niemand

wußte, wie, und die Gemeinde setzte ihm die Marksteine, wohin er wollte, ohne Widerrede. Als er sein neues Haus baute, war's wieder das Gleiche; er nahm der Gemeinde aus dem Walde, was er wollte, und das Holz war schon gezimmert und lag schon vor seinem Hause, als er in der Gemeinde die Stimmen sammeln ließ, daß sie es ihm bewilligt, und sie mußten ihm die Erlaubniß davon zu seiner Sicherheit ins Dorfbuch hineinschreiben.

Der alte Mönchhöfler selig konnte das auch fast gar nicht verdauen und sagte überlaut, vor altem seien die Diebe doch auch noch zufrieden gewesen, wenn man sie mit dem Gestohlenen fortgehen lasse, aber jetzt müsse man noch den Zeugen dazu abgeben, daß man es ihnen geschenkt. Aber Jedermann in der Gemeinde that, als ob er ihn nicht höre, und des Mönchhöflers Sohn selbst rieth ihm ab und sagte: Schweig doch, um Gotteswillen, wir sind sonst alle Stunden nicht sicher, daß er uns um Haus und Hof bringt. Der Vogt that selbst, als ob er es nicht gehört, und ließ die Vorgesetzten den Beschluß unterschreiben und das Datum zwei Monate früher setzen. Die öffentliche Gerechtigkeit war nun in seiner Hand und er brauchte sie fast immer zum Schutz derer, die Unrecht hatten, damit er sich einen Anhang machte von Leuten, die ihn fürchteten, um mit diesen diejenigen zu unterdrücken, die ihm entgegen wären.

Weit und breit ward nicht so viel gestohlen, als bei uns, aber seitdem er Vogt war, ward fast Niemand bestraft und er machte sich groß damit, wenn er fünf Jahre früher Vogt gewesen, so wäre dem gehängten Uli und vielen andern gewiß nicht begegnet, was ihnen begegnete. Er erschwerte immer dem Beschädigten den Beweis wider den Frevler, dem Schwachen den Beweis wider den Gewaltthätigen und dem Bestohlenen wider den Dieb. Er zog den Klagenden hin, bis der Beklagte entronnen und der Frevel bedeckt war. Wenn der Kläger den ganzen Tag auf ihn wartete, so war er nicht daheim, aber die Nacht durch stand dem Schelme für Rath und That sein Haus offen. Was du mit deinen Augen sahst, mußte nicht wahr sein; wenn du den Dieb in

deinem Haus ertappteſt, mußteſt du ihn noch um Verzeihung bitten, daß du ihn verklagt.

Daher kam es aber auch, daß hie und da Einer ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen ſuchte, auf welche Art er es immer konnte. Es ſind mehrere Diebe, die bei der That ertappt und auf den Tod geſchlagen wurden, weil man ſich ſcheute, ſie zu verklagen. Der Krummholzer iſt unter der Laſt ſeiner geſtohlnen Trauben aus gleichem Grunde erſtickt. Der Leutold und der alte Hügi, die ihn in ihrem Weinberg antrafen, ſtießen ihn mit der Bütte, die er voll geſtohlener Trauben hatte, die Stufen ihres Weinbergs hinunter; ſie hörten ihn unten an den Stufen um Hülfe rufen, aber ſie ließen ihn liegen, weil ſie keinen Proceß mit ihm wollten und fürchteten, er erkenne ſie, und dann hätten ſie es mit dem Vogt zu thun. Es war faſt in keinem Falle mehr möglich, das größte Unrecht, das man litt, zu erweiſen; er lenkte das Recht, wohin er wollte, Wahrheit oder Lügen war gleichviel. Was er wollte, war Ja! und was er nicht wollte, war Nein! Was im Verborgenen geredet worden, ward, wenn er daran ſetzte, ausgeforſcht und was an offener Gemeinde geredet worden, ward verleugnet, wenn er wollte, daß es verleugnet würde. Worüber er immer ſtritt, hatte er ſicher Zeugen für das, was er behauptete. Auch wenn Eid und Gewiſſen dazu geſetzt werden mußte, ſtanden dieſe ihm bei.

Ich mag nicht viel von dieſen elenden Meineidigen reden, aber Gott bitten muß ich, daß er ihnen ihr Gewiſſen aufwecke, wie er es Einem ſchon aufgeweckt hat. Er iſt Jahre lang von Gewiſſensbiſſen gequält worden, aber Gottlob, er hat endlich doch Erleichterung und Beruhigung gefunden. Verrucht und merkwürdig iſt es, wie der Vogt in dieſen Fällen den armen Leuten das Gewiſſen hat einſchläfern können, und unbegreiflich, wie ſelber ein Geiſtlicher ſich von ihm ſo weit hat mißbrauchen laſſen, an dieſer abſcheulichen Handlungsweiſe Theil zu nehmen. Doch was will man ſagen, das Herz des Menſchen iſt in jedem Stand das nämliche und führt in jedem Stand zu den nämlichen Höhen und zu den nämlichen Tiefen.

Der Vogt hatte es selbst nicht gern, wenn es mit seinen Processen dahin kam, daß sie zum Eid getrieben wurden. Er machte auch im Anfang seinen Zeugen immer Muth, es komme gewiß nicht dazu, daß sie ihre Aussage beschwören müßten, und setzte immer hinzu, wenn sie den Eid nicht schwören müßten, so sei ihre Aussage eben nur eine Lüge, deren es jeden Tag tausende gäbe. In den meisten Fällen geschah es auch wirklich, daß seine Gegenpartei den Streit nicht zum Eid kommen ließ. Dann waren seine Zeugen entronnen, kriegten aber freilich auch bei Weitem nicht den nämlichen Lohn, den er ihnen geben mußte, wenn es wirklich zum Eid gekommen wäre. In diesem Fall wandte er dann aber auch zuerst alle möglichen Mittel an, die Zeugen zu bereden, es sei wirklich so, wie er sage und wie er ausgeredet, und er hatte eine verruchte Kunst, den Leuten die Thatsachen, wie sie wirklich gewesen, aus dem Kopf zu schwatzen, und sie in Sachen, die sie mit ihren Augen gesehen und mit ihren Ohren gehört, zu überreden, es sei so gewesen, wie er sage, und nicht wie sie geglaubt, daß sie gesehen und gehört hätten. Auch in der Kanzlei hatte er noch Mittel, das, was beschworen werden sollte, so aufzusetzen, daß man es ungleich auslegen konnte, und endlich half ihm der Vikar noch, den Zeugen die kanzleiisch aufgesetzte Aussage, die sie beschwören mußten, auf eine Weise zu erkären, daß sie den Meineid hinunterschluckten, wie eine verzuckerte Pille.

Die Frechheit der Zeugnißgeberei in Bonnal war durch etliche Beispiele so berüchtigt, daß ein Herr aus der Nachbarschaft den Jakob Keibacher, wie er in einer solchen Handlung für den Vogt vor dem Recht gestanden, abzeichnen und in Kupfer stechen ließ. Er ist wie lebendig getroffen, sein Haar steht empor, wie einer wilden Sau die Borsten, die Furcht vor der Hölle und das Hundeherz, doch zu schwören, weil er den Mundvoll, den man ihm dafür hinwirft, vor sich sieht, redet ihm aus den Augen. Er hat eben den Mund offen und es ist, wie wenn man's sähe, daß er vor Herzklopfen fast nicht athmen kann und aus der versoffenen Nase schnaufen muß. Die Augen sind halb zu;

die Stirne rümpft sich von allen Seiten dagegen und gegen die Nase hinunter; er hebt gerade die drei Finger auf und die Hand (man meint, sie zittere) ist noch voll Dinte von einen Schelmenbrief, auf den er eben sein + getolget.*) Unter diesem Kupferstich stehen die Worte: Ein Zeugnißgeber von Bonnal. Es konnte kaum ein entsetzlicheres Denkmal des Verderbens unsers Dorfs ersonnen werden, als diese Unterschrift.

Unser gnädiger Herr hat, da er dieselbe letzten Winter zu Gesicht bekommen, gesagt, er wollte lieber seine Herrschaft verkaufen und ziehen, so weit der Himmel blau sei, als da bleiben, wenn sie in vier oder fünf Jahren noch wahr sei und noch auf sein Dorf passen würde, und die große Lehre, die er sich von dem Verhältniß seines Großvaters mit dem Vogt machte, war die: Jeden seiner Angehörigen durch sich selbst und nicht durch seinen Vorgesetzten kennen zu lernen. Es ist unbegreiflich, wie weit es der Hummel darin gebracht, seinen Großvater in dieser Rücksicht irre zu führen. Wenn er eine Sache hintertreiben wollte, redete er lange vorher schon zu ihren Gunsten, daß der Junker glaubte, er sei für die Sache ganz eingenommen, bis er denn endlich mit den Gründen hervorrückte, warum es doch nicht so sei und nicht so gehen könne, wie er bisher geglaubt. Seine Kunst hierin war unbegreiflich. Auch die größten Schelme, die ihn kannten, sagten, er sei darin unnachahmlich gewesen. So, wenn er etwas mit Gewalt durchsetzen wollte, redete er gewöhnlich zum Voraus so wenig als möglich davon; aber Andere mußten es thun; er widersprach diesen öfters sogar selbst. In beiden Fällen scheute er keine Hinterlist, keinen Betrug und selbst keine Verfälschung, um zu seinem Ziel zu kommen. Als z. E. vor vier Jahren die Elsbeth Müller wider des Vogts Sohn von Rhynhalden klagte und ein Eheversprechen vorwies, und der Junker wider des wohlachtbaren Herrn Untervogts Sohn gar aufgebracht war,

*) Sein + tolgen, heißt, etwas anstatt mit seiner Unterschrift mit einem + bezeichnen.

ließ der Vogt wie aus Unachtſamkeit den Chorgerichts-Bußenrodel (das Strafverzeichniß des geiſtlichen Gerichtes) dem Junker auf dem Tiſch liegen und juſt diejenigen Seiten darin offen, in welcher eine Elsbeth Müller wegen nächtlichen Herumziehens und verbotenen Tanzes um 5 Pfund geſtraft worden. — Es war aber freilich eine andere Elsbeth Müller, das aber machte nichts. Da der Junker andern Tags den Schreiber fragte: Iſt das die gleiche Elsbeth Müller? antwortete dieſer: Ja, und des Vogts Bub mußte nun der klagenden Tochter nicht das Halbe zahlen, was der Junker ihr zugeſprochen hätte, wenn dieſer Bußenrodel an dieſem Tag nicht auf ſeinem Tiſch gelegen hätte.

Mit ſolchen Künſten wußte er ihn in jedem Falle dahin zu lenken, wohin er wollte. Faſt Alles, was den Junker umgab, war gleichfalls dem Vogt im Dienſt. Ein alter Mann erzählte: Vor fünf Jahren war ich Zeuge eines auffallenden Beiſpiels von dieſer Art. Ich ging von Hirzau über den Berg heim und hörte den Schloßjäger, der nur etliche Schritte von mir entfernt war, aber mich nicht ſah, alle Wetter fluchen, daß ſein Kamerad die Hunde zu ſtark gegen Bonnal treiben laſſe; wenn der Teufel, ſagte der Jäger, den Junker jetzt in dieſes Loch hinunter führen würde, der Vogt würde mich ſteinigen. Der Grund von dieſen ſchönen Worten war nämlich dieſer: Der große Waſſerſtreit zwiſchen den großen Bauern und dem ärmern Mehrtheil der Gemeinde war gerade im Gange und der Vogt verhütete auf alle Weiſe, daß der Junker in der Zeit in die Gegend der Matten komme, wo er die Unbill der Streitſache mit ſeinen Augen hätte ſehen können; darum durften Jäger und Hunde auch nicht dahin treiben. Es iſt jetzt gleichviel, obſchon dieſer Handel von den großen Bauern gewonnen iſt, ſo ſage ich es doch, die Widerpart hatte zuſammen eben ſo viel Mattland als dieſe, und es gehörte ihnen alſo auch eben ſo viel Waſſet, wenn ſie ſchon nur das Drittel bekamen und noch froh ſein mußten, daß man ihnen nicht Alles genommen, wie man ihnen gedroht, und zwar unter den ſchönen Titeln, das Waſſer gehöre auf die großen Matten und es

sei dem Zehnten schädlich, wenn man es auf den kleinen verstümmle.

Bei alle dem brachte es der Vogt doch dahin, daß die armen Leute selber, ob er sie gleich immer betrogen, dennoch, wenn sie in Verlegenheit waren, immer zu ihm kamen, um sich bei ihm Raths zu erholen. Das scheint unbegreiflich, doch was will man sagen? Der Schiffbrüchige hascht, ehe er versinkt, nach jedem Strohhalm; und der Mensch, der in Angst und Sorgen gejagt ist, thut das Nämliche. Das Thier springt ja, wenn es gejagt wird, in der äußersten Noth auch über Klippen, wo es unfehlbar Hals und Beine bricht, und ins Wasser, wo es ersäuft, nur um den Hunden und den Jägern zu entrinnen. Verschmitzter mit den Leuten, die sich so bei ihm Raths erholten, zu spielen, war nicht möglich. Er brachte Leute, die er irre führen wollte, gar oft dahin, daß sie die Worte, die ihnen in ihrem Handel den Hals brechen mußten, dem Junker noch selber vortrugen und trieb es darin noch weiter, als der König David, der seinem Schlachtopfer den Uriasbrief doch auch noch verschlossen übergab. Wenn dann diese Leute sich so bei dem Junker mit den Worten, die er ihnen in den Mund gelegt, verfänglich gemacht hatten, kam der Vogt hintennach und sagte dem Junker, sie würden ihm wohl das und das angebracht haben, doch es sei nicht so ꝛc. ꝛc. Er verstand diese Art, gegen die Leute zu berichten, so wohl, daß er sie bis auf den Ton ihrer Stimme, bis auf ihr Handwerfen, ihr Kopfschütteln, ihr Händezusammenhalten, ihr Maulhängen, ihr Maulverbeißen, ihr Augenverkehren, kurz ihr ganzes Dastehen und Reden wie abmalen konnte, so daß es dem Junker oft war, er sehe die Leute, von denen er redete, vor sich stehen. Man mußte ihm fast nothwendig glauben, so konnte er den Schein der Wahrheit zum Unglück der Menschen, die er verderben wollte, nachahmen.

Eine andere Weise, durch die er die Leute bei dem Junker zu Grunde richtete, war auch die, daß er die schlechte

Seite derselben dem Junker in Augenblicken aufdeckte, wo er seinen Eindruck fast nie verfehlte. Er hatte die meisten Haushaltungen im Dorf zu einem Lumpen- und Schelmenpack gemacht und konnte also in jedem Falle dem Junker leicht zeigen, daß sie das seien, was sie wirklich waren. Wenn er aber wollte, daß er das Gegentheil davon glaube, so fand er auch hierzu leicht Mittel. Wenn er z. B. gestern von einem Mann gesagt hatte, daß er der schlechteste Mann im Dorf sei, und am andern Tage sein Weib oder ein Verwandter von ihm kam und das Nämliche klagte und begehrte, daß man ihn unter Vormundschaft stelle, so war er ganz wider dieses Begehren, redete dem Manne wieder das Wort und behauptete, es sei gar nicht so schlimm, als man thue; denn er war immer wider das Bevormundschaften der Lumpen und sagte gar oft: Wenn man alle Leute unter Vormundschaft stellen wollte, die etwa hie und da einen dummen Streich machten, so könnte man in der Herrschaft nicht genug Vormünder auftreiben. Er erzählte auch gar oft, daß er im * * Amt vor einigen Jahren vor Audienz gestanden, da eben der junge reiche Träubeli seinem Vormund die Rechnung abgenommen hätte. Das Geld sei bis auf ein paar tausend Gulden geschwunden und der Träubeli habe von Allem, was man ihm vorgelesen, nichts begriffen, als daß er das Geld nicht empfangen, welches fehlte. Am Ende fragte ihn der Junker Oberamtmann, was er jetzt zu dieser Rechnung sage? Es dünkt mich halt, erwiederte Träubeli, wenn der Teufel unter Vormundschaft gestellt würde, so käme er in die Hölle.

Und so, behauptete der Vogt, sei es mit der Vormundschaft allenthalben, und man muß gestehen, daß in dem Herzogthum, darin die Herrschaft Arners lag, in Rücksicht auf das Vormundschaftswesen sehr große Mißbräuche obwalteten. Der Vogt aber suchte freilich nicht, diesen Mißbräuchen Einhalt zu thun. Diese waren ihm alle recht gut, nur das Bevormundschaften selbst war ihm nicht recht. Er hatte die reichen Lumpen im Dorf lieber unbevormundet. Niemand zog indessen auch von dem Vormundschaftswesen mehr Vortheil

als er. Wo irgend ein großes Gut in vormundschaftliche Hände mußte, da kam's in die seinen.

Er ließ indessen Jedermann übel hausen, so lange er immer konnte; wenn aber einmal die Freunde und Verwandten darauf drangen, daß ein Verschwender bevormundschaftet würde, so war er gleich bei der Hand, die Vormundschaft selbst zu übernehmen. Bei diesem Gange der Dinge war es fast unmöglich, daß noch irgend eine Haushaltung mehr in der stillen, eingeschränkten, ehrenfesten Ruhe und Eingezogenheit hätte bleiben können, die unsere Alten so glücklich machte. Wo ein Haus noch so lebte, so ruhte er nicht, bis er Streit und Verwirrung in dasselbe hineingebracht, und sagte öffentlich: Wo Friede ist und Alles gut mit einander, da ist eine Obrigkeit nur halb Meister. Er brachte das böse Wort „divide et impera" so in die Armseligkeit seiner Dorfregierung, daß man dasselbe als Devise an die Stallthüren der Bettelbauern in Bonmal hätte anschlagen können. Dieses Wort ist aber auch das verruchteste, das je verbrecherische Männer aussprechen können, und doch hat man in unsern Tagen gelernt, ihm einen Anstrich zu geben, daß viele Leute selbst von denen, die sich unter die Notablen im Land zählen, sich nicht schämen, es öffentlich in den Mund zu nehmen. Indessen ist die Bedeutung dieses Wortes im Mund von solchem Vorgesetztenvolk ganz klar. Sie halten sich selbst für das Gesetz, und viele von ihnen achten das wirkliche Gesetz so viel als wilde Hüte- und Weidbuben den Stamm an einem Baum, an dem sie hinaufklettern, seine Früchte zu stehlen. Wenn solche auf dem Baum ihre Säcke gefüllt, steigen sie am Stamm wieder herunter, legen sich an den Schatten des Baumes und zünden in der Höhle desselben noch Feuer an, die Aepfel zu braten, die sie auf demselben gestohlen; ob der Baum übers Jahr keine Früchte mehr bringe und verdorre, liegt ihnen am Herzen, just wie solchen Vögten die Ehre, das Ansehen und der Nutzen der Obrigkeit und der Segen des Landes.

Nein, wer ein Dieb ist und ein selbstsüchtiger, nieder-

trächtiger und gewaltthätiger Mann, dem liegt weder die Ehre noch der Nutzen der Gesetze, noch der Segen des Landes am Herzen, und wenn der Hummel den Namen der Gesetze in den Mund nahm und für ihre Ehre und für ihr Ansehen sprach, so war es nur, um unter dem Schutze ihres Namens arme, schwache, hülflose Menschen ins Unglück zu bringen. Und ich muß es sagen, es stehen Einem beinahe die Haare zu Berge, wenn man näher weiß, wie er in tausend Fällen und besonders bei Werbungen das Amt der Obrigkeit gebrauchte. Er gab zuerst vor und machte es weit und breit bekannt, bei den Werbungen sei Jedermann um Alles frei und es dürfe ein Jeder herkommen und wieder gehen, wie er nur immer wolle, und lockte damit fremde Burschen in sein Haus; wenn aber die Werber einen so hinzugelockten fremden Mann, den sie gern angeworben hätten, nicht in ihr Netz zu bringen vermochten, so nahm er ihn dann beiseits, fragte ihn als Vogt um Kundschaft und Handthierung, zerriß ihm wohl gar seine Päße und nahm eine Sprache an, wie wenn er von Sorgfalt fürs Land und Treue für die Obrigkeit bersten wollte. Du bist ein Strolch und ein Taugenichts, sagte er dann zu einem solchen in sein Netz gelockten Unglücklichen, du ziehst dem Schelmenleben nach, gelt du magst deinem König nicht dienen und deinen Aeltern nicht folgen und nicht arbeiten, darum kannst du nicht zu Haus bleiben und willst in unserm Lande dich mit Schlendern und Betteln und Betrügen erhalten. Ja unser Land ist ein freies und gelobtes Land, aber nicht für Strolche, die keine Handthierung haben, wie du. Dann drohte er noch mit Prügeln und mit Einsperren bis der arme Teufel entweder Dienst nahm oder ihm etwas von seinem Eigenthum zum Dank gab, daß er ihn wieder frei ließ. — So ist's, daß er das Amt der Obrigkeit benutzte, um den Schwachen und Elenden im Land noch elender zu machen, als er durch seine Armuth und durch seine Schwäche schon ohne dieß ist.

73. Wie der Vogt Religion treibt und alles Gute verhindert.

Es war aber auch eigentlich der Hauptpunkt seines Greuellebens, daß er es gar nicht achtete, ob die Menschen um ihn her des Lebens Nothdurft hätten oder nicht, und ob sie in Kummer, Sorgen und Elend vergingen oder nicht, und wer sollte das denken, er nahm dabei oft den Namen Gottes selbst in den Mund, aber beinahe fast auf eben die Weise, wie den Namen der Obrigkeit, und so wie er gar gern viel von den Rechten und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen redete und viel dummes Zeug darüber schwatzte, so schwatzte er zu Zeiten auch gern von Gott und göttlichen Dingen und liebte es, über allerhand Grübeleien von dem Himmel und der Hölle allerlei Meinungen zu hören, z. B. was man im andern Leben auch thun und nicht mehr thun werde, womit man sich Freude machen und die Zeit vertreiben werde, woran man sich auch wieder erkennen, und ob man vielleicht des Großvaters Vater und Leute, die man beerbt, aber nie gesehen, doch auch erkennen werde, und dann von der Hölle, ob sie doch auf der Welt und bei dem Berge sei, der Feuer ausspeit und Schwefelbäche so groß als der Rhein; und ob die Füchse, mit denen der Simson den Philistern das Korn im Feld angezündet, auch Füchse gewesen seien, wie die unsrigen, und wie er sie zuerst habe fangen können, ehe er ihnen die Feuerbrände zwischen die Schwänze gebunden ꝛc. Ueber solche Gegenstände konnte er ganze Abende mit dem Vikar schwatzen und dieser gab ihm darüber Sachen an, die oft so dumm waren, daß man nicht begreifen kann, wie ein Mann, der so viel Verstand hatte, als der Vogt, ihm einen Augenblick zuhören konnte. Aber das ist nicht anders, der schlaueste Mensch wird in dem, worin ihn sein Herz blind macht, unendlich leicht einem Thoren gleich, der in gar nichts Verstand zeigt.

Der Vogt liebte nebenbei das Geschwätz über Gott und und göttliche Dinge auch noch aus einem andern Grunde,

als um sich die Zeit zu verkürzen; er sagte oft, ein obrigkeitlicher Beamteter, der, wenn es nothwendig sei, nicht auch mit den Leuten reden könne, wie ein Pfarrer, sei nur halb, was er sein solle, und zählte so das Maulbrauchen über Religion und göttliche Dinge bestimmt unter die Mittel, die ein Mann, wie er, nothwendig in seiner Gewalt haben müsse, um unter allen Umständen seine Autorität gegen Jedermann, wer es auch sei, behaupten und den Meister spielen zu können. Er war auch im Stande, den Leuten, wo es ihnen diente, zuzusprechen, wie der beste Pfarrer, und brauchte diese Kunst vor Audienz oft selber gegen Schelme, mit denen er unter einer Decke lag, und redete mit ihnen noch ab, sie sollten nichts danach fragen und nur keck fortleugnen, er möge ihnen vorpredigen, was er wolle. Er sagte ihnen zum Voraus, er werde öffentlich wider sie thun und reden, wie der Teufel, aber das werde ihnen nichts schaden, wenn sie nur keck wären und standhaft fortleugneten. Er war sogar, wenn die Fehler solcher Leute gar zu deutlich waren, der erste, der anrieth, man sollte den Ernst brauchen und sie einsetzen, sie würden dann wohl bekennen. Aber er redete auch das mit ihnen ab, lachte sie in seinem Geheimstübchen, wo er solche seine Leute immer allein sah, noch aus, und wenn sie sich vor dem Gefängniß fürchteten, sagte er ihnen, sie würden nicht die ersten und nicht die letzten sein, die hinein müßten, erklärte ihnen Tag und Stunde, wie lang man sie gefangen halten könne, und Alles, was man mit ihnen vornehmen werde. Wenn du das aushältst, so müssen sie danach dich wieder gut und besser machen, als du vorher nie warest und nie werden wirst, sagte er. —

Er erzählte solchen Leuten in seinen Unterweisungsstunden das Exempel des Rudi von Lörbach, den jetzt die Herren von Katzenstuhl, so lange er lebe, erhalten müßten, weil er von hundert Sachen, die sie ihn gefragt, keine einzige bekannt habe. Das war ein Männli, sagte dann der Vogt. Ich habe es aus seinem eigenen Munde gehört, daß er an der Folter wie davor und danach immer sich beherrschen und

denken konnte, Nein gehe so geschwind zum Mund heraus als Ja.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie durch solche geheime Lenkung und Verdrehung des Rechts die Herzensverhärtung im Dorfe eingewurzelt, die das Elend auf den höchsten Gipfel brachte. Ach, das alte fromme Schamrothwerden, das gute menschliche Bekennen, Weinen, Abbitten, das der Herzensverhärtung vor Allem so sehr wehrte und so natürlich zur Sinnesänderung und Besserung führt, ist bei unserm Volk verschwunden. Auch ist es sogar unter uns zum Sprüchwort geworden, der sei kein Mann, der nicht ihrer drei und vieren ins Angesicht wegleugnen könne, was sie mit ihren Augen gesehen, das er gethan, und alles Volk, junges und altes, Weib und Mann, Knecht und Magd, und sogar die Schulkinder wissen jetzt bei uns nichts so gut, als bei Allem, was sie fehlen, schamlos zu leugnen, bis sie überwiesen, und dann noch, wenn sie auch überwiesen, das Maul zu brauchen, als wenn ihnen Gewalt und Unrecht geschehen wäre. Diese Schamlosigkeit in unserer Mitte ist vielleicht auch das größte und unheilbarste Unglück, welches der Vogt unserm Dorf zugefügt hat.

So wie er Alles, was böse, schädlich und verderblich war, pflanzte, beförderte und schützte, so hintertrieb er Alles, was gut und nützlich war und rottete es gleichsam aus.

Er wollte nie zugeben, daß man den Schuldienst verbessere und sagte darüber, es sei eben nicht nöthig, daß ein jeder Bettelbub besser schreiben und lesen könne, als er.

Er hinderte immer Gras-Einschläge auf den Feldern zu machen, und da man ihm vorstellte, das Dorf würde dadurch doppelt so viel Vieh erhalten und doppelt so viel Korn bauen können, als es jetzt baue, und dadurch würde sich auch der gute Preis in Kurzem beinahe verdoppeln, antwortete er, es sei eben nicht nöthig, daß alle Aecker so theuer würden, denn er handelte viel mit verlumpten wohlfeilen Aeckern und wußte wohl, daß, wenn das Land allgemein gut angebaut würde, so würde der gute Handel mit verlumpten Aeckern bald aufhören.

Eben so hinderte er, daß Fremde sich im Dorf niederließen, wenn es schon Ehrenleute und Männer waren, von denen er nicht leugnen konnte, daß sie Geld, Verdienst und Kunstfleiß ins Dorf bringen würden. Er hinderte neue Feuerstellen außer dem Dorf zu errichten, und da man ihm in der Gemeinde sagte, es wäre doch wegen Feuersgefahr besser, daß die Häuser ein wenig mehr von einander vertheilt wären, gab er zur Antwort, es sei noch kein Dorf verbrannt, man habe es auch wieder aufgebaut. Indessen stand sein Wirthshaus, so wie seine Mühle und alle seine Wirthschaftsgebäude allein, und waren deshalb in keiner Gefahr, wenn auch das ganze Dorf abgebrannt wäre. Und er hat selber eingestanden, was Einer seiner Nachbarn schon längst als eine bestimmte Wahrheit erzählt, daß er nämlich einmal, als die Wirthe von Laibach und Hirsingen, welche beide Dörfer vor wenig Jahren abgebrannt, bei ihm gewesen und ihm erzählt, was für gute Zeiten sie nach diesen Bränden gehabt, bestimmt ausgesprochen, wenn ihm so ein Glück nur auch einmal widerfahren würde. Er habe zwar ein Glas Wein zu viel gehabt, da er dieses gesagt, und als er gemerkt, daß ein paar Männer am Tisch den Kopf darob schüttelten, die Worte wieder zurücknehmen wollen und zu verdrehen gesucht, aber gewiß sei es, daß er sich so ausgesprochen.

Was aber vielleicht unter Allem das Abscheulichste war und am tiefsten an das Herz der Leidenden, Armen eingriff, war, er schonte bei den Auflagen und Steuern immer den Reichen und legte die Last immer auf die Schulter der Armen. Weg und Steg und alle Arbeit an den Landstraßen mußten durch Frohndienste bestritten werden, an denen der Arme, der die Landstraße vielleicht im Jahr nicht zweimal betrat, eben so viel Dienste leisten mußte, als der Reiche, der täglich mit Roß und Wagen darauf fuhr. Er sprach das unverschämte Wort laut aus, man müsse den Reichen schonen, damit man in der Zeit der Noth doch bei Jemand etwas finde.

Auch diesen Grundsatz, der die Armen um die Ersparnisse

ihrer Väter, und sie um ihr eigentliches Recht an ihren Gemeindegütern brachte, sprach er laut aus; man dürfe von den Reichen keine Beiträge für die Gemeindebedürfnisse fordern, so lange noch irgend etwas Gemeingut vorhanden sei; erst wenn dieses alles aufgebraucht, dürfe man von den Reichen mehr fordern, als von den Armen. Man kann aber auch die Sicherheit einer jeden Gemeinde und den rechtlichen Wohlstand aller Glieder derselben und für die späteste Nachkommenschaft nicht gottvergessener untergraben und gefährden, als durch die Anerkennung dieses Grundsatzes in Rücksicht auf die Gemeindegüter.

---

74. Hummel als Wirth und als Müller.

Er suchte Jedermann im Dorf mit sich in Rechnung zu bringen, aber er machte mit Niemand reinen Tisch und es war immer mit allen Leuten, die in seinem Buch standen, ein ewiges Hangwesen; er trachtete immer, daß Jedermann, mit dem er in Rechnung stand, nicht mehr sicher wisse, wie Eins auf das Andere gefolgt sei.

Die Unordnung seines Hauswesens war aber auch so, daß er nicht mit den Leuten in Ordnung hätte rechnen können, wenn er auch hätte wollen; bald schrieb er ins Buch und die Frau an die Wand, und am Samstag kam's dann natürlich, wenn man an der Wand abwischen wollte, doppelt ins Buch.

Wenn ihm in seiner Einbildung in Sinn kam, er habe dieß oder jenes aufzuschreiben vergessen (und dieß geschah nur gar zu oft, insonderheit in Nächten, wo er es nicht wohl schaffen konnte), so machte er kurzweg in seinem Buch aus einer 0 ein 6, oder setzte einen Zehner voraus, oder eine 0 hinten an, wie er meinte, daß es gehen möchte. Er ließ im Buch und in den Handschriften Lücken offen, daß er hineinschreiben könne, was er wolle. Er gab die alten und bezahlten Handschriften, wo er immer konnte, nicht heraus, verleugnete sie und behauptete, sie wären zer-

riſſen, verbrannt oder verloren. Wenn er dann aber mit Jemand Streit bekam, ſo nahm er ſolche Papiere allemal wieder hervor und brauchte ſie wie gute.

Wen er am härteſten drückte, waren Leute, von denen er Böſes wußte, und die ſich fürchten mußten, er bringe es ihnen aus; auch wer ihn ſelber zu betrügen ſuchte, oder ihm etwas abzuleugnen probirte, war im gleichen Fall. Solchen Leuten doppelt aufzuſchreiben, was ſie ſchuldig oder eine Priſe Tabak zu nehmen, machte dem Vogt gleich viel Mühe. Wenn ſo Einer klagen wollte, ſo war die Antwort kurz: Du Schelm, du Dieb, willſt du mir's wieder machen, wie ſchon einmal? Meinſt du, ich habe deine Schelmenhandſchrift verloren? Es war ihm allemal, wenn er Jemand Unrecht that, wie ein Balſam ins Herz, wenn er ſich auch nur einbilden konnte, der Mann, den er unter den Händen hatte, habe ihm oder Jemand anders auch Unrecht gethan.

Als der Schaffner Knipperſchild ihn öffentlich verklagte, er habe ihn bei Abzahlung eines Kapitals um 50 Gulden betrogen, erzählte er den ganzen Heimweg ſeinen Kameraden, wie der Schaffner ein Hund ſei, der Einem das Blut unter den Nägeln hervordrücke, und wie er ihm in den zwanzig Jahren, da er das Kapital verzinſt, kein einziges Mal ein Glas Wein und ein Trinkgeld gegeben, und er wollte doch ſeinen Kopf daran ſetzen, daß er es der Herrſchaft berechnet habe.

So war's in allen Fällen; er mochte zu thun haben, mit wem er wollte, ſo war immer ſein Wort: Er iſt der und der; wenn er mich unter den Händen hätte, er würde noch anders mit mir fahren; ja wenn's ein Anderer wäre, ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen, ſo mit ihm umzugehen; aber mit dieſem da mache ich mir keins. Kurz wenn er einen Griff gegen einen ſuchte, ſo war im Augenblick kein größerer Schelm zwiſchen Himmel und Erde, und wenn er einen ausſaugen wollte, ſo hatte er auch allemal hundert Gründe, den Mann nicht zu ſchonen, bald weil er ein Lump, bald weil er ein Schelm ſei, bald weil er nichts Beſſeres verdiene, bald weil es ihm nichts helfen würde, wenn man

ſchon anders mit ihm umginge. Auf dieſem Wege kam er dahin, daß die meiſten Lumpe und Schelme ihm nicht einmal Widerſtand leiſten konnten, ſondern noch gut mit ihm waren, ſo ſehr er auch ihnen das Blut unter den Nägeln hervordrückte.

Indeſſen kam er auch mit einigen redlichen Leuten ohne Streit aus; aber wenn man näher erforſchte, was das für Leute geweſen, ſo fand ſich, daß es ſchwache nachgebende Menſchen, und einige davon wirklich etwas lüderlich oder wenigſtens nicht genaue Haushalter geweſen. Er hatte es mit dieſen doppelt gut, er mißbrauchte ſie, ſog ſie aus, wie die Andern, machte ſich aber dabei noch groß, daß er mit ihnen ſo und ſo lang ohne Streit in aller Freundlichkeit und Einigkeit gelebt habe und ſtrich dann bei gewiſſen Leuten, bei denen er ſich groß machen wollte, hoch aus, was das für Männer ſeien, die ihres gleichen zwiſchen Himmel und Erde nicht hätten und wie gut ſie mit ihm wären. Wenn er dann aber auch mit ihnen in Streit kam, ſo waren es im Augenblick auch wieder Schelme, wie die andern alle, und Narren oben drauf, oder wenigſtens Heuchler und Scheinheilige.

Der Mann, der Ordnung liebte, ſtill und bedächtlich in ſeinem Thun einherging, den Kreuzer zweimal umkehrte, ehe er ihn ausgab, und Treu und Glauben forderte, weil er ſelber Treu und Wort hielt, war bei ihm zum Voraus übel angeſchrieben und von ihm ins Aug gefaßt, wie ein Mann, der an einigen Orten im ſchwarzen Buche ſteht, von einem Corporal bei einem Polizeipoſten. Wenn ſein Intereſſe mit ſolchen Leuten im geringſten ins Spiel kam, ſo ſtand er feindlich gegen ſie auf, legte ihnen Gruben und Fallen, wo er nur konnte, und ruhte nicht, bis er ſie aufgerieben.

Dafür war er ſo bekannt, daß Jedermann im Dorf öffentlich ſagte, es ſei ein Wunder, daß er den Baumwollen-Meyer zu dem Mann habe werden laſſen, der er geworden. Aber die Umſtände waren dem Baumwollen-Meyer ſo günſtig, daß der Vogt lange ſeinen Vortheil bei dem fand,

was dieſen reich machte. Die meiſten Baumwollenſpinner-Haushaltungen verfraßen und verſoffen beim Vogt, was ſie verdienten. Auch war der Meyer ſchon ſehr reich, eh er nur einmal ahnte, daß er ihm mit ſeinem Spinnerverdienſt über den Kopf wachſen könne. Es kam ihm auch nicht in den Sinn, daß dieſes möglich ſein könne, bis einmal ein fremder Kaufmann mit vier Pferden in ſeinem Wirthshaus abſtieg und am Tiſch erzählte, was der Meyer für ein braver, angeſehener Mann ſei, wie er bei allen Kaufleuten unbedingten Credit habe und ganz gewiß ſehr reich ſei; da erſt ging dem Vogt darüber ein Licht auf, ſo daß er zur Stunde zu ſich ſelber ſagte: Wie ich auch ein Narr bin, daß mir das nie in Sinn kam. Es iſt jetzt am Tag, dieſer Baumwollenmann, der keinen Heller geerbt hat und deſſen Vater faſt bettelte, iſt mit ſeinem Spinnerweſen weiter, viel weiter gekommen, als ich mit meinem Vogtsdienſt, mit meinem Wirthshaus und mit meiner Mühle je kommen werde.

Dieſer Gedanke machte ihm den Kopf voll, daß er eine Weile gar nichts Anderes dachte. Auch das ſagte er zu ſich ſelber: Es ſpringt in die Augen, nach und nach kommen die Spinnerhaushaltungen alle in ſeine Klauen und kehren mir den Rücken. Er wiegelt ſie gegen mich auf. Es ſind ſchon Einige, die das Wirthshaus meiden, wie wenn der Teufel darin wohnte, und ich weiß, ich weiß, das kommt von ihm her und von dem verfluchten Geizhals, ſeiner Schweſter, der Marie. Aber dieſer Sache muß ich Einhalt thun. Nun fing er an, laut über das Baumwollenſpinnen zu ſchimpfen und zu ſagen: Das Lumpenleben und die Schelmenordnung, über die der Pfarrer ſo laut klage und die er dem Wirthshaus zuſchreibe, komme ganz und gar nur vom Baumwollenweſen her und wenn es ſo fortgehe, ſo werde man in dreißig oder vierzig Jahren keinen geraden und ſtarken Mann mehr in der Herrſchaft finden, und darin hatte er nicht ganz Unrecht. Wo immer ein neuer großer Fabrikverdienſt in ein Dorf hineinkommt, das vorher kein Geld hatte, den Erwerbsfleiß und den Erwerbsſegen nicht

kannte, und schon zum Voraus in Leichtsinn und in Liederlichkeit dahin gelebt, da wird so ein Dorf durch einen solchen plötzlichen Verdienst an Leib und Seele leicht weit verdorbener, als es vorher war. Es ist nicht anders möglich. Da, wo immer ein solcher neuer Verdienst dem Volk zum Segen werden soll, muß schon zum Voraus und zwar mit von Obrigkeits- und von Haushaltungswegen ein guter Grund der häuslichen Erziehung gelegt sein, die zu einer für diesen Erwerb schicklichen Volksbildung und den Kenntnissen und Fertigkeiten einer solid zu begründenden Landesindustrie geeignet ist. So wahr indessen das, was der Hummel in seinem Feuereifer gegen den Meyer über den Krüppeleinfluß des Baumwollenspinnens sagte, ist, so sieht man doch an den Kindern der Gertrud, daß dasselbe die Menschen nicht an sich selbst, sondern durch das schlechte Leben, das in den Baumwollenspinner-Haushaltungen herrscht, so elend macht. Der Gertrud Kinder spinnen das reinste Garn im Dorf und sind doch die gesundesten; aber ja, wenn sie mit ihrem Mann auch alle Tage im Wirthshaus gesessen und dann ihre Kinder daheim geprügelt hätte, damit sie ihr viel Geld dazu verdienten, so wären sie gewiß auch so elend dabei geworden, wie hundert andere im Dorf. Wo obrigkeitliche Sorgfalt und ein guter Geist in den Haushaltungen mangelt, da ist es unmöglich, daß solche Dörfer nicht durch das Baumwollenspinnen zu Grunde gerichtet werden, und unglücklicher Weise mangelte damals dieses in Bonnal Alles in einem hohen Grade, und der Hummel war denn noch wie dazu gemacht, dieses Verderben einerseits für sich selbst zu benutzen und andrerseits zum Nachtheil der Gemeinde auf den höchsten Gipfel zu treiben.

Aber jetzt war es ihm so wichtig, das weitere Aufkommen des Baumwollen-Meyer zu verhüten, daß er sich, wie die Alten sagten, lieber selber ein Aug ausschlug, als seinem Feind nicht zu schaden. Er verleumdete ihn und sein Treiben beim Junker auf alle Weise. Nicht zufrieden mit dem, wiegelte er wenige Wochen, nachdem der fremde Kaufmann ins Dorf gekommen, drei seiner Arbeiter auf, sie

sollten dem Meyer ableugnen, was sie ihm schuldig seien, mit Hinzusetzen, er wolle ihnen im Schloß schon helfen, daß sie ihn sicher zu Schanden machen könnten und ihm nichts zahlen müßten. Der Meyer erstaunte natürlich, als auf einmal drei von seinen Arbeitern ihm sagten, sie seien ihm nicht so viel schuldig, als er sage. Das war dem Meyer in seinem Leben nie begegnet. Er fühlte auch sogleich, daß hinter diesem Leugnen eine Aufwieglung stecke, und zweifelte keinen Augenblick, der Vogt sei daran Schuld. Aber er verstand hierin nicht Scherz. Er forderte auf der Stelle von allen dreien die Bezahlung dessen, was sie ihm schuldig seien, rechtlich. Die Schuldner führten vor Gericht alle drei die gleiche Sprache, er fordere mehr von ihnen, als sie ihm schuldig seien. Der Meyer war in seiner Verantwortung kurz, aber standhaft, und hielt sich, wie er mußte, an sein Buch; aber es dünkte dem Junker selbst bedenklich, daß ihrer drei auf einmal die gleiche Sprache führten. Man schob den Handel auf und der Vogt sagte links und rechts überlaut, es lasse sich, wenn man Dinte und Feder habe, aufs Papier schreiben, was man wolle, und Buch hin, und Buch her, so thäte der Meyer besser, er würde das nicht so weit treiben. Wenn ihrer drei die gleiche Sache sagten, so sei's fast wie bewiesen, und wenn er im Unrecht erfunden werde, so könne man ihm sein ganzes Buch unter den Tisch wischen.

Das Gemurmel, das solche Reden veranlaßten, entrüstete den Meyer so, daß er in Gegenwart mehrerer Gemeindegenossen dem Vogt zur Antwort sagen ließ, er meine, er habe ein redliches und aufrichtiges Buch, und wenn hundert Schelme dawider stritten, so müßte sein Buch ihm wider alle hundert gut genug sein oder er wollte kein Wort mehr hinein schreiben, und setzte hinzu: Ja, wenn ich ein Buch führte, wie der Untervogt, so verdiente ich, wo nicht den Galgen, doch gewiß ehrlos gemacht zu werden.

Diese Rede war, wie natürlich, dem Vogt ganz warm und noch als förmliche Antwort an ihn hinterbracht. Aber man hätte ihn auch bei nichts angreifen können, das ihm

ſo empfindlich geweſen wäre. Er iſt auch erſchrocken, daß man es ihm gar leicht anſah, aber ſo erbittert er war, ſo mäßigte er ſeine Antwort, that, als ob er das Wort nur halb verſtanden, und ließ dem Meyer nur antworten, er werde die Sache nicht ſo bös verſtanden haben, als ſie ihm hinterbracht worden.

Der Meyer aber blieb ſtandhaft, und ließ ihm ſagen, er ſei ganz nüchtern geweſen und habe mit allem Vorbedacht geredet, was ihm hinterbracht worden, und wenn er glaube, daß er ihm ſeines Buchs halber Unrecht gethan habe, ſo ſolle er daſſelbe nur vor Gericht bringen, er wolle ihm zeigen, welche Beſchaffenheit es damit habe.

Der Vogt durfte es nicht darauf ankommen laſſen und mußte den Schimpf verſchmerzen. Die drei Arbeiter ſtanden auch ſämmtlich von ihrer Klage ab und geſtanden dem Meyer, daß der Vogt ſie zuerſt aufgewiegelt, aber jetzt ihnen auch gerathen, die Sache nicht weiter zu treiben.

Der Junker verwunderte ſich am nächſten Audienztage ſehr, daß Keiner von ihnen erſcheine, und fragte den Vogt, was der Grund davon ſein möge. Es ſcheint, antwortete dieſer, ſie ſeien Schelme und trauen ſich nicht mit dem, was ſie angebracht. Du haſt ihnen denn doch die Stange ſtark gehalten, ſagte der Junker. Ja, ich meinte auch, ſie hätten Recht, da ihrer drei mit einander das Gleiche über den Mann ausſagten. Aber es ſcheint, ſie trauen ſich nicht mit ihrer Klage, erwiederte der Vogt, und der Junker: Aber ſollte man ſie nicht ſtrafen, daß ſie die Frechheit hatten, ihn ſo mit einander rechtlich anzuklagen? Ja, wenn ſie es noch einmal thun, ſo muß das gewiß ſein, erwiederte der Vogt.

75. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht.

Aber wer möchte das Alles erzählen, was in dieſem Geiſt geſchah! Der Vogt grünte und blühte jetzt, wie eine Ceder auf Libanon. Doch das Grünen und Blühen des

Gottlosen hat keine Dauer. Sein Fall nahte; aber der im Himmel wohnt, ist langmüthig und barmherzig, und warnt den Sünder.

Er warnt — er warnt. — Er warnt ihn in seinem Wort. Er warnt ihn durch das Gewissen, und wenn auch der Sünder sein Wort nicht mehr liest, wenn er nicht mehr betet, wenn er auch nicht mehr zur Kirche geht und Gottes Wort nicht mehr hört und nicht mehr glaubt, so warnt ihn Gott noch oft mit erschütternden Begegnissen des Lebens.

Schon des Meyers Rede, die er verschmerzen mußte, hätte ihm eine Warnung sein sollen; sie war ihm keine. Aber jetzt folgten Begegnisse, die auch das Herz des härtesten Sünders hätten erschüttern sollen.

Es ist jetzt sechs Jahr, daß der Hummel an einem schönen Morgen früh ins Feld ging. Das reife Gras duftete Wohlgeruch um ihn her. Die schöne Saat wallte in hohen Aehren und weit und breit war an dem Ort, wo er stand, Alles sein Eigenthum. Er sang in seinem Uebermuth ein geiles Lied und wieherte laut, wie ein junges Roß auf voller Weide. Aber indem er so steht und sein Haupt stolz umherwirft, hört er ein Zetergeschrei und erblickt ein Weib und fünf Kinder, die sich unter einer Eiche heulend auf dem Boden wälzen. Ob ihrem Haupt hängt ihr Vater. Er erkennt ihn, es ist der Stichelberger, der gestern noch mit ihm gerechnet und beim Weggehen von ihm die Verzweiflungsworte ausgestoßen: Vogt! Ich lade dich ein ins Thal Josaphat auf eine andere Rechnung! Der Anblick erschütterte ihn, er wandte sich schnell von ihm weg und eilte nach Hause. In dem Augenblicke kam ihm auch noch das Wort des Meyer in den Sinn, er habe mit seinem Buch den Galgen verdient und er mußte zu sich selber sagen: Es fangen an, mir jetzt so widrige Dinge zu begegnen, wie mir in meinem Leben nie begegnet. Aller Muth entfiel ihm und er kam so blaß heim, daß ihn seine Frau fragte: Was ist denn begegnet? Er antwortete: Der Stichelberger hängt an der Eiche oben an meinem großen Kornacker.

mann so stolz und sprach Jeden mit dem unverschämten Ton an, dessen er vor der Krankheit gewohnt war.

Er meinte, man werde ihm die Hände entgegenstrecken und ihm Glück wünschen, daß er wieder entronnen. Aber er sah jetzt, eine Menge Leute wichen ihm aus und kehrten, wenn ihr Weg sie vor seinem Haus vorbei führen wollte und er vor dem Hause saß, von der Hauptstraße in einen Nebenweg, damit sie nicht bei ihm vorbei müßten. Vor der Krankheit wagte das Niemand, fast Jedermann, wenn ihm auch das Herz noch so sehr blutete, stand bei ihm still und that freundlich mit ihm.

Aber jetzt war's nicht mehr das Nämliche. Ein harter Mann und ein Bösewicht, der abgezehrt und an der Krücke vor dem Volk steht, macht bei ihm nicht mehr den Eindruck, den er vorher machte. Er sah diese Aenderung fast Jedem, der ihm vor's Gesicht kam, in den Augen an. Es machte ihn fast wüthend und er sagte oft zu sich selber: Ich weiß und ich habe es schon lange gewußt, daß sie mich hassen, aber daß die verfluchten Buben es mir so zeigen dürfen, das hatte ich mir nicht vorstellen können. Was aber am allertiefsten in sein Herz griff, war, er fand den alten Junker gegen sich ganz verändert. Als er ihn bei der ersten Aufwart im Schloß im alten zutraulichen Ton fragte: Was hätten Sie gesagt, wenn ich hätte müssen ins Gras beißen? antwortete der Junker: Ich hätte wohl nicht anders als sagen können, es sei mit dir viel Böses unter den Boden gekommen.

Vogt. Doch auch etwas Gutes, Junker?

Junker. Ich weiß nicht, ob das Gute, das man mit dir unter den Boden gebracht hätte, vielen Leuten gemangelt hätte.

Vogt. Aber Ihnen, denk' ich doch, Junker.

Junker. Dein Dienst wohl, aber dein Gutes — das ist eine andere Frage.

Vogt. Also mein Dienst, der hätte doch Ihnen gemangelt.

Junker. Ich meinte es im Anfang deiner Krankheit mehr als am Ende.

Vogt. So? Also hätte ich Ihrethalben dahinten bleiben können, wie ich wollte?

Junker. Es wäre mir in einem und dem andern Falle freilich nicht erwünscht gewesen; aber man gewöhnt sich am Ende an Alles, insonderheit wenn man sieht, daß Vieles nicht recht geht, wo man nicht selbst zu seiner Sache sieht.

Vogt. Ja, das Selbstsehen ist gewiß immer das Beste.

Junker. Ich habe es in dieser Zeit erfahren. Es gab nicht halb so viel Streit, wenn mich die Leute selber berichteten, als vorher, da ich mich allein durch dich berichten ließ.

Vogt. Da ist leicht zu helfen; ich will ganz gewiß Jedermann zu Ihnen führen, der ins Schloß kommt.

Junker. Jedermann, das ist zu viel, wenn du nur die rechten zu mir führst.

Dieses Gespräch verwirrte den Vogt unaussprechlich. Er sah, daß in seiner Krankheit beim Junker gegen ihn gearbeitet worden und hatte wirklich Furcht, seinen Einfluß bei ihm, wo nicht ganz, doch mehr als halb verloren zu haben. Glücklicherweise für ihn kam wenige Tage nach diesem Gespräch des Junkers Bruder, der General, zu ihm, mit einer Verwandtin, die Sylvia hieß. Mit diesem Besuch ward der Junker wieder ganz aus dem Gleis seiner neuen Neigung, sich der Geschäfte des Dorfs selbst anzunehmen, herausgerissen. Alle Tage wurden mit Besuchen, mit Jagd und Spiel zugebracht und die Berichte vom Vogt nur in der Eile abgenommen. Das Dorf war wieder schlimmer als je in seinen Händen, aber das Ende seiner Macht nahte doch. Sie war in seinem Innern schon untergraben. Seine Krankheit hatte seine Geisteskräfte geschwächt und er hätte in sich selbst fühlen sollen, daß er des Lebens, das er bisher getrieben, in seinem Umfang nicht mehr mächtig sei. Jedermann sah es ihm an. Er redete unter andern viel mehr als ehemals und that mit Worten groß, wie vorher nie. Fast Jeder, der mit ihm umging, sprach es aus, er habe in allen Rücksichten sehr abgenommen; nur er selbst merkte es nicht. So wie er andern einschwatzte, daß er kraftvoller

als je sei, schwatzte er das auch sich selbst ein und fühlte sich in seinem Glück und in seinem Reichthum, der in diesem Zeitpunkt beträchtlich war, der aber doch auch von ihm selbst größer geachtet wurde, als es in der Wirklichkeit war, so sicher, daß er fast meinte, er habe weder von Gott noch von Menschen etwas weiter nöthig, als was er wirklich schon besitze.

76. Ein Gewitter.

So vermochte weder das Entsetzen vor dem Anblick des Stichelbergers, noch seine Krankheit ihn zur Erkenntniß seiner selbst und zur Besserung zu bringen. Umsonst rief die warnende Stimme seines Gottes mit schonender Liebe ihm zu, zurückzukehren von seinen bösen Wegen. Er war jetzt in seiner anrückenden Schwäche noch schlechter als in der Fülle seiner Kraft. Auf seinen Wohlstand bauend, sprach er: Ich bin reich geworden und bedarf nichts. Aber der im Himmel wohnt, stürzte jetzt den Götzen seines Reichthums, den er allein anbetete, vor seinen Augen gänzlich zu Boden.

Er saß den achten Heumonat vor vier Jahren mit einem Halbdutzend Lumpen berauscht am Tisch und machte sich groß, was er in der Welt ausgerichtet und was er noch ausrichten wolle und könne. Als er so in seiner vollen Ruhmredigkeit den ersten Schelm, der am Tisch saß, mit den Worten: Es lebe, was Grütz im Kopf hat, Gesundheit zutrank, kam ein Mann in die Stube und sagte: Es steigt ein Wetter vom Hirzauer Berg gegen unser Thal herauf, wie ich in meinem Leben noch keines gesehen; und als er das gesagt, stießen augenblicklich die Windstöße gegen das Haus, daß alle Bänder und Balken daran zitterten. Alles lief gegen die Thür und Fenster und sah wirklich ein Wetter gegen das Thal aufsteigen, wie man noch keines gesehen. Es wurde am hellen Tag plötzlich finster, Alles gerieth in Schrecken, nur der Vogt, der die Scheunen voll Korn hatte,

schien es nicht viel zu achten, er sagte im Gegentheil: Wenn schon das halbe Korn auf zehn Stunden herum verhagelte, der Schaden wäre nicht groß, die Frucht sei gar zu niedrig im Preis.

Auch die schlechtesten Lumpen, die da saßen, schüttelten bei diesem Wort den Kopf und sagten: Das ist nicht recht geredet, das ist nicht recht geredet. Der Vogt aber behauptete weiter, es wäre gewiß kein Schaden, das Land sei überladen mit Frucht und man könne ohne Schaden keinen Sack voll verkaufen. Du hast doch auch viel Frucht im Feld und erschreckest gewiß auch, wenn das Wetter deine Aecker verhagelte, sagte der Christen. Und der Vogt erwiederte: Was wollte mir so ein Wetter machen? Wir wissen wohl, sagten einige Lumpen, zehn solche Wetter würden dir nichts machen. Meinst du, ich sei über alle Wetter hinaus? erwiederte der Vogt mit dem Glas in der Hand, und grinzte den Lumpen, der ihm das sagte, an.

Aber im Augenblick, da er das sagte, und so grinzte, rollte ein Donner, stärker, als man je einen gehört, über ihrem Haupt. Sie wurden alle todtblaß. Der Vogt verschüttete das Glas, das er eben in der Hand hatte. Nach ein paar Minuten sagte Christen zu ihm: Du bist jetzt doch auch erschrocken! Es ist wahr, erwiederte dieser, ich fürchte mich vor dem Donner. Jetzt wollten auch die ärgsten Lumpen heimgehen, damit sie, wenn ein Unglück begegnete, daheim seien; aber er bat sie, daß sie doch bleiben möchten, wenigstens bis es nicht mehr donnere, denn es folgte jetzt ein Donner und ein Blitz nach dem andern, und er stellte Wein auf den Tisch, damit der Schrecken, wie er sagte, ihnen weniger schade. Aber die Meisten wollten nicht bleiben, nur Etliche ließen sich bereden und blieben.

Aber die, die sich davon schlichen, erzählten zu Hause den Ihrigen, die beim Betbuch saßen und nach der Gewohnheit der Alten das Gebet bei einem Hochgewitter aufschlugen und mit einander lasen, das erschreckliche Wort, das der Vogt einen Augenblick vor dem großen Donnerschlag geredet habe. Alle, die es hörten, entsetzten sich und einige

als je sei, schwatzte er das auch sich selbst ein und fühlte sich in seinem Glück und in seinem Reichthum, der in diesem Zeitpunkt beträchtlich war, der aber doch auch von ihm selbst größer geachtet wurde, als es in der Wirklichkeit war, so sicher, daß er fast meinte, er habe weder von Gott noch von Menschen etwas weiter nöthig, als was er wirklich schon besitze.

---

76. Ein Gewitter.

So vermochte weder das Entsetzen vor dem Anblick des Stichelbergers, noch seine Krankheit ihn zur Erkenntniß seiner selbst und zur Besserung zu bringen. Umsonst rief die warnende Stimme seines Gottes mit schonender Liebe ihm zu, zurückzukehren von seinen bösen Wegen. Er war jetzt in seiner anrückenden Schwäche noch schlechter als in der Fülle seiner Kraft. Auf seinen Wohlstand bauend, sprach er: Ich bin reich geworden und bedarf nichts. Aber der im Himmel wohnt, stürzte jetzt den Götzen seines Reichthums, den er allein anbetete, vor seinen Augen gänzlich zu Boden.

Er saß den achten Heumonat vor vier Jahren mit einem Halbdutzend Lumpen berauscht am Tisch und machte sich groß, was er in der Welt ausgerichtet und was er noch ausrichten wolle und könne. Als er so in seiner vollen Ruhmredigkeit den ersten Schelm, der am Tisch saß, mit den Worten: Es lebe, was Grütz im Kopf hat, Gesundheit zutrank, kam ein Mann in die Stube und sagte: Es steigt ein Wetter vom Hirzauer Berg gegen unser Thal herauf, wie ich in meinem Leben noch keines gesehen; und als er das gesagt, stießen augenblicklich die Windstöße gegen das Haus, daß alle Bänder und Balken daran zitterten. Alles lief gegen die Thür und Fenster und sah wirklich ein Wetter gegen das Thal aufsteigen, wie man noch keines gesehen. Es wurde am hellen Tag plötzlich finster, Alles gerieth in Schrecken, nur der Vogt, der die Scheunen voll Korn hatte,

schien es nicht viel zu achten, er sagte im Gegentheil: Wenn schon das halbe Korn auf zehn Stunden herum verhagelte, der Schaden wäre nicht groß, die Frucht sei gar zu niedrig im Preis.

Auch die schlechtesten Lumpen, die da saßen, schüttelten bei diesem Wort den Kopf und sagten: Das ist nicht recht geredet, das ist nicht recht geredet. Der Vogt aber behauptete weiter, es wäre gewiß kein Schaden, das Land sei überladen mit Frucht und man könne ohne Schaden keinen Sack voll verkaufen. Du hast doch auch viel Frucht im Feld und erschreckest gewiß auch, wenn das Wetter deine Aecker verhagelte, sagte der Christen. Und der Vogt erwiederte: Was wollte mir so ein Wetter machen? Wir wissen wohl, sagten einige Lumpen, zehn solche Wetter würden dir nichts machen. Meinst du, ich sei über alle Wetter hinaus? erwiederte der Vogt mit dem Glas in der Hand, und grinzte den Lumpen, der ihm das sagte, an.

Aber im Augenblick, da er das sagte, und so grinzte, rollte ein Donner, stärker, als man je einen gehört, über ihrem Haupt. Sie wurden alle todtblaß. Der Vogt verschüttete das Glas, das er eben in der Hand hatte. Nach ein paar Minuten sagte Christen zu ihm: Du bist jetzt doch auch erschrocken! Es ist wahr, erwiederte dieser, ich fürchte mich vor dem Donner. Jetzt wollten auch die ärgsten Lumpen heimgehen, damit sie, wenn ein Unglück begegnete, daheim seien; aber er bat sie, daß sie doch bleiben möchten, wenigstens bis es nicht mehr donnere, denn es folgte jetzt ein Donner und ein Blitz nach dem andern, und er stellte Wein auf den Tisch, damit der Schrecken, wie er sagte, ihnen weniger schade. Aber die Meisten wollten nicht bleiben, nur Etliche ließen sich bereden und blieben.

Aber die, die sich davon schlichen, erzählten zu Hause den Ihrigen, die beim Betbuch saßen und nach der Gewohnheit der Alten das Gebet bei einem Hochgewitter aufschlugen und mit einander lasen, das erschreckliche Wort, das der Vogt einen Augenblick vor dem großen Donnerschlag geredet habe. Alle, die es hörten, entsetzten sich und einige

sagten: Es nimmt mich Wunder, wenn der liebe Gott diesen Mann ungestraft so lästern läßt.

Das Hagelwetter war entsetzlich und noch mit einem Wolkenbruch verbunden. Es schlug die Frucht beinahe in den Boden hinein. Die Bäume waren entblättert. Endlich schien das Wetter vorüber und der Vogt schien wieder frischen Athem zu schöpfen. Aber plötzlich ertönte die Sturmglocke. Man wußte nicht, was es war, als ein Knecht außer Athem zum Vogt kam, und ihm sagte: Der Waldbach, der ungeheuer angeschwollen, sei durch eine Menge Bäume und Holz, die er bei sich geführt, beim untern Steg gesperrt, und drohe gegen seine Mühle und gegen sein Wirthschaftsgebäude einzubrechen. Jetzt lief der Vogt wie von Sinnen gegen den Ort der Gefahr, die schrecklich groß war. Es bildete sich ein ganzer See hinter dem Steg, der den Bach schwellte und es war außer Zweifel, daß des Vogts Gebäude und Mühle unausweichlich verloren seien, wenn dem Wasser beim Steg nicht Luft gemacht werden könnte. Das hätte schon lange geschehen sollen und wäre im Anfang ohne große Gefahr möglich gewesen. Aber das Volk stand da, jammerte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, aber Niemand wagte sich ins Wasser, Niemand griff an, aller Muth schien dem Volk entfallen und hie und da erzählte Einer dem Andern das schreckliche Wort, das der Vogt vor dem Wetter geredet. Er stand da, trieb das Volk an, daß es doch helfe. Er bot Geld. Er bot hundert, dann zweihundert, dann vierhundert, er bot bis auf tausend Gulden, wenn Jemand gegen den Steg ritte, um das den Bach sperrende Holz von einander zu reißen. Es wagte es Niemand.

Alles schrie, es ist Gefahr, es ist Gefahr. Jetzt schrie der Vogt: Es ist bei Feuers- und Wassersnoth ja immer Gefahr, um Gotteswillen, reite doch nur Einer hin, reite doch nur einer hin und versuch's; wenn's ein Unglück giebt, ich will den Hinterlassenen 3, 4, 5000 Gulden zahlen. Aber kein Mensch wollte es wagen, kein Mensch bewegte sich, nur auch einen Schritt dafür zu thun.

Da er so schrie und sich fast die Haare ausraufte, rief ihm der Lindenberger: Weißt du was, Vogt, sitz du selbst auf und reite voran, vielleicht wagen's dann einige und reiten mit dir. Ich will einem sein Leben zahlen, so theuer es ihm ist, schrie der Vogt noch einmal. Ich würde gern vorreiten, aber ich kann nicht, ich bin noch nicht stark genug, um Gotteswillen, reite doch einer voran, der stärker ist als ich. Aber in diesem Augenblick überwältigte das Wasser auf der Seite gegen die Mühle eine Gartenmauer, die ihm im Weg stand, und brach jetzt gegen seine Gebäude und gegen seine Mühle unaufhaltsam mit einer Gewalt ein, daß ihre Fundamente sogleich angegriffen wurden. Ihre Mauern stürzten ein, wie Bäume im Wald, die der Windsturm mit den Wurzeln ausreißt und an den Boden hinstürzt. Da Brücke und Steg zu der Mühle unter Wasser lagen, konnte kein Mensch hinkommen, um das Geringste zu retten. Seine ganze Habe, die nicht im Wirthshaus im Dorf war, war nun dahin. Es war ein fürchterliches Zusehen. Fünf und zwanzig Haupt großes Vieh, ohne Schafe und Kälber, brüllten in den Ställen, und über eine halbe Stunde, so war das Korn aus den angegriffenen Scheunen in den Wirbel des Stroms hinunter, und mit ihm ein Stück Vieh nach dem andern, bis endlich das Haus und die Wirthschaftsgebäude vollends einstürzten. Die neue, mit dicken Mauern gebaute Mühle hielt sich am längsten. Als aber ihre vordere Hauptmauer plötzlich einstürzte, krachte es wie ein Donnerschlag, und in eben dem Augenblick rief ein Mann, der einige Schritte hinter dem Hummel stand, noch jetzt weiß Niemand, wer er war: „Vogt! ist dir noch so, daß zehn solche Wetter dir nichts machen könnten?“ Der Vogt sah zurück, schauderte und suchte mit den Augen den Mann, der so gerufen, aber dieser hatte sich so schnell in der Menge verloren, daß noch jetzt Niemand weiß, wer er gewesen; fast unwillkührlich entfiel dem Vogt in diesem Augenblick das Wort: „Gott verzeih mir's, ich bin ein armer unglücklicher Mensch.“

Das Gewässer hatte sich nach und nach wieder

gesetzt; Haus und Hof waren im Schutt und Graus, der Ort, wo Alles gestanden, war wie das Bett eines tausendjährigen Waldbachs. Man hatte Sturm geläutet, weit und breit kamen von allen Seiten Feuerläufer und helfende Nachbarn, Alles stand jetzt an dem Orte der Verheerung. Es war eine helle Nacht. Es stand noch ein einziger eichener Balken von dem ganzen Gebäude. Der Vogt stand an diesem Balken eine Weile, aber bald nahm er sein Schnupftuch, trocknete seine Augen und sagte: Das Heulen hilft jetzt nichts, was ist, — ist. Ich muß jetzt sehen, was weiter zu thun sei, und dann ging er, ohne Jemanden zu grüßen, vom Platz der Verheerung weg ins Dorf in sein Wirthshaus.

Es folgte ihm kein Mensch; Alles sah ihm ernst nach, und aus vieler Mund ertönte das Wort: Das ist Gottes Finger, es ist ein Strafgericht über den Mann ergangen. Er aber sagte im Heimweg zu sich selbst: Das verfluchte Volk hat mir das Unglück selbst zugezogen. Dieser Gedanke mußte in ihn kommen, denn im Anfang, da sich das Wasser beim Steg stockte, wäre es ganz gewiß mit dem Muth und der Anstrengung, die man in solchen Fällen gewöhnlich bei allem Volk sieht, möglich gewesen, zu helfen, aber Jedermann stand jetzt muthloser und kraftloser da, als sonst in solchen Fällen, und jetzt, nachdem Alles vorüber, wiederholten Tausende das böse Wort, das der Vogt vor dem Wetter geredet und Einer sagte zum Andern: Das ist Gottes Finger, da hätte kein Mensch helfen können, was man auch immer gethan hätte. Viele liefen eine Viertelstunde hinauf zu der Hütte eines armen Mannes, die der Strom fast bis unter die Mitte unterhöhlt, und doch unverletzt stehen gelassen. Da sieht man jetzt den Unterschied, wiederholte das Volk, hier hat Gott geholfen, sonst hätte auch hier Niemand helfen können.

Er aber, als er mit erbittertem Herzen und das Wort: Das verfluchte Volk hat mir das Unglück mit Fleiß zugezogen, noch im Mund haltend, heim kam und die Frau heulend in der Stube herumlief und sich die Haare fast aus

dem Kopf riß, hieß er sie das Maul halten, mit dem Zusatz, er habe jetzt Ruhe nöthig. Da sie mit dem Schluchzen nicht auf der Stelle aufhörte, mußte sie zur Stube hinaus, und als sie hinaus war, verriegelte er die Thür, öffnete sein Schreibpult und sagte: Ich muß jetzt jeden Heller zusammen suchen, damit ich schnell wieder zubringen kann, was mir jetzt zum Teufel gegangen.

Als er jetzt sein Rechnungsbuch auf dem Tisch hatte, und eine sehr große Schachtel, daraus er alle Zettel von den Leuten, die ihm schuldig waren, wild auf dem Tisch ausgeschüttet, und den großen Haufen dieser Zettel vor seinen Augen sah, sagte er zu sich selber: Es ist doch noch nicht aller Tage Abend; mit diesen Zetteln baue ich noch manche Mauer wieder auf und decke noch manches Dach wieder zu.

77. Wo keine Ordnung im Herzen ist, kommt auch keine Ordnung in den Hausbau.

In diesem Augenblick fielen ihm auch Papiere in die Hand, darin er aber in der größten Unordnung aufgeschrieben hatte, was er schuldig war. Er las jetzt diese Papiere durch und rechnete, so gut es möglich war, zusammen, wie viel das Ganze etwa ausmachen möge. Das hatte er seit Jahren nie gethan. Es kam ihm nie in den Sinn, daß das nöthig wäre. Er wußte auch bei Weitem nicht, wie viel seine Schulden betrugen, und fand jetzt, da er sie also zusammen rechnete, es sei weit, weit mehr, als er geglaubt hätte. Das ist verflucht, sagte er jetzt zu sich selbst, aber einen Augenblick darauf: Es weiß es Niemand und soll's Niemand vernehmen, dafür will ich sorgen. Damit legte er die Papiere, darin das, was er schuldig war, aufgezeichnet war, beiseits, griff wieder nach dem Haufen der tröstlichen Zettel von Leuten, die ihm schuldig waren, und sagte dann: Die müssen mir jetzt alle heran; ich will's ihnen durch den Weibel anzeigen lassen, sie müssen auf der Stelle mit mir rechnen und mich zahlen. Dann aber besann er sich gleich

wieder und ſagte: Nein, es iſt verflucht, ich darf das jetzt noch nicht. Die Rechnungen geben Streit und ich muß jetzt, bis die Steuerzeit vorüber, mit Niemand Streit anfangen. Zuerſt die Steuern; und da muß ich Alles anwenden, daß das gut gehe. Dann rechnete er ſogleich, was ihm dieſe Steuer etwa eintragen könnte.

Er ſetzte jetzt Jedermann an, was er ihm ungefähr ſteuern werde und ſagte, indem er das that, wohl hundertmal: Nein, nein, der darf mir doch nicht weniger geben, als ſo viel.

Er rechnete aber vorzüglich auf den General und die Sylvia, die jetzt eben da waren, daß ſie beim Junker für ihn das Wort reden würden. Er war ihnen und dem Lumpenvolk von Dienſtleuten, das ſie bei ſich hatten, Allen ſehr lieb; denn er leiſtete ihnen beim Jagen, Fiſchen, und in vielen andern Sachen bei Tag und bei Nacht Dienſte, völlig, wie ſie ſie wünſchten. Er hatte ſich auch nicht geirrt. Sylvia ſagte augenblicklich zum Junker: Man müſſe einen Mann, wie das Einer ſei, auf alle Weiſe an die Hand gehen, mit dem Zuſatz, ſie habe nicht bald einen Mann geſehen, der in treuen Dienſten gegen die Herrſchaft dieſem gleich komme, und der Junker habe in allen Geſchäften eine Stütze an ihm, wie auf hundert Stunden weit kein Junker eine ſolche Stütze an einem Vogt habe. Sie that's nicht ohne Wirkung. Der General gab ihm eine lange Rolle Ducaten, aber es weiß Niemand, wie viel es waren, der Vogt ſagte es keinem Menſchen. Auch der Junker gab ihm eine große Steuer, und auch von dieſer ſagte er keinem Menſchen, wie viel es war. Neben dem erlaubte ihm der Junker, Holz aus den Herrſchaftswäldern, ohne Aufſicht, was und wie viel er wolle, zu nehmen, und ſeine Pferde zu Fuhren, wenn er ſie nöthig habe. Er bewilligte ihm auch eine doppelte Steuerzeit. Gewöhnlich war ſie auf vier Wochen geſetzt, der Junker gab ſie ihm für acht, und das auf die ganze Herrſchaft ausgedehnt. Er benutzte ſie mit einer Schlauheit ohne Gleichen, aber auch mit einem Schein von Demuth, die ihm faſt das Herz abdrückte. Er ging, ſo

lange die Steuerzeit währte, so bescheiden und niedergeschlagen einher, wie wenn er fast das liebe Brod nicht mehr hätte, gab Feind und Freund gute Worte, verschluckte alles Bittere, was man zu ihm sagte, nicht blos, wie wenn er's nicht höre, sondern selbst, wie wenn er überzeugt wäre, daß man Recht habe; aber jedes Wort, das er auf diese Art hören mußte, steckte er sich hinter die Ohren und sann zum Voraus darauf, es Jedem wieder zu gelten.

Der Baumwollen-Meyer gab ihm zehn Dublonen. Er wollte ihm danken. Der Meyer aber antwortete ihm: Vogt, es ist Baumwollensegen, mache jetzt nur, daß es nicht wieder Wirthshausfluch werde. Das war aber auch das härteste Wort, das in dieser Steuerzeit an ihn gelangte. Es that ihm so weh, daß er eine Weile die Dublonen, die er in der Hand hatte, nicht zählte, was er niemals einen Augenblick zu thun vergaß. Sobald er sie in der Hand hatte und allein war, sagte er: So etwas ist denn doch wieder Balsam auf die Wunde, die ich vom Meyer und seines Gleichen erhalten. Ich muß jetzt diese Steuerzeit über Alles dulden; aber wenn diese vorbei ist, so will ich Jedem sicher die Kränkung wieder vergelten, die er mir jetzt anthut. Er hielt auch Wort.

Es ging keine 24 Stunden nach der Steuerzeit, so redete er wieder so unverschämt, als je in seinem Leben und sagte öffentlich, was man doch meine, daß so eine Lumpen-Steuer ihn an seinen Schaden bringe; sie sei so gering ausgefallen, daß bald nicht eine geringer hätte ausfallen können. Es sei ihm so viel zu Grund gegangen, daß hie und da wo hundert Häuser verbrennen könnten, der Schaden wäre nicht halb so groß. Am dritten Tag, nachdem die Steuerzeit vorüber, ließ er Jedermann, der ihm etwas schuldig, den ganzen Betrag von Gerichts wegen fordern. — Er suchte aber fürs Erste nicht sowohl das Geld, als von Neuem mit ihnen zu rechnen, und wenn Einer genau wissen wollte, wie? wo? und wenn? oder gar ihm etwas bestimmt streitig machte, das er forderte, antwortete er: Es sei ein Unglück, er habe die meisten Papiere, mit denen er seine

wieder und ſagte: Nein, es iſt verflucht, ich darf das jetzt noch nicht. Die Rechnungen geben Streit und ich muß jetzt, bis die Steuerzeit vorüber, mit Niemand Streit anfangen. Zuerſt die Steuern; und da muß ich Alles anwenden, daß das gut gehe. Dann rechnete er ſogleich, was ihm dieſe Steuer etwa eintragen könnte.

Er ſetzte jetzt Jedermann an, was er ihm ungefähr ſteuern werde und ſagte, indem er das that, wohl hundertmal: Nein, nein, der darf mir doch nicht weniger geben, als ſo viel.

Er rechnete aber vorzüglich auf den General und die Sylvia, die jetzt eben da waren, daß ſie beim Junker für ihn das Wort reden würden. Er war ihnen und dem Lumpenvolk von Dienſtleuten, das ſie bei ſich hatten, Allen ſehr lieb; denn er leiſtete ihnen beim Jagen, Fiſchen, und in vielen andern Sachen bei Tag und bei Nacht Dienſte, völlig, wie ſie ſie wünſchten. Er hatte ſich auch nicht geirrt. Sylvia ſagte augenblicklich zum Junker: Man müſſe einen Mann, wie das Einer ſei, auf alle Weiſe an die Hand gehen, mit dem Zuſatz, ſie habe nicht bald einen Mann geſehen, der in treuen Dienſten gegen die Herrſchaft dieſem gleich komme, und der Junker habe in allen Geſchäften eine Stütze an ihm, wie auf hundert Stunden weit kein Junker eine ſolche Stütze an einem Vogt habe. Sie that's nicht ohne Wirkung. Der General gab ihm eine lange Rolle Ducaten, aber es weiß Niemand, wie viel es waren, der Vogt ſagte es keinem Menſchen. Auch der Junker gab ihm eine große Steuer, und auch von dieſer ſagte er keinem Menſchen, wie viel es war. Neben dem erlaubte ihm der Junker, Holz aus den Herrſchaftswäldern, ohne Aufſicht, was und wie viel er wolle, zu nehmen, und ſeine Pferde zu Fuhren, wenn er ſie nöthig habe. Er bewilligte ihm auch eine doppelte Steuerzeit. Gewöhnlich war ſie auf vier Wochen geſetzt, der Junker gab ſie ihm für acht, und das auf die ganze Herrſchaft ausgedehnt. Er benutzte ſie mit einer Schlauheit ohne Gleichen, aber auch mit einem Schein von Demuth, die ihm faſt das Herz abdrückte. Er ging, ſo

lange die Steuerzeit währte, so bescheiden und niedergeschlagen einher, wie wenn er fast das liebe Brod nicht mehr hätte, gab Feind und Freund gute Worte, verschluckte alles Bittere, was man zu ihm sagte, nicht blos, wie wenn er's nicht höre, sondern selbst, wie wenn er überzeugt wäre, daß man Recht habe; aber jedes Wort, das er auf diese Art hören mußte, steckte er sich hinter die Ohren und sann zum Voraus darauf, es Jedem wieder zu gelten.

Der Baumwollen-Meyer gab ihm zehn Dublonen. Er wollte ihm danken. Der Meyer aber antwortete ihm: Vogt, es ist Baumwollensegen, mache jetzt nur, daß es nicht wieder Wirthshausfluch werde. Das war aber auch das härteste Wort, das in dieser Steuerzeit an ihn gelangte. Es that ihm so weh, daß er eine Weile die Dublonen, die er in der Hand hatte, nicht zählte, was er niemals einen Augenblick zu thun vergaß. Sobald er sie in der Hand hatte und allein war, sagte er: So etwas ist denn doch wieder Valiam auf die Wunde, die ich vom Meyer und seines Gleichen erhalten. Ich muß jetzt diese Steuerzeit über Alles dulden; aber wenn diese vorbei ist, so will ich Jedem sicher die Kränkung wieder vergelten, die er mir jetzt anthut. Er hielt auch Wort.

Es ging keine 24 Stunden nach der Steuerzeit, so redete er wieder so unverschämt, als je in seinem Leben und sagte öffentlich, was man doch meine, daß so eine Sammel-Steuer ihn an seinen Schaden bringe; sie sei ausgefallen, daß bald nicht eine geringer hä[illegible] können. Es sei ihm so viel zu [illegible] und da wo hundert Häuser verb[illegible] wäre nicht halb so [illegible] Steuerzeit vorüber, [illegible] schuldig, den ganzen [illegible] Er suchte aber stets [illegible] Neuem mit ihnen zu [illegible] wollte, wie? wo? und [illegible] streitig machte, das [illegible] Unglück, er habe die [illegible]

Rechnungen belegen könnte, acht Tage vor seinem Unglück in die Mühle genommen und die seien ihm jetzt alle zu Grund gegangen, und er könne jetzt freilich nicht mehr Alles bescheinigen und nicht mehr einem Jeden seine eigenen Unterschriften alle zeigen, wie er es vor seinem Unglück hätte thun können. Aber er hätte doch nicht geglaubt, daß Menschen so infam sein könnten, etwas wegzuleugnen, wovon sie wohl wüßten, daß er es von ihnen bescheinigt in seiner Hand habe. Es war indessen von den verlornen Papieren kein Wort wahr; er hatte auch keinen einzigen von allen seinen Schuldzetteln in die Mühle hinabgebracht.

Indessen wollten die Meisten seiner Schuldner es nicht an sich kommen lassen, den Inhalt verlorner Papiere wegzuleugnen und nahmen lieber an, was er von ihnen forderte, als daß sie sich mit ihm in einen Streit einließen; Andere aber, und weitaus die mehrern, lebten darin in einer Unordnung, daß sie gar nichts aufgeschrieben hatten und Alles an sich kommen lassen mußten, was er sagte; wenn aber Einer fest darauf beharrte, er sei nicht so viel schuldig, als der Vogt forderte, gab er denn oft selbst nach, meistens mit den Worten, er liebe das Streiten jetzt nicht mehr, wenn er schon in seinem Gewissen überzeugt sei und auf Seel' und Seligkeit nehmen könne, daß er Recht habe; er wolle lieber nachgeben, als sich in Prozesse einlassen, bei denen nichts zu gewinnen sei; dann aber setzte er noch hinzu, er werde ihm jetzt doch auch nicht abschlagen, für das, was sie mit einander im Streit seien, ihm bei seinem Bauen einige Fuhren zu thun oder einige Tage daran zu arbeiten.

So brachte er bei seiner Rechnung es dahin, daß ihm seine Schuldner versprachen, 75 Fuhren und 300 Taglöhne zu thun, ohne daß ein Einziger glaubte, ihm desfalls einen Heller schuldig zu sein. Sobald aber Einer so etwas versprochen, schrieb er es als eine wirkliche Schuld in sein Buch ein, und sie mußten's ihm halten, wie wenn's die heiligste Schuld in der Welt gewesen wäre. Jedermann gab dieser Rechnung den Namen Zwangsteuer, und der Unwille des Volkes war gegen ihn durch dieselbe immer noch größer und

vermehrte sich noch durch einen andern Umstand. Er hatte bei Jahr und Tag keine Mühle mehr, er konnte also auch nicht mehr mahlen und seine Kunden, die jetzt ihr Korn in den benachbarten Mühlen mahlen ließen, fanden allgemein, daß sie von ihrem Korn allenthalben weit mehr Mehl bekamen, als sie bei ihm bekommen hatten. Es war auch seinethalben unter dem Volk fast allgemein die Rede, wir sollten dem Schelm keinen Sack mehr zu mahlen geben.

Aber im Schloß war er wieder mehr als je Meister. Der General war ein gutmüthiger Mann, und Sylvia und Jedermann machte jetzt so viel Wesens und Rühmens vom Vogt, daß der Junker fast nicht anders konnte, als in das Lied, das sie alle sangen, mit einzustimmen. Er vergaß auch die Klagen, die er über diese Zeit vielseitig über den Vogt gehört hatte, um so leichter, da ihn der Besuch des Generals und der Sylvia sehr beschäftigte und zerstreute. Zwar murrte er zu Zeiten, wenn sie des Rühmens von ihm auch gar zu viel machten, oft zwischen hinein, es sei doch auch nicht Alles mit ihm, wie sie es vorstellten. Aber damit ließ er es auch wieder gut sein und der Vogt war wieder mehr als je Meister im Dorf, so daß ihn Jedermann von Neuem fürchten mußte, wie vor seinem Unglück, und von dieser Seite hatte er wieder Alles in der Ordnung, wie er es wünschte.

Aber von einer andern Seite ging's ihm gar nicht nach Wunsch. Er hatte aus Hochmuth den Bau seiner Mühle so kostbar angefangen, daß er bald sah, daß er sich dabei überrechnet, und daß das Gebäude das Doppelte kosten werde, was er geglaubt. Das setzte ihn in die größte Verlegenheit. Er berieth sich auch darüber mit seinem Baumeister. Dieser sagte ihm, man könne bei der weitern Ausführung des Gebäudes sehr viel ersparen, wenn man anstatt der harten gehauenen Steine die Mauern von nun an mit gemeinen unbehauenen Steinen aufführe. Der Vogt antwortete: Kann man das thun, ohne daß man dem Bau diese Aenderung des Plans ansieht? Der Baumeister erwiederte: Nein, das Gebäude ist mit den kostbaren gehauenen

Steinen ſo weit vorgerückt, daß, wenn man jetzt damit aufhört, die Abänderung des Plans Jedermann in die Augen fallen muß. Jetzt fluchte der Vogt und ſagte: Nein, um dieſen Preis will ich's nicht wohlfeiler haben; ich will nicht, daß Jemand ſagen könne, ich habe den Bau nicht vermögen auszuführen, wie ich ihn angefangen. Er fuhr alſo mit den gehauenen harten Steinen, die in Bonnal äußerſt koſtbar ſind, fort, glaubte dabei aber doch, da ihm das Geld bald ausging, er könne nur Geld entlehnen, wo er immer wolle. Das ging aber nicht ſo leicht, wie er glaubte. Er fand beim Junker und beim General nur wenig, und wo er ſonſt hinkam und anklopfte, war die Antwort, man ſei jetzt nicht mit Geld verſehen.

Er verſtand wohl, daß man ihm es nicht vertraute, und erbot ſich jetzt, was er vorher nie that und was er in ſeinem Leben nicht geglaubt hätte, thun zu müſſen, Güter zum Unterpfand des Entlehnten zu geben. Dafür fand er freilich jetzt Geld. Aber ſein Credit war durch die gerichtliche Verpfändung ſeiner Güter nur noch mehr untergraben. Er war ſehr viel Geld ſchuldig, das man ihm auf freie Fauſt anvertraute, und bis jetzt glaubten dieſe Creditoren, ſie hätten das älteſte Recht auf ihn, es kam ihnen nicht in den Sinn, daß ſein Hochmuth es ihm je zulaſſen würde, Geld auf ſeine Güter aufzunehmen; und er hatte es ihnen auch immer verſprochen, ohne ihr Vorwiſſen kein Stück Land zu verſetzen. Jetzt ſahen ſie ſich angeführt und wollten ihm Vorwürfe machen. Er antwortete ihnen unverſchämt, ſie ſollten ſich ſchämen, ihm ein Wort davon zu reden, ſie wüßten ja, wie groß ſein Unglück geweſen und es ſei nur um ein paar Jahre zu thun, ſo ſei der Bettel, den er jetzt entlehnt, abbezahlt, und die Sache mit ihnen wieder auf dem Fuß, wie vorhin. Was wollten ſie machen? Sie mußten es gut ſein laſſen, denn die Meiſten waren in Verhältniſſen mit ihm, daß ſie ihn fürchten mußten.

Er aber glaubte ſelbſt nichts weniger, als daß in ein paar Jahren das Geld, das er jetzt entlehne, wieder abbezahlt ſein werde. Er fing im Gegentheil an, einzuſehen,

daß er durchaus nicht mehr in den alten Schuhen stehe und nicht so leicht wieder darein zu stehen kommen werde.

Er rechnete diese Zeit ein Mal nach dem andern zusammen, was er schuldig sei und was er zu fordern habe; aber wenn er auch Haus und Güter noch so hoch ansetzte, und selber die zweideutigsten Schulden, die er zu fordern hatte, als gut und sicher anrechnete, so kam am Ende immer doch heraus, er sei mehr schuldig, als er besitze.

Diese Einsicht in den wahren Zustand seiner Wirthschaft brachte ihn aber nirgend hin, als Alles zu thun und Alles zu wagen, daß es Niemand merke, wie sehr er zurück sei. Auch kein Gedanke kam ihm daran, daß er durch Sorgfalt, Schonung und Fleiß den bösen Zustand seiner Wirthschaft allmählich bessern und dem fressenden Uebel, das sein Hochmuth und seine Gewaltthätigkeit in sein Hauswesen hineingebracht, durch Ablegung dieser Laster ein Ziel setzen könnte.

Es muß wieder frisch in die Hand gespeit sein, war der Schweinausdruck, mit dem er unter diesen Umständen sich Muth zusprach. In der Täuschung, in die ihn der Schwulst seines Lasterlebens hineinführte, bildete er sich ein, wenn er nur das Gewühl dieses Scheinwohlstandes in allen Theilen fortsetzen könne, so werde er bis an sein Grab der Mann bleiben, der er wenigstens noch zu sein scheine, und wenn er unterm Boden sei, so bekümmere er sich um das, was weiter geschehe, nicht mehr. Manchmal freilich, insonderheit wenn er mit Wein und Branntewein ein wenig angefeuert war, glaubte er doch, es möchte noch möglich sein, daß er seinem alten Reichthum wenigstens wieder etwas näher kommen könne.

In solchen Augenblicken konnte er sich denn mit dem elendesten Geschwätz zerstreuen und z. E. zu sich selber sagen: Fünfzig Jahre sind für einen Mann, wie ich bin, kein Alter; bin ich doch mit nichts und aber nichts zu meinem Wirthshaus, zu meiner Mühle, zu meinem Vogtamt gelangt und zum ersten Mann im Dorf geworden, wie sollte es mir fehlen, mit allem dem, was ich jetzt noch in

der Hand habe, das nicht wieder zu erobern, was mir ein einziger Regentag wegzuschwemmen vermag? Das gute Wetter, das er im Schloß hatte, stärkte ihn in dieser Verirrung täglich mehr und so weit, daß er das innere Bewußtsein seines wahren Zustands fast immer aus dem Kopf schlug und gegen Jedermann in allen Stücken im Trott seines alten Lebens wieder dastand. Er setzte in alle Spiele, er mischte sich in Kuh- und Pferdehändel, und, was er vorher nie that, selber in Holz- und Ladenhandel. Er wollte mit Fasten und Jagen es erzwingen, das schnell wieder zu gewinnen, was er verloren. Aber er vergaß, daß Fasten und Jagen, daß Früh- und Spätsein und in alle Spiele setzen nichts helfen, wo Ruhe im Herzen und Ordnung im Thun mangeln.

78. Was der Mensch säet, das erntet er auch.

Nach und nach schien ihm Alles wieder auf den besten Weg zu kommen und er glaubte jetzt fest, er habe es wenigstens wieder so weit gebracht, das ganze Dorf durch Furcht und Schrecken fast wie vormals im Zaum zu halten und sicher zu sein, daß, was er auch immer thue, Niemand darüber reden dürfe. Aber er irrte sich auch darin. Das junge Volk war nicht mehr wie das alte. Es war heimtückisch, frech und gewaltthätig, wie er, und was er sich auch von seinem jetzigen Gewaltseinfluß vorstellte, so gab's doch immer Umstände, die ihm klar zeigten, daß er das junge Volk nicht mehr behandeln dürfe, wie er vorher gethan. Die Söhne vieler Väter, die er um Hab und Gut gebracht, machten diesen laut Vorwürfe, daß sie sich von ihm also an der Nase hätten herumführen lassen, und mehrere sagten bestimmt zu ihren Vätern: Wären wir da gewesen und hätte er es uns so gemacht, wir wären anders mit ihm umgesprungen. Einige junge Leute zeigten ihm öffentlich, daß sie sich nicht vor ihm scheuten, und gingen oft mit dem höchsten Zeichen des Unwillens und der Verachtung neben

daß er durchaus nicht mehr in den alten Schuhen stehe und nicht so leicht wieder darein zu stehen kommen werde.

Er rechnete diese Zeit ein Mal nach dem andern zusammen, was er schuldig sei und was er zu fordern habe; aber wenn er auch Haus und Güter noch so hoch ansetzte, und selber die zweideutigsten Schulden, die er zu fordern hatte, als gut und sicher anrechnete, so kam am Ende immer doch heraus, er sei mehr schuldig, als er besitze.

Diese Einsicht in den wahren Zustand seiner Wirthschaft brachte ihn aber nirgend hin, als Alles zu thun und Alles zu wagen, daß es Niemand merke, wie sehr er zurück sei. Auch kein Gedanke kam ihm daran, daß er durch Sorgfalt, Schonung und Fleiß den bösen Zustand seiner Wirthschaft allmählich bessern und dem fressenden Uebel, das sein Hochmuth und seine Gewaltthätigkeit in sein Hauswesen hineingebracht, durch Ablegung dieser Laster ein Ziel setzen könnte.

Es muß wieder frisch in die Hand gespeit sein, war der Schweinausdruck, mit dem er unter diesen Umständen sich Muth zusprach. In der Täuschung, in die ihn der Schwulst seines Lasterlebens hineinführte, bildete er sich ein, wenn er nur das Gewühl dieses Scheinwohlstandes in allen Theilen fortsetzen könne, so werde er bis an sein Grab der Mann bleiben, der er wenigstens noch zu sein scheine, und wenn er unterm Boden sei, so bekümmere er sich um das, was weiter geschehe, nicht mehr. Manchmal freilich, insonderheit wenn er mit Wein und Branntewein ein wenig angefeuert war, glaubte er doch, es möchte noch möglich sein, daß er seinem alten Reichthum wenigstens wieder etwas näher kommen könne.

In solchen Augenblicken konnte er sich denn mit dem elendesten Geschwätz zerstreuen und z. E. zu sich selber sagen: Fünfzig Jahre sind für einen Mann, wie ich bin, kein Alter; bin ich doch mit nichts und aber nichts zu meinem Wirthshaus, zu meiner Mühle, zu meinem Vogtamt gelangt und zum ersten Mann im Dorf geworden, wie sollte es mir fehlen, mit allem dem, was ich jetzt noch in

der Hand habe, das nicht wieder zu erobern, was mir ein einziger Regentag wegzuschwemmen vermag? Das gute Wetter, das er im Schloß hatte, stärkte ihn in dieser Verirrung täglich mehr und so weit, daß er das innere Bewußtsein seines wahren Zustands fast immer aus dem Kopf schlug und gegen Jedermann in allen Stücken im Trott seines alten Lebens wieder dastand. Er setzte in alle Spiele, er mischte sich in Kuh- und Pferdehändel, und, was er vorher nie that, selber in Holz- und Ladenhandel. Er wollte mit Fasten und Jagen es erzwingen, das schnell wieder zu gewinnen, was er verloren. Aber er vergaß, daß Fasten und Jagen, daß Früh- und Spätsein und in alle Spiele setzen nichts helfen, wo Ruhe im Herzen und Ordnung im Thun mangeln.

78. Was der Mensch säet, das erntet er auch.

Nach und nach schien ihm Alles wieder auf den besten Weg zu kommen und er glaubte jetzt fest, er habe es wenigstens wieder so weit gebracht, das ganze Dorf durch Furcht und Schrecken fast wie vormals im Zaum zu halten und sicher zu sein, daß, was er auch immer thue, Niemand darüber reden dürfe. Aber er irrte sich auch darin. Das junge Volk war nicht mehr wie das alte. Es war heimtückisch, frech und gewaltthätig, wie er, und was er sich auch von seinem jetzigen Gewaltseinfluß vorstellte, so gab's doch immer Umstände, die ihm klar zeigten, daß er das junge Volk nicht mehr behandeln dürfe, wie er vorher gethan. Die Söhne vieler Väter, die er um Hab und Gut gebracht, machten diesen laut Vorwürfe, daß sie sich von ihm also an der Nase hätten herumführen lassen, und mehrere sagten bestimmt zu ihren Vätern: Wären wir da gewesen und hätte er es uns so gemacht, wir wären anders mit ihm umgesprungen. Einige junge Leute zeigten ihm öffentlich, daß sie sich nicht vor ihm scheuten, und gingen oft mit dem höchsten Zeichen des Unwillens und der Verachtung neben

ihm vorbei. Ein junger Scheibler, über dessen gestorbenen Vater er ein paar Stichelworte gesagt hatte, die man dem Sohn zu Ohren gebracht, sagte überlaut vor mehrern Männern: Wenn der alte Schelm meinen Vater unter dem Boden nicht ruhen lassen will, so will ich ihm einen Weg zeigen, wo er selber die Ruh findet, die ihm gehört. Das war so viel, als ihm auf Leib und Leben gedroht, und doch wagte er es nicht, ihn deshalb zu verklagen. Aber die Frechheit des jungen Volks machte ihm dennoch mehr Mühe, als seine Schulden. Er klagte auch oft, wo er immer den Anlaß hatte, sehr darüber. Aber der ältere Lindenberger antwortete ihm auf die Klage vor einem ganzen Tisch voll Nachbarn: Was willst du klagen? Du hast das Volk selber gemacht, wie es ist, und es wäre eigen, wenn Einer regieren könnte, wie du, und doch machen, daß Niemand so frech würde, als er ist. —

Ein junger Killer, dem er dieser Tage aus einem Prozeß heraushalf, war so frech, daß er ihm am Abend im Wirthshaus, da er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, einen Thaler Trinkgeld für den Lehrlohn anbot. Für was für einen Lehrlohn? erwiederte der Vogt entrüstet. Aber ein paar Männer am Tisch sagten lachend: Es versteht sich, es wird ein Lehrlohn für die Kunst sein, abzuleugnen, was man gethan hat. Nein, nein, sagte der Killer, es ist nur ein Lehrlohn für die Kunst, Prozesse zu gewinnen. Aber nicht wahr, erwiederten die Männer, die Kunst, Prozesse zu gewinnen, für die man den Lehrlohn zahlt, ist mit der Kunst, wegzuleugnen, was man gethan hat, verwandt wie Bruder und Schwester?

Der Vogt knirschte über dieses Gespräch. Aber er konnte nicht verhüten, daß das Gerede darüber hie und da ins Dorf kam und die Leute über das Trinkgeld für des Untervogts Lehrlohn lachen machte. Auch der neue Streit, den ein Fremder, Namens Kümmerling, mit einem Eichholzer, der des Vogts guter Freund war, hatte, zeigte diesem deutlich, wie die Umstände im Dorf sich zu seinem Nachtheil geändert. Der Kümmerling hatte in seinem Streit vollkommen Recht,

aber der Vogt ſagte dem Eichholzer, er ſolle den Prozeß nur keck wagen, man könne dem Kümmerling, als einem Fremden, Koſten machen, die er nicht auszuhalten vermöge, er wiſſe ganz gewiß, daß er ein armer Mann ſei, und er ſtehe ihm gut dafür, daß er in drei Wochen vom Prozeß abſtehen werde. Jetzt dauerte derſelbe ſchon über acht Wochen und der Kümmerling that kein Zeichen, wie wenn er deſſelben müd wäre oder davon abſtehen wollte. Der Vogt konnte gar nicht begreifen, wie das komme, und frug auf allen Seiten nach, woher der Kümmerling das Geld dazu nehme. Endlich vernahm er, er ſage ſelber, er habe einen guten Freund in Bonnal, der ihm das, was es bisher gekoſtet, vorgeſchoſſen, und ihn aufgemuntert, nur entſchloſſen fortzufahren. Wenn es vier- bis fünfhundert Gulden koſte, ſo ſolle es ihm am Geld nicht fehlen. Da der Vogt das hörte, ging er auf der Stelle zum Eichholzer und rieth ihm, von dem Prozeß abzuſtehen. Dieſer erwiederte: Ja, aber wie iſt es jetzt mit deinem Gutſtehen für die Koſten? Ich weiß nicht, was du meinſt, ſagte der Vogt, du wirſt doch nicht etwa meinen, daß ich dir die Koſten bezahle? Wenn du meinſt, es ſei dein Nutzen, ſo fahr' nur im Prozeß fort. Ich hab' dir jetzt geſagt, du verſpielſt ihn; weiter nehme ich mich der Sache nicht an. Das kannſt du dir wohl vorſtellen. Der Vogt ahnte, der Baumwollen-Meyer ſei der Mann, der hinter dieſem Geſchäft ſtecke, und war äußerſt betroffen.

Ueberhaupt war er ſeit der Krankheit nicht mehr der alte furchtloſe Waghals. Es fingen ihm an viele Dinge Mühe zu machen, die er vorher nicht achtete. Auch kam ihm der Gedanke, er könnte nicht gar alt werden, ſeit der Krankheit oft in den Kopf, und er erſchrak allemal, wenn er vor den Spiegel kam und ſah, daß ſeine Haare ſeit einiger Zeit ſtark zu grauen anfingen.

Er ließ ein paar Mal dem Schreiber merken, daß er ſeiner Geſundheit nicht Alles zutraue. Daß er ſich vor dem Tode fürchte, wußte dieſer zum Voraus. Er lachte ihn aus und ſagte: Narren ſind's, die an den Tod denken, ehe

er kommt. Was nützt's ihnen, sich zu plagen, ehe es Zeit ist? Wenn er kommt, so ist er da, und mit ihm ist alle Plage aus.

Das war dem Vogt ganz recht, so lange er nicht an den Tod dachte, aber sobald er daran dachte, meinte er doch, es sei nicht ganz sicher, daß dann Alles so aus sei. Aber es ist merkwürdig. In der Nacht eines Tags, an dem ihm der Schreiber so vorschwatzte, es sei mit dem Tod Alles aus, träumte dem Vogt mit einer Lebendigkeit, wie ihm bei Jahren nicht geträumt hatte, sein Vater sel. stehe vor ihm und sage zu ihm: Es wird dir vergolten werden, was du mir gethan hast; sie werden mehr zu dir sagen, als nur: Du alter versoffener Lump, willt mit mir wieder ins Schloß?! — Als er erwachte, hing an jedem seiner Haare ein Schweißtropfen und drei Nächte träumte ihm nach einander das Nämliche. Das sind verfluchte Träume, sagte er, ich muß mir zu Ader lassen.

Das that er denn wirklich dreimal nach einander und der schreckliche Traum kam nicht wieder; aber wenige Tage nach diesen Aderlassen, die ihm sein Blut so gestillet, kam der Schloßschreiber in aller Eil zu ihm und sagte ihm: Was sagst du, wenn der Junker morgen früh todt ist? Er hat einen Schlagfluß und überlebt die Nacht nicht. Was will ich sagen, sagte der Vogt, es ist ein altes Sprichwort: Es kommt nie etwas Besseres hintennach.

Schreiber. Das ist jetzt gleichviel, aber du kannst von ihm erben, was du nicht denkst und nicht glaubst.

Vogt. Das wär mir wohl gut, aber was könnte ich von ihm erben?

Schreiber. Ich habe alle deine Unterschriften für das, was dir ein ganzes Jahr lang aus dem Schloß bezahlt worden, in meiner Hand. Wenn du mit mir theilst, so verbrennen wir sie und du kannst Alles noch einmal fordern. Es ist in den Schloßbüchern noch kein Haar eingetragen, daß etwas bezahlt sei.

Das wäre doch auch ein Glück, sagte der Vogt. Und sie waren bald einig, das könne und müsse so gehen. Es

ging auch wirklich so. Die Erben, die alle Schriften und Rechnungen des Schlosses in der größten Unordnung fanden, zahlten an ihn gleich nach dem Tode des Junkers über tausend Gulden, weil die Forderung in den Büchern eingetragen, von der Bezahlung aber keine Spur zu finden war. Und der steinalte Schreiber nahm gleich darauf seinen Abschied und reiste ins Ausland, wo er zu Haus war.

Als der Junker einige Monate nach dem Tode seines Großvaters zurückkam, dünkte es ihn freilich sonderbar, daß er eine so große Rechnung beim Hummel habe stehen lassen, da dieses sonst bei keinem andern Menschen der Fall war; aber da er in den Büchern keine Spur einer früher geschehenen Bezahlung fand, ließ er es gut sein. Er hatte aber doch schon vom Anfang an Mißtrauen gegen den Hummel. — So viel aus dem Leben des Vogt Hummel.

---

79. Eine Predigt.

Der Sonntag kam und der Pfarrer predigte über den Text: Wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn, so würdet ihr zu diesem Berg sagen, hebe dich, und er würde sich heben.

Aber er fing die Predigt nicht mit der Erklärung des Texts, sondern also an:

Was ist das? Warum ist die Kirche heute so voll, wie sie das ganze Jahr durch nie ist? Warum strecket ihr die Köpfe also zusammen? Was flüstert ihr euch unter einander so in die Ohren, daß ein Geräusch in der Kirche ist, wie auf einem Gemeindeplatz, oder gar wie in einem Wirthshaus?

Ich weiß es, was es ist. Ihr erwartet den Vogt und Einer fragt den Andern, kommt er nicht bald? Warum ist er nicht da? Aber es ist nicht gut, daß ihr euch dieses also fraget. Euer Flüstern, euer Kopfzusammenstoßen und das Geräusch, das ihr in der Kirche erregt, beweist sonnenklar, wie sehr es schwachen und eiteln Menschen eine Augenweide

ist, unglückliche, wegen Verbrechen bestrafte Menschen in der tiefsten Kränkung und in den tiefsten Leiden ihrer Strafe vor ihren Augen zu sehen. Aber er soll euch diese Augenweide nicht machen. Er kommt nicht unter die Kanzel, er kommt nicht in die Kirche. Er entsetzte sich so sehr vor der Strafe, euch also unter der Kanzel vorgestellt zu werden, daß er in dem ersten Augenblick, da ich ihn darauf vorbereiten wollte, zu mir sagte, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen. Ich suchte ihm das Entsetzen über diese Strafe auszureden, aber es war nicht möglich. Das Entsetzen darüber ergriff ihn so sehr, daß er fast nicht zu Worten bringen konnte, was er sagen wollte. Ich vermochte nichts gegen die Lebhaftigkeit seiner Vorstellung auszurichten und ahnte bis jetzt nur halb, warum die Furcht vor dieser Strafe ihn beinahe außer sich gebracht; aber jetzt, da ich seinethalben diese Ungeduld und Unruhe in der Kirche sehe und es vor meinen Augen offenbar ist, daß ihr den Augenblick fast nicht erwarten konntet, in dem ihr eure Augenweide an ihm zu haben hofftet, kann ich gar wohl begreifen, was ihn dahin gebracht, das schreckliche Wort, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen als unter die Kanzel, auszusprechen. Ich weiß es und fühle es, aber ich möchte, daß auch ihr es fühltet und wüßtet. Es drängt mich im Innersten, euch zu sagen, denkt nach und fragt euch selbst, was muß er euerthalben gefühlt und euerthalben gefürchtet haben, um dahin gebracht zu werden, diese Worte auszusprechen. Was ist es anders, als daß er fürchtete, daß ihr Freude daran zeigen würdet, ihn gedemüthigt zu sehen ohne euch selbst zu demüthigen? Das ist's, das allein ist es, was dieses entsetzliche Wort über diese Kirchenstrafe aus seinem Munde hervorgebracht. Mir geht es tief zu Herzen, ich möchte fast sagen, ich schäme mich vor der Kirche selber, daß in ihren heiligen Mauern Handlungen einen solchen Eindruck auf die Seelen der Menschen machen können, wie derjenige offenbar gewesen wäre, den, wenn der Vogt jetzt unter die Kanzel gestellt worden wäre, diese Strafe auf euch gemacht hätte.

Darum aber ist er auch nicht hier. Darum rede ich jetzt auch allein mit euch und überlasse mich vor Allem dem Eindrucke, den euer jetziges Benehmen in der Kirche auf mich macht. In dem Gelüst, eure Augenweide an ihm zu haben, steht ihr da, wie wenn euch die Verbrechen, deren er schuldig, auf keine Weise etwas angingen. Ihr steht da, wie wenn ihr gar keinen Theil daran hättet. Schämt euch eurer Täuschung, schämt euch eures diesfälligen, gedankenlosen, euch selbst mißkennenden Daſtehens. Christus sagte einst zu den Juden: Glaubet nicht, daß die Männer, auf die der Thurm zu Siloa gefallen, größere Sünder gewesen, als ihr — und ich muß euch sagen, glaubet nicht, daß die Sünde, die diesen Mann in sein Unglück gebracht, nicht auch in euch herrsche. Liebe Christen! Ein jeder von euch hätte Unrecht, wenn er meinte, daß er unter den Umständen, in denen dieser Mann gelebt, nicht auch der schlechten Handlungen fähig gewesen wäre, denen er unterlegen.

Geht in euch selber, fragt euer Innerstes und antwortet euch selbst: Mangelt der Geist der Religion, die Kraft des Glaubens und der Liebe, deren Mangel diesen unglücklichen Mann seinen Fehlern unterliegen gemacht, nicht in unsrer Mitte allgemein? Freunde! Brüder! Können wir uns verhehlen, die Kraft des wahren Glaubens und der göttlichen Liebe ist fast nirgends in unsrer Mitte sichtbar, wie sie in allen denen sichtbar ist und sichtbar werden muß, die durch den Glauben ausziehen den alten und anziehen den neuen Menschen, der geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit? Es ist wahr, die Sünde dieses Mannes ist zu unsrer Sünde geworden, die Folgen der Fehler und die Verbrechen desselben liegen auf uns, wie ein umgestürzter Berg in einem durch ihn verwüsteten Thal.

Aber wenn ihr wahren Glauben hättet, wie ein Senfkorn, so würdet ihr zu diesem Berg sagen: Hebe dich, und er würde sich heben. Freunde! Brüder! Denke ein Jeder, es ist unser Unglaube selber, der uns, wie diesen Mann, unglücklich gemacht. Erkennet das einzige Mittel, das uns aus unserm Elend zu erheben vermag. Kehrt zurück zu dem

Glauben, den ihr verlassen. Kehrt zurück zu eurem Erlöser, der seine Arme gegen euch ausstreckt und euch zuruft: Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Freunde! Brüder! Nahet euch zu ihm, und er wird sich zu euch nahen. Ferne sei, daß auch von euch wahr werde, was er zu den Juden gesagt hat: Ich habe euch unter meine Flügel versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt, und ihr habt nicht gewollt. Er ruft auch euch heute im Beispiel dieses Mannes zu: Verlasset seinen Weg und kommt zu mir. Fasset sein Unglück in aller Wahrheit, wie es vor euch steht, zu Herzen und fühlet es tief, wohin es den Menschen führt, wenn er, von Jugend auf nicht in der Zucht und Vermahnung des Herrn erzogen, in Umgebungen lebt, die das Gift der Sünde, das in der Menschennatur liegt, gleichsam mit jedem Athemzug, den er einhaucht, in ihm selber beleben und wie also der Keim der Sünde, der in seinem Fleisch und Blut steckt, täglich noch durch anderer Sünden entfaltet, genährt und stark gemacht wird.

Liebe Zuhörer! Wie unglücklich war deshalb der Hummel! So wie Viele von euch die traurigen Folgen seiner Sünden und seines glaubens- und liebeleeren Lebens tragen, also trug auch er die Folgen der unchristlichen glaubens- und liebeleeren Verhältnisse und Lagen, mit denen er von Kindesbeinen auf umgeben war. Wären sein Vater und seine Mutter nicht erbärmliche, elende, schwache und unchristliche Menschen gewesen, hätte nur ein Senfkorn des wahren Glaubens die Kraft der Erziehung ihres Kindes in ihnen selber göttlich belebt, so wäre auch ein lebendiger Funke dieser Kraft in seine Seele hineingedrungen und der Geist des Christenthums hätte auch in ihm Wurzel gefaßt, und dann wäre das frühe Hinaustreten aus seinem väterlichen Hause, wir dürfen es mit Zuversicht glauben, ihm nicht so verderblich geworden, als es ihm wirklich geworden ist; denn obwohl sein Schulmeister ein schwacher und seines Dienstes unfähiger Mann war, so hätte der Hummel in diesem Fall in seiner Schule doch nicht den Reiz zu der Verhärtung

und Schlechtigkeit gefunden, der er sich darin überlassen; und hinwieder, obwohl die Verhältnisse und Umgebungen, in denen er in der Waldreuti gelebt hat, so schlecht waren, als immer möglich, so wäre er, wenn seine erste häusliche Erziehung besser und christlicher gewesen wäre, auch in diesem Verhältniß nicht so tief in die Greuel der Lasterhaftigkeit versunken, als es geschehen. Auch hätte in diesem Fall der Confirmationsunterricht des Pfarrers, ob dieser schon ein schwacher Mann und blind an ihm war, doch den Funken des Göttlichen und Christlichen, das er von Kindsbeinen auf in seiner Wohnstube gesehen und gehört, wieder in ihm angefacht und ihn wenigstens von den Bosheiten, die er in dieser Zeit selber im Pfarrhaus getrieben und von der Greuelhandlung, mit der er den Pfarrer am Tisch des Herrn selber geärgert, abgehalten. Aber der unglückliche Mann fiel allenthalben in schlechte Hände und Umgebungen. Sein Weideleben beim Reutibauer ist ein Denkmal des verdorbenen unchristlichen Lebens, das damals schon in unsern Umgebungen so tief eingerissen, und die Schwäche des Pfarrers, der sich bei seinem Religionsunterricht durch sein gutes Gedächtniß, mit dem er leicht auswendig sagte, was er inwendig nicht fühlte, blenden und abhalten ließ, tiefer und kraftvoller gegen das keimende Verderben dieses jungen Windbeutels einzuwirken, war für ihn ein Unglück, dessen Folgen er bis auf diese Stunde trägt, indem es mit den übrigen Umständen, in denen er aufwuchs, dahin wirkte, ihn zu dem Grad der Verhärtung zu bringen, die es brauchte, in dem tiefen Verderben der Schloßschreibstube gleichsam die Lehrjahre zu finden, in denen er sich zu den Verbrechen seines Lebens bilden konnte, die er dann als Weibel, als Vogt, als Wirth und als Müller zum namenlosen Unglück seiner selbst und aller seiner Umgebungen ausübte.

Der Greuel dieser Lehrjahre und sein Zusammenhang mit den öffentlichen Einrichtungen, die der Schutz der Ordnung, des Rechts, der Sicherheit, der Tugend und Frömmigkeit des Landes hätten sein sollen, haben die Seele unsers landesväterlichen gnädigen Herrn mit Entsetzen ergriffen. Er hat

den ganzen Umfang der schrecklichen Folgen dieses Umstandes ins Auge gefaßt und es ist auf seinen Befehl, daß ich es öffentlich sage, das herrschaftliche Verderben im Schloß selber habe die jugendlichen Schwächen und vielleicht noch verbesserbaren Fehler dieses unglücklichen Mannes zu der Greuelkraft erhoben, in die wir ihn versunken gesehen. Ich sage es auf seinen Befehl, es war der tiefste, rohste Unglaube, der in der Schreibstube, und der unchristliche Leichtsinn, der in der Küche und in den Dienststuben des Schlosses herrschte, was das Unglück der unchristlichen Erziehung dieses Mannes vollendete, indem es ihm täglich Reiz und Mittel zu den Greuelthaten gab, die ihn selber und mit ihm sein Dorf zu dem Elend versinken machten, das wir gegenwärtig, wo wir die Augen immer hinwerfen, um uns her erblicken. Von dem Geistlichen, den der Vogt jetzt selber als einen Theilnehmer seiner höchsten Verbrechen angibt, darf ich fast nicht reden. Mein Herz erbebt vor dem Gedanken, daß selbst ein Mann, der im Namen Gottes unsere Gemeinde im christlichen Glauben unterrichten und mit Wort und That zu einem christlichen Wandel hätte hinführen sollen, ein Mitgenoß seiner Greuel und Verbrechen geworden.

Freilich entschuldigen die Fehler seiner Umgebungen die Greuel seines Lebens doch nicht. Gott hat sich auch ihm nicht unbezeugt gelassen, aber er verhärtete sich gegen die Stimme Gottes und seines Gewissens. Das Böse, die Sünde war seine Lust und sein Leben. Er widerstand ihr gar nicht, im Gegentheil, er fand sich in allem Schlechten und in allem Bösen seiner Umgebungen, wie in seinem Element. Er lebte in der Sünde so behaglich, wie der Vogel in seinem Nest, und er fand sich in den Sinnlichkeitsgenießungen des Lasters so wohl, als der Ochs, der zur Mastung am vollen Barren steht. Diese innere Beschaffenheit seiner selbst, durch die er alles Göttliche und Heilige seiner Natur in ihm selber erlöschen ließ und erlöschen machte, ist es, wodurch er dahin versunken, daß alle Bosheit, alle Schlechtigkeit und Elendigkeit seiner Umgebungen so verderblich auf ihn einwirken konnten, als sie es gethan. Wäre nur

auch ein Senfkorn des wahren Glaubens und der wahren christlichen Liebe in ihm gewesen, so hätten die Sünde und die Sünder, die ihn umgaben, den Reiz auf ihn nicht gehabt, dem er unterlegen. Keine seiner Umgebungen hätte ihn also verderben können, wenn er in sich selbst nicht verdorben gewesen wäre. Aber eben so ist auch in Rücksicht auf euch wahr, er hätte mit allem seinem Greuelleben euch nicht in das Verderben stürzen können, in das er euch gestürzt hat, wenn seine Schlechtigkeit in euch selbst und in euern christlichen Gesinnungen ein Hinderniß ihrer Wirkung gefunden hätte.

Hättet ihr Glauben gehabt, wie ein Senfkorn, so wäre sein Verderben an euch, als an einen Stein angestoßen, ohne euch zu verletzen. Wären die guten christlichen Gewohnheiten, die noch zu unserer Väter Zeiten im Dorf allgemein waren, nicht völlig in allen Haushaltungen außer Uebung gekommen, so hätte er zu tausend und tausend seiner Sünden den Reiz und die Gelegenheit nicht gefunden, die ihr ihm selbst gegeben. In welch einen Grad von Unchristenthum mußte unser Dorf schon versunken gewesen sein, ehe es dahin kommen konnte, daß eine Menge Mütter ihre Kinder fast noch im unmündigen Alter mit Gewalt und Schlägen zu unvernünftiger Anstrengung im Spinnen zwangen und sie so von der Wiege auf verkümmern ließen, um das Geld, das die unglücklichen Geschöpfe so verdienen, zur Hoffahrt anzuwenden und im Wirthshaus zu verprassen! In welch einen Grad von Unchristenthum muß ein Dorf versunken sein, in welchem viele, viele Hausväter ihren Verdienst, ihr Einkommen und selbst ihr Erbgut im Wirthshaus und in allem liederlichen Leben zu Grund richten und ihre Weiber und ihre Kinder im Elend ihrer Wohnstube darben lassen, um täglich in bösen Gesellschaften und in einem Wirthshaus, wie des Hummels seines war, sich aller Sinnlichkeit und allem Muthwillen des Lebens zu überlassen; und hinwieder, in welche Tiefe des Verderbens muß ein Dorf schon versunken sein, in welchem es dahin kommen kann, daß Frauen ihren Ehemännern, Kinder ihren Eltern, und

Dienstboten ihren Meisterleuten hinter dem Rücken stahlen, was sie nur konnten, um es also zu verschwenden! In welch ein unchristliches Leben muß ein Dorf versunken sein, wo unglückliche Leute, die als Verbrecher gestraft wurden und selbst dem Henker unter die Hände kamen, es noch Gott und der Obrigkeit klagten, daß die Sünden ihrer Meisterleute, an denen sie Theil genommen, sie zu den Verbrechen gebracht und in das Unglück gestürzt, in das sie gekommen, und daß sie in den angesehensten Häusern des Dorfs selbst zu den Verbrechen geführt wurden, die sie dem Henker unter die Hände gebracht!

Nein, nein, wäre der wahre christliche Glaube in unsrer Mitte nicht ausgelöscht gewesen, wie das Licht einer Kerze, dessen Nahrnng bis auf den letzten Tropfen aufgezehrt ist, so hätte der Vogt mit aller Schlechtigkeit seiner Denkungs- und Handlungsweise unser Dorf nicht in das Elend stürzen können, in das er es gestürzt, er hätte den Reiz, die Mittel und die Mitwirkung zu seinen Greuelthaten in eurer Mitte auch nicht gefunden, ohne die er den größten Theil derselben nicht hätte begehen können. Selbst der Schreiber, der ihn lehrte, das heilige Recht der herrschaftlichen Obsorge zu Werken seiner Gottesvergessenheit und Menschenverhöhnung zu mißbrauchen, hat ihm nur dadurch eine solche Gewalt des Verderbens in eurer Mitte verschaffen können, daß die Schlechtigkeit, die schon in euch selbst lag, ihm diesen verderblichen Einfluß gab, den er auf euch hatte. Eben so hätte weder seine Weibel-, noch seine Vogtstelle, noch sein Wirthshaus, noch seine Mühle eure Gemeinde und eure Haushaltungen in dem Grad zu Grunde richten und unglücklich machen können, in welchem es geschehen, wenn ihr nicht durch Unglauben an alles Göttliche und Höhere in euerm Innersten schon zum Voraus dahin gebracht worden wäret, selber an dem Geist seiner Verbrechen Theil zu nehmen.

Es ist gewiß, wenn ihr Glauben gehabt hättet, wie ein Senfkorn, so wäre der Berg seiner Verbrechen nicht auf euch gefallen, wie er wirklich auf euch gefallen ist. Dieser

Berg hätte euch in allen seinen Verhältnissen nicht so niedergedrückt, wie er euch niedergedrückt hat. Ihr hättet in euerm Glauben, eurer Liebe und in euerm Recht Mittel gegen alle Quellen des Verderbens gefunden, denen ihr unterlegen. Hundert und hundert Stimmen hätten sich laut und ernst und fromm gegen die Greuel seines Lebens zu euern Gunsten erhoben und wären zu den Ohren eures und seines Herrn und Richters gelangt. Sie hätten das Herz eures Herrn ergriffen und er hätte euch Recht gegen denselben verschafft. Aber da ihr, wie er, aller Sünde, aller Schlechtigkeit und aller Bosheit unterlegen waret und der Hummel bald von einem Jeden von euch unleugbare Beweise dieser Schlechtigkeit, die er von euch in Händen hatte, dem Junker vorlegen konnte, so hatte er es leicht, das Herz eures Herrn und Richters von euch zu entfernen, daß er euch nicht glaubte, euch nicht anhörte, und nur ihm sein Ohr lieh.

Ihr seid also selbst Ursache, und es ist um eures Verderbens und um eures Unglaubens willen, daß sich der verstorbene Junker eurer Angelegenheit nicht weihte, wie sein gutes Herz ihn gewiß dazu gebracht hätte, es zu thun, wenn ihr frömmere und bravere Menschen gewesen wäret und ihm nicht von allen Seiten so viel Böses und Schlechtes gegen euch zur Kunde gekommen wäre. Ihr müßt es euch also in dieser Rücksicht selbst zuschreiben, daß ihr euerm Herrn so gleichgültig geworden, daß es ihm nicht die Mühe lohnen mochte, die Aufmerksamkeit auf eure Angelegenheiten zu richten, die er den Angelegenheiten besserer und braverer Menschen gern gewidmet hätte; ihr müßt es wahrlich in vielen Rücksichten euch selbst zuschreiben, daß es mit euch dahin gekommen, daß der Junker diesem damals so bösen Manne den Spielraum gegen euch vergönnt, den er ihm gegen euch gegeben und durch den ihr so vielseitig unglücklich geworden seid.

Und, liebe Zuhörer! Eben die Mittel, die euch geholfen hätten, daß ihr dem Verderben, das der Vogt über euch verhängt, nicht unterlegen wäret, eben diese Mittel sind es auch, die euch aus dem Verderben, in das ihr durch die

Verbrechen des Hummel verſunken, wieder erretten können. So wie es gewiß iſt, wenn ihr beſſere und chriſtlichere Menſchen geweſen wäret, ſo wäret ihr den Folgen ſeiner Verbrechen nicht unterlegen, wie ihr ihnen unterlegen ſeid, ſo gewiß iſt es auch, wenn ihr heute beſſere Menſchen werdet und zu chriſtlichen Geſinnungen und zu einem chriſtlichen Wandel zurückkehret, ſo werden die Folgen ſeiner Verbrechen aufhören, ſo drückend und ſo verheerend auf euch zu liegen, wie ſie bis jetzt drückend und verheerend auf euch lagen. Werdet ihr heute Glauben finden, wie ein Senfkorn, ſo werdet ihr euch wieder über alles Elend, in das ihr durch ſeine und eure Schuld geſunken, wieder erheben.

Väter und Mütter! Durch den Glauben werdet ihr lernen, euch ſelber wieder anzugehören; ihr werdet lernen, euern Kindern wieder Sorge zu tragen in allen Bedürfniſſen des Leibes und der Seele; ihr werdet lernen, unter euch ſelbſt im Frieden zu leben, ihr werdet mächtig werden in euch ſelbſt gegen alle Verſuchungen der Sünde und des Laſters; ihr werdet frei werden in euch ſelbſt zur Beſchützung eures Rechts gegen jeden Sünder, der euch darin ſtört. Fühlet es tief, daß Unglauben die einzige Quelle der Verbrechen dieſes Mannes iſt. Lernt an ſeinem Beiſpiel, wie weit die Täuſchung des Unglaubens den Menſchen in der Mißkennung ſeiner ſelbſt, ſeiner Schwächen und ſeines Verderbens führt. Nehmt an ihm ein Exempel und denkt, wie wenig er in dem Taumel ſeines Glücks daran dachte, daß ihn ſein Leben zu den Schreckensbegegniſſen hinführen könnte, zu denen es ihn hingeführt. Stellet euch dieſe Schreckensbegegniſſe ſeiner letzten Jahre und Tage ſelbſt vor. Stellet euch ihn vor, wie er den Stichelberger an dem erſchrecklichen Morgen, der ihn den Tag vorher ins Thal Joſaphat zu einer andern Rechnung einlud, an der Eiche hangend und ſein Weib und ſeine Kinder ſich verzweifelnd unter den Füßen ihres hangenden Vaters auf dem Boden wälzen ſah. Stellet euch ihn vor, wie er erblaßt von dem Orte wegeilte, aber dadurch auch um kein Haar mehr zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt gelangt iſt. Stellet ihn euch vor, wie er bald darauf

krank ward und den Haß und die Verachtung des Volks, den Unwillen des Junkers und den Wunsch von Hunderten, seiner doch bald los zu werden, vor Augen sah — wie ihn auch das nicht zur Erkenntniß seiner selbst, seiner Schwächen und seines Verderbens hinführte; wie er noch lästerte, als ein schrecklicher Donner ob seinem Haupt ihm das äußerste Unglück verkündete, und ihm jetzt ein Gewitter vom Himmel Haus und Hof wegspülte, wie Meereswellen den Sand am Ufer wegspülen; stellet ihn euch vor, wie auch dieses Unglück ihn nicht zur Erkenntniß seiner selbst brachte, wie alle diese Unglücksfälle ihm zwar Leib und Seele abschwächten, wie er aber dadurch nicht zu sich selbst kam, sondern nur tobte und wüthete und Gewalt gegen seinen Unstern brauchen wollte, wo er die Kraft dazu nicht mehr in sich selbst hatte.

Es war Alles umsonst; was Gott zu seiner Warnung über ihn verhängte, machte ihn nur rasen. Auch die Noth und die Verlegenheit seiner letzten Jahre, so sehr sie sich um ihn her häuften, brachten ihn so wenig zu sich selbst, als er in seinem höchsten Glück und in seinem höchsten Wohlstand in sich selbst ging. Er tobte und wüthete und raste in diesen letzten Verlegenheiten so weit, daß ihn endlich der Unsinn und das Rasen von Vergehungen, deren er sich selbst noch vor wenig Tagen nicht fähig glaubte, dahin brachte, wie ihr ihn jetzt vor euren Augen seht. Er verhärtete sich gegen alle Warnungen Gottes. Umsonst schlug ihm Alles fehl, was er vorhatte, umsonst warnte ihn sein Herz, umsonst zitterte er beim Nachtmahl des Herrn, umsonst erschütterten ihn die Schrecken des Meineids, während der arme Wüst vor ihm fast verzweifelte. Umsonst überfiel ihn ein Schauer, da er von des Rudi Fenstern wegging und das Geheul der jammernden Kinder bei der sterbenden Mutter hörte. Umsonst schien ihm auch die liebe Sonne, als er auf des Meyers Hügel noch in ihre letzten Strahlen hineinsah und ihr nachstaunen mußte, bis sie hinter dem Berg war; er sah nur Schatten, Nacht und Grausen, das ihn umgab; er konnte selbst beim Anblick der Sonne nichts thun, als mit den Zähnen knirschen. Er konnte jetzt nicht

mehr auf den Herrn hoffen, der aus dem Staube rettet und aus den Tiefen erlöset — er knirschte nur mit den Zähnen. Umsonst warnte ihn sein Weib, umsonst zeigte sie ihm, wo er stehe und wohin ihn sein Leben führe. Umsonst bat sie, daß er sich nicht noch mehr vertiefe. Umsonst empfand er selbst, sie hat Recht und mehr als Recht. — Er stand jetzt auf dem Aeußersten der menschlichen Verwilderung. Der Wille, sich zu bessern, und die Kraft, nicht weiter wie ein Thier zu leben, war so gut als gänzlich in ihm erloschen.

In dem äußersten Grad der Verwilderung wollte er sich aus dem Schlamm, in dem er steckte, nur herauswüthen und sah nicht, daß er durch dieses Herauswüthen sich nur immer tiefer in denselben hineinwüthete; er sah nicht, daß ihn dieses Herauswüthen zu Thaten hinführte, deren er sich selbst nicht fähig glaubte. Der Gedanke, dem Junker den Markstein zu versetzen, kam ihm während des heiligen Nachtmahls in den Sinn; aber auch da noch glaubte er sich bis wenige Augenblicke vor der That nicht im Stand, dieses zu thun. Und doch hat er es gethan und litt dann die Strafe einer That, deren er sich vor Kurzem noch nicht fähig geglaubt.

Liebe Menschen! Er ist jetzt dahin gegeben zum Beispiel der Sünde, an unsern Kindern wieder gut zu machen, was er an ihren Vätern verdorben. — Gott gebe nun, daß seine Strafe in ihm und in uns austilge die Keime der Verbrechen, die ihn so elend und uns so unglücklich machten. Er ist jetzt ein armer Tropf. Die Last seiner Thaten liegt hart auf ihm. Und was ihm seine Strafe schwerer machen muß, als alle äußere Leiden derselben, ist jetzt das Bild seines alten Lebens, das ihn allenthalben verfolgen muß. Es hat ihn in der Jammerstunde seiner Strafe schrecklich verfolgt.

Ihr saht ihn, als er da, seine Strafe leidend, vor euch einsank. Er war entblößt an Kopf und Füßen, — das machte ihm nichts; seine Hände waren angebunden am Holz des Galgens, — er erblaßte nicht deswegen; das Schwert des Henkers glänzte ob seinem Haupt, — er zitterte nicht darob; das Volk, mit dem er lebte, stand vor ihm und sah

ihn an diesem Ort, — aber darob sank er nicht ein. Er sagte es bestimmt und wiederholte es mehrmals: das Bild seines Lebens, das ihm an dem Ort, wo er war, vor Augen stand, das war es, worüber er zitterte, erblaßte und einsank. Der Ort, an dem er stand, der Henker mit dem bloßen Schwert ob seinem Haupt, seine Hand an den Pfahl gebunden, brachten ihm nur das Bild seines Lebens, mit dem er sich Alles zugezogen, vor Augen und machten ihn, den Ort, an dem er stand, und Alles, was um ihn her geschah, vergessen; er sah nur sein Leben. Er sah am Ort, wo er war, den armen Uli, wie er, von den Raben zerrissen, noch wirklich ob ihm hing; — es war ihm, er sehe ihn, wie wenn er sein schreckliches Gerippe jetzt gegen ihn kehre und grinsend, aus hohlem Leib, ihm vorerzähle, Stück für Stück, was er ihm abgedrückt und wie er ihn an diesen Ort gebracht. Auch die Lismergrete kam ihm jetzt vor, wie sie auf der Hauptgrube, die neben ihm war, ihren Todesschweiß schwitzend, aus blassen starren Lippen, im Augenblick des Schwertstreichs seinen Namen noch nannte, und, ihn schrecklich verklagend, ihr Haupt gen Himmel emporhielt. Aber wer will's beschreiben, das Bild seines Lebens, das ihn jetzt umschwebte? Wer will ausdrücken und vormalen das Entsetzen dieser Stunde?

Ich will's nicht beschreiben, nicht ausdrücken, nicht vormalen; ich will's nur erzählen, wie es ein Kind erzählen könnte, was ihm in dieser Stunde vorschwebte —

Er sah die Thränen der Gekränkten, den Jammer der Hungernden, den Schrecken der Geängstigten vor seinen Augen. — Er hörte das Fluchen der Wüthenden, und das Stöhnen der Verzweifelnden mit seinen Ohren. — Er sah seinen todten Vater wieder und hörte wieder sein schreckliches Wort: Bub, Bub! — Sind die Tage jetzt da, da man auch zu dir sagt: Du alter versoffener Lump? — Auch sein Kind sah er wieder, wie es ihm sterbend die Hand bot und zu ihm sagte: Vater! Vater! Thu' doch Niemanden mehr weh! Er sah die Jammer-Eiche wieder, die ihm zuerst die Ruhe seines Teufellebens raubte. Er hörte wieder des

Stichelbergers Schreckensruf ins Thal Josaphat zu einer andern Rechnung. Er erinnerte sich wieder des Wortes, das er grinsend aussprach: Was würde mir so ein Wetter machen? und an den erschrecklichen Donnerschlag, der ihn den Wein im Glas verschütten machte; und dann sah er den Mühlbach, der, zum schrecklichen Strom anschwellend, ihm seine Mühle und seine Wirthschaftsgebäude mit Frucht und Vieh und Allem, was darin war, wegspülte und untergehen machte, wie ein Schiff, das an einen Felsen anströmt, scheitert und mit Maus und Mann untergeht. Auch das Todbett der Cathrine stand ihm vor seinen Augen. Er hörte sein Greuelwort wieder, es wäre nicht Schade, wenn die alte Hexe einmal todt wäre. Und das Entsetzen des letzten Nachtmahls und die Schrecknisse der Mitternachtstunde bei der Vollendung seines Unsinns beim Markstein machten ihn beben.

Dieses Bild seines Lebens stand vor ihm, als er am schrecklichen Ort vor euch einsank. Er sagte es mir selbst. Wie groß muß das Bild des Entsetzens dieser Stunde jetzt noch in ihm selbst liegen! Und doch sprach er, als er von seiner Strafe weg zu mir gebracht worden, das Wort aus: Er wollte lieber noch einmal unter den Galgen, als euch hier unter der Kanzel vorgestellt werden. Was für Gedanken muß er gefürchtet haben, daß bei euerm Anblick in der Kirche ihm zu Sinn kommen werden? Doch an dem Tage, da er das sagte, hat er noch nicht gewußt, daß ihr Mitleiden mit ihm haben würdet, wie er's jetzt weiß. Er hatte das Todbett seiner Frau noch nicht gesehen, er hatte die Thränen der Armen, denen er Unrecht gethan, noch nicht gesehen, er hatte ihr inniges Erbarmen noch nicht erfahren. Damals, da er das sagte, war der alte Gedanke, Alles verabscheue ihn nur, Niemand habe Mitleid mit ihm, noch nicht in seinem erbitterten Herzen ausgelöscht. Auch daß der gute Hübelrudi so edelmüthig an ihm handeln werde, hat er damals noch nicht gewußt. Dieser arme Mann kam schon im Anfang seiner Gefangenschaft zu ihm, suchte ihn zu trösten und aufzurichten in seinem Unglück. Er, den er

so lange elend gemacht, achtete jetzt nicht mehr den vergangenen Jammer seines Lebens. Er tröstet sich seines überstandenen Elends und findet seine Freude daran, sein jetziges Glück mit dem zu theilen, der ihn so lange unglücklich gemacht; und auch Gertrud, deren Unglück er so lange gesucht und die mitten in ihrem Elend als ein Beispiel einer braven und seltenen Erzieherin ihrer Kinder in eurer Mitte dasteht, auch sie hat die ganze Zeit über sein Böses mit Gutem vergolten. Das Alles hat er, da er das schreckliche Wort, er wollte lieber noch einmal unter den Galgen als unter die Kanzel, noch nicht gewußt. Das Entsetzen seiner Verwilderung war noch nicht durch die Erfahrungen der Güte und des Mitleids so vieler Menschen gemildert, und der Junker hat ihm diese Strafe nachgelassen, weil er sich mit mir überzeugte, daß sie bei seiner damaligen Stimmung und auch bei derjenigen, die er von euch erwarten durfte, weder für ihn, noch für euch sehr erbaulich sein würde.

Er ist jetzt will's Gott in einer bessern Stimmung. Die Erfahrungen von der schonenden Güte, die er von so vielen Menschen beim Todbett seiner Frau selig und hernach erfahren, hat sein Herz will's Gott gemildert und von der Verwilderung zurückgebracht, in die er versunken. Möge dieser Eindruck bis an sein Grab nicht in ihm erlöschen, sondern immer fester und mächtiger werden zu seinem Heil. Viele von euch sind Zeugen dieses Todbetts gewesen; möge der Eindruck davon auch in euch und in Allen, denen die rührenden Worte der Sterbenden zu Ohren gekommen, nicht erlöschen, sondern immer mächtiger und fester werden zu unser aller Heil. Möge er besonders auch dahin wirken, daß wir alle diesen armen, jetzt so unglücklichen Mann in Vergessenheit alles dessen, was er uns Böses gethan, mit Schonung und Liebe ins Auge fassen. Ich bitte euch alle in seinem Namen, öffnet euer Herz einer heiligen Rührung für sein Unglück. Er hat jetzt eurer Liebe und eures Erbarmens nothwendig. Schenket ihm dieselbe. Versöhnt euch mit ihm mit reinem Herzen. Gönnet ihm eure Verzeihung, gönnet sie ihm ganz, gönnet sie ihm nicht bloß halb, gönnet

sie ihm ganz. Sie ist nicht wahr, wenn sie nur halb ist. Verzeiht ihm jetzt mit vollem, reinem Herzen. Und gedenket jetzt noch einmal der menschlichen Schwäche, gedenket eurer eigenen Schwäche und fasset das, was er euch Uebles gethan, von dieser Seite ins Auge. Ich gestehe es frei, wenn ich Alles zusammenfasse, was er gethan, aber dann auch überlege, wie er zu dem gekommen, was er gethan und wie er das geworden, was er war, so kann ich nicht anders von ihm sagen, als: Er ist ein Mensch wie wir. —

Und ob er schon dasteht zum Beispiel der Sünde, in uns auszutilgen die Keime der Bosheit, die ihn zu seinen Thaten verführt, so kann ich am Ende doch nichts anders von ihm sagen, als: Er ist ein Mensch wie wir, und muß die Worte wiederholen, die ich vor vierzehn Tagen schon zu euch sagte: Daß doch keiner von uns allen meine, dieses Unglück hätte ihm nicht auch begegnen können. — Hebet eure Augen auf und denket, warum ist er unglücklich geworden, als weil er hochmüthig, geizig, lieblos und undankbar war? — Und nun redet, ich frage euch wieder: Ist Einer unter euch nicht hochmüthig, nicht geizig, nicht hartherzig, nicht undankbar? Er stehe auf und sei unser Lehrer; denn ich, o Herr! bin ein Sünder, und meine Seele ist nicht rein von allem Bösen, um dessentwillen der arme Mensch so unglücklich geworden, und je mehr ich seinem Leben nachdenke, je mehr muß ich in Beziehung auf mich selber Gott danken, daß Er nicht solche Versuchungen über mein Haupt gehäufet, wie diejenigen waren, unter denen dieser arme Mann lebte.

Ich muß Gott danken, daß er mir einen Vater und Mutter gegeben, die mich in Zucht und Ehren erzogen, und Arbeit und Ordnung liebhaben gelehrt.

Ich muß Gott danken, daß ich nicht unter solchen Umständen, wie er, ein Beamter, ein Vogt und ein Weibel oder etwas dergleichen geworden und mein Brod in keinem Beruf habe suchen müssen, in welchem man täglich so viel Bedrückendes gegen seine Mitmenschen zu thun angereizt wird.

Ich muß Gott danken, daß ich von Jugend auf unter bessern und frömmern Menschen gelebt, und nicht von Kindesbeinen auf so viel verführerische Beispiele der Thorheit, der Unordnung, der Gedankenlosigkeit und Niederträchtigkeit vor meinen Augen gehabt.

O Gott! auf meine Knie will ich fallen und dich anbeten, daß deine Welt mir immer in einem reinern und bessern Licht und nicht in dem wüthenden Wirbel vor Augen gestanden, der so viel dazu beigetragen, daß dieser Mann noch in den Tagen seines Alters und seiner Entkräftung von den Folgen seiner Thorheiten und seiner Irrthümer bis an die Gränzen der Verzweiflung gebracht worden. O ihr Menschen! Was soll ich mehr sagen? Mein Herz ist bewegt von innigem Mitleiden gegen ihn, und ich kann nichts mehr sagen als dieses: Handle doch keiner von euch an ihm, wie man gemeiniglich an den Unglücklichen handelt, die in die Hand der öffentlichen Gerechtigkeit gerathen.

O ihr Menschen! Die Geschlechter der Erde handeln mit einer unverantwortlichen Härte an diesen Elenden; sie nehmen zuerst Theil an ihren Greuelthaten, sie spielen mit ihnen die Spiele ihres bösen Lebens, sie reizen sie zu ihren Verbrechen, sie pflanzen in ihnen den Unsinn ihrer Sitten und nähren in ihnen die Keime der Laster. Dann aber, wenn sie nun unglücklich werden, und in die Hand der Gerechtigkeit gerathen, verlassen sie dieselben und handeln in ihrem Elend gegen sie, als ob sie keine Menschen und nicht mehr ihre Brüder wären. O ihr Menschen! Dann werden diese Unglücklichen in ihrem Innern wüthend über ihr hartes Geschlecht, schlucken in sich Verachtung, Menschenhaß und Rachegrimm und werden dadurch in sich selbst noch weit tiefer verhärtet, als sie es waren, ehe sie in die Hand der Gerechtigkeit fielen.

Liebe Menschen! Ich rede sonst selten und nicht gern mit euch vom Menschengeschlecht und von mehr Leuten, als von meiner Heerde; aber jetzt kann ich nicht anders; es ist mir, hundert und abermal hunderttausend von der Obrigkeit bestrafte Verbrechen stehen vor meinen Augen und ich sehe

die Geschlechter der Menschen allenthalben so unbillig und hart gegen diese Unglücklichen handeln. —

Ich möchte meine Stimme erheben und rufen zum Volk der Erde: Erbarme dich dieser Elenden! — Ich möchte meine Stimme erheben und rufen zu dem Volk in niedern Hütten und ihm sagen: Du Volk der niedern Hütten, du kannst an diesen Unglücklichen thun, was keine Obrigkeit und was kein Mann, der in hohen Palästen wohnt, an ihnen thun kann; du kannst sie wieder zu Menschen machen, du kannst sie wieder mit sich selber und mit ihren Mitmenschen versöhnen, du kannst ihrem weitern Elend und ihren weitern Verbrechen vorbeugen und sie an deiner Hand dahin leiten, daß sie zu einer friedlichen Ruhestätte gelangen.

Ich möchte jedem Mann und jedem Weib, in dessen Brust ein Menschenherz schlägt, zurufen und sagen: Es ist kein Gottesdienst und kein Menschendienst größer und edler, als die Güte, die man gegen Menschen ausübt, welche, durch ihre Fehler verwirrt, durch ihre Schande erniedrigt, durch ihre Strafe verwildert, wie die gefährlichsten Kranken zur Wiederherstellung ihrer gewaltsam zerstörten Natur und ihres verheerten Daseins mehr als alle andern Menschen Schonung, Menschlichkeit und Liebe nöthig haben. Aber ich erwache von meinem Traum — das Volk der Erde stehet nicht vor mir, und die Geschlechter der Erden hören mich nicht.

Aber ihr, meine Lieben, mit denen ich rede, werdet an dem unglücklichen Mann, von dem ich jetzt mit euch rede, nicht unbarmherzig und unempfindlich handeln. Ich hoffe es zu Gott, so wie ich auch zu Gott hoffe, daß ihr die Geschichte seines Lebens dahin benutzen werdet, euch unter einander weniger zu plagen, zu verderben und zu verheeren, als dieses bisher geschah, sondern immer mehr in gegenseitigem Frieden und Liebe mit Schonung und Sorgfalt gegen einander zu leben und so des Elends, das unter uns ist, täglich weniger zu machen.

Es war so drückend, dieses Elend, und ich konnte bis auf diese Stunde so viel als nichts dagegen thun, als es

Gott klagen und ſchweigen. Aber Zeuge biſt du, Kanzel des Herrn, wie tief mich euer Elend beugte! Zeuge biſt du, todter Stein, aus dem ich nun 20 Jahre das Geſchlecht taufte, das hinter uns aufwuchs, Zeuge biſt du, was meine Seele litt, wenn ich eure Kinder in meine Hand nahm und dachte, welch einem Leben ſie entgegengehen! —

Aber von nun an erwacht meine Hoffnung wieder in mir und es preßte mir heute Freudenthränen aus, da ich das Kind, das ich jetzt taufen werde, in euer Buch eintrug. Ich ſchrieb ſeinen Namen Eſther größer als ſonſt, und mit rother Dinte, ich umſchlang das Wort mit einem Kranz, hängte unter den Kranz den Anker der Hoffnung, wie an ein Band, oben am Kranz ſchrieb ich neben dem heutigen Tag noch den achtzehnten Herbſtmonat, an dem ihr euerm jetzigen Herrn huldigtet, und meine Thränen fielen häufig auf das Blatt, auf dem ich ſo in meiner Freude mein Herz ausleerte.

Ihr Lieben! Vergeſſet auch ihr dieſen achtzehnten Herbſtmonat nicht, und lehrt eure Kinder und Kindeskinder mit Dank gegen den Vater im Himmel, der die Schickſale der Menſchen leitet, von dieſem Tag an die Hoffnung zur Wiederherſtellung eures Glücks zählen.

Ihr Lieben! Ich bezeuge es vor dem Angeſicht Gottes: Euer Herr will euer Glück. Er will euer zeitliches und ewiges Wohl und baut auf Fundamente, die den Wohlſtand eurer Kindskinder ſichern werden, wie euren eignen. Die alte fromme Einfalt wieder herzuſtellen, Freuden in Ehren und Freuden im Segen euch zu verſchaffen, euch in euren Wohnſtuben durch Frömmigkeit und Weisheit glücklich zu machen, euren Armen des Lebens Nothdurft ohne Drang und Kummer zu verſchaffen und den Quellen der Armuth, der Unwiſſenheit, der Liederlichkeit, dem Leichtſinn und der Unordnung vorzubeugen, der Gewaltthätigkeit und allem Ausſaugen Einhalt zu thun, und überhaupt auszurotten und auszutilgen die Keime aller Gottloſigkeit und Gottesvergeſſenheit und mit ihnen die erſten Urſachen aller Noth, alles Elends und alles Jammers, den ihr littet, und hingegen wieder

herzuſtellen, zu reinigen und euch zuzuführen die Segensquellen alles Guten, alles Göttlichen und alles Heiligen, deſſen Mangel uns alle ſo lang elend gemacht: das iſt das Ziel eures Herrn, für welches er ſeine Tage durchſorgt und ſeine Nächte durchwacht.

Erhebt euch zu den Gefühlen der Dankbarkeit, die ihr ihm vor Gott und den Menſchen ſchuldig ſeid. Er iſt euer Vater. Chriſten, die ihr einen Vater im Himmel habt, fühlet das Wort: Arner iſt euer Vater. — Ja, er iſt es, er iſt es im Geiſt und in der Wahrheit, wie alle chriſtlichen Herrſchaften im Geiſt uud in der Wahrheit Väter an ihren Angehörigen ſein ſollten. Chriſten, werdet ſeine Kinder, wie er euer Vater iſt; werdet im Geiſt und in der Wahrheit ſeine Kinder. Werdet eins mit ihm, wie gute Kinder mit einem edeln Vater eins ſind in menſchlicher Liebe, in menſchlichem Glauben, in menſchlicher Hoffnung. Noch mehr aber, werdet eins mit ihm, wie Jeſus Chriſtus mit ſeinem Vater im Himmel eins iſt in göttlicher Liebe, in göttlichem Glauben, in göttlicher Hoffnung. Liebet ihn, glaubet ihm und betet für ihn. Gott hat ihn euch zu eurem Vater gegeben; bittet, daß Gott ihn euch als euren Vater erhalte und ihn durch euch ſegne, wie er euch durch ihn geſegnet hat. Vereinigt euch mit ihm durch den Glauben der Chriſten, durch die Liebe der Chriſten und durch die Hoffnung der Chriſten. Mit ihm alſo vereinigt, werdet ihr ſein die Geſegneten des Herrn. Mit ihm alſo vereinigt, werdet ihr zu dem Berg der Sünde, der auf uns liegt, ſagen: Hebe dich von uns, und er wird ſich von uns heben, und unſer Dorf, das jetzt noch mitten in ſeinen Umgebungen als ein Beiſpiel der Sünde, ihres Elends und ihres Jammers daſteht, wird von nun an als ein Beiſpiel einer hohen, göttlichen Erlöſung aus ſeinem Verderben daſtehen. Ja, alſo in chriſtlichem Glauben und in chriſtlicher Liebe mit ihm vereinigt, werden wir ſein und bleiben die Geſegneten des Herrn. Gott verhelfe uns dazu in ſeiner Gnade durch ſeinen guten, heiligen Geiſt! Amen.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Lienhard und Gertrud. Zweiter Theil . 3

1. Der Vogt ſpaziert wieder zum Markſtein.
2. Der Pfarrer hemmt den wenn auch noch ſo gerechten Volksunfug.
3. Adam und Eva.
4. Der Pfarrer bringt Leute zur Kirche hinaus.
5. Aus des Pfarrers Predigt.
6. Wenn ſo ein Pfarrer auf die Gefängniſſe und Zuchthäuſer eines Reiches Einfluß hätte, er würde die Grundſätze, mit den Gefangenen umzugehen, in ein Licht ſetzen, das himmelrein leuchtete.
7. Menſchlichkeit und Gerechtigkeit bei einander.
8. Bauerngeſpräch und Bauernempfindung.
9. Hausordnung und Hausunordnung.
10. Der Pfarrer ſucht ferner das Herz des Vogts zu gewinnen.
11. Seltſame Wirkungen des böſen Gewiſſens, auch bei geſchäftserfahrnen Leuten.
12. Ein Bauernrath.
13. Des Kalberleders Verſuch, den Sachen zu helfen, und ſein übler Ausgang.
14. Die Dorfmeiſter ſuchen in ihrer Angſt beim Teufel und ſeiner Großmutter Hülfe.
15. Die Fahne dreht ſich.

16. Wie lange müſſen die Weiber noch ſagen: Mein Mann heißt Nabal und Narrheit iſt in ihm?
17. Zu gut iſt dumm.
18. Der Hühnerträger findet keine Hühner, keine Tauben und keine Eier mehr feil.
19. Art und Weiſe, der Obrigkeit zu berichten und ſie dahin zu lenken, wohin man ſie gern haben will.
20. Erziehungs- und Haushaltungs-Grundſätze.
21. Ein Stück aus einer Leichenpredigt; und wie eine Frau ſein ſoll.
22. Die Arbeit Arners und ihr Lohn.
23. In welchem Grad die Folgen der Sünden den Menſchen verwirren und verwildern.
24. Ein durch Menſchlichkeit und Chriſtenthum erleichtertes und erſchüttertes Gewiſſen eines verwirrten und verwilderten Menſchen.
25. Der Sonnenſchein und die Himmelstropfen.
26. Ein Geſpräch zwiſchen zwei Menſchen, die in zehn Tagen Vieles erfahren haben, das ſie vorher nicht wußten.
27. Hundstreue, die eine Menſchenempfindung veranlaßt.
28. Lips Hüni als Wächter, und der Untervogt Meyer.
29. Ein Schelm, deſſen Herz gerührt worden, erſcheint in einem ſchönen Lichte.
30. Die Menſchen ſind ſich in den Hütten und in den Paläſten allenthalben gleich.
31. Weil er Vater von Allen iſt, ſo hält er zuerſt und am ſtärkſten ſeinen älteſten Buben im Zaum.
32. Der neue Vogt neben ſeinen Bauern.
33. Der Vogt neben des Weibels Töchterlein.
34. Der Vogt wieder in des Kienholzen Stube, und dann auf der Gaſſe beim Weibel, der auf dem Roß ſitzt.
35. Renold, ein braver Mann, tritt auf.
36. Die Morgenſtunde Arners an einem Gerichtstage neben ſeinem Pfarrer.

37. Arner fängt seine Tagesarbeit an.
38. Bauern, die von ihrem Herrn reden.
39. Arner macht die Thür zu.
40. Sie werden jetzt bald aufhören zu rathschlagen wider ihren Herrn und wider ihr Heil.
41. Der alte Trümpi bringt eine böse Nachricht.
42. Es fängt an, Ernst zu werden.
43. Der Unverstand der Gewaltigen pflanzt die Lügen des Volks, aber ihre Weisheit macht die Menschen wahrhaft.
44. Ein Sigrist und ein Schulmeister, zwei Brüder dem Leibe nach und auch der Seele.
45. Er versteht das Fragen besser, als sie das Lügen.
46. Jacob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegaumer und Stillständer von Bonnal, wird fuchswild gemacht.
47. Arners Urtheil über die armen Sünder.
48. Es war seine Speise, daß er höre und thue den Willen seines Vaters im Himmel.
49. Wohin den Menschen sein armes Herz bringt, wenn er für dasselbe keinen Zaum hat, sogar in eine Ohnmacht.
50. Die wahre Regierungs-Weisheit wohnt in Menschen, die also handeln.
51. Ein Kläger, dem die Sonne scheint.
52. Ein Doktor in der Perücke, auf einer Tragbahre und im Bett.
53. Ein aufgelöstes Räthsel, und Arners Urtheil über einen privilegirten Mörder.
54. Arner genießt wieder den Lohn seiner Arbeit.
55. Es nahet ein Todbett.
56. Die Liebe besiegt Alles.
57. Menschlichkeit im niedern, ich möchte fast sagen, im verworfenen Volk.
58. Worte einer Sterbenden.
59. Hier ist wahrhaftig ein Haus Gottes und eine Pforte des Himmels.

60. Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertreffen wird die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.
61. Der Pfarrer beim Hartknopf.
62. Das Begräbniß der Vogtin, und die Weisheit des Pfarrers gegen den Treufaug.
63. Zu beweisen, daß die Menschen das werden, was man aus ihnen macht.
64. Zu einem guten Ziel kommen, ist ganz sicher besser, als vom guten Ziel viel Wortwesens machen, und dabei zurückbleiben.
65. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich in der Zeit.
67. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.
68. Hummel weiß sich im Schlosse angenehm und bald auch unentbehrlich zu machen.
69. Wer einmal ein schlechter Mensch ist, der kann auch kein guter Ehemann, kein guter Sohn und kein guter Vater sein.
70. Hummel erhält den Weibeldienst.
71. Wie Hummel Vogt wurde.
72. Die Schelmenstreiche des Vogt Hummel.
73. Wie der Vogt Religion treibt und alles Gute verhindert.
74. Hummel als Wirth und als Müller.
75. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.
76. Ein Gewitter.
77. Wo keine Ordnung im Herzen ist, kommt auch keine Ordnung in den Hausbau.
78. Was der Mensch säet, das erntet er auch.
79. Eine Predigt.